

Rebecca Mörge

**In Beziehung treten:
Etablierungsprozesse von
Beratungs- und Arbeits-
beziehungen im Feld der
aufsuchenden Sozialen Arbeit**

Eine Ethnographie im Kontext
der Prostitution

Rebecca Mörge

In Beziehung treten: Etablierungsprozesse von Beratungs- und
Arbeitsbeziehungen im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit

Soziale Probleme – Soziale Kontrolle

Herausgegeben von

Mechthild Bereswill | Peter Rieker

Rebecca Mörgen

**In Beziehung treten:
Etablierungsprozesse von Beratungs-
und Arbeitsbeziehungen im Feld der
aufsuchenden Sozialen Arbeit**

Eine Ethnographie im Kontext der Prostitution

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Rebecca Mörgen, Jg. 1985, Dipl.-Päd., ist seit 2012 wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für auserschulische Bildung und Erziehung des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Frühjahrssemester 2018 auf Antrag der Promotionskommission von Prof. Dr. Peter Rieker (hauptverantwortliche Betreuungsperson) und Prof. Dr. Andrea Maihofer als Dissertation angenommen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/ Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6156-7 Print

ISBN 978-3-7799-5460-6 E-Book (PDF)

1. Auflage 2020

© 2020 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: text plus form, Dresden

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Für Christine und Thomas

Dank

*Ganz vertraut dem Unvertrauten,
Nah dem Fremden,
Da dem Fernen,
Leg' ich meine Hände in die Deinen.
(Hannah Arendt 2015, S. 81)*

Eine ethnographische Reise unternimmt man nicht alleine, und zu solch einem Buch, das ein „Nebeneinander, in dem uns die Erfahrungen“ auf einer Reise gegeben werden, in ein „Nacheinander“ von Worten, eine Denkbewegung in eine „Gedankenlinie“ bringt (wie es Hannah Arendt formuliert), haben zahlreiche Personen nicht nur beigetragen, sie haben es auf ganz unterschiedliche Weisen erst ermöglicht. Eine lange Reise, die mit Unbekanntem und Vertrautem, mit Fremdem und Neuem, mit Irrungen und Wirrungen, mit Entdeckungen und Begegnungen einherging, geht nun – vielleicht nur für den Moment – zu Ende, die Begegnungen hingegen bleiben. Nun, wo die Dissertation in schriftlicher Form vorliegt, und die Erkenntnisse dieses Prozesses in eine „Linie“ gebracht wurden, möchte ich einigen von meinen Wegbegleiter*innen danken.

Eine ethnographische Forschung in einer Beratungsstelle für Sexarbeiter*innen durchzuführen, die die Anonymität ihrer Adressat*innen in einem nach wie vor gesellschaftlich nicht anerkannten und daher auch besonders vulnerablen Feld schützen möchte, ist ein besonderes Privileg, für welches ich den Sozialarbeiter*innen und den Sexarbeiter*innen zu größtem Dank verpflichtet bin. Sie haben durch ihre Unterstützung und Offenheit mir gegenüber diese Studie überhaupt erst möglich gemacht. Ihre Offenheit weiß ich nicht nur als Zugang des Feldes für die Forschung sehr zu schätzen, sie hat mir auch Einblicke in eine „unvertraute“ Welt gegeben, die zuweilen die „eigene“, als „vertraut“ wahrgenommene Welt produktiv befremdete.

Peter Rieker hat meine Arbeit nicht nur über viele Jahre hinweg vertrauensvoll begleitet, sondern mich auch in meinem forscherschen Werdegang auf unterschiedliche Arten und Weisen unterstützt. Ich danke ihm für seine Offenheit und seine Neugierde, für die zahlreichen kritischen, skeptischen und anregenden Gespräche. Andrea Maihofer danke ich für die wertschätzende, bestärkende Unterstützung und Begleitung meines Vorhabens in den letzten Jahren sowie die produktiven theoretischen und empirischen Anregungen. Besonders danke ich ihr für die Möglichkeit, Mitglied des Graduiertenkollegs Genderstudies der Universität Basel sein zu dürfen. Von den regelmäßigen Forschungskolloquien, den Lektürekreisen als auch dem konstruktiv-kritischen und pro-

duktiven Austausch innerhalb der (ständig wachsenden) Gruppe habe ich sehr profitiert. An dieser Stelle sei Moni Götsch, Susanne Nef, Nathan Schocher, Janina Scholz, Anika Thym, Barbara Umrath, Nicolas Wasser und vor allem Andrea Zimmermann gedankt. Fleur Weibel, Stefanie Schällin und Seline Kunz danke ich für die gemeinsamen produktiven Interpretationen und Diskussionen des empirischen Materials. Fleur Weibel hat darüber hinaus Teile der vorliegenden Arbeit gelesen und in gemeinsamen Diskussionen wichtige Impulse gegeben.

Catrin Heite möchte ich dafür danken, dass ich bei ihr bereits in Münster anregende Seminare besuchen konnte, die stets zum gesellschaftskritischen und politischen Denken herausforderten und nicht zuletzt zu meiner Freude am wissenschaftlichen Denken und Forschen beitrugen. Auch in Zürich begleitete sie diese Arbeit und hat damit zu der Denkbewegung beigetragen, aus der eine solche Arbeit hervorgeht.

Meinen Kolleg*innen Peter Rieker, Anna Schnitzer, Selin Kilic, Eveline Zwahlen, Jakob Humm, Simone Brauchli-Geiss, Daniel Werner, Verena Kuglstatter, Silke Jakob, Giovanna Hartmann-Schälli und Franz Zahradnik danke ich nicht nur für den kollegialen und freundschaftlichen Austausch, sondern auch dafür, dass sie mich insbesondere im letzten Jahr von administrativen Tätigkeiten entlastet und mich stets in meinem Vorhaben tatkräftig unterstützt haben. Auch Raphael Zahnd und Philipp Eigenmann haben diese Arbeit mit ihrem besonderen Blick für gesellschaftliche, aber auch historische Zusammenhänge begleitet.

Für die gemeinsamen Interpretationen und Analysen des empirischen Materials im Rahmen weiterer Interpretationsgruppen danke ich Simone Brauchli-Geiss, Nikola Diemer, Jakob Humm, Samuel Keller, Alex Knoll, Melanie Kuhn, Verena Kuglstatter, David Labhart, Hanna Lindenfelser, Veronika Magyar-Haas, Miriam Meuth Clarissa Schär, Franziska Schlattmeier, Charlotte Spellenberg, Marion Pomey, Myriam Rutschmann, Anna Schnitzer, Franz Zahradnik und Eveline Zwahlen.

Für die instruktiven und konstruktiven Diskussionen über das soziale Phänomen Prostitution, den regen Austausch und das gemeinsame Organisieren von Denkräumen für Wissenschaftler*innen in diesem Bereich danke ich Maureen Heeying, Giovanna Gilges, Veronika Ott und Marlen Löffler.

Für ihre Hinweise zu den einzelnen Teilen des Textes danke ich Peter Rieker, Andrea Maihofer, Anna Schnitzer, Clarissa Schär, Miriam Meuth, Kathrin Rietmann, Eveline Zwahlen, Jakob Humm, Franziska Schlattmeier, Fleur Weibel und Verena Kuglstatter. Ihre aufmerksamen, kritischen und konstruktiven Kommentierungen der jeweiligen Kapitel haben nicht zuletzt zur Schärfung meiner formulierten Ideen beigetragen.

Meiner Freundin Kathrin Rietmann danke ich dafür, dass sie mir eine treue Weggefährtin auf der abenteuerlichen Reise durch das Leben war und ist. Stets

hat sie aus der nahen Ferne große Freude an meiner Arbeit gehabt und nicht zuletzt mit ihrem unermüdlichen Nachfragen, ihrem Geschick des nachvollziehenden Verstehens der von mir gemachten Erfahrungen und meiner Ideen die Perspektive erweitert. Auch Bela Bartels, Maike Föllmer, Kathleen Zmeck und Elis Schmeer haben mich auf dieser Reise stetig begleitet, mir nicht nur mit Rat und Tat sowohl in inhaltlicher als auch gesellschaftspolitischer Hinsicht zur Seite gestanden, sondern auch mit kleinen und großen Ausflügen in die Welten abseits des Forschens. Teresa Widmer und Christoph Forsting möchte ich für den Frohsinn und die Lebensfreude, den Halt und das Miteinander-Sein, die Erholung am See, in den Bergen und bei ihnen zu Hause danken. Mit ihnen gemeinsam lässt es sich nicht nur gut im Wind des Lebens segeln, sondern man kann auch vortrefflich die Seele baumeln lassen. Jonas Isenring, Miriam Meuth und Luis Groß danke ich von ganzem Herzen für die kulinarische Versorgung in den Endzügen der Arbeit, sie waren nicht nur für das leibliche, sondern auch das geistige Wohl mehr als eine Erfrischung. Chad Lawson, Keith Jarrett, Elis Regina und Vanessa de Mata sei für die musikalische Unterstützung gedankt.

Meinen Geschwistern Judith Mörge, Aaron Mörge und Carla Mörge danke ich dafür, dass ein Unterschied (k)einen Unterschied macht, dafür, dass sie immer da sind und Räume nicht trennen, sondern verbinden. Carla Mörge sei an dieser Stelle ganz besonders dafür gedankt, dass sie die in dieser Arbeit abgebildeten architektonischen Raumdarstellungen gestaltet hat. Auch Paul Goebels und Annegret Groß waren mir treue Weggefährt*innen, die mich stets dazu ermutigt haben, den Blick nach vorne zu richten und Schritt für Schritt weiterzugehen. Meinem Großvater Kurt möchte ich dafür danken, dass er mich mit seiner geistigen Frische, seinen humorvollen Postkarten, aber vor allem seiner Freude an der Familie und seiner Liebe für sie all die Jahre begleitet und unterstützt hat.

Mein Vater, Thomas Gross-Moergen, ist – vielleicht – auf unterschiedliche Art und Weise der Ausgangspunkt für eine der Denkbewegungen in dieser Arbeit gewesen. Trotz seiner körperlichen Abwesenheit im Hier-und-Jetzt hat er mich stets begleitet und schon früh dazu beigetragen, der Welt mit offenen Augen zu begegnen, reiselustig zu sein, den ein oder anderen Berg zu erklimmen und das Vertraute im Fremden zu erkennen. Meine Mutter, Christine Mörge, hat mir, trotz der Widrigkeiten des Lebens, durch ihre Stärke, ihre Liebe, das Vertrauen und Zutrauen, immer einen Ort ermöglicht, in welcher Verlässlichkeit, gegenseitige Unterstützung und Anerkennung unterschiedlichster Lebenswege gelebt wurde. Sie hat mir stets Denkräume eröffnet und mich in aller nur denkbaren Art und Weise auf meinem privilegierten Bildungsweg unterstützt.

Für die Seilschaft, nicht nur in den letzten Jahren, sondern vor allem auch in den letzten Monaten, die Anna Schnitzer mir für das Erkletten des Berges gegeben hat, kann ich nicht genug danken: für ihre klugen und differenzierten

Kommentierungen der gesamten Arbeit, von einzelnen Textbausteinen und Kapitelentwürfen bis hin zu fertigen Texten, schließlich in der Endphase für die Ermutigung und Bestärkung, dass der Gipfel in Sicht ist. Meine Freundin Clarissa Schär hat mich nicht nur in der Endphase mit konzisen und scharfsinnigen Kommentierungen des gesamten Manuskriptes unterstützt, sondern mich während des gesamten Denkprozesses mit ihrem wachen, kreativen Blick für die Theorie wie auch Empirie, aber auch für gesellschafts- wie professionspolitische Fragen begleitet. Ich danke ihr für ihr Mit-Sein, ihre Gelassenheit, für die kreative Dosierung von notwendigen Pausen, für die gemeinsamen theoretischen Diskussionen, ihre Kritik, für das Auffangen von alltäglichen Krisen und die Umarmungen, die Herzlichkeit, die Verbundenheit und den Zuspruch, für das Zum-Lachen-Bringen und Durch-das-Leben-Tanzen, die Reiselust und das stetige gemeinsame Beschreiten neuer Wege.

Es haben viele weitere Menschen diese Reise und dieses Buch in der räumlichen Nähe wie in der Distanz begleitet, denen ich danken möchte.

Nun heißt es: Auf weitere Begegnungen und weitere (neue) Reisen mit all jenen Wegbegleiter*innen!

Inhalt

Kapitel 1

Einleitung: Körper – Prostitution – (aufsuchende) Soziale Arbeit

	17
1.1 Historische und gesellschaftliche Verortung von Prostitution als Forschungskontext	20
1.2 Prostitutionspolitik in der Schweiz: Begriffsbestimmungen und rechtliche Rahmenbedingungen	29
1.3 Sozialstaatliche Beratungs- und Unterstützungsangebote für Sexarbeiter*innen in der Schweiz	33
1.4 Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution: Forschungsstand	35
1.4.1 Im Blick der Forschung: Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sexarbeiter*innen als Adressat*innen Sozialer Arbeit	36
1.4.2 Im Blick der Forschung: Sozialarbeiter*innen als professionell Handelnde im Prostitutionsfeld	40
1.5 Aufsuchende Soziale Arbeit: Möglichkeitsbedingungen und konzeptionelle Bedeutungshorizonte	44
1.6 Forschungsbedarf und Konzeption der Studie: Prostitution, Körper und aufsuchende Soziale Arbeit	48
1.7 Aufbau der Studie	53

Kapitel 2

Theoretische Bezüge: Körper – Situationen – Praktiken

	54
2.1 Körper und Sozialität: Eine körpertheoretische Perspektive auf soziales Handeln	55
2.1.1 Körper und Leib: Terminologische Bestimmungen und sozialwissenschaftlicher Gegenstand	57
2.1.2 Intentionalität des Leibes und Interkorporalität als (materielle) Bedingungen sozialen Handelns	63
2.1.3 Körperleibliche Kopräsenz und die Situation als sozialer Anlass	70
2.2 Praxeologische Zugänge: Der soziale Vollzug von Praktiken und ihre Materialität	75
2.3 Zwischenfazit: Körper – Leib – Situation – Praktiken	82

Kapitel 3

Methodologische Überlegungen:

Ethnographie als Forschungsstrategie	87
3.1 Ethnographie als Forschungsstil	88
3.2 Ethnographie als Teilnahme	92
3.3 Ethnographie als Schreiben	95

Kapitel 4

Methodische Vorgehensweise:

Ethnographie als Forschungspraxis	98
4.1 Der Feldzugang: Erste Kontakte – Verunsicherungen – Ankommen im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit	99
4.1.1 Feldkontakte: Unsicherheiten, Ungewissheiten und die Suche nach einem Gatekeeper	100
4.1.2 Ankommen im Feld? Die fortwährende Etablierung von Beziehungen und Fremdheitserfahrungen	104
4.1.3 Aufsuchende Soziale Arbeit als Forschungsfeld	107
4.2 Datenerhebung: Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle schreiben – ethnographische Interviews erfassen	109
4.2.1 Teilnehmende Beobachtung und das Erstellen von Beobachtungsprotokollen	112
4.2.2 Ethnographische Interviews	118
4.2.3 Vorliegende Materialien: Beobachtungsprotokolle – ethnographische Interviews – Artefakte	121
4.3 Auswertungs- und Analysestrategien: Der Gestus des Entdeckens zwischen Vertrautwerden und Befremdetsein	122
4.3.1 Das Arbeiten in Interpretationsgruppen	123
4.3.2 Offenes Codieren: Das Aufbrechen der Daten	125
4.3.3 Relationale Analyse: Die Entstehung des Schwellenphasenmodells	128
4.3.4 Feinanalysen: Die Fokussierung von Situationen	130
4.3.5 Analytische Schlüsselthemen entdecken	131
4.4 Zur Darstellungsweise der Ethnographie: Schwellenphasen und die Thematisierungsweisen von Körper	132

Kapitel 5

Kleider machen Leute? Praktiken des Sich-Kleidens als professionelle Zugangs- und Übergangsrituale

5.1 Der bekleidete Körper der Ethnographin und die (Re-)Konstruktion (un)angemessener Bekleidungspraktiken	135
5.2 Sich-Kleiden: Professionelle Bekleidungspraktiken der Sozialarbeiterinnen	138

5.3	Die „richtige“ Bekleidung als Ausdruck der Persönlichkeit und als Kriterium für den Zugang – oder: Die Inszenierung einer glaubwürdigen Rolle	145
5.4	Zwischenfazit: Die Inszenierung des Körpers der Sozialarbeiterinnen als Zugangs- und Übergangsritual	151

Kapitel 6

Der Situationskontext: Sexdienstleistungsorte und die Konstitution von Schwellenräumen

6.1	Die (Un-)Sichtbarkeit des Sexdienstleistungsgewerbes: Terminwohnungen und Kontaktbars als Formen der Prostitution	159
6.2	Eintrittsschwellen – Öffnungen und Schließungen	163
6.3	Ein-Blick in die Innenräume: Die Konstitution von verkörperten Schwellenräumen	170
6.3.1	Aufenthaltsräume als Übergangsräume: Arbeitende und pausierende Körper	170
6.3.2	Das Arbeitszimmer wird zum Schlafzimmer	173
6.3.3	Die alltägliche Kleidungspraxis der Sexarbeiterinnen als Übergangsritual	176
6.4	Zwischenfazit: Schwellenräume und Schwellenerfahrungen	178

Kapitel 7

Zugang erhalten und Zugang herstellen:

Praktiken der Kontaktaufnahme

7.1	Zugangspraktiken I: Miteinander ins Gespräch kommen	185
7.1.1	Begrüßungsrituale als Zugangspraktiken	185
7.1.2	Die Aushandlung eines geduldeten Gaststatus	188
7.1.3	Ein Balanceakt zwischen Sich-nicht-Aufdrängen und Sich-Näherbringen	191
7.1.4	Die Herstellung von Begegnungsgelegenheiten	195
7.2	Zugangspraktiken II: Die Herstellung von Zugang zwischen Kontrollpraxis und Unsicherheitsbearbeitung	199
7.2.1	Ein ungebetener Besuch und die Verhandlung von Raumsouveränität	200
7.2.2	Der Ausweis wird gezückt	203
7.2.3	„Closed Door“: Praktiken der Zurückweisung der aufsuchenden Sozialarbeiterinnen und die Bearbeitung situativer Unsicherheitsmomente	205
7.2.4	Die Zuschreibung von Verstehensdefiziten als Begründung für die Zurückweisung	210
7.3	Zwischenfazit: Zugangspraktiken als Element der Beziehungsarbeit	212

Kapitel 8

Hinter der Tür: Die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und das Setting der Kurzberatung	215
8.1 Die Etablierung der Kurzberatung in der Arbeitsumgebung aus Perspektive der Sozialarbeiter*innen	218
8.2 Das Setting der Kurzberatung: Die Aushandlung einer Arbeitsbeziehung	225
8.3 „Welche Sprache?“, ambivalente Positionierungsakte in der situativen Beziehungsarbeit	239
8.4 „Ist auch gratis“: Praktiken des Schenkens und Tauschens	246
8.4.1 Die Verteilung von Gutscheinen für medizinische Kontrolluntersuchungen	248
8.4.2 Das Schenken von Schminke	253
8.5 Zwischenfazit: Die Konstitution von Arbeitsbeziehungen als ein situatives Grenzgeschehen	258

Kapitel 9

Mit Körpern am fürsorgenden Schutz des Körpers arbeiten: Praktiken des Zeigens während der sexuellen Gesundheitsprävention	263
9.1 Das Dental Dam und das Femidom als Artefakte der Gesundheitsprävention – eine Beschreibung	266
9.2 Die Herstellung einer Zwischenbühne zwischen Kreisformationen und konzentrischen Räumen	267
9.3 Mit Körpern zeigen: Ein Akt der körperbezogenen Wissensvermittlung	273
9.4 Mit Körpern über Sexualität sprechen: Situative Unsicherheitsmomente	279
9.5 Arbeiten am Schutz des Körpers: Anrufungsweisen des professionell sexuell arbeitenden Körpers zwischen Normierung und Normalisierung	280
9.6 Zwischenfazit: Praktiken des Zeigens zwischen kontrollierender Fürsorge und aufklärender Professionalisierung	284

Kapitel 10

Ein Balanceakt: Schwangerschaft – Arbeit – Mutterschaft	288
10.1 Die Sichtbarkeit der Schwangerschaft zwischen Normalisierung und Entsetzen: Die Perspektive der Ethnographin	291
10.2 De-Thematisierung der Schwangerschaft: Adressierung als Berufstätige	294
10.3 Schwangerschaft und Prostitution: Das Ringen um die Grenzen der professionellen Intervention	299

10.4 Die Thematisierung der Schwangerschaft als ein situativer Grenzung – oder: Von der Großmutter über die Mutter hin zum Apfel	305
10.5 Zwischenfazit: Die (De-)Thematisierung von Schwangerschaft und Sexarbeit als Grenzung	319
Kapitel 11	
In-Beziehung-Treten – Prozesse der Etablierung von Arbeits- und Beratungsbeziehungen unter Bedingungen von Prekarität	322
11.1 Situierte Leiblichkeit und der körperleibliche Vollzug sozialer Besuchssituationen: Reflexion der erkenntnistheoretischen Zugänge	324
11.2 In-Beziehung-Treten: Soziale Praktiken des Angesprochenwerdens als relationaler Prozess	328
11.3 In-Beziehung-Treten: Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen	332
11.4 Auf der Schwelle von Gelingen und Scheitern: Abschließende Überlegungen	339
Bibliographie	343

Kapitel 1

Einleitung: Körper – Prostitution – (aufsuchende) Soziale Arbeit

Das Verhältnis von Körper, Prostitution und Sozialer Arbeit lässt sich innerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung als ein eher marginalisiertes und kaum bearbeitetes Feld bezeichnen. Dies ist insofern verwunderlich, als davon auszugehen ist, dass gerade der Körperlichkeit im heterogenen Feld der Prostitution eine besondere Relevanz zugesprochen werden kann. Prostitution kann dabei nicht nur als eine körperbezogene Tätigkeit bezeichnet werden, sondern der Körper der Prostituierten wird zudem immer wieder diskursiv als der „andere“, der „fremde“ Körper konstruiert, der im Widerspruch zu hegemonialen Vorstellungen von Sexualität und Körperlichkeit steht (Grenz 2007; Ruhne 2008). Körperbezogene Aspekte, die zur Stigmatisierung und Diskriminierung von Sexarbeitenden führen, ebenso wie die Abweichung von hegemonialen Normalitätsvorstellungen von Körper und Sexualität, die diesem Feld zugeschrieben werden, stellen mitunter die Legitimation für Soziale Arbeit dar, in diesem Kontext tätig zu sein (Brückner/Oppheimer 2006; Vorheyer 2010). So agiert Soziale Arbeit in einem Spannungsfeld von Normalisierung und Normierung körperbezogener Aspekte wie sexueller Gesundheit und beruflicher Lebensführungsweisen und ist an der Regulierung von Prostitution als sozialem Problem beteiligt (Ott 2017; Vorheyer 2018). Inwiefern sich Körper als Produkt machtvoller Handlungen begreifen lassen, legt Michel Foucault (1976, S. 41) in seinen Überlegungen zur Disziplinargesellschaft dar. Mit seiner genealogischen Betrachtung der „Mikrophysik der Macht“ wie auch der „politischen Besetzung des Körpers“ (ebd., S. 70) rekonstruiert er Körper als Effekt von Diskursen und damit von Praktiken der Macht und des Wissens (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörgen 2014, S. 111). Die diskursive Hervorhebung des Körpers der Sexarbeiter*innen, die diesen – von der bürgerlichen Norm abweichend – für das sexuelle Arbeiten einsetzen, scheint dienlich dafür zu sein, das Bild eines als prekär markierten Körpers sichtbar zu repräsentieren, zu moralisieren und zu kulturalisieren. Gleichzeitig wird damit aber auch der subjektive Umgang der Sexarbeiter*innen mit ihrem Körper adressiert, der auf Fragen der Selbstkommerzialisierung des Körpers verweist, die es sozialpädagogisch zu bearbeiten gelte (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörgen 2014, S. 117). Diese Überlegungen verweisen zugleich auf das Verhältnis von (diskursiven) Wahrnehmungen, von Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten sowie Sagbarkeiten und Unsagbarkeiten, von Präsentationen und Repräsentationen, vor deren Hintergrund die Körper von Per-

sonen und Personengruppen als „Andere“ konstruiert werden. Andererseits ist Körper nicht nur Gegenstand machtvoller Zuschreibungen und damit Ausgangspunkt für spezifische körperbezogene Adressierungsweisen, er ist nicht nur als Ort gesellschaftlicher Macht- und Ordnungsverhältnisse zu verstehen, sondern es kann mit Norbert Axel Richter davon ausgegangen werden, dass „die empirischen Subjekte [...] die ihnen zugemutete normative Ordnung [...] bespielen“ (2009, S. 31). Die empirischen Subjekte der vorliegenden Studie sind dabei keinesfalls ausschließlich die Sexarbeiter*innen, sondern auch und vor allem die Sozialarbeiter*innen, die im Kontext Prostitution tätig sind. Insofern im Kontext Prostitution agierende Beratungsstellen nicht als „Sprachrohre, sondern [als] Orte der Regierung“ verstanden werden können, „deren Wissen zu Sexarbeit [...] einen stark legitimatorischen wie handlungsleitenden Bezug zu den Interessen ihrer Klientel hat, jedoch nicht die Interessen der Klientel sind“, wie es Veronika Ott (2017, S. 398) in ihrer jüngst erschienenen Studie formuliert, stellt sich die Frage, wie Sozialarbeiter*innen mit den machtvollen Körperbildern, die über ihre Adressat*innen existieren, im konkreten Alltag umgehen. Wie wird der Körper der Sexarbeiter*innen als sozialpädagogisches Bearbeitungsobjekt adressiert und hergestellt und damit auf eine spezifische Art und Weise Gegenstand und Legitimierung eines sozial- und gesundheitspolitischen Auftrags? Neben diesen Fragen, bei denen es um den gesellschaftlich geformten und formierten Körper geht, ist jedoch vor allem die Frage zu stellen, wie sich Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen in der aufsuchenden Sozialen Arbeit begegnen und wie sie hierbei miteinander in Beziehung treten. In dieser Perspektive geht es um die körperleibliche Dimension des Handelns, denn wie es Erving Goffman (1994, S. 152) pointiert formuliert: „Den Körper haben wir immer dabei.“ Der Körper ist nicht einfach nur ein Gegenstand, der bearbeitet und geformt wird, sondern der Körper spielt in der alltäglichen sozialen Praxis und in den jeweiligen Handlungsvollzügen eine bedeutende Rolle: Mit ihrem Körper treten Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen über Gestik, Mimik, Blicke, aber auch Körperbewegungen und -haltungen miteinander in Beziehungen, sie nehmen einander in einer konkreten zeitlichen, räumlichen wie auch materiellen Verortung wahr. Im Medium des Körpers wird in (sozialpädagogischen) Interaktionsverhältnissen soziale Ordnung hergestellt, denn mit dem Körper wird auf unterschiedliche Arten und Weisen kommuniziert, er wird gelesen und gedeutet und ist der Ort körperleiblicher Empfindungen, die wiederum nach außen sichtbar werden können. Dabei kann Körper nicht nur als ein Medium der Verständigung verstanden werden, sondern mit dem Körper werden auch soziale Positionierungen und Adressierungen verhandelt, die als Praktiken der Aushandlung von Machtverhältnissen, von Unterstützungs- und Hilfsbedürftigkeit im sozialpädagogischen Kontext zu lesen sind und mit unterschiedlichen Möglichkeiten ebenso wie Unmöglichkeiten, Gewissheits- wie auch Ungewissheitsverhältnissen für die jeweiligen Akteur*innen einhergehen. Da-

mit rückt die körperleibliche Dimension sozialer Praktiken während der sozialen Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen in den Fokus. Doch welche Rolle spielen Körper, Körperlichkeit und Leiblichkeit im professionellen Handeln, d.h. bei der Gestaltung der sozialpädagogischen Arbeitsbeziehung und in den situativen Interaktionsverhältnissen im Kontext Prostitution? Wie genau mischt der Körperleib in den Interaktionsverhältnissen mit – wenn er denn mitmischt (Meyer-Drawe 2006, S. 76)? Welche Bedeutung hat der Körper für die Beziehungsarbeit und die Etablierung einer Arbeitsbeziehung in der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution?

Auf der Basis dieser hier kursorisch skizzierten Überlegungen und aufgeworfenen Fragen interessiert sich die vorliegende Studie für die körperleibliche Dimension des professionellen Handelns der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution. Ziel ist es dabei nicht, zu rekonstruieren, ob Soziale Arbeit „herrschaftskritisch“ (Schrader 2013, S. 412) agiert und/oder inwiefern sie an der (Re-)Produktion gesellschaftlicher Marginalisierung von Sexarbeiter*innen beteiligt ist (Augustín 2010, S. 5). Die Einbindung Sozialer Arbeit in gesellschaftliche Machtverhältnisse und Normalisierungsprozesse, wie sie sich auch im Kontext Prostitution als soziale Phänomene zeigen lassen, stellt vielmehr den Ausgangspunkt der Denkbewegungen dar, die diese Studie abbildet. Ziel der ethnographischen Studie ist es, den Fokus auf die (körperpraktische) Herstellung des sozialpädagogischen Alltags der aufsuchenden Sozialen Arbeit durch die Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen und damit verbunden auf den körperleiblichen Vollzug der Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen zu richten. Mit der Frage nach den Konstitutionsmomenten aufsuchender Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution interessiert sich die Studie auch dafür, mit welchen Herausforderungen und Schwierigkeiten die sozialen Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen verbunden sind. Somit richtet die Studie einen differenzierten Blick auf das professionelle Handeln und sozialpädagogische Professionalität im Kontext Prostitution, indem sie eine phänomenologisch-praxeologische Perspektive mit einem ethnographischen Zugang kombiniert, um so situative Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution detailliert herauszuarbeiten und dabei kontextspezifischen Bedingungen Rechnung zu tragen.

Wurde bislang sehr selbstverständlich von Prostitution, Sexarbeit und (aufsuchender) Sozialer Arbeit gesprochen, folgt nun eine systematisierende Einordnung Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution. Hierfür wird im Rahmen der Einleitung zunächst auf eine historische und gesellschaftliche Verortung von Prostitution als Forschungskontext eingegangen (Kap. 1.1/1.2/1.3). Daran anschließend folgt eine detaillierte Betrachtung relevanter empirischer Forschung zu Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution (Kap. 1.4). Zudem werden strukturelle Rahmenbedingungen und konzeptionelle Besonderheiten aufsuchender

Sozialer Arbeit skizziert (Kap. 1.5). Schließlich wird der Forschungsbedarf formuliert und die Konzeption der Studie mit den forschungsleitenden Fragen erläutert (Kap. 1.6), bevor der Aufbau der vorliegenden Studie, d.h. die Kapitelgliederung der weiteren textlichen Darstellung vorgestellt wird (Kap. 1.7).

1.1 Historische und gesellschaftliche Verortung von Prostitution als Forschungskontext

Sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen bzw. wissenschaftspolitischen Diskurs rund um Prostitution lassen sich historisch wie auch gegenwartsdiagnostisch polarisierende, kontroverse und ambivalente Stränge ausmachen, die mit divergierenden und kontextspezifischen Deutungs- und Verhandlungsweisen des Phänomens Sexarbeit einhergehen (vgl. u.a. Grenz/Lücke 2006; Helfferich et al. 2007; Sauer 2006; Vorheyer 2010). Die Diskussionen in der Schweiz wie auch auf gesamteuropäischer Ebene machen dabei deutlich, dass das Thema Prostitution in höchstem Maße polarisierend wirkt und als „symbolisches Thema“ (Helfferich et al. 2007, S. 14) besetzt ist. Prostitution sei „aufgrund ihrer klandestinen Erscheinungsform, Vielschichtigkeit und definitorischen Abgrenzungsprobleme wissenschaftlich und erkenntnistheoretisch nicht bzw. nur schwer zu fassen“, so Claudia Vorheyer (2010, S. 57) im Anschluss an Tamara Domentat. Dichotomisierungen wie Freiwilligkeit versus Zwang und Autonomie versus Heteronomie würden hierbei zu kurz greifen und die Komplexität des Phänomens Prostitution unzweckmäßig reduzieren (vgl. Ott 2017, S. 35–38; Sauer 2006, S. 78). Mit dieser Diagnose verbunden ist eine Kritik der Engführung sozialwissenschaftlicher Prostitutionsforschung auf Sexarbeiterinnen und Freier resp. Kunden als Gegenstand (vgl. Grenz/Lücke 2006, S. 12; Weitzer 2005, S. 229), die einerseits zurückgeführt wird auf ein „feministisches Forschungsparadigma“ (ebd.) und andererseits auf heteronormative Grundannahmen in der Forschung sowie damit einhergehende Zuschreibungen von vergeschlechtlichter Sexualität und sexuellem Begehren (vgl. Nowottnick 2008, S. 64f.; Ott 2014). Diese Kritik ist in Beziehung zu setzen zu den verschiedenen Phasen sozialwissenschaftlicher Prostitutionsforschung. Letztere entwickelt sich von einer sozialmedizinischen und pathologisierenden Auseinandersetzung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, die durch eine „Naturalisierung alles Devianten“ (Ziemann 2017, S. 95; 98f.) geprägt war, hin zu einer Devianzforschung in den 1960er Jahren, in der Prostitution als soziales Problem markiert (vgl. Kontos 2009, S. 107) und Sexarbeiter*innen „als gesellschaftlich Ausgeschlossene verstehbar“ (ebd.) wurden (vgl. hierfür: Ott 2017, S. 28). In den 1980er Jahren erfolgte mit den feministischen Bewegungen ein Perspektivwechsel zugunsten der Analyse gesellschaftlicher (Geschlechter-)Verhältnisse, wodurch sich die Devianzforschung zu einer „Viktimisierungsfor-

schung“ (Grenz/Lücke 2006, S. 10f.) fortentwickelte. Neben der (sozialwissenschaftlichen) Betrachtung von Sexarbeiterinnen als Opfern gesellschaftlicher Verhältnisse (vgl. Kontos 2009, S. 160–164) oder unter dem Aspekt abweichenden gesellschaftlichen Verhaltens entwickelten sich forschersiche Interventionen aus der Hurenbewegung selbst heraus, die einer Viktimisierungsperspektive widersprachen und insbesondere die Berücksichtigung sozialer Ein- und Ausschließungsprozesse sowie die Anerkennung von Sexarbeit als Arbeit einforderten (vgl. hierfür u. a.: Biermann 2014; Heying 2018; Molloy 1992; Ott 2017, S. 30). Mit der bereits oben erwähnten Kritik an einem „feministischen Forschungsparadigma“ ging die Forderung einher, neben Sexarbeiterinnen und Kunden auch „männliche Prostituierte“ und „Frauen als Zuhälterinnen oder Kundinnen“ (Grenz/Lücke 2006, S. 12) sowie verschiedene Orte wie auch Formen der Prostitution (vgl. Weitzer 2005, S. 229) in das Blickfeld sozialwissenschaftlicher Forschung zu rücken. Darüber hinaus gilt es den Fokus zu weiten und Prostitution als soziales Phänomen in gesellschaftlichen Verhältnissen zu verorten (vgl. Löw/Ruhne 2011; Ott 2017). Dies bedeutet sodann auch, die Perspektive institutioneller Beratungs- und Unterstützungsangebote (Brückner/Oppenhaimer 2006; Ott 2017) und das Verwaltungshandeln von Behörden in Bezug auf Prostitution (Vorheyer 2010) in den Blick zu nehmen.

Im Folgenden werden Thematisierungsweisen von Prostitution als sozialem Phänomen skizziert und hierbei auch verdeutlicht, wie der Begriff Prostitution in der vorliegenden Studie verwendet wird. Da der Körper der Prostituierten ein zentraler Bestandteil von Sexarbeit und zugleich ein relevanter Bezugspunkt wissenschaftlicher Auseinandersetzungen ist (vgl. Heying 2018), wird auf Fragen der sozialen Disziplinierung und Kontrolle des Körpers fokussiert. Nun stehen in der Studie nicht die „soziale Person Prostituierte“ (Molloy 1992, S. 8) oder die Rolle der Freier (vgl. Gerheim 2012) im Fokus, sondern soziale Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution. Vor diesem Hintergrund konzentriert sich das Kapitel auf die für die Studie relevanten Aspekte. Das Kapitel dient damit einer Ein- und Hinführung in den Forschungskontext.

Prostitution als soziales Phänomen

Prostitution als soziales Phänomen sei historisch wie auch gegenwärtig stets eine unterschiedliche Antwort „auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen und die etablierten Vorstellungen“ (Grenz/Lücke 2006, S. 15) von Aspekten wie Gender, Sexualität, Rasse und Klasse. Prostitution ist gerade keine „ahistorische Konstante“ (ebd.), sondern von sich gesellschaftlich wandelnden moralischen, soziokulturellen, sexualethischen und rechtlichen Einstellungen geprägt (vgl. ebd.; Ahlemeyer 1996; Dabhoiwala 2014; Heinz-Trossen 1993; Jenzer 2014; Löw/Ruhne 2011, S. 25; Ulrich 1985). Was wie unter Prostitution verstanden wird, ist eine Frage der gesellschaftlichen Umgangsweisen, die sowohl „Kontinuitäten

als auch Veränderungen“ (Vorheyer 2010, S. 62) aufweisen, so dass die Thematisierung von Prostitution einem historischen Prozess unterliegt; ihr zeitspezifischer Charakter und sozialer Sinn kann „als sozial konstruiert dechiffriert werden“ (ebd., S. 60).

Im Altertum existierte die Form der „sakralen Prostitution“ (Braun 2006, S. 30), auch Hierodulie genannt. Charakteristisch für diese Form der Prostitution war der Vollzug sexueller Handlungen gegen Opfergaben für Gottheiten. Dabei genossen insbesondere Priesterinnen, denen die sakrale Tempelprostitution oblag, ein hohes soziales Ansehen (ebd., S. 31). Im Zusammenhang mit der zunehmenden Abstraktion und Anonymität des Geldes, wie Braun im Anschluss an Georg Simmel argumentiert, gewinnen Formen der sogenannten profanen, weltlichen Prostitution an Bedeutung (ebd., S. 33). Konstitutiv hierfür ist die Differenzierung zwischen den sogenannten Hetären und einer „gewöhnlichen Prostituierten“ (Vorheyer 2010, S. 60). Sowohl Braun (2006) als auch Heinz-Trossen (1993) machen in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass Prostitution in ihrer damaligen Begriffsbestimmung auf heterosexuelle Beziehungen eingeschränkt war. Einerseits dienten die Hetären der sexuellen Befriedigung des Mannes und andererseits fungierten sie als „Statussymbol“ (Vorheyer 2010, S. 60). Gleichzeitig entstanden die ersten Bordelle, in denen der Preis für die sexuellen Dienstleistungen festgelegt war und so „auch Männer der unteren Schichten Zugang fanden“ (Heinz-Trossen 1993, S. 38). Mit Christina von Braun gesprochen (2006, S. 34) wurde „der Körper der Prostituierten [...] zu einer ‚lebenden Münze‘“. Die gesellschaftliche Akzeptanz der Prostitution während des Altertums wurde im frühen Christentum durch den Grundgedanken abgelöst, „dass Prostitution ein notwendiges Übel sei und dass reuige Sünderinnen Beistand brauchten“ (Dabhoiwala 2014, S. 282). Für die „Rehabilitation der Prostituierten“ (ebd.) entstanden sogenannte Magdalenen-Häuser, die vor dem Hintergrund der katholischen Lehre Möglichkeiten der religiösen Umerziehung boten (vgl. Heinz-Trossen 1993, S. 39). Während des 12. und 13. Jahrhunderts gab es eine Phase der gesellschaftlichen Akzeptanz der Prostitution „als kleineres Übel“ (Braun 2006, S. 35) bei gleichzeitiger Reglementierung. So wurde beispielsweise seitens des Staates auch in die Kleiderordnung der Prostituierten eingegriffen (ebd., S. 36). Ziel der Integration der Prostitution in das soziale Gefüge war die damit einhergehende Möglichkeit, umfassende staatliche Kontrolle auszuüben (vgl. Ziemann 2017). Es lassen sich hier also Formen der Institutionalisierung der Prostitution ausmachen, da das Prostitutionswesen zunftmäßig organisiert war (vgl. Heinz-Trossen 1993; Braun 2006). Zugleich ist hervorzuheben, dass Frauen, die sich als Prostituierte betätigten, sozial ausgegrenzt waren und sich eine zunehmende Fixierung auf die Hygiene etablierte (vgl. Heinz-Trossen 1993, S. 40). Nach dem aktuellen Stand der Forschung kann Prostitution als eine spezifische körperbezogene Tätigkeit verstanden werden, die auf einem „Tauschhandel zwischen Körper und Zeichen“

(Grenz/Lücke 2006, S. 11) beruht. Es geht also um sexuelle Interaktionen – und damit um Körperlichkeit und Sexualität – auf der einen Seite und materielle Gegenleistung auf der anderen Seite (vgl. hierzu auch: Vorheyer 2018; Gerheim 2018), die im Rahmen der „prostitutiven Intimkommunikation“ (Ahlemeyer 1996, S. 10) zwischen Personen vereinbart werden. Prostitution befindet sich damit nicht „außerhalb der Gesellschaft“ (Ulrich 1985, S. 7), sondern ist als ökonomischer und kultureller Teilaspekt des Sozialen zu verstehen. Dass Prostitution jedoch nach wie vor gesellschaftlich nicht anerkannt und normalisiert ist (Ott 2013, S. 147), liegt wesentlich daran, dass sie „als eine ‚Grenzüberschreitung‘ zwischen der im Privaten verorteten Sexualität und der als öffentlich klassifizierten Arbeitssphäre angesehen wird“ (Vorheyer 2018, S. 171). Insofern Sexarbeit eine intime Arbeit darstellt, in der sich Körper nahekommen und berühren, ist Sexarbeit eine Arbeit mit dem eigenen und dem anderen Körper. In dem angesprochenen Zusammenhang von Körperlichkeit, Sexualität und Arbeit fällt die Prostitution in ihrer gesellschaftlichen Bewertung insofern aus dem Rahmen, als andere körperbezogene Dienstleistungs- und Arbeitsformen gerade nicht als eine integritätsverletzende Arbeit des Leibes betrachtet werden, also als eine Tätigkeit, die den Leib durch ihre Ausübung beeinträchtigt (vgl. Brenner 2007). Damit wird die Ausübung der sexuellen Tätigkeit und mit ihr Prostitution gesellschaftlich als eine den Körper der Sexarbeiter*innen wie auch die bürgerliche Norm betreffende Grenzüberschreitung konstruiert (vgl. Vorheyer 2018). Prostitution und die an ihr beteiligten Personengruppen werden sozial zu einem „Feld des ‚Anderen‘ und des ‚Anormalen‘“ (Löw/Ruhne 2011, S. 11) gemacht. Sowohl Personen, die sexuelle Dienstleistungen anbieten und als Prostituierte bezeichnet werden, als auch Personen, die als sogenannte Freier sexuelle Dienstleistungen in Anspruch nehmen, unterliegen einem Prozess der „negativen Klassifikation“ (Neckel/Sutterlüty 2005).¹ Dieser Prozess ist nicht zuletzt verbunden mit wirkmächtigen stereotypisierenden Vorstellungen, die Prostituierte und Freier als Andere und Fremde positionieren. Vor diesem Hintergrund wird für die Betrachtung von Prostitution als Forschungskontext eine weit gefasste Begriffsbestimmung favorisiert, die Prostitution nicht auf eine körper-

1 Mit dem Begriff der negativen Klassifikation lenken Neckel und Sutterlüty (2005), „die Aufmerksamkeit auf die diskriminierenden Aspekte der symbolischen Ordnung sozialer Ungleichheit“ (ebd., S. 410) und damit insbesondere auf jene Bewertungsmuster, „die einen restriktiven Einfluss auf die materiellen und kulturellen Aneignungschancen von Sozialgruppen habe“ (ebd.). Für die soziale Herstellung von Ungleichheiten erweisen sich einerseits Institutionen, die als gesellschaftliche Arenen auf machtvolle Klassifikationen zurückgreifen, als wirkmächtig; etwa dann, wenn Prostitution zum sozialen Problem wird und damit einen öffentlichen Raum für entsprechende sozialstaatliche Interventionen konstituiert. Neben den Institutionen tragen andererseits „mediale Wirklichkeitskonstruktionen und politische Deutungsangebote“ zu der „Macht der Klassifikation“ (ebd.) bei, wie die Autoren im Anschluss an Pierre Bourdieu argumentieren.

bezogene Arbeit reduziert und damit die ausübende Person fokussiert, sondern es ermöglicht, mit Prostitution verknüpfte Phänomene wie bspw. soziale Raumordnungen, geschlechtliche Ordnungen einer Gesellschaft und die gesellschaftliche Bearbeitung von Prostitution als soziales Problem in den Blick zu nehmen (vgl. Löw/Ruhne 2011, S. 25; Ruhne 2006, S. 2528). Werde der Begriff „Prostituierte“ verwendet, so Löw und Ruhne (2011, S. 22), bezeichne dieser sowohl Männer als auch Frauen, die sexuelle Dienstleistungen anbieten. Die durchaus wichtige Differenzierung nach weiblicher und männlicher wie auch nach hetero- und homosexueller Prostitution wird dabei zugunsten der Diagnose, dass es einen höheren Anteil an weiblich-heterosexueller Prostitution gebe, vernachlässigt.² In der vorliegenden Studie werden die Begriffe Prostitution und Sexarbeit synonym verwendet. Zum einen handelt es sich bei dem Begriff Prostitution um einen historisch gewachsenen Begriff (vgl. Ruhne 2006). Zum anderen muss mit dem Sprechen über Prostitution nicht zwangsläufig eine grundsätzliche Problematisierung einhergehen. Mit beiden Begriffen ist die Anerkennung der sexuellen Dienstleistung als Arbeit gemeint. Da der Begriff Sexarbeiter*in zugleich als Selbstbezeichnung von Sexarbeiter*innen verwendet wird, wird er auch in dieser Studie verwendet, wenn von konkreten Personen gesprochen wird.³

Die staatliche Reglementierung und soziale Kontrolle von Prostitution

Die gesellschaftliche Konstruktion der Prostitution als von der bürgerlichen Norm abweichendes – in der Regel weiblich konnotiertes – Verhalten diente

2 In diesem Zusammenhang ist kritisch anzumerken, dass gerade auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung empirische Forschungsergebnisse – sowohl historisch als auch gegenwartsbezogen – zu männlichen Sexarbeitern innerhalb der Forschung zu Prostitution ein randständiges Thema darstellen. Für Forschungen, die sich mit mann-männlichen Sexarbeitern beschäftigen, vgl. Pfister 2009; Löffler 2015; für eine Auseinandersetzung mit der sozialen Figur des Freiers im Kontext von Körper- und Machtdiskursen vgl. Gerheim 2012, S. 11–85.

3 Es ist jedoch darauf hinzuweisen, dass je nach (wissenschafts)politischer Perspektive eine klare Differenzierung vorgenommen wird. Diese lässt sich insbesondere bezogen auf den Begriff Sexarbeit skizzieren. Die Begriffe Sexarbeiter*in wie auch Sexarbeit gehen auf die Problematisierung des Begriffes Prostitution seitens einer sozialen Bewegung von Sexarbeiter*innen zurück, die sich in Westeuropa und den USA im Kontext sexueller Liberalisierungstendenzen formierte. Ziel und Anliegen ist dabei die Anerkennung von Sexarbeit als (entlohnte) Arbeit im Sinne von Care-Arbeit (vgl. hierzu u. a.: Angelini/Stampfli/Jegher 2014; Grenz/Lücke 2006) und das „Sich-zur-Wehr-Setzen“ gegen Viktimisierung und Kriminalisierung. Im Gegensatz dazu wird der Begriff Prostitution insbesondere als juristischer Begriff verortet und findet somit u. a. als juristische Bezeichnung seine Verwendung (vgl. Hürlimann 2004). In sozialwissenschaftlichen Studien werden je nach Verwendung der Begrifflichkeiten zudem unterschiedliche Subjektverständnisse in den Analysen relevant gesetzt. Die Verwendung des Begriffes Sexarbeiter*in betone hierbei vor allem Agency- und Empowerment-Konzepte, die Fragen nach dem Grad der Selbstbestimmung mit sich führen (vgl. hierzu: Augustin 2005; Le Breton 2011; Schrader 2013).

der Kontroll- und Definitionsmacht über den weiblichen Körper und weibliche Sexualität sowie daraus abgeleiteten sozialen Sanktionierungen und staatlichen Reglementierungen (vgl. u. a. Ruhne 2006; Ziemann 2017).⁴ Die staatliche Kontrolle und Reglementierung von Prostitution legitimierte sich zum einen in Bezug auf die öffentliche Ordnung und Sicherheit (Leopold/Steffan/Galen 1997, S. 21; Ruhne 2006, S. 2521), zum anderen in Bezug auf moralische und hygienische Fragen, die insbesondere die Sanktionierung und Regulierung des (weiblichen) Sexualverhaltens betreffen (vgl. Heinz-Trossen 1993, S. 311; Ziemann 2017). Auf diese beiden Aspekte wird im Folgenden genauer eingegangen.

Insbesondere in historischen Forschungsarbeiten wird die Bedeutung der sozialen Kontrolle von Prostitution als einer gesellschaftlichen Reaktionsweise auf zeithistorische und damit auch spezifische gesellschaftliche Entwicklungen betont.⁵ Durch die zunehmende Industrialisierung und Urbanisierung sowie die damit einhergehende Prekarisierung Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildete sich ein differenzierter ökonomischer Markt der sexuellen Dienstleistung⁶ heraus. Diese Entwicklungen waren begleitet von der „Wahrnehmung einer ‚Gefährdung des Sittlichen‘“ (Ruhne 2006, S. 2525). Prostitution bedrohte die „bürgerliche Ordnung“ (Jenzer 2014, S. 69). Die daraus entstandenen sozialstaatlichen Kontrollbemühungen des „Sittlichen“ betrafen jedoch keineswegs nur Frauen, die in der Prostitution tätig waren, sondern alle Frauen und Mädchen, denen unsittliches Verhalten attestiert wurde (vgl.

4 Für eine historische Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von Prostitution und sozialer Kontrolle von der griechischen Antike bis 1930 vgl. Heinz-Trossen 1993, S. 37–46; Vorheyer 2010, S. 60f.; Ziemann 2017. Für eine Betrachtung des Zusammenhangs der Geschichte der Prostitution und der Geschichte des Geldes vgl. Braun 2006; für die historische Rekonstruktion des gesellschaftlichen Umgangs mit Körper, Lust und Sexualität, der Sexualkulturen sowie der damit verbundenen sexuellen Überwachung und Kontrolle insbesondere in England vom 17. bis zum 21. Jahrhundert vgl. Dabhoiwala 2014.

5 Für Deutschland vgl. u. a. Schulte 1984; für die Schweiz vgl. u. a. Jenzer 2014; Ulrich 1985; Ziegler 2007.

6 Hintergrund hierfür ist, dass mit zunehmender Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert die Städte rasant wuchsen und in diesem Kontext gewissermaßen die städtische „Freizeit- und Vergnügungsindustrie“ (Jenzer 2014, S. 38) boomte. Damit wurde „sexuelle Dienstleistung zu einem Massenartikel“ (Vorheyer 2010, S. 61); Prostitution entwickelte sich gar „zu einem internationalen Massenmarkt“ (Jenzer 2014, S. 39) und „die Prostituierte fügte sich als Ware in das Vergnügungs- und Konsumangebot ein“ (Ulrich 1985, S. 9). Mit zunehmendem Wachstum der Städte wuchs auch die Anzahl der Frauen, die in der Prostitution tätig waren. Das Phänomen Prostitution wurde gewissermaßen als „ein Nebenprodukt des explosionsartig erfolgenden Wachstums der Stadt“ (ebd.) betrachtet. Es entstand ein differenzierter Prostitutionsmarkt; neben den Bordellen, die in der Regel privatwirtschaftlich organisiert und auf Profitsteigerung ausgerichtet waren, existierte eine Form der ‚freien Prostitution‘ (Ulrich 1985, S. 8; Vorheyer 2010, S. 61).

Jenzer 2014, S. 13; Ruhne 2006, S. 2525).⁷ Der gesellschaftliche Umgang wie auch die entsprechenden Reaktionsweisen waren von „obrigkeitsstaatlichen Verwaltungs- und Institutionalierungsaktivitäten“, von Regulierung und „Kasernierung“ (Kontos 2009, S. 22), aber auch von öffentlichen Wohltätigkeits- und Fürsorgemühungen für sogenannte „gefallene Frauen und Mädchen“⁸ geprägt (vgl. Dabhoiwala 2014, S. 300; Ulrich 1985, S. 139f.). In diesem Zusammenhang erfolgte in westlich-europäischen Gesellschaften die Einrichtung von Frauenhäusern – sogenannten Magdalenenhäusern – mit dem Ziel, die „Allgemeinheit vor Schaden zu schützen“ (Kontos 2009, S. 22), „Prostituierte in wirtschaftlich produktive Mitglieder [der Gesellschaft; RM] zu verwandeln“ (Dabhoiwala 2014, S. 300) und „reuigen Sünderinnen Beistand“ (ebd., S. 282) zu leisten.⁹ In diesen „sexuellen Fürsorgeeinrichtungen“ (Dabhoiwala 2014, S. 300) unterlagen die Frauen in den meisten Fällen gesundheitspolitischen wie auch rechtlichen Sonderbehandlungen. Zugleich war es dadurch möglich, die Figur der Prostituierten aus der öffentlichen Wahrnehmung zu verbannen. Jenzer (2014) weist für die Schweiz darauf hin, dass die Etablierung von neuen Gesetzen sowie von Fürsorgeeinrichtungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts „die effektive Durchsetzung bürgerlicher Normvorstellungen und Sexualitätsstandards“ (ebd., S. 13) ermöglichte. Zu jener Zeit wurde „die Verletzung der an einer gerade für Frauen rigiden Moral gemessenen sexuellen Norm als typische weibliche Devianz gehandelt. In den Fokus fürsorgerischer Maßnahmen gerieten sogenannte ‚sittlich gefährdete‘ oder ‚gefallene‘ Frauen aus der Unterschicht, die in prekären materiellen Verhältnissen lebten und eines sexuell auffälligen Verhaltens bezichtigt wurden oder als gefährdet galten, eines Tages von den bürgerlichen sexuellen Normen abzuweichen“ (ebd., S. 12). Zu thematisieren ist an dieser Stelle die Entstehung der Konstruktion der „sittlich gefallenen Frau“ als einer Angehörigen der Unterschicht, die keine sittliche Erziehung erhalten habe, womit Prostitution als mögliches Problem der Oberschicht verschwindet.

7 Bekleidung wie auch Hygienepraktiken stellen körperliche Handlungsweisen dar, bei denen der jeweilige subjektive Umgang mit dem eigenen Körper immer wieder dem öffentlichen Interesse und Tendenzen der Moralisierung unterliegt. Inwiefern sozialpädagogische Adressat*innen wohldefinierten Verhaltensweisen folgen müssen, um bestimmte sozialpädagogische Unterstützungsleistungen zu erhalten und nicht als ‚verwahrlost‘ markiert zu werden, rekonstruiert Urs Hardegger (2012) in „Die Akte der Luisa Agostini. Eine Frau zwischen Wohlfahrt und Bevormundung“ auf sehr plastische Weise (vgl. Morgen 2014).

8 In der Auseinandersetzung mit bestehenden Bildern über Prostituierte weist Ulrich (1985, S. 27–131) darauf hin, dass die Bezeichnungen „Prostituierte“ oder „Dirne“ im Gegensatz zu „gefallenes Mädchen“ weniger negativ konnotiert waren und keine moralische Färbung aufwiesen.

9 Für Deutschland vgl. Kontos 2009; für England vgl. Dabhoiwala 2014; für die Schweiz vgl. Jenzer 2014.

Bei der Implementierung von sogenannten Magdalenenheimen ging es insbesondere um eine Resozialisierung im Sinne von Umerziehungsmaßnahmen, wobei gerade die Frauenbewegung und die Entstehung der sozialpädagogischen Berufe (als ‚geistige Mütterlichkeit‘) eine Vorreiterrolle innerhalb der Diskurse eingenommen haben. Die von der Sittlichkeitsbewegung vertretenen sexualmoralischen Einstellungen und damit einhergehenden Strategien waren „in starkem Maße gegen jede Lusterfahrung gerichtet. Selbstbeherrschung, die Fähigkeit, Affekte zurückzuhalten, sollten den neuen Menschen kennzeichnen. [...] Die Triebbeherrschung [wurde] nicht nur auf dem Gebiet des Sexuellen gefordert [...], sondern Ziel war Ordnung im Individuum überhaupt“ (Ulrich 1985, S. 138; vgl. hierzu auch: Ziemann 2017). In diesem Zusammenhang bezogen sich Sanktionierung und Regulierung auf das (weibliche) Sexualverhalten.

Gesundheitspolitische Kontrolle

Bezüglich der sich seinerzeit etablierenden Gesundheitspolitik wird darauf hingewiesen, dass sich gesundheitspolitische und sanktionierende Maßnahmen auf die Prostituierten bezogen, nicht aber auf die Kunden, die im Hinblick auf die Verbreitung sexuell übertragbarer Krankheiten ebenso in den Blick geraten könnten (vgl. Heying 2018; Leopold/Steffan/Galen 1997, S. 29 f.; Vorheyer 2010, S. 64). Die Entstehung eines Systems der Reglementierung, das seinen Ausdruck in Gesundheitskontrollen und der Registrierung der „Prostituierten“ fand, diente dabei, so Sabine Jenzer (2014, S. 70), vor allem dem Schutz der Freier. Somit entstand ein bestimmtes Sexualitätskonzept, welches den Männern außerehelichen Geschlechtsverkehr nicht nur zugestand, sondern über staatliche Registrierung und medizinische Untersuchung der Prostituierten die Männer und „gegebenenfalls deren Ehefrauen“ (ebd.) vor sexuell übertragbaren Krankheiten schützte. Es erfolgte eine „Hygienisierung“ und Stilisierung von Prostitution zum „zentralen Ansteckungsherd“ (ebd., S. 72). Bei Nicht-Registrierung der als Prostituierte tätigen Personen drohte polizeiliche Verfolgung. Die damalige Installation einer medizinischen Überwachung des Phänomens Prostitution dient bis heute als Legitimationsgrundlage der „Prostituiertenüberwachung“, wie Heinz-Trossen (1993, S. 41) treffend bemerkt.¹⁰

In der Schweiz gingen die spezifischen Gesundheitskontrollen bis nach dem Ersten Weltkrieg mit einer Fixierung auf weibliche Prostituierte einher. Mit der Gründung der Schweizerischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, so Jenzer (2014, S. 87 f.), begann eine neue Phase im gesellschaftli-

10 Aktuelle Diskussionen in Deutschland um das Prostituiertenschutzgesetz (ProstG) weisen einige Parallelen auf: So sieht die Gesetzesvorlage neben einer Kondompflicht die persönliche Registrierung und regelmäßige gesundheitliche Beratung aller Sexarbeiter*innen vor, die in einem sogenannten „Prostituiertenausweis“ eingetragen werden soll (vgl. hierzu: Heying 2018; Vorheyer 2018; Ziemann 2017).

chen Umgang mit Prostitution. Die staatliche Reglementierung nahm zugunsten neuer gesundheitspolitischer Strategien ab, die sich sowohl an Männer als auch an Frauen richteten, die von einer sexuell übertragbaren Krankheit betroffen waren. Dabei weist Jenzer darauf hin, dass eher eine konservative Präventionspolitik vertreten wurde, was sich darin äußerte, dass Empfehlungen zur „Sexualabstinenz“ Vorrang hatten vor der Verwendung von Kondomen als Schutzmittel (ebd.). Zugleich vollzog sich die rechtliche Reglementierung bis in die 1940er Jahre eher schleppend, obwohl Prostitution „sittenpolizeilich bekämpft“ (ebd., S. 83) wurde.¹¹ Die Etablierung spezifischer Gesundheitskontrollen wurde in den 1980er Jahren mit dem Aufkommen von HIV/Aids wieder verstärkt diskutiert. Dies könnte auch die thematisch ausgerichtete gesundheitsorientierte Forschung in diesem Bereich erklären (vgl. hierfür: Heinz-Trossen 1993). Die staatlichen wie sozialen Kontrollbestrebungen sind Ruhne (2006, S. 2528) zufolge in einen Zusammenhang mit der Etablierung einer Zweigeschlechterordnung zu stellen, die auf einer „natürlichen“ Ordnung und Differenzierung von Männlichkeit und Weiblichkeit gründet. Die Figur der Prostituierten widersprach und widerspricht nicht nur der bürgerlichen Vorstellung vom weiblichen Körper, sondern forderte diese auch heraus. Durch die Manifestation des idealisierten Bildes der bürgerlichen Hausfrau, deren Gegenbild die Prostituierte war (Ruhne 2006, S. 2525), wurde die Figur der Prostituierten historisch „zum Sinnbild für die wankende gesellschaftliche Ordnung stilisiert“ (Jenzer 2014, S. 69). In den Diskursen über die soziale Rolle von Frauen in westlichen Gesellschaften spielte die Figur der Prostituierten als Kontrastfolie zu einem idealisierten Frauenbild eine relevante Rolle. Während im Zuge der bürgerlichen Ordnung dem männlichen Körper die (sexuell) aktive und starke Rolle zugesprochen wurde, galt für den weiblichen Körper Passivität und sexuelle Zurückhaltung (ebd.). Diese Vorstellung von weiblicher Sexualität wurde durch die Figur der Prostituierten gewissermaßen konterkariert. Ziemann pointiert dies in seinen Ausführungen, indem er auf die Figur der „heiligen Mutter“ (2017, S. 28) eingeht. Das unsittliche Verhalten und die Figur der Hure, die „Mutterliebe und Mütterlichkeit“ (ebd., S. 28) destabilisiere, ist ein wirkmächtiges Argument sowohl im römischen Kaiserreich als auch im 19. Jahrhundert. Die „geborene“ Prostituierte, die „ihrer Mutter- wie auch Familiengefühle [...] beraubt sei“ (ebd., S. 95), wird der „bürgerlichen Frau“ als „geborene[r] Mutter“ gegenübergestellt (ebd., S. 96). Dieses Stigma der „Unheiligen, der Gefallenen und Unerwünschten“ (ebd., S. 29) hat sich wirkmächtig und beharrlich gehalten (vgl. hierzu auch: Ruhne 2006; Ulrich 1985).

11 Für die staatliche Überwachung durch die Gesetzgebung seit 1927 in Deutschland vgl. ausführlich Heinz-Trossen 1993, S. 46–70 sowie Vorheyer 2010.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Körper bzw. Körperlichkeit in den gesellschaftlichen Debatten um Prostitution und für die damit verbundenen Fragen um Selbstkommerzialisierung der Prostituierten sowie um (il)legitime staatliche Verfügungsmacht über Prostituierte eine relevante Rolle spielt (vgl. Brenner 2007; Heying 2018; Schulte 1979, S. 182; Ziemann 2017). Insbesondere sozialstaatliche Reglementierungen und Kontrollen waren auf den Körper der Prostituierten ausgerichtet: Dieser fällt „in gesellschaftlich konstruierte sowie symbolisch konnotierte Aufregungszonen“ und wird „zum Anlass sozialer Ausschließung oder aber sozialpädagogischer Unterstützungsleistung“ (Burghard/Magyar-Haas/Mörgen 2014, S. 117). Darüber hinaus machen die empirischen Erkenntnisse deutlich, dass das soziale Feld der Prostitution durch körperbezogene Kategorien strukturiert ist. Diese zeigen sich unter anderem in der affektiven Dimension vermittelt über die Thematisierung und Fokussierung von Scham, Ekel und Angst und über bestimmte Hygiene-, Gesundheits- und Bekleidungs Vorstellungen (vgl. hierfür u. a.: El-Nagashi 2010, S. 77; Löw/Ruhne 2011).

1.2 Prostitutionspolitik in der Schweiz: Begriffsbestimmungen und rechtliche Rahmenbedingungen

Die in der Schweiz verfolgte Politik in Bezug auf Prostitution lässt sich als Legalisierung bei gleichzeitiger Regulierung charakterisieren (vgl. Bertschi 2003, S. 6; Hürlimann 2004; Le Breton 2011, S. 54; Suter/Muñoz 2015, S. 113). Während in Deutschland Prostitution bis 2002 juristisch als sittenwidrige Tätigkeit betrachtet wurde, die aber grundsätzlich als legal galt, ist das Angebot von und die Nachfrage nach sexuellen Dienstleistungen in der Schweiz seit 1942 legal. Seit 1973 steht die Ausübung von Sexarbeit in der Schweiz nach der Bundesverfassung unter dem Schutz der Erwerbsfreiheit.¹² Die rechtlichen Rahmenbedingungen sind durch die föderalistische Struktur gekennzeichnet. Es gibt auf nationaler Ebene keine einheitliche Gesetzgebung, sondern es gelten sowohl auf kantonaler wie auch auf kommunaler Ebene unterschiedliche Gesetze, die die Ausübung und das Angebot von sexuellen Dienstleistungen regeln und reglementieren (vgl. Suter/Muñoz 2015, S. 113). Neben den komplexen rechtlichen Rahmenbedingungen ist die staatspolitische Haltung für das Handlungsfeld sozialpädagogischer Beratungsstellen konstitutiv. In der Literatur wird darauf hingewiesen, dass sich die staatspolitische Haltung der Schweiz zwischen den

12 Zur dezidierten Auseinandersetzung mit der Regelung mann-männlicher Sexarbeit im schweizerischen Recht vgl. Hürlimann 2004, S. 200 ff.; Pfister 2009. Erst 1992 wurde mann-männliche Sexarbeit mit heterosexueller Sexarbeit gesetzlich gleichgestellt.

Polen des Reglementarismus und des Abolitionismus bewegt (vgl. Rother 2015; Suter/Muñoz 2015). Letzteres zeigt sich insbesondere im öffentlichen Diskurs der Medien und der Politik. Grundsätzlich ist die politische Haltung in der Schweiz jedoch durch einen reglementarischen Ansatz geprägt, der Sexarbeit als sexuelle Dienstleistung und somit als Arbeit anerkennt und als gesellschaftliche Realität akzeptiert. Diese „liberale“ Haltung ist jedoch mit der Erwartung besserer sozialpolitischer Kontrollmöglichkeiten in dem Sinne verknüpft, dass über gesetzliche Regelungen Sexarbeit einerseits kontrolliert werden kann und andererseits Formen der Intervention wie Präventionsangebote möglich sind.

Insgesamt lassen sich in Bezug auf eine Prostitutionspolitik für Europa die vier Rechtsmodelle des Abolitionismus, des Prohibitionismus, der Regulierung und der Legalisierung unterscheiden. In Ländern, in denen das Rechtsmodell des Prohibitionismus vertreten wird, gilt ein grundsätzliches Verbot der Prostitution. Als Grundlage für prohibitionistische Modelle werden sozialhygienische und moralische Begründungen angeführt (vgl. Le Breton 2011, S. 53). In ähnlicher Weise werden abolitionistische Politikmodelle, wie derzeit in Schweden, verstanden. Charakteristisches Merkmal für den Abolitionismus sei sein „Erziehungscharakter“ (Le Breton 2011, S. 53), der sich darin ausdrücke, dass Frauen zwar sexuelle Dienstleistungen anbieten dürfen, jedoch Betreiber*innen des Angebots und Kund*innen für die Nachfrage sexueller Dienstleistungen strafrechtlich belangt werden können. Wird demgegenüber Prostitution gesetzlich anerkannt, werde seitens der jeweiligen staatlichen Prostitutionspolitik das Modell der Regulierung vertreten, welches seine spezifische Form in der Legalisierung findet.

Unter Prostitution wird im schweizerischen Strafrecht das „gelegentliche oder gewerbsmäßige Anbieten und Preisgeben des eigenen Körpers an beliebige Personen zu deren sexueller Befriedigung gegen Geld oder geldwerte Leistungen“ verstanden (EJPD 2015, S. 11). Um Prostitution von Menschenhandel abzugrenzen, wird hierbei nicht vom „Verkauf des Körpers“, sondern von der „Involviertheit des eigenen Körpers“ gesprochen (ebd.). Darüber hinaus muss es sich um ein Austauschverhältnis handeln, das sich entweder auf monetäre Mittel oder andere materielle Werte wie Nahrung, Unterkunft oder Drogen bezieht. Als ein weiteres Definitionsmerkmal für die Erbringung sexueller Dienstleistungen gilt, dass sich diese auf die sexuelle Befriedigung beziehen (vgl. Le Breton 2011, S. 57).

Des Weiteren wird die Ausübung der Tätigkeiten in der Prostitution insbesondere durch das Ausländerrecht reguliert. Nach dem 2008 in Kraft getretenen Ausländergesetz müssen Personen aus dem Ausland die ausländerrechtlichen Bestimmungen in Bezug auf die Aufenthalts- und Erwerbstätigkeitsregelungen erfüllen. Sie müssen also über eine Aufenthalts-, Niederlassungs- bzw. Arbeitsbewilligung verfügen. Insofern das Phänomen Prostitution mit dem Phänomen Migration eng verknüpft ist, ist hier eine Differenzierung zwischen Personen

aus den EU/EFTA-Staaten und Personen aus sogenannten Drittstaaten relevant (vgl. Le Breton 2011). So macht Le Breton (ebd., S. 42) auf die migrationspolitischen Bedingungen in der Schweiz aufmerksam und zeigt auf, wie über die gesetzlichen Regelungen in Bezug auf den Aufenthaltsstatus Differenzierungsprozesse vorgenommen werden, „welche die gesellschaftliche Situation und somit den Bewegungs- und Handlungsspielraum von Migrantinnen in der Schweiz beeinflussen“. Personen aus den EU/EFTA-Staaten¹³ haben im Zusammenhang mit dem Personenfreizügigkeitsabkommen grundsätzlich das Recht, in der Schweiz erwerbstätig zu sein. Während Personen mit einer C-Aufenthaltsbewilligung jeglicher Erwerbstätigkeit nachgehen können, benötigen Personen, die lediglich über eine B-Aufenthaltsbewilligung verfügen, eine Arbeitsgenehmigung. Allerdings verfügen die jeweiligen Kantone über die Kompetenz, die Aufenthalts- und Arbeitsbedingungen für in der Prostitution tätige Personen mit Auflagen zu versehen. Dabei wird auf gesetzlicher Ebene zwischen selbstständiger und unselbstständiger Erwerbstätigkeit unterschieden. Letzteres bedeutet, über einen gültigen Arbeitsvertrag mit einem Arbeitgeber – im Falle der Prostitution mit den Betreiber*innen – zu verfügen. Zu Recht weisen Suter und Muñoz (2015, S. 115) auf den paradoxalen Charakter dieser gesetzlichen Regelung hin, da die Förderung von Prostitution nach wie vor als sittenwidrig¹⁴ gelte und somit strafrechtlich verfolgt werden müsste (vgl. auch: EJPD 2015, S. 19). Für Personen aus sogenannten Drittstaaten¹⁵ führen die rigiden ausländerrechtlichen Regelungen dazu, dass sie häufig keine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung besitzen und daher illegal in der Sexarbeit tätig sind (Le Breton 2011, S. 55). Zum einen dürfen Migrant*innen aus sogenannten Drittstaaten zum Zweck der Prostitution nicht einreisen.¹⁶ Zum anderen sind ihre Einreisemög-

13 Personen aus den Mitgliedstaaten der EU/EFTA-25 können eine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung B in der Schweiz erlangen. Seit dem 31. Mai 2016 werden die EU-Staaten Bulgarien und Rumänien nicht mehr als Drittstaaten betrachtet, so dass auch bulgarischen und rumänischen Staatsangehörigen der Erwerb einer Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung möglich ist. Der B-Ausweis genehmigt die Ausübung einer selbstständigen Erwerbstätigkeit – auch im Erotikgewerbe – für maximal 90 Kalendertage im Jahr. Staatsangehörige der EU/EFTA-17 Staaten benötigen für einen Aufenthalt unter 90 Tagen keine Bewilligung, wohingegen für Staatsangehörige aus EU/EFTA-8 Staaten auch dafür eine Bewilligungspflicht gilt (vgl. Le Breton 2011, S. 56; Suter/Muñoz 2015, S. 114 ff.).

14 In verschiedenen Kantonen der Schweiz, wie Zürich oder Bern, werden Prostitutionsverträge seit ca. 2013 als rechtsgültig anerkannt.

15 Inwiefern lediglich Personen aus sogenannten Drittstaaten der Status von Ausländer*innen zugewiesen wird und sie in dieser Logik als „Andere“ gelten, zeigt Le Breton (2011, S. 42–46) auf. Sie erfahren insofern eine rechtliche Ungleichstellung, als EU/EFTA-Angehörige priorisiert werden: „Die Rechtsstellung ausländischer Menschen aus sogenannten Drittstaaten bleibt den Interessen des Wirtschaftsstaates untergeordnet“ (ebd., S. 45).

16 Bis zum 1. Januar 2016 stellte die sogenannte L-Aufenthaltsbewilligung eine Ausnahme dar. Diese beinhaltet eine achtmonatige Kurzaufenthaltsbewilligung für Frauen aus Dritt-

lichkeiten im Grundsatz von den Arbeitsmarkt- und Zivilstandsverhältnissen abhängig (ebd., S. 44f.). Während sich also Staatsangehörige der EU/EFTA-Staaten auf bilaterale Abkommen berufen können, erhalten, so Brigitte Hürlimann (2004), „ausländische Arbeitnehmerinnen, die in der Schweiz dem Beruf der Prostitution nachgehen wollen und weder mit einem Schweizer noch mit einem niedergelassenen Ausländer verheiratet sind, [...] grundsätzlich keine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung. Wer sich prostituiert, gilt in der Schweiz als unerwünschter Ausländer, über den oder die eine Einreisesperre verhängt werden darf. Das Bundesamt für Ausländerfragen stuft die ‚Gewerbeunzucht‘ als eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit ein. Sie verstoße gegen die guten Sitten und wirke kriminogen“ (ebd., S. 152f., Herv. i. O.). Sowohl Hürlimann (ebd.) als auch Le Breton (2011) machen entsprechend darauf aufmerksam, dass die migrationspolitischen Bedingungen in der Schweiz und die damit einhergehenden gesetzlichen Rahmenbedingungen für Ausländer*innen für die Regulierung und Kontrolle des Phänomens Prostitution genutzt werden. Damit befinden sich insbesondere Migrant*innen aus Drittstaaten in vulnerablen Situationen wieder: Um ihren Aufenthalt nicht zu gefährden, sind sie aufgrund der strukturellen Abhängigkeitsverhältnisse in Bezug auf den Arbeitsmarkt wie auch private Lebensformen gezwungen, auch ungünstige Bedingungen zu akzeptieren.

Da die vorliegende Studie im Bereich der gesundheitspräventiven Sozialen Arbeit angesiedelt ist, ist über diese arbeits- und aufenthaltsrechtlichen Bedingungen hinaus interessant, wie Prostitution im Rahmen des Gesundheitsrechts in der Schweiz reguliert wird.¹⁷ Präventionskonzepte und medizinische Interventionen richteten sich insbesondere Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gegen Prostituierte: „Seuchenherd wurde zum Synonym für Prostitution“ (Hürlimann 2004, S. 62). Am Ende des 20. Jahrhunderts wurden im Kontext der zunehmenden Zahl von HIV-Infektionen Prostituierte als Risikogruppe kategorisiert (vgl. u.a. Heinz-Trossen 1993). Damit wurde und wird nach wie vor das Angebot von und die Nachfrage nach bezahltem, ungeschütztem Geschlechtsverkehr gesundheitspolitisch problematisiert (vgl. hierzu auch: EJPD 2015, S. 55). Dabei richteten sich die gesundheitlichen Kontrollmaßnahmen ausschließlich auf den Körper der Prostituierten, denen „die Verfügung über ihren Körper entzogen“ wurde (Hürlimann 2004, S. 62; vgl. auch: Kontos 2009,

staaten, die einer Erwerbstätigkeit als Cabaret-Tänzerinnen nachgehen. Der ungenügende Schutz und die prekären Arbeitsbedingungen der Tänzerinnen werden u.a. als Gründe für die Aufhebung dieser Ausnahmeregelung angeführt.

17 Neben dem Ausländer- und Gesundheitsrecht ist Sexarbeit auch dem Sozialversicherungsrecht unterstellt. Auch das Arbeitsrecht sowie das Bau-, Umwelt- und Nachbarschaftsrecht stellen weitere relevante Rechtsgebiete dar. Für eine umfassende Auseinandersetzung vgl. Hürlimann 2004.

S. 357; Schulte 1979, S. 182f.). Auf rechtlicher Ebene ist es im Zusammenhang mit AIDS bzw. der Übertragung des HI-Virus möglich, dass Prostituierte wegen Körperverletzungsdelikten und in außergewöhnlichen Fällen sogar wegen Tötungsdelikten zur Verantwortung gezogen werden (Hürlimann 2004, S. 63). Neben den strafrechtlichen Regelungen werden im sogenannten Epidemien-gesetz (EpG) Maßnahmen zum Schutz der Gesundheit der Allgemeinbevölkerung getroffen. So gibt das EpG beispielsweise in Bezug auf eine HIV-Infektion eine Meldepflicht vor, die Meldung erfolgt jedoch anonymisiert (vgl. ebd., S. 71). Im Unterschied zum Strafrecht verfolgt das EpG weniger das Ziel der Sanktionierung und Repression als vielmehr Präventionsmaßnahmen zu installieren, die zur Krankheitsbekämpfung und -verhütung beitragen. Im Zusammenhang mit AIDS sind insbesondere die Artikel 15, 16, 17 und 19 von besonderer Bedeutung, da diese spezifische, das einzelne Individuum betreffende Maßnahmen umfassen; dazu zählen ärztliche Kontrolle resp. Überwachung sowie ein eventuelles Berufs- und Tätigkeitsverbot (ebd.). Diese dienen sowohl der Krankheitsbekämpfung bei den Betroffenen als auch dem Schutz der gesunden Bevölkerung. Im Unterschied zu Deutschland enthält das schweizerische Gesundheitsrecht zwar keine „generelle medizinische Kontrollpflicht für Prostituierte“ (ebd.),¹⁸ hat aber durchaus einen gesundheitspolitischen Auftrag.

1.3 Sozialstaatliche Beratungs- und Unterstützungsangebote für Sexarbeiter*innen in der Schweiz

Sexarbeit wird in der Schweiz in unterschiedlichen Formen und an verschiedenen Arbeitsorten ausgeübt (vgl. Ahlemeyer 1996, S. 79). Sexuelle Dienstleistungen werden auf dem Straßenstrich, in Bordellen, Clubs, Kontaktbars, Saunen, Salons oder per Internet und Telefon angeboten (vgl. ebd.; vgl. Kap. 6). Das

18 Weist Hürlimann 2004 noch darauf hin, dass die „rigorose und oft unverhältnismäßige ärztliche Kontrolle und Regulierung“ (ebd., S. 71 f.) in Deutschland mit dem Infektionsschutzgesetz abgeschafft wurde, muss für 2016 hier ein Rückschritt festgehalten werden (vgl. Ziemann 2017). 2017 ist in Deutschland ein neues Prostituiertenschutzgesetz in Kraft getreten, das regelmäßige gesundheitliche Beratung, deren Vermerk auf einem Ausweis für Prostituierte sowie eine Kondompflicht vorsieht. Vgl. hierzu den Gesetzentwurf der Bundesregierung zur Regulierung des Prostitutionsgewerbes sowie zum Schutz von in der Prostitution tätigen Personen, online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/volltextsuche,did=226524.html>; für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des Prostitutionsgesetzes (ProstG) vom 1. Januar 2002 auf die sozialen Sicherungs- und Arbeitsverhältnisse sowie die Arbeitsbedingungen in der Prostitution vgl. Helfferich et al. 2007; für eine wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit den politischen Diskussionen um das Prostituiertenschutzgesetz von 2017 vgl. Ziemann 2017.

Sexgewerbe unterliegt einem kontinuierlichen Wandel und passt sich flexibel an örtliche Entwicklungen und Bedürfnisse an (vgl. Hürlimann 2004, S. 14). Entsprechend ist auch die Ausgestaltung des sozialstaatlichen Unterstützungsangebots von den Arbeitsorten der Sexarbeiter*innen abhängig. Die jeweiligen Arbeitsorte prägen neben den Formen und Möglichkeiten der sozialpädagogischen Angebote nicht nur die grundlegenden Arbeitsbedingungen und Zugangsmöglichkeiten der Sexarbeiter*innen zu sozialen Sicherungssystemen, sondern auch die Möglichkeiten der Gesundheitsförderung (vgl. Le Breton 2011; Rother 2015; Suter/Muñoz 2015).

Insgesamt verfügt die Schweiz in neun Kantonen über Beratungsstellen mit einem niedrighschwelligem Angebot sowie in 16 Kantonen über gesonderte AIDS-Präventionsprogramme. Suter und Muñoz (2015, S. 124ff.) skizzieren in ihrem Beitrag die unterschiedlichen Beratungsstellen nach ihrer Entstehungsgeschichte sowie ihrer Rechtsform: a) unabhängig organisierte Vereine, die aus dem Engagement von politisch motivierten Straßensozialarbeiterinnen in den 1960er Jahren entstanden sind, b) Beratungsstellen, die aus kirchlichen oder gemeinnützigen Angeboten hervorgegangen sind, und c) Beratungsstellen, die direkte organisatorische Zugehörigkeit zum Staat aufweisen. Neben der Arbeitsform der aufsuchenden Sozialen Arbeit – die mitunter auch durch Mediator*innen durchgeführt wird¹⁹ – werden „Kurzzeitberatungen“ (ebd., S. 122), Online-Beratungen und Kriseninterventionen angeboten, wobei die Ansätze als „lebenswelt- und lösungsorientiert“ (ebd.) konzeptualisiert werden. Darüber hinaus sind die Beratungsstellen im sexuellen Dienstleistungsgewerbe politisch aktiv und nehmen am Runden Tisch „Prostitution“ teil, bei dem es um die rechtliche und sozialpolitische Verbesserung der Lebens- und Arbeitssituation von Sexarbeiter*innen geht. Letzteres wird insbesondere vom schweizerischen Netzwerk ProKoRe (Prostitution Kollektiv Reflexion) seit dem Jahr 2002 durch Netzwerkveranstaltungen vorangetrieben.

Das niedrighschwellige Beratungsangebot ist insbesondere in den Bereichen der Aufenthalts- und Arbeitsbewilligungen und der Gesundheitsprävention nach den WHO-Richtlinien angesiedelt. Deutlich wird an dieser Stelle, dass das sozialpädagogische Angebot in der Schweiz kleinräumig organisiert ist. Gemeinsamer Bezugspunkt der unterschiedlichen Anlauf- und Beratungsstellen ist, dass sie entweder direkt vom Staat (resp. Kanton) oder über Leistungsvereinbarungen mit Kantonen/Städten indirekt von staatlichen Stellen abhängig sind (vgl. ebd., S. 125). Vor dem Hintergrund der rechtlichen, sozialpolitischen und gesellschaftlichen Komplexität des Feldes, in dem stets Stigmatisierung,

19 Bei dem Einsatz von Mediator*innen in der aufsuchenden Sozialen Arbeit handelt es sich um ein Modell, das die Idee verfolgt, den Kontakt zu Sexarbeiter*innen „aus anderssprachigen Regionen mit Hilfe von Frauen zu pflegen, welche dieselbe Muttersprache haben“ (Suter/Muñoz 2015, S. 122).

Skandalisierung und Diskriminierung konstitutive Dimensionen sind, wird die feldspezifische Haltung von Sozialer Arbeit wie folgt beschrieben und begründet: „Will die Soziale Arbeit in dem Feld [dem Sexgewerbe] professionell und erfolgreich agieren und will sie dabei die SexarbeiterInnen anwaltschaftlich schützen, dann muss sie Sexarbeit bedingungslos anerkennen und respektieren“ (ebd., S. 112). Diese Aussage verweist auf das Spannungsverhältnis, das sich aus der Notwendigkeit der Anerkennung von Sexarbeit als Arbeit und der Betrachtung von Sexarbeiter*innen als (autonom) handelnden Subjekten ergibt. Einerseits bewegt sich Soziale Arbeit in einem Handlungsfeld, in dem die Ausübung von sexuellen Dienstleistungen rechtlich anerkannt ist, und andererseits befinden sich ihre Adressat*innen in sozial vulnerablen Positionen.

1.4 Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution: Forschungsstand

Die gesellschaftliche Konstruktion von Prostitution als soziales Problem und die negative Klassifizierung (Neckel/Sutterlüty 2005) der in ihr tätigen Personengruppen sind für die Soziale Arbeit als gesellschaftliche Problembearbeitungsinstanz zentral. Denn dort, wo Sexarbeiter*innen zum Gegenstand sozialarbeiterischer und damit sozialstaatlicher Aufmerksamkeit und Intervention werden, wird die Konstruktion von Prostitution als soziales Problem und die Kategorisierung von Sexarbeiter*innen als Andere in professionelle Adressat*innenbestimmungen übersetzt (vgl. auch: Vorheyer 2018). Diese Konstruktionsweisen stellen die Legitimation für Soziale Arbeit als institutionelle Bearbeitungsinstanz gesellschaftlicher Problemlagen dar (vgl. Brückner/Opppenheimer 2006; Ott 2017; Vorheyer 2010) und verweisen zugleich auf Fragen des gesellschaftlichen Umgangs mit Differenz und Andersheit (vgl. Kessl/Plößer 2010).

Vor diesem Hintergrund haben sich im Feld Prostitution niederschwellige Unterstützungsangebote etabliert (vgl. Albert/Wege 2015), die durch einen aufsuchenden und sozialraumorientierten Charakter gekennzeichnet sind und eine Adressierbarkeit der Sexarbeiter*innen für das soziale Hilfe- und Unterstützungssystem herstellen sollen (vgl. Mayrhofer 2012). (Aufsuchende) Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution zielt auf die soziale wie rechtliche Unterstützung und Beratung im Allgemeinen und auf sexuelle Präventionsarbeit und Gesundheitsförderung im Besonderen. Die Vermittlung von körperbezogenem Wissen im Kontext der sexuellen Gesundheitsprävention ist zentraler Bestandteil eines wohlfahrtsstaatlich legitimierten Unterstützungs- und Beratungsangebotes. Dieses Angebot geht freilich seinerseits aus gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Normalitätsvorstellungen hervor und repräsentiert das grundlegende Spannungsverhältnis Sozialer Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle. Denn sozialpädagogische Zugriffe auf individuelle wie auch kollektive Lebensfüh-

rungsweisen werden nach dem aktuellen Stand der Theoriebildung und Forschung als normalisierende und subjektivierende Praktiken verstanden, die sich im Spannungsfeld von Disziplinierung, Kontrolle und Emanzipation bewegen (vgl. Heite 2008; Kessl/Plöber 2010; Kessl/Otto 2008; Kessl et al. 2014). Sozialpädagogische Praktiken im Allgemeinen lassen sich als normalisierende Praktiken verstehen, die sich zum einen durch den gesellschaftlichen Auftrag, zum anderen durch die Vermittlung sozialen Wissens legitimieren, das „wiederum die Grundlage für soziale Anpassung bildet und [...] die Autonomie des Einzelnen stärken soll [...]“ (Terhart 2014, S. 29). Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution kennzeichnet sich durch eine Haltung von Parteilichkeit, die vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse darauf zielt, die Handlungsräume ihrer Adressat*innen zu erweitern (vgl. Büschi 2011, S. 200; Ott 2017; Wege 2015, S. 82).

In Anbetracht der Tatsache, dass Soziale Arbeit als gesellschaftlich-institutionelle Problembearbeitungsinstanz im Kontext Prostitution agiert, ist es verwunderlich, dass kaum empirische Forschungsarbeiten zur Rolle Sozialer Arbeit in diesem Feld vorliegen (vgl. Brückner/Oppenhaimer 2006; Brüker 2011; Ott 2017; Vorheyer 2010). Im Vergleich zu wissenschaftlichen Diskussionen sowie der administrativ-juristischen Auseinandersetzung mit Prostitution (vgl. Czarnecki et al. 2014; Brückner/Oppenhaimer 2006; Döring 2014; Dücker 2005; Hürlimann 2004; Kontos 2009) ist der deutschsprachige Forschungsstand zur Rolle Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution damit als ähnlich überschaubar zu bezeichnen wie jener zur männlichen Nachfrageseite, d. h. zu den Freiern als Kunden (vgl. u. a. Gerheim 2012; Grenz 2007).

Die aktuelle Forschung zu Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution lässt sich in zwei Bereiche unterscheiden: den Bereich der adressat*innenbezogenen Forschung (Kap. 1.4.1) und den Bereich der professionsbezogenen Forschung, in dem die professionell Handelnden – also die Sozialarbeiter*innen resp. Fachkräfte –, im Fokus stehen (Kap. 1.4.2). Hierbei zeichnen sich die vorliegenden empirischen Studien durch einen interdisziplinären Zugang aus und sind in der Regel nicht genuin innerhalb der Erziehungswissenschaft zu verorten; vielmehr wird das Feld u. a. von der Soziologie, den Rechtswissenschaften und der Ethnologie bearbeitet. Auf diese zwei Bereiche wird im Folgenden eingegangen.

1.4.1 Im Blick der Forschung: Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sexarbeiter*innen als Adressat*innen Sozialer Arbeit

Qualitative Forschungsarbeiten, die sich mit Sexarbeiter*innen als Adressat*innen Sozialer Arbeit beschäftigen, fokussieren in erster Linie Fragen danach, welche Handlungsoptionen, aber auch Handlungsstrategien Sexarbeiter*innen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Diskriminierungs- und Ausgrenzungs-

prozesse im Kontext körperlicher Gewalterfahrungen, Migration und der Verschränkung von Drogenkonsum und Prostitution entwickeln (vgl. Brückner/Oppenheimer 2006; Le Breton 2011; Schrader 2013). Ziel der Studien ist es, ein empirisch abgesichertes Wissen zu den Lebens- und Problemlagen von Sexarbeiter*innen zu generieren, das als wichtige Grundlage für professionelles Handeln betrachtet wird (vgl. Le Breton 2011, S. 26, 119; Pfister 2009). Dieses Wissen kann aber auch für die Entwicklung „politischer Handlungsmöglichkeiten“ (Schrader 2013, S. 16) genutzt werden und die Entwicklung von Empowerment-Ansätzen für (drogengebrauchende) Sexarbeiter*innen (ebd., S. 395 ff.) befördern.

In den Studien stehen Ungleichheitsverhältnisse und Gewaltsituationen im Vordergrund, welche die Sexarbeiter*innen in den je spezifischen Arbeitskontexten wie Bordellen, Salons und Kontaktbars, aber auch auf dem Straßenstrich erfahren. Diese Kontexte sind in strukturelle gesellschaftliche Bedingungen eingebunden, die zu eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten wie auch Stigmatisierungen führen können. Entsprechend wird hervorgehoben, dass der „Grad an Selbstbestimmung als gering einzuschätzen“ (Le Breton 2011, S. 199) sei, da individuelle wie auch strukturelle Zwänge den Arbeitsalltag der Sexarbeiter*innen prägen. Als zentrale Akteur*innen, die an personalen oder auch strukturellen Gewalterfahrungen der Sexarbeiter*innen ursächlich beteiligt sind, arbeitet Le Breton auf Basis biographischer Interviews mit Sexarbeiter*innen in der Schweiz die Kunden,²⁰ das Bar- und Studiopersonal sowie die Arbeitskolleg*innen heraus (vgl. ebd., S. 165–187; Büschi 2011, S. 170–176). Insbesondere die Beziehungen der Sexarbeiter*innen untereinander seien durch Ambivalenzen und Konkurrenz geprägt; „kollektive Solidarität“ (ebd., S. 175) sei im Kontext des Sexgewerbes nur schwer möglich (vgl. auch Brückner/Oppenheimer 2006, S. 71). In Bezug auf strukturelle Gewalterfahrungen werden der aufenthaltsrechtliche Status der Sexarbeiter*innen und das damit zuweilen verbundene Leben in der Illegalität sowie in fremdbestimmten Arbeitsverhältnissen hervorgehoben. Sexarbeiter*innen, ob mit legalem oder illegalem Aufenthaltsstatus, sind prekären Arbeitsbedingungen und Ausgrenzungsprozessen ausgesetzt (ebd., S. 182f.). Ein wesentlicher Unterschied ist hierbei in Bezug auf den Zugang zu den sozialen Sicherungssystemen festzustellen: Während Sexarbeiter*innen mit einem legalen Aufenthaltsstatus Zugang zur Gesundheitsversorgung haben, leben Sexarbeiter*innen mit einem illegalen Aufenthaltsstatus in einem „permanente[n] Provisorium“ (ebd., S. 182). Insbesondere in Bezug auf die rechtliche und soziale Lage ist ihr Arbeitsalltag durch fehlende Rechtssicherheit und fehlende Gesundheitsversorgung geprägt.

20 In den Studien wird in der Regel nur von Kunden, nicht aber von Kundinnen gesprochen. Daher wird an dieser Stelle ausschließlich die männliche Form verwendet.

Erkenntnisse liegen zudem zu den Arbeitsbedingungen und der Arbeitsorganisation im Sexdienstleistungsgewerbe vor (für die Schweiz: Büschi 2011; für Deutschland: Löw/Ruhne 2011; Probst 2015). Diese Studien knüpfen an eine Differenzierung zwischen Outdoor- und Indoor-Sexarbeit an, wie sie insbesondere von Weitzer (2002) vorgelegt wurde. Im Kern geht es erstens darum, dass sich das Sexdienstleistungsgewerbe durch eine Status-Hierarchie kennzeichne, wobei Sexarbeiter*innen, die auf der Straße – also outdoor – arbeiten, den niedrigsten Status aufweisen. Für Sexarbeiter*innen, die in sogenannten Indoor-Betrieben wie Massagesalons, Bordellen, aber auch dem Escort-Service arbeiten, bestehe innerhalb des Feldes eine Aufstiegsmöglichkeit (ebd., S. 4f.). Zweitens seien Sexarbeiter*innen, die auf der Straße arbeiten, in der öffentlichen Wahrnehmung präsent und sichtbar, während Indoor-Sexarbeit kaum wahrgenommen werde und sich diskreter vollziehe (ebd.; vgl. auch Löw/Ruhne 2011). Neben der Diversität der Arbeitsorte, die strukturell die Art der „sexuellen Intimkommunikation“ (Ahlemeyer 1996) bedingen (vgl. Kap. 6), wird auf unterschiedliche Verdienstsyste²¹ für die Sexarbeiter*innen hingewiesen.

Des Weiteren wird in empirischen Forschungen hervorgehoben, dass eine dichotomisierende und mithin vereinfachende Diskussion, die entweder von einer Festlegung der Sexarbeiter*innen auf eine Opferposition oder aufgrund der freien Berufswahl von einer selbsttätigen und selbstbestimmten Tätigkeit der Sexarbeiter*innen ausgeht, sachlich nicht angemessen sei (Le Breton 2010, S. 119; Pfister 2009, S. 189). Zugleich wird für eine gesellschaftliche „Anerkennung von Sexarbeit als Beruf und der darin Tätigen als Sexarbeitende“ (Le Breton 2011, S. 211) plädiert. Daraus könnten nicht nur Arbeits- und Aufenthaltsrechte für Sexarbeiter*innen resultieren, die Mindeststandards und Schutz garantieren; vielmehr wird dadurch auch eine „Entstigmatisierung“ (Büschi 2011, S. 191) denkbar.

In Bezug auf die Rolle Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution wie auch in Bezug auf die Ausgestaltung der jeweiligen Beratungsangebote kann davon ausgegangen werden, dass die vermeintlich homogene Gruppe der Sexarbeiter*innen in Bezug auf ihre Berücksichtigung als Adressat*innengruppe wie auch in Bezug auf die Art des Beratungsangebotes zu differenzieren ist (vgl. Pfister 2009, S. 198; Probst 2015, S. 113). Es mache einen Unterschied, ob sich das Angebot an weibliche oder männliche Sexarbeiter*innen richte, ob es sich um Berufsanfänger*innen oder Berufserfahrene handle, ob die Personen sich in der Arbeitsmigration befinden oder nicht und ob sie über einen gesicherten Aufenthaltsstatus verfügen (vgl. Probst 2015, S. 113.). Es wird hervorgehoben, dass

21 Diese variieren von der Zimmermiete in Kontaktbars über die Abgabe eines prozentualen Anteils an die Geschäftsführenden bis hin zu Tagespauschalen. Arbeitsutensilien werden hierbei entweder von den Geschäftsführenden zur Verfügung gestellt oder von den Sexarbeiter*innen selbstständig finanziert (vgl. auch: Böschi 2011, S. 166).

sich Faktoren wie Berufserfahrung, Sprachkenntnisse, Bildungsniveau, Staatszugehörigkeit und Zugangsmöglichkeiten zum Rechts- und Gesundheitssystem auf den Beratungsbedarf auswirken (vgl. ebd.). Entsprechend differenziert Probst (ebd.) dahingehend, dass migrierte Sexarbeiter*innen und Einsteiger*innen einen größeren potentiellen Beratungsbedarf hätten und mehr Aufklärung über die Rechtslage sowie die Zugangsmöglichkeiten zum Gesundheitssystem benötigten, während berufserfahrene Sexarbeiter*innen unabhängig davon, ob sie migriert seien oder nicht, potentiell eher spezifischeren Unterstützungsbedarf wie Workshops zu bestimmten sexuellen Praktiken formulierten. In diesem Zusammenhang wird Sozialer Arbeit eine unterstützende Rolle für den Professionalisierungsprozess der Sexarbeiter*innen zugesprochen (vgl. Büschi 2011, S. 200) und sozialarbeiterische Beratung als Berufsberatung entworfen (vgl. Probst 2015). Für die Fachkräfte sei die Einnahme „einer akzeptierenden Haltung gegenüber Sexarbeit und allen daran Beteiligten“ geboten und es gelte „Verstehensarbeit“ zu leisten, um gegen eine gesellschaftliche Stigmatisierung und Diskriminierung anzukämpfen (ebd.). Die Notwendigkeit eines Beratungsbedarfes wird vor dem Hintergrund der prekären sowie vulnerablen Arbeits- und Lebensverhältnisse kaum in Frage gestellt, wohl aber die Angebotsgestaltung und Ausrichtung der Beratungsangebote sowie die damit einhergehenden unterschiedlichen Adressierungsweisen (vgl. Probst 2015, S. 19 ff.; Pfister 2009, S. 199 f.). Empirische Ergebnisse deuten darauf hin, dass sich Beratungsarbeit für Sexarbeiter*innen tendenziell „ausschließlich über Notlagen und Hilfsbedürftigkeit von Sexarbeiterinnen“ (Probst 2015, S. 123) definiere und so der Vielschichtigkeit der unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten der Sexarbeiter*innen nicht gerecht werde. Dies bedeutet, dass strukturelle Problemlagen, unterschiedliche Positionen der Beratenen als Mutter, Studentin oder anderweitig Berufstätige, ferner unterschiedliche Kenntnisse und damit einhergehende Auseinandersetzungen mit den Lebens- und Arbeitsrealitäten von Sexarbeiter*innen notwendigerweise Berücksichtigung in der Beratungsarbeit finden müssen. Sozialarbeiter*innen, so argumentiert Probst (ebd.) weiter, sollten Kenntnisse über die unterschiedlichen Organisationsformen und Lokalitäten, deren Funktionsweisen, aber auch die „Sorgen und Nöte“ (ebd., S. 113) der Sexarbeiter*innen haben. Dass Letzteres zu kurz komme, führt Probst im Anschluss an Laura Agustín (2010) auf typische Formen der „rescue industry“ zurück: Nur bestimmte Angebote würden von Politik und Gesellschaft finanziert, und in ihnen drücke sich jeweils die Konstruktion einer sozialen Problemgruppe aus. (In)direkt werde darin die Viktimisierung von Sexarbeit im aktuellen gesellschaftspolitischen Diskurs deutlich, die es eben nahelege, nur bestimmte, spezifische Bedarfslagen zu fokussieren (vgl. Probst 2015, S. 113 ff.). Das führe dazu, dass diejenigen, die sich selbst nicht als „hilfsbedürftig“ wahrnehmen, mit Desinteresse und Vorurteilen gegenüber der Beratungsarbeit reagieren (ebd., S. 113). Zusammenfassend hält Probst fest, dass aus Sicht der Sexarbeiter*innen Infor-

mationen zur Existenz verschiedener Verhütungsmittel und zu deren allgemeiner Anwendung wichtig, aber nicht ausreichend seien, „um eine sichere und zuverlässige Anwendung [...] im Arbeitskontext zu gewährleisten, da die (Selbst-)Sicherheit im Umgang mit Kondomen in der Sexarbeit auch in Bezug auf z. B. die Inszenierung einer gewissen Erotik gelernt bzw. vermittelt werden muss“ (ebd., S. 121). Somit werden nach dem aktuellen Stand der empirischen Erkenntnisse Beratungsangebote nicht nur als Gesundheitsfürsorge, sondern als Beitrag zur Sicherheit am Arbeitsplatz und als Formen der Professionalisierung von Sexarbeit als Beruf verstanden (vgl. auch Alexander 1998b). Zugleich wird darauf hingewiesen, dass die Vielschichtigkeit des Arbeitsfeldes mit seinen unterschiedlichen Bedarfslagen als eine grundlegende Ambivalenz der konkreten Beratungsarbeit vor Ort betrachtet werden müsse, die situativ immer wieder neuen Aushandlungsprozessen unterliege (ebd.).

Während bislang auf Forschungsergebnisse eingegangen wurde, die sich insbesondere auf die prekären und vulnerablen Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Sexarbeiter*innen, auf die daraus resultierenden Implikationen für Soziale Arbeit sowie auf die Beurteilung von Beratungsangeboten aus Sicht der Sexarbeiter*innen beziehen, werden im Folgenden jene Forschungen dargestellt, die sich mit der Perspektive der Sozialarbeiter*innen als Akteur*innen der Beratungs- und Unterstützungsangebote auseinandergesetzt haben.

1.4.2 Im Blick der Forschung: Sozialarbeiter*innen als professionell Handelnde im Prostitutionsfeld

Empirische Untersuchungen, die sich explizit mit institutionellen Beratungs- und Unterstützungsangeboten beschäftigen und in qualitativen Interviews die Perspektive der involvierten Fachkräfte erfassen, widmen sich insbesondere den Wahrnehmungs- und Handlungsmustern von professionell Handelnden sowie den mit der Arbeit im Kontext Prostitution einhergehenden Paradoxien professionellen Handelns (vgl. Brückner/Oppheimer 2006; Ott 2017; Vorheyer 2012; Vorheyer/Nagel 2011).²² Diesen Untersuchungen ist gemein, dass sie nicht ausschließlich Sozialarbeitende, sondern allgemein Personen aus dem Bereich der öffentlichen Ordnung, der Gesundheitsdienste und Beratungsstellen in Deutschland interviewen. Da es sich hier um Expert*inneninterviews handelt, standen die Deutungsweisen und Wissensbestände der Sozialarbeitenden über die Lebenssituation der Sexarbeiter*innen im Zentrum. Für die Schweiz

22 Für den Zusammenhang der Etablierung wohlfahrtsstaatlicher Angebote professioneller Hilfe mit der Entwicklung von Selbsthilfegruppen und der Hurenbewegung vgl. Howe 2012; Heying 2018.

liegen nach aktuellem Kenntnisstand keine empirischen Studien vor, die sich mit der Perspektive der Sozialarbeiter*innen im Kontext Prostitution beschäftigen. Entsprechend beziehe ich mich im Folgenden auf Untersuchungen aus Deutschland.

Forschungsarbeiten, die sich mit institutionellen Beratungsangeboten beschäftigen, machen deutlich, dass die Angebote hinsichtlich der Adressat*innengruppe als auch der Angebotsprofile zu unterscheiden seien (vgl. Albert 2015, S. 15; Czarnecki 2014, S. 19 ff.; Steffan et al. 2015; Vorheyer 2010, S. 301). Neben von Sexarbeiter*innen initiierten professionellen Unterstützungs- und Beratungsangeboten wenden sich wohlfahrtsstaatliche Beratungsstellen gezielt an weibliche und männliche oder nur an männliche bzw. nur an weibliche Sexarbeiter*innen. In der institutionellen Verwaltung angesiedelte Angebote wie die Arbeit der Gesundheitsämter sind durch eine traditionelle Kommstruktur charakterisiert und fokussieren insbesondere auf die medizinische Untersuchung von Sexarbeiter*innen (vgl. Vorheyer 2010, S. 301). Im Unterschied dazu zeichnet sich Soziale Arbeit durch einen aufsuchenden Charakter und damit durch eine Gehstruktur aus (vgl. ebd., S. 301). Insbesondere für die Umsetzung gesundheitlicher und sozialer Angebote für Sexarbeiter*innen nimmt die aufsuchende Sozialarbeit eine wichtige Rolle ein. Die aufsuchende Arbeit dient der Kontaktaufnahme, der Kontaktpflege und der Weitergabe von Informationen, die eine wichtige Grundlage für die in den Beratungsstellen stattfindenden Angebote darstellen (vgl. hierzu Albert 2015, S. 15; Czarnecki 2014, S. 19 ff.; Steffan et al. 2015; Vorheyer 2010, S. 352). Darüber hinaus mache es einen Unterschied, ob Soziale Arbeit im Kontext des öffentlichen Gesundheitsdienstes agiere und daher insbesondere Beratung zu sexuell übertragbaren Krankheiten anbiete oder ob Soziale Arbeit in anderweitigen staatlichen oder zivilgesellschaftlichen Kontexten erfolge.

Studien zum professionellen Selbstverständnis sowie den Deutungsweisen der Sozialarbeiter*innen im Kontext von Prostitution weisen auf die Scharnierfunktion von Fachkräften zwischen „Mainstream-Gesellschaft und Milieu“ (Brückner/Oppenheimer 2006, S. 355) hin. Einerseits gelte es die autonome Lebenspraxis zu unterstützen und damit verbunden Sexarbeit als eine berufliche Tätigkeit anzuerkennen, andererseits gesellschaftliche Normalität herzustellen (vgl. Vorheyer 2010, S. 323). Konstruiert werde, so Brückner und Oppenheimer (2006), eine „Doppelrealität“ der Fachkräfte, die als ein Changieren zwischen der Anerkennung von Sexarbeit als Beruf – und damit der Ablehnung einer Deutung von Prostitution als bloßem Ausdruck hierarchisierter Geschlechterverhältnisse – und der Verdinglichung des Sexuellen beschrieben werden kann. Daraus resultiere ein Grenzgang in der Praxis der Sozialen Arbeit: Einerseits gelte es eine akzeptierende Haltung den Frauen gegenüber einzunehmen – sie „sollen sich authentisch akzeptiert fühlen“ (ebd., S. 331 f.). Andererseits müsse diese Akzeptanz vor dem Hintergrund dessen, dass Sozialarbeiter*innen auch

normierend und kontrollierend agieren, erst hergestellt werden. Hingewiesen wird dabei auf frustrierende Erfahrungen seitens der Professionellen: Zum einen würden sie weniger als eine Instanz des Schutzes denn als eine solche der Kontrolle wahrgenommen (ebd., S. 328), zum anderen gehe die alltägliche Arbeit mit frustrierenden Erfahrungen einher, weil bzw. wenn die „Beziehungsarbeit misslingt“ (ebd., S. 329). Zugleich seien die Fachkräfte insofern von ihrer Arbeit überzeugt, als diese „zur Verbesserung der Lebenssituation der Frauen“ beitrage und lediglich „ein langer Atem notwendig“ (ebd., S. 329) sei. Entsprechend deuten die empirischen Forschungsergebnisse darauf hin, dass die Sozialarbeiter*innen gemäß der professionellen Orientierung ihre Adressat*innen nicht nur unterstützen möchten, sondern sich auch für eine Veränderung der sozialen Lebenslagen einsetzen. Somit wird das Thema Prostitution seitens der Sozialarbeiter*innen nicht zuletzt aus einer sozialpolitischen Perspektive in den Blick genommen (vgl. Vorheyer 2010, S. 333). Des Weiteren deutet sich empirisch an, dass die jeweiligen politischen Haltungen zu Prostitution wie auch verschiedene berufsethische Standards das professionelle Rollenverständnis der Sozialarbeiter*innen sowie die Adressat*innenbeziehungen prägen (ebd.). Claudia Vorheyer (ebd., S. 334) legt entsprechend eine Systematisierung des sozialarbeiterischen Rollenverständnisses unter dem Aspekt divergierender idealtypischer Haltungen vor: Bei der sozialen Praxis der Gesundheitsämter, in denen auch Sozialarbeitende tätig sind, wird zwischen der „kontrollierenden Gesundheitsfürsorgerin“ und der „aufklärenden Sozialarbeiterin“ unterschieden (ebd., S. 302). Bei der sozialen Praxis der Sozialen Arbeit wird idealtypisch zwischen traditionell-feministischen Sozialarbeiter*innen mit einer ablehnenden Haltung gegenüber Sexarbeit und neo-feministisch eingestellten Sozialarbeiter*innen mit einer befürwortenden Haltung unterschieden (ebd., S. 366). Während erste Prostitution als Ausbeutung betrachten, sich aber für die Verbesserung der sozialen Situation der Sexarbeiter*innen einsetzen, erkennen letztere Sexarbeit als Beruf an. Analog dazu changieren die sozialen Konstruktionen der Sexarbeiter*innen als Adressat*innen zwischen deren Viktimisierung und der Betonung ihrer autonomen Handlungsfähigkeit. Darüber hinaus wird davon ausgegangen, dass sich die jeweilige Haltung auch auf die Adressat*innenbeziehung auswirke. Obwohl in beiden Varianten die Arbeit durch Parteinahme und Solidarisation geprägt sei, könne die alltägliche Arbeit im einen Fall durch eine „Ausstiegsmotivation“ (ebd., S. 348) gekennzeichnet sein, so dass die Beratung der Adressat*innen auf einen Ausstieg aus dem Sexgewerbe abzielt, oder im anderen Fall durch eine Orientierung an den spezifischen Bedürfnissen der Adressat*innen (ebd., S. 362). In Bezug auf die zu leistende Beziehungsarbeit wird davon ausgegangen, dass der spezifische Adressat*innenkreis der Sexarbeiter*innen weniger durch Aussicht auf eine langfristige und emotional tragfähige Beziehungsarbeit gewonnen werde, sondern eher durch unverbindliche, „nicht-pädagogische Hilfsangebote“ wie bspw. sexuelle Gesundheitsprävention, die im

Rahmen der aufsuchenden Sozialen Arbeit stattfindet (Vorheyer/Nagel 2011, S. 28). Die Beratungs- und Beziehungsarbeit sei einerseits von hierarchischen Beratungs- und Hilfsaktivitäten geprägt und andererseits durch „empathisch egalitäre Aushandlungsbemühungen“ (Vorheyer 2010, S. 334). Mithin gehe es im Kontext der aufsuchenden Sozialen Arbeit zunächst nicht um „ein auf Dauer angelegtes Arbeitsbündnis“ (Vorheyer/Nagel 2011, S. 28). Vielmehr bedürfe es eines „unverbindlichen Versorgungs-Vorlauf[s]“, der vom „anfänglichen unspezifisch-unverbindlichen Dienstleistungsangebot [...] zum möglichen späteren Schließen eines Arbeitsbündnisses“ (ebd.) führen könne. Aus Perspektive der Sozialarbeiter*innen gehe es vor allem darum, vor Ort Kontakt aufzunehmen und über die Beratungsstelle zu informieren, „ohne ihre Hilfe aufzudrängen oder zu oktroyieren“ (Vorheyer 2010, S. 352).

Empirische Studien, die den Zusammenhang von Körper, Prostitution und Sozialer Arbeit explizit in den Blick nehmen, liegen nicht vor. Einzelne empirische Ergebnisse zu Prostitution und Sozialer Arbeit deuten allerdings darauf hin, dass der Körper der Sexarbeiter*innen in den Wahrnehmungs- und Handlungsmustern der Sozialarbeiter*innen einerseits als Überträger von Krankheiten und andererseits als „arbeitender Körper“ wahrgenommen und adressiert wird (Vorheyer 2018, S. 179; vgl. Kap. 9). Im Kontext der sexuellen Gesundheitsprävention rücke entweder die Person „Sexarbeiter*in“ in den Hintergrund und der Körper der Sexarbeiter*innen werde zum Untersuchungs- und Beratungsobjekt gemacht; oder aber die Person „Sexarbeiter*in“ werde in die gesundheitsbezogene Perspektive der sozialarbeiterischen Angebote als autonomes Beratungsobjekt miteinbezogen. In letzterem Fall werde Gesundheit nicht nur als An- bzw. Abwesenheit von Krankheit verstanden, „sondern als Zustand eines biopsychosozialen Wohlbefindens“ (ebd.).

Die Skizzierung des Forschungsstandes liefert sowohl hinsichtlich der Erkenntnisse über die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Sexarbeiter*innen als Adressat*innen Sozialer Arbeit als auch hinsichtlich der Erkenntnisse über die professionellen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster der Sozialarbeiter*innen wichtige Orientierungspunkte für die Konzeption der vorliegenden Studie sowie für deren empirische Analyse. Augenscheinlich ist hierbei allerdings auch, dass die Relevanz der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution als Arbeits- und Angebotsform zwar hervorgehoben wird, aber abgesichertes empirisches Wissen hierzu fehlt. Daher werde ich mich im Folgenden mit den Möglichkeitsbedingungen und den konzeptionellen Bedeutungshorizonten aufsuchender Sozialer Arbeit auseinandersetzen, bevor ich den Forschungsbedarf resümierend zusammenfasse und die Konzeption der Studie vorstelle.

1.5 Aufsuchende Soziale Arbeit: Möglichkeitsbedingungen und konzeptionelle Bedeutungshorizonte

Wissenschaftliche Untersuchungen, die sich systematisch mit der Angebotsform der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution beschäftigen, liegen sowohl für Deutschland als auch die Schweiz nicht vor (vgl. Steffan/Netzelmann 2015, S. 106 ff.). In den folgenden Ausführungen werden daher allgemeine theoretische und empirische Erkenntnisse zu den strukturellen Rahmenbedingungen und Besonderheiten aufsuchender Sozialer Arbeit skizziert. Dabei geht es um die Diskussion zentraler konzeptioneller Grundlagen, die die Basis für die Konzeption der vorliegenden Studie wie auch für deren empirische Analysen bilden.

Nach aktuellem Stand der Forschung wird die Arbeitsform der aufsuchenden Sozialen Arbeit als eine betrachtet, die sich insbesondere an Personengruppen richtet, die für andere institutionalisierte Angebote des wohlfahrtsstaatlichen Beratungs- und Unterstützungssystems kaum bzw. schwer erreichbar sind (vgl. Galuske/Thole 1999; Mayrhofer 2012). Entsprechend handele es sich bei niedrigschwelligen, aufsuchenden Angeboten Sozialer Arbeit um einen lebensweltnahen Ansatz in marginalisierten sozialen Milieus (vgl. Galuske/Thole 1999, S. 189). Die Personengruppe der Sexarbeiter*innen bilde eine Gruppe von Adressat*innen Sozialer Arbeit (vgl. Albert/Wege 2015; Le Breton 2011; Büschi 2011; Pfister 2008), „die auf der einen Seite eine vermeintliche Bedrohung öffentlicher Ordnungsvorstellungen und Normalitätsbilder darstellen, die jedoch andererseits aus bestehenden institutionellen Unterstützungsangeboten ausgegrenzt bzw. mit herkömmlichen institutionellen Settings nicht erreicht werden“ (Galuske/Thole 1999, S. 189).²³ Als ein strukturelles Kernelement manifestiert sich daher in aufsuchenden sozialpädagogischen Angeboten nicht lediglich ein Hilfebedarf problembelasteter Personen(gruppen), sondern auch eine gesellschaftliche Kontrollabsicht (ebd.; Mayrhofer 2012, S. 157). Aufsuchende Soziale Arbeit zielt auf die Herstellung einer Adressierbarkeit von potentiellen Adressat*innen für das soziale Hilfe- und Unterstützungssystem (Mayrhofer 2012, S. 154) sowie auf die Erfassung der Milieustrukturen, um daraus mögliche Interventionsmöglichkeiten abzuleiten (ebd., S. 157). Dieser konzeptionelle Ansatz wird auch mit den Begrifflichkeiten niederschwellig, niedrigschwellig und akzeptierend bezeichnet, die auf konzeptionellen Grundideen einer praktisch-methodischen Herangehensweise fußen (vgl. Galuske/Thole 1999, S. 189; Mayrhofer 2012, S. 146 ff.).

23 Neben Prostituierten werden „rechtsorientierte und gewaltbereite Jugendliche, Drogenabhängige und -konsumenten, Obdachlose bzw. Nichtseßhafte [...], Straßen- und ‚Lücke‘-Kinder, Jugendbanden und -gangs“ (Galuske/Thole 1999, S. 189) als Ziel- und Adressat*innengruppe aufsuchender, niedrigschwelliger Angebote genannt.

Sozialpädagogische Angebote, die im unmittelbaren Lebensumfeld der Adressat*innen angesiedelt sind, werden als besonders niederschwellig betrachtet, da die Adressat*innen ihr Umfeld nicht verlassen müssen (ebd., S. 164). „Indem kein organisationseigener Raum mit entsprechenden Grenzen und Regeln“, so Hemma Mayrhofer (ebd.), „für die Interaktion mit den Zielgruppen genutzt wird, können die damit einhergehenden Limitierungen umgegangen werden. Die Einrichtung muss mit Ausnahme der Handlungen ihrer direkten MitarbeiterInnen auch keine Verantwortung übernehmen, was in diesem Raum passiert.“ Darüber hinaus seien die Sozialarbeiter*innen „in der Regel keine Ordnungskräfte“ und hätten „keine Exekutivfunktion“. Dies ermögliche es ihnen, wegzuschauen, „wenn illegale Handlungen verübt werden“ (ebd.). Im Falle der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution lässt sich dies auf das Spannungsverhältnis von Legalität und Illegalität des Arbeits- und Aufenthaltsstatus der Sexarbeiter*innen beziehen. Entsprechend wird in der Forschung darauf hingewiesen, dass mit Situationen umzugehen sei, „die sich in gesellschaftlichen Grauzonen“ (Suter/Muñoz 2015, S. 126) abspielen.

Neben dem angesprochenen Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle sowie der Möglichkeit, institutionell vorgegebene Limitierungen zu umgehen, kennzeichne sich aufsuchende Soziale Arbeit durch eine „Akzeptanz-Orientierung“ (Galuske/Thole 1999, S. 191). Im Kontext der auf Akzeptanz und Freiwilligkeit basierenden Angebote komme den Sozialarbeiter*innen ein Gaststatus zu und die Rolle als Fachkraft müsse mit einer „akzeptierenden Zurückhaltung“ (ebd.) ausgeführt werden, um den Zugang zum Feld nicht zu verlieren (vgl. für Sexarbeit auch: Rother 2015; vgl. Kap. 7). Denn für aufsuchende Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution ist charakteristisch, dass die Fachkräfte außerhalb der organisationseigenen Räume agieren und ihre Adressat*innen während deren Arbeitszeit aufsuchen. Für den Zugang und die inhaltliche Ausgestaltung der Beratungsangebote sei die zeitliche Dimension eine wichtige Rahmenbedingung. Im Einklang mit der Praxisform der aufsuchenden Sozialen Arbeit orientieren sich die Sozialarbeiter*innen an den Zeitstrukturen des Feldes Prostitution und damit an ihrer Adressat*innengruppe.

Neben dem Umstand, dass der Zugang eine strukturelle Bedingung darstellt, lässt er sich im Anschluss an Mayrhofer (2012) auch hinsichtlich seiner Funktionsweisen differenzieren (vgl. ebd., S. 147). Die Funktion des „Zugang-Findens“ tritt insbesondere bei denjenigen aufsuchenden Angeboten in den Vordergrund, die zunächst „nicht-sozialarbeiterische Angebote (die z.B. unmittelbar auf körperliche Grundbedürfnisse referieren) als ‚Hilfsmittel‘ einsetzen, um Kontaktmöglichkeiten zur Zielgruppe zu schaffen“ (ebd., S. 152). Insofern beziehen sich charakteristische Merkmale aufsuchender Sozialer Arbeit auf „Strukturen des In-Beziehung-Tretens“ und sind gleichzeitig „offensiv an der Konstruktion“ der Personen als Adressat*innen beteiligt (ebd., S. 165). In Bezug auf die inhaltliche Dimension werden hierbei von Hemma Mayrhofer (ebd.,

S. 170) zwei verschiedene Ebenen der aufsuchenden Sozialen Arbeit unterschieden: Auf einer manifesten Ebene seien die Referenz-Angebote zur Sicherung materieller, körperlicher und sozialer Grundbedürfnisse angesiedelt, die nach außen gut sichtbar praktiziert werden könnten und „für die Zielgruppe zunächst die eigentlich attraktiven Angebote“ (ebd.) seien. Dahingegen liege auf einer latenten Ebene das eigentliche und „wesentlichere Angebot“ aufsuchender Sozialer Arbeit, das sich als Beziehungsangebot verstehe und mit dem Ziel „der Schaffung einer stabilen Adressierbarkeit für das Hilffsystem“ (ebd.) verbunden sei. In einer sozialen Umsetzungsdimension aufsuchender Sozialer Arbeit gehe es vor diesem Hintergrund um die Art der Beziehungsarbeit zwischen Adressat*innen und Sozialarbeiter*innen. Hierbei zeige sich erstens die „sprachliche Anschlussfähigkeit“ (ebd., S. 175) der Sozialarbeiter*innen als ein „neuralgischer Punkt“, da häufig keine gemeinsam gesprochene Erstsprache, wie Deutsch, und auch keine Lingua franca, wie Englisch, in der konkreten Situation praktiziert werden könne (ebd.). Zweitens wird neben der Gewährleistung einer Anonymität für die Adressat*innen die Freiwilligkeit der Inanspruchnahme als essentielle (strukturelle) Voraussetzung für das aufsuchende Arbeiten dargestellt (ebd., S. 170f.; 173f.). Die Zusicherung der Anonymität gewinnt vor dem Hintergrund der feldspezifischen Annahme, dass die Sexarbeiter*innen den Beratungsstellen zunächst ein hohes Misstrauen entgegenbringen (vgl. Albert/Wege 2015), insofern eine hohe Relevanz, als es darum gehe, sowohl einer „Angst vor Kontrolle“ als auch potentiellen Stigmatisierungsängsten entgegenzuwirken. Dahingegen lässt sich das Prinzip der Freiwilligkeit mit Hemma Mayrhofer (2012) zunächst als normativer Grundsatz und professionsethische Grundhaltung beschreiben, das jedoch in einem Spannungsverhältnis zu einem offensiven, proaktiven Zugehen auf die Adressat*innen stehe, die ja von sich aus keine Unterstützungsmöglichkeiten suchen (ebd., S. 174). Dadurch entstehe für die in der aufsuchenden Arbeit tätigen Sozialarbeiter*innen eine strukturelle Ambivalenz, „die immer nur als Gratwanderung situativ bearbeitet werden“ könne (ebd.). Die Funktion, die der Betonung der Freiwilligkeit zukomme, liege erstens darin, „das Gelingen des Balanceaktes zwischen aktivem Zugehen und Wahrung der Autonomie der Zielgruppe wahrscheinlicher machen zu lassen“ (ebd.), wodurch eine strukturelle Ambivalenz jedoch nicht aufgelöst werde. Neben der Charakterisierung als normativer Grundsatz benennt Mayrhofer eine zweite Funktion des Prinzips der Freiwilligkeit. Diese Funktion könne darin liegen, „eine faktisch begrenzte Freiwilligkeit hinter Freiwilligkeitsrhetorik zu verstecken und somit Zwangsmomente in der niederschweligen Sozialen Arbeit, insbesondere bei einem aufsuchenden [...] Ansatz, zu verschleiern“ (ebd.).

Beide Aspekte – Anonymität und Freiwilligkeit – deuten darauf hin, dass die sozialen Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit durch ein hohes Maß an Unverbindlichkeit gekennzeichnet sind. Die Unverbindlichkeit, die als weitere grundlegende Bedingung aufsuchender Angebote betrachtet werden kann,

ist zugleich spezifische Voraussetzung für einen „prekären Beziehungsaufbau“ (ebd., S. 175) zwischen Adressat*innen und Sozialarbeiter*innen. Erst mit der Bildung einer Beziehung entstehe ein verbindlicheres und auf Längerfristigkeit angelegtes Arbeitsbündnis. Unsicherheiten und Ungewissheiten niederschwelliger Sozialer Arbeit treten insbesondere in Bezug auf Situationen des Kontaktaufbaus zutage, da diese, so Mayrhofer (ebd., S. 209) „ein hohes Ausmaß an Uneindeutigkeit“ aufwiesen und vor allem auf Seiten der Sozialarbeiter*innen Probleme der „Rollenambiguität und Grenzziehung zwischen privater Person und beruflicher Rolle virulent“ werden ließen. Auf Seiten der Adressat*innen wird davon ausgegangen, dass ihnen diese Rollenambiguität „teilweise nicht bewusst sein dürfte, wodurch potenziell die Gefahr der Täuschung im Raum“ stehe (ebd.). Der Prozess des Vertrauensaufbaus sei für die Überführung in einen sicheren Klient*innenstatus bedeutsam, ebenso wie eine „akzeptierende Haltung und der Grundsatz vorbehaltloser persönlicher Wertschätzung“ (ebd.). Mayrhofer arbeitet entsprechend heraus, dass die Initiierung eines Prozesses des Vertrauensaufbaus aus Perspektive der Sozialarbeiter*innen wesentlicher Ausgangspunkt dafür sei, dass die ersten Kontakte in eine „stabile Adressierbarkeit“ (ebd., S. 187) überführt werden können. Wie sich die Mikroprozesse des Vertrauensaufbaus vollziehen, kann ihre Studie zwar nicht rekonstruieren, da sie auf qualitativen Interviews beruht. Deutlich wird jedoch, dass für aufsuchende Soziale Arbeit das „Arbeiten mit Ambivalenzen“ (ebd., S. 186) konstitutiv ist, und zwar aufgrund uneindeutiger Beziehungskonstellationen, aufgrund unklarer Adressierbarkeit von Personen als Adressat*innen und aufgrund dessen, dass die Freiwilligkeit der Inanspruchnahme des Unterstützungsangebotes eine gleichzeitige Kontrollfunktion nicht ausschließt.

Nach dem aktuellen Stand der Forschung zu aufsuchender Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution bleibt offen, inwiefern die Etablierung eines Arbeitsbündnisses, das auf Verbindlichkeit und Langfristigkeit beruht, überhaupt möglich ist. Darüber hinaus ist durchaus zu hinterfragen, ob der Begriff des Arbeitsbündnisses für eine empirische Betrachtung der Gestaltung von Strukturen des In-Beziehung-Tretens nicht zu voraussetzungsvoll ist und stattdessen der Begriff der Arbeitsbeziehung zu favorisieren wäre, wenn davon ausgegangen wird, dass Arbeitsbeziehungen nicht statisch sind, sondern prozessual (vgl. Wolff/Meier 1995, S. 64) und auf den spezifischen Kontext Prostitution bezogen auch nicht auf Dauer angelegt sind (vgl. Vorheyer/Nagel 2011). Ausgehend davon, dass aus dem „doppelten Mandat“ der Disziplinierung und Kontrolle einerseits, Unterstützung in der autonomen Lebensführungsweise andererseits ein spezifisches Spannungsverhältnis resultiert, das durch Handlungsparadoxien und Dilemmata gekennzeichnet ist (Helsper 1999; Schütze 1992), lässt sich Unsicherheit und Ungewissheit als ein konstitutives Merkmal der Struktur professioneller Arbeit begründen (vgl. Rabe-Kleberg 1996; auch Kuhn 2013, S. 202–203; Magyar-Haas 2015, S. 79). Zu untersuchen, wie Sozialarbeiter*innen im Hand-

lungskontext einer aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution mit situativen Ungewissheiten und Unsicherheiten umgehen, wie diese praktisch hervorgebracht und bearbeitet werden, stellt angesichts dieses Forschungsstandes ein empirisches Desiderat dar.

1.6 Forschungsbedarf und Konzeption der Studie: Prostitution, Körper und aufsuchende Soziale Arbeit

Aus der detaillierten Betrachtung der empirischen Forschung zu Prostitution als sozialem Phänomen, Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution sowie aufsuchender Sozialer Arbeit lässt sich im Folgenden nun resümierend der Forschungsbedarf festhalten, um im Anschluss daran die Konzeption der Studie darzulegen.

Prostitution lässt sich als ein primär weiblich codiertes und körperbezogenes Arbeitsfeld bestimmen. Die Subjektkonstitution von Prostituierten als Adressat*innen Sozialer Arbeit erfolgt über körperbezogene Aspekte, die auf hegemonialen und stereotypisierenden Vorstellungen basieren. Die diskursive Konstruktion des Körpers der Sexarbeiter*innen als ein „anderer“, „fremder“ Körper erfolgt nicht zuletzt über die von der bürgerlichen Norm abweichenden Sexualitätsvorstellungen wie auch Bekleidungs- und Hygienepraktiken (Löw/Ruhne 2011). Die öffentliche Wahrnehmung von Prostitution als soziales Problem, das soziale Ordnung und Normalität bedrohe, wie auch die als abweichend klassifizierten körperbezogenen Aspekte stellen mithin die Legitimation für Soziale Arbeit als institutionelle Bearbeitungsinstanz gesellschaftlicher Problemlagen dar. Es kann davon ausgegangen werden, dass der Körper der Sexarbeiter*innen sowohl Aspekt als auch Gegenstand Sozialer Arbeit in den Bereichen der Gesundheitsprävention, der niedrigschwelligen Versorgungsangebote sowie der psychosozialen Beratung in verschiedenen Lebenslagen ist. Inwiefern jedoch die sozialpädagogischen Angebote unmittelbar auf den Körper der Sexarbeiter*innen Bezug nehmen und wie der Körper in der konkreten Interaktion relevant gesetzt wird, bleibt beim aktuellen Stand der Forschung bislang offen.

Während der Zusammenhang von gesellschaftlichen und (durchaus normativen) sozialpolitischen Bedingungen und der Herausbildung von professionellen Wahrnehmungs- und Handlungsmustern sowie damit einhergehende strukturell bedingte Paradoxien Sozialer Arbeit empirisch beleuchtet wurden, fehlt es an Studien, die das Handeln der Sozialarbeiter*innen in Face-to-face-Interaktion mit Sexarbeiter*innen in den Blick nehmen. Entsprechend ist wenig darüber bekannt, wie sich der interaktive Umgang mit Anforderungen und Herausforderungen der Beratungssituation sowohl auf Seiten der Sexarbeiter*innen als auch auf Seiten der Sozialarbeiter*innen vollzieht. Dieses Desiderat knüpft an professionstheoretische Überlegungen in der Sozialpädagogik an, in

denen die empirische Perspektive analytisch auf die Mikroebene der Interaktion ausgerichtet ist und in denen die sich vollziehende Logik sozialpädagogischen Handelns rekonstruiert sowie Professionalität nicht über eine Kernstruktur von Arbeitsbeziehungen bestimmt wird (vgl. hierzu Cloos et al. 2009; Köngeter 2009; Müller 2015; Nadai/Sommerfeld 2005).²⁴ Insbesondere ethnographische Studien im Kontext Sozialer Arbeit, die sich mit Fragen professionellen Handelns beschäftigen, geben für die vorliegende Studie Hinweise darauf, dass Arbeitsbeziehungen durch eine Relationalität von professionellen Deutungen und Praktiken bestimmt sind und der Fokus auf die gemeinsame Ausgestaltung der Interaktionen zwischen Sexarbeiter*innen und Fachkräften zu legen ist, sofern etwas über den Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung²⁵ in Erfahrung gebracht werden soll (vgl. Köngeter 2009; Müller 2015).

In Hinblick auf Soziale Arbeit lässt sich resümieren, dass die vorliegenden empirischen Studien über komplexe und oft nicht eindeutige Werthaltungen, Rollenverständnisse und Handlungsschwerpunkte im Bereich der Sozialen Arbeit vergleichsweise gut informieren, während es an empirischen Erkenntnissen

24 Insbesondere die Arbeiten von Fritz Schütze (1992; 1996; 2000) stellen in interaktionistischer Perspektive die Handlungsparadoxien, als konstitutive Strukturmerkmale professionellen pädagogischen Handelns, ins Zentrum der Aufmerksamkeit; wohingegen Ulrich Oevermann (1996) aus strukturtheoretischer Perspektive davon ausgeht, dass sozialpädagogisches Handeln immer ein krisenhaftes Geschehen sei. Im Zentrum seiner professionstheoretischen Überlegungen steht hierbei das Arbeitsbündnis – für das er sich an das psychoanalytische Therapiekonzept anlehnt – als grundlegende Struktur zur Bewältigung von Krisen, das als Normalfall einer etablierten Professionalität gesetzt wird. Denn für Oevermann gilt das Arbeitsbündnis als „Kern-Modell professionalisierten Handelns“ (Oevermann 1996, S. 115; vgl. kritisch hierzu: Cloos et al. 2009; Köngeter 2009; Müller 2015; Nadai/Sommerfeld 2005). Im Kern bemisst sich die Professionalisierung der Berufe im Anschluss an Oevermann insbesondere an den Bedingungen der Möglichkeit des Zustandekommens eines Arbeitsbündnisses, wobei die „Beziehungspraxis als Arbeitsbündnis“ (Oevermann 1996, S. 115) die idealtypische Verwirklichung der Praxisform sein soll. Eine primäre Qualität des professionalisierten Handelns ist nach Oevermann die „zugleich diffuse und spezifische Beziehung zum Klienten, dessen leibliche und/oder psychosoziale Beschädigung beseitigt oder gar gemildert werden soll“ (ebd.). Strukturmerkmale, die konstitutiv für das Arbeitsbündnis sind, sind „der Leidensdruck des Patienten“ (ebd.) sowie die Anerkennung der „Beschädigung seiner Autonomie“ (ebd.). Das Bündnis besteht für den Patienten nun darin, dass dieser sich auf eine „Verpflichtungsübernahme“ (ebd.) einlässt und sich an den Experten resp. den Therapeuten bindet. Dies wiederum bedeute für den Experten, dass dieser die Autonomie des Klienten zu wahren habe, auch wenn „die Hilfsbedürftigkeit“ (ebd., S. 116) allzu offensichtlich sei. Für eine Diskussion der strukturtheoretischen Annahmen im Professionalisierungsdiskurs vgl. Becker-Lenz 2005; insbesondere Müller 2015. Müller (2015) diskutiert das strukturtheoretische Arbeitsbündnismodell im Verhältnis zu Arbeitsbeziehungen der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund einer praxistheoretischen Perspektive.

25 Für eine vergleichende Diskussion der verwendeten Begriffe Arbeitsbündnis und Arbeitsbeziehung, der mit ihnen jeweils einhergehenden normativen Implikationen sowie der empirischen Wendung vgl. Cloos et al. 2009; Müller 2015.

zum alltäglichen Umgang mit den skizzierten Spannungsverhältnissen Sozialer Arbeit fehlt (vgl. Kap. 1.4). Wie Sozialarbeiter*innen die Herausforderungen des sozialarbeiterischen Alltags (körper)praktisch bearbeiten und inwiefern Sexarbeiter*innen an der Aushandlung der Arbeitsbeziehung und der Beratungsangebote in situ beteiligt sind, sind offene Fragen. Insbesondere in Bezug auf die Ausgestaltung der Arbeitsbeziehung ist davon auszugehen, dass diese von verschiedenen Bedingungen wie den jeweiligen Arbeitsorten, aber auch der sprachhomogenen bzw. -heterogenen Zusammensetzung des Settings abhängig ist. In welcher Weise die Bedingungen die Ausgestaltung und Herstellung sozialer Arbeitsbeziehungen zwischen den Sozialarbeiter*innen und den Sexarbeiter*innen prägen, wurde bislang noch nicht untersucht. Vor dem Hintergrund der skizzierten strukturellen Rahmenbedingungen aufsuchender Sozialer Arbeit (vgl. Kap. 1.5) ist davon auszugehen, dass diese Etablierungsprozesse durch uneindeutige Beziehungskonstellationen gekennzeichnet sind sowie auf der sozialen Umsetzungsdimension mit einer Unbestimmtheit und Vielfalt sozialer Rollenerwartungen einhergehen. Daraus resultiere ein Vulnerabilitätsrisiko sowohl auf Seiten der Adressat*innen als auch auf Seiten der Sozialarbeiter*innen (Mayrhofer 2012, S. 250). Wie mit den Ungewissheiten im Alltag praktisch umgegangen wird, wie sich der Aufbau einer Beziehung konkret im Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution vollzieht und welche interaktiven Aushandlungsprozesse diesen begleiten, ist hierbei analytisches Thema der empirischen Analysen der vorliegenden Arbeit.

Während also habitualisierte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster von Sozialarbeiter*innen im Prostitutionsfeld schon im Blick der Forschung standen, fehlt es bislang an empirisch abgesichertem Wissen über die sozialen (Körper-)Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext von Prostitution. Was fehlt, ist ein Wissen darüber, was sich während der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution wie ereignet und vollzieht. Der aktuelle Forschungsstand zu Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution ist insbesondere durch qualitative Studien geprägt, deren Methodik jedoch gerade durch eine körpersoziologische und ethnographische Vorgehensweise ergänzt werden kann. Vor diesem Hintergrund widmet sich die vorliegende Studie sozialen Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit, die in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen – etwa in Terminwohnungen und Kontaktbars – und während deren Arbeitszeit stattfinden. Dabei interessiert sich die Studie insbesondere dafür, wie diese sozialen Situationen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen durch die Sozialarbeiter*innen (körperlich) vollzogen werden.

Unter der Prämisse der Offenheit qualitativer Forschung im Allgemeinen und der Offenheit für die Relevanzen des ethnographischen Forschungsfeldes im Besonderen (vgl. Bereswill/Rieker 2008; Breidenstein et al. 2013) veränderten sich das Erkenntnisinteresse und die Forschungsfrage der vorliegenden Studie mehrmals. Das Erkenntnisinteresse war zu Beginn geprägt von theoretischen

schen Vorannahmen und bezog sich zum einen auf die körperliche Dimension Sozialer Arbeit sowie die gesellschaftliche Konstruktion von Körper als „anderem“ Körper. Zum anderen lag das Erkenntnisinteresse auf der Ebene der körperbezogenen Differenzkonstruktionen in sozialen Situationen. Nach den ersten ethnographischen Feldaufenthalten sowie der sequenziellen Auswertung der entstandenen Beobachtungsprotokolle verlagerte sich das formulierte Erkenntnisinteresse weg von den Differenzkonstruktionen hin zu einem sehr offen formulierten Interesse an Körpern in sozialen Situationen. Erst im weiteren Verlauf der Erhebung als auch der Auswertung präzisierten sich die forschungsleitenden Fragen, die sich wie folgt zusammenfassen lassen:

- Wie werden Körper im Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution situativ hervorgebracht, dargestellt und verhandelt?
- Welche unterschiedlichen Thematisierungsweisen von Körpern lassen sich in den sozialen Situationen rekonstruieren?
- Wie werden soziale Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit in ihrem körperleiblichen Vollzug durch die beteiligten Akteur*innen körperpraktisch hergestellt?
- Wie vollzieht sich der Etablierungs- und Aushandlungsprozess einer Arbeitsbeziehung?

Gegenstand der vorliegenden Studie sind daher soziale Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen und die mit ihr einhergehenden sowie in ihr stattfindenden sozialen (Körper-)Praktiken als körperleibliches Vollzugsgeschehen (vgl. Kap. 2). Die Studie orientiert sich hierfür zum einen an der phänomenologischen Grundannahme, dass sich soziale Interaktionen körperleiblich zwischen sich wechselseitig wahrnehmenden „leiblichen Wesen“ (Meyer-Drawe 2006, S. 76) vollziehen, womit der nonverbalen, nicht-intentionalen und leiblichen Dimension von Interaktionen Rechnung getragen wird (vgl. Kap. 2.1.2). Zum anderen orientiert sie sich an der Mikrosoziologie von Erving Goffman (1971a), der soziale Situationen unter körperlich ko-präsenten Anwesenden zum Thema macht (vgl. Kap. 2.1.3). Darüber hinaus greift die Studie auf praxeologische Prämissen zurück (vgl. u.a. Hillebrandt 2014; Reckwitz 2003). Sozialität wird hier nicht in aggregierten Einzelhandlungen, Diskursen, übergeordneten Normen- und Symbolsystemen verortet, sondern in einem Geflecht sozialer Praktiken. Praktiken sind situativ situiert, sie finden in spezifischen sozialen Situationen auf spezifische Weise statt. In allen drei erkenntnistheoretischen Orientierungspunkten – Leibphänomenologie, Mikrosoziologie und Praxeologie – geht es weniger um Personen als um deren Interaktionen und Praktiken. Demnach werden Interaktionen und Praktiken durch Körper und Artefakte (mit)strukturiert, bedingt und ermöglicht (vgl. Kap. 2.2). Indem das analytische Interesse auf der Mikroebene der alltägli-

chen Interaktionen und des körperleiblichen Vollzugs von Praktiken angesiedelt ist, ist die Studie als eine genuin qualitativ-empirische und ethnographische Forschung angelegt (vgl. Kap. 3; Kap. 4). Denn, wie Antje Langer (2003) es für ihre Studie formulierte: „Die Betrachtung der Interaktionsprozesse verspricht eine Fülle von Praktiken aufzudecken, die das Feld Prostitution konstituieren. Zudem verhindert der Fokus auf die Interaktionsprozesse der beteiligten Personen, einseitig Ursachen und Motive ihres Handelns zu suchen sowie psychologisierende Zuschreibungen zu produzieren“ (ebd., S. 7f.).

Im Zuge der weiteren Auswertung des Beobachtungs- und Interviewmaterials veränderte sich der analytische Fokus selbst. Die für die aufsuchende Soziale Arbeit konstitutive Gestaltung der Arbeitsbeziehung als fortwährender Prozess der Aushandlung trat in den interpretativen Rekonstruktionen des Materials immer stärker hervor. Sukzessive stand nicht mehr nur ausschließlich der Körper als Objekt der disziplinierenden, kontrollierenden und fürsorgenden Kontrolle im sozialarbeiterischen Alltag im Mittelpunkt, sondern die Frage, wie der Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit praktisch hervorgebracht wird; wie die Sozialarbeiter*innen als auch die Sexarbeiter*innen, die mit den Besuchen einhergehenden Ambivalenzen (körper)praktisch bearbeiten, wie darin situative Beziehungsarbeit geleistet wird und damit sozialpädagogische Arbeitsbeziehungen hergestellt und ausgehandelt werden. Damit rückten auch kontextspezifische Bedingungen wie die Bedeutung des Raumes und die körperleibliche Positionierung und Anordnung der Akteur*innen im Raum, aber auch feldspezifische Artefakte und deren körperpraktische Verwendung immer mehr in den Analysefokus. Wenn diese Studie die Besuche der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen als soziale Situation und mit ihr die situierten (Körper-)Praktiken in den Blick nimmt, bedeutet das, den Forschungsfokus auszuweiten und zu fragen, was sich in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen im Verlauf der Besuche der Sozialarbeiter*innen überhaupt ereignet: Wie laufen die sozialen Situationen ab? Welche Praktiken lassen sich beobachten?

Auf der Basis dieser einleitenden Vorüberlegungen und der Darlegung des Forschungsinteresses lässt sich die vorliegende Studie in mehrerlei Hinsicht verorten. Zum einen ist sie eine Ethnographie der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution, die insbesondere den Paradoxien und Ungewissheitsverhältnissen professionell handelnder Sozialarbeiter*innen nachspürt. Zum anderen kann sie als eine körpersoziologisch informierte erziehungswissenschaftliche Studie in einem sozialpädagogischen Handlungskontext verstanden werden, die soziale Praktiken zwischen Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen in ihrem körperleiblichen Vollzug in den Blick nimmt. Es geht der Studie vor allem darum, mit detaillierten empirischen Analysen der sozialen Besuchssituationen von Sozialarbeiter*innen im Kontext Prostitution Erkenntnisse über den situativen Vollzug von Arbeitsbeziehungen in einem prekären

Arbeitsfeld hervorzubringen und hierbei auch der Fragilität und dem Scheitern von Praktiken als konstitutiver und strukturell bedingter Möglichkeit sozialpädagogischer Beziehungsarbeit Rechnung zu tragen.

1.7 Aufbau der Studie

Nach diesen einleitenden Vorüberlegungen und der Darlegung der Forschungsfrage wird an dieser Stelle die gewählte Darstellungsform der Studie vorgestellt. Um den körperleiblichen Vollzug sowie die praktische Hervorbringung der sozialen Besuchssituationen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen zum Gegenstand dieser Studie zu machen, werden im zweiten Kapitel die schon erwähnten theoretischen Bezugspunkte dargelegt und miteinander in Verbindung gebracht. Dazu wird zum einen auf phänomenologische wie auch soziologische Betrachtungsweisen von Körper/Leib, Körperlichkeit/Leiblichkeit und das zugrunde gelegte Verständnis sozialer Situationen eingegangen. Zum anderen wird im Anschluss an praxeologische Überlegungen eine heuristische Perspektive erarbeitet, die es erlaubt, soziale (Körper-)Praktiken in ihrem situativen, körperlichen Vollzug zu betrachten, ohne dabei die räumlichen und gegenständlichen Artefakte in ihrer konstitutiven Rolle zu vernachlässigen. Im dritten Kapitel wird die aus dem Forschungsinteresse und dem Forschungsgegenstand resultierende methodologische Verortung vorgenommen und die Forschungsperspektive der Ethnographie eröffnet und begründet. Daran anschließend wird im vierten Kapitel die methodische Vorgehensweise vorgestellt, die sich als ein genuin ethnographisches Vorgehen charakterisieren lässt und neben teilnehmenden Beobachtungen auch Feldgespräche und ethnographische Interviews sowie die Analyse feldimmanenter Artefakte vereint. Hierbei gibt die Vorstellung der methodischen Vorgehensweise Einblicke in den Zugang zum Feld, die Durchführung der Erhebung und die vorliegenden Datensorten sowie die der Studie zugrunde liegenden Auswertungs- und Analyseverfahren. Die Beschreibung des Zugangs zum Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution ist begleitet von einer Skizzierung der aufsuchenden Sozialen Arbeit als Forschungsfeld. Im Anschluss daran folgen sechs empirische Ergebniskapitel (Kap. 5 bis 10), die der prozessualen Logik der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution entsprechen und jeweils bestimmte Aspekte des vorliegenden Materials in den Blick nehmen. Die Darstellungsweise dieser empirischen Ergebniskapitel wird zuvor in Kapitel 4.4 erläutert. Die Studie endet mit einem Fazitkapitel, das die empirischen Ergebnisse resümierend vor dem Hintergrund der Fachdiskussion einordnet und hinsichtlich ihrer Relevanz für die weitere Forschung betrachtet (vgl. Kap. 11).

Kapitel 2

Theoretische Bezüge:

Körper – Situationen – Praktiken

Die vorliegende Studie verfolgt den Anspruch, durch detaillierte empirische Analysen Erkenntnisse über Dynamiken, Möglichkeiten und Verunmöglichungen körperlicher Praktiken in einem Feld zu erlangen, das durch einen als abweichend klassifizierten Umgang mit dem eigenen Körper der Sexarbeiter*innen gekennzeichnet ist und in dem aufsuchende Soziale Arbeit als Instanz sozialstaatlicher Unterstützung und als Instanz der Bearbeitung von sozialen Problem in Erscheinung tritt. Als Heuristik für methodologische Überlegungen sowohl zur Datenerhebung als auch zur Datenanalyse dienen körpertheoretische Bezugspunkte (vgl. Kap. 3). Da Forschung „kein theoriefreier Raum, sondern in sich selbst theoriegeleitet“ (Bereswill/Rieker 2008, S. 425) ist, werden im folgenden Kapitel die theoretischen Bezugspunkte der Studie entfaltet und in ihrer Auswahl gegenstandsbezogen begründet. Aufgrund der zirkulär angelegten Forschungsstrategie ist dieses Kapitel in der vorliegenden Form als theoretische Grundlage und zugleich als Ergebnis der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material zu verstehen. Eine weitere Schärfung des theoretischen Blicks erfolgt im Sinne des Paradigmas der Offenheit qualitativer Forschung (vgl. Steinke 2008), insbesondere ethnographischer Forschung (vgl. Breidenstein et al. 2013), im Zuge der empirischen Analysekapitel. Über die empirischen Analysen können theoretische Vorannahmen irritiert und spezifiziert, aber auch neu formuliert werden (vgl. Bereswill/Rieker 2008; Kalthoff 2008). Entsprechend sind die in vorliegendem Kapitel angestellten theoretischen Überlegungen als konzeptionelle Rahmung der Studie und nicht als abschließende theoretische Festlegungen zu betrachten.

Um dem Gegenstand der Studie und dem Erkenntnisinteresse gerecht zu werden, knüpft die Studie – wie bereits in der Konzeption skizziert (vgl. Kap. 1.6) – an phänomenologische wie auch soziologische Überlegungen zu Körper und Leib (Kap. 2.1) sowie praxeologische Prämissen (Kap. 2.2) an. Diese werden im Folgenden in den für die Studie relevanten Aspekten dargelegt.

2.1 Körper und Sozialität: Eine körpertheoretische Perspektive auf soziales Handeln

In sozialtheoretischer Perspektive kann Körper als konstitutives Element von Sozialität betrachtet werden (vgl. Fischer 2003; Plessner 1982). Damit einhergehend hat die „Wiederkehr des Körpers“, die von Dietmar Kamper und Christoph Wulf bereits 1982 konstatiert wurde, unlängst die Sozial- und Kulturwissenschaften erreicht und ging zu Beginn der 1990er Jahre innerhalb der wissenschaftlichen Theoriebildung mit einem body turn einher (vgl. Gugutzer 2006). Im Zuge dessen erfährt die theoretisch-analytische Betrachtung von Körper eine je nach historischem, kulturellem und politischem Kontext divergierende Thematisierung (vgl. Bourdieu 1982; Elias 1997; Foucault 1994, 2005). (Post-)Feministische, postkoloniale wie auch historische Auseinandersetzungen mit der Thematik Körper haben zur Kritik der Naturalisierung und Essentialisierung des vergeschlechtlichten, klassifizierten und rassifizierten Körpers beigetragen (vgl. Butler 1997; Duden 1987; Federicci 2012; Guiliani 1997; Laqueur 2005). Andererseits wendet Schroer (2005) kritisch ein, dass eine „neue“ (ebd., S. 10) Berücksichtigung der Thematisierung von Körper als Forschungsgegenstand nicht darüber „hinwegtäuschen“ (ebd.) könne, dass die grundlegende Bedeutung des Körpers und des Leibes als „zentrale Gegebenheiten und Konstrukte“, wie es Wolfram Fischer (2003, S. 10) formuliert, in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen vernachlässigt wurde. Dass der Körper als sozial interagierendes und soziale Wirklichkeit (mit)konstituierendes Element nicht „in den Kanon der Grundfragen sozialen Handelns“ (Stadelbacher 2016, S. 9) eingegangen sei, wird in der körpersoziologischen Debatte auf ein durch den Cartesianismus geprägtes Körperverständnis zurückgeführt (vgl. u.a. Schroer 2005). Innerhalb der Handlungstheorie sei „als verborgene Annahme [...] die Unterstellung [wirksam], der Körper sei ein beherrschbares Instrument, beliebig einsetzbar, um die Zwecke zu erreichen, die ein rationaler Akteur seinem Handeln setzt“ (Meuser 2002, S. 19). Der cartesianische Dualismus vollzog eine Trennung zwischen Körper und Geist, Leib und Seele sowie Bewusstsein und Unbewusstsein; er unterteilte die soziale Welt in eine objektive Außenwelt auf der einen und eine subjektive Innenwelt auf der anderen Seite (vgl. Plessner 1982, S. 232f.; auch: Fischer 2003; Jäger 2004, S. 49ff.; Waldenfels 2000). Auch in den theoretisch-empirischen Auseinandersetzungen im Kontext Sozialer Arbeit – etwa im Konzept der Lebensweltorientierung – bleiben Körper und Leib nahezu unberücksichtigt (vgl. Hünersdorf 1999). Die Ursache für die Vernachlässigung wird insbesondere in der Dominanz kritisch-rationaler Konzepte gesehen (vgl. Homfeldt 1999; Hünersdorf 2011).

Im Zuge dessen hat sich innerhalb der Körpersoziologie eine analytische Differenzierung etabliert, die unterschiedliche Aspekte des Körpers als Gegenstand soziologischer Forschung in den Blick nimmt. Sie ist als Versuch zu ver-

stehen, verschiedene Arbeiten, die sich mit dem wechselseitigen Verhältnis von Körper und Gesellschaft auseinandergesetzt haben, zu systematisieren (vgl. Gugutzer 2006, S. 12–20). Entsprechend schlägt Robert Gugutzer (ebd., S. 13) vor, auf der einen analytischen Ebene von Körper als Produkt von Gesellschaft und auf der anderen analytischen Ebene von Körper als Produzent von Gesellschaft zu sprechen. Während auf ersterer Ebene danach gefragt wird, wie Körper als gesellschaftliche Konstruktion bzw. gesellschaftliches Produkt zu verstehen ist, und hierbei insbesondere Körperdiskurse, Körperformungen und Körperrepräsentationen in den Blick genommen werden, wird auf der letzteren Ebene nach der körperlichen Konstitution von Gesellschaft gefragt, weswegen die analytischen Dimensionen von Körperpraktiken, wie Körper Routinen, Körpereigensinn und Körperinszenierungen fokussiert werden (ebd.). In dieser letztgenannten Perspektive wird Körper hinsichtlich der Frage untersucht, wie körperliche Praktiken an der Herstellung sozialer Ordnung beteiligt sind, inwiefern sie sie stabilisieren oder zum Wandel beitragen (ebd., S. 17). Hierbei differenziert Gugutzer die analytische Ebene von Körper als Produkt wiederum in die beiden Dimensionen von Körper als Subjekt eigensinnigen Handelns und Körper als Medium sozialen Handelns (ebd.). Dieser Differenzierung folgend, knüpft die vorliegende Studie an aktuelle körpersoziologische Ausführungen an, in denen Körper als Aspekt kultureller Formung und als „Handlungssubjekt“ (Gebauer 1997, S. 514) theoretisch reflektiert wird und damit das Verhältnis von Körper und Sozialität als eines der sozialen Verwiesenheit wie auch Angewiesenheit des Körpers (auf Andere) in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt (vgl. Terhart 2014, S. 33).

Die Aufmerksamkeit auf die körperleibliche Dimension sozialen Handelns, die für die vorliegende Studie zentral ist, lässt sich mit einer Forschungsperspektive konzeptualisieren, die einerseits danach fragt, was mit dem Körper geschieht, und andererseits auch danach fragt, was der Körper wie tut. Wie handelt der Körper und wie wird was mit dem Körper praktiziert? Mit diesen Fragen geht jedoch nicht eine Orientierung an einem intentional ausgerichteten Handlungsbegriff und somit eine Betrachtung des „reflexive[n] Subjekt[s] als Träger von Sinn“ (Meuser 2002, S. 20) einher. Vielmehr ist mit diesen Fragen ein begriffliches Verständnis einer vorreflexiven Intentionalität verbunden (vgl. Merleau-Ponty 1966). Darüber hinaus wird davon ausgegangen, dass Interaktionen zwischen den Menschen sich situativ als körperleibliches Vollzugsgeschehen ereignen. Vor diesem Hintergrund haben sich für die vorliegende Studie einerseits leibphänomenologische Überlegungen Merleau-Pontys (1966) – mit seinem Konzept der Intentionalität des Leibes sowie der Interkorporalität – als fruchtbar erwiesen, andererseits Erving Goffmans (1971a; 1971b) Situationskonzept, das – ähnlich wie Merleau-Ponty – von einer körperlichen Kopräsenz in Interaktionen ausgeht. Während Goffman den Körper als Produzenten des Sozialen betrachtet, der die sozialen Verhältnisse repräsentiert und in diesen

zugleich agiert und daher an ihrer Hervorbringung und Aufrechterhaltung beteiligt ist (Burghard/Magyar-Haas/Mörge 2014, S. 115), lässt sich mit Merleau-Ponty die leibliche Dimension des Handelns in den Fokus rücken.

Im Folgenden wird, ausgehend von der körperleiblichen Fundierung der Unabgeschlossenheit menschlicher Existenz (Kap. 2.1.1), Merleau-Pontys Verständnis der Intentionalität des Leibes sowie der Interkorporalität dargelegt (Kap. 2.1.2), bevor auf Goffmans Ausführungen zur körperleiblichen Präsenz eingegangen wird (Kap. 2.1.3).

2.1.1 Körper und Leib: Terminologische Bestimmungen und sozialwissenschaftlicher Gegenstand

Ausgehend von philosophisch-anthropologischen (Plessner 1982) wie auch phänomenologischen (Merleau-Ponty 1966) Überlegungen wird im deutschsprachigen Raum²⁶ analytisch zwischen Körper und Leib unterschieden. Bernhard Waldenfels sieht in dieser Differenzierung ein „sprachliches Kapital, das man nicht einfach so verschleudern sollte, indem man vom ‚Körper‘ spricht, wenn man den ‚Leib‘ meint“ (2000, S. 15). Etymologisch betrachtet bezeichnet das Wort Körper sowohl den lebendigen als auch den toten Körper. Der Körper hat im Sinne eines Behälters gegenständlichen Charakter, ist äußerlich sichtbar und lässt sich vermessen wie auch unterteilen. Dahingegen verweist der Leib auf den lebendigen, empfindsamen und spürbaren Körper. Diese idealtypische analytische Differenzierung lässt sich empirisch jedoch nicht konsequent aufrechterhalten, da der Leib in Begriffen wie Leib Eigenschaft oder Leibbesetzung auch eine äußerlich-materielle Sinnggebung erhält (vgl. Gräfe/Witte 2014, S. 8). Notwendig ist daher eine analytische Differenzierung zwischen Körper und Leib, wie sie am prominentesten von Helmuth Plessner (1982) entwickelt wurde.

Die ontologische Frage danach, was der Körper ist, hat Plessner (ebd., S. 437) in die anthropologische Frage übersetzt, in welchem Verhältnis der Mensch zu seinem Körper stehe.²⁷ Damit wird dem Bemühen der philosophischen Anthro-

26 Im angloamerikanischen Raum wird eine solche Differenzierung ebenfalls herbeigeführt, wenn zwischen dem *body* und *lived-body* resp. „having a body“ und „being a body“ (Crossley 2001, S. 6) unterschieden wird. In seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung* verwendet Maurice Merleau-Ponty (1966) die französischen Begriffe „*corps*“, „*corps-propre*“ und „*chair*“ (Fleisch).

27 Entsprechend hält Plessner fest: „Dieses Verhältnis sind wir geneigt, unter bestimmten metaphysischen Aspekten zu sehen, jener von Descartes geprägten Zwiespältigkeit, die uns in dem gespaltenen Wissenschaftsbetrieb von heute zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Mit der Formel, daß der Leib der Natur als der Welt der Ausdehnung angehört,

pologie, eine Erklärung für die Sonderstellung des Menschen unter den Lebewesen zu finden, Ausdruck verliehen. In diesem Kontext wurden Konzepte entwickelt, um den cartesianischen Dualismus von Körper und Geist bzw. Leib und Seele zu überwinden (vgl. ebd., S. 232 ff.). Die „Zweiseitenauffassung des Menschen mit ihrem Zwang, Physisches und Psychisches voneinander zu trennen bzw. mit ihrer fatalen Möglichkeit, das eine gegen das andere auszuspielen“ (ebd., S. 232), widerspreche, so Plessner, der philosophisch-anthropologischen Einsicht, dass der Doppelaspekt menschlichen Lebens aus der Grundposition der exzentrischen Positionalität zu begreifen sei. Im Unterschied zum „Leben des Tieres“, welches als „zentrisch“ positioniert gefasst wird, wird das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper von Plessner als zweifaches beschrieben. Für Plessner ist „das Leben des Menschen, ohne die Zentrierung durchbrechen zu können, zugleich aus ihr heraus, exzentrisch. Exzentrizität ist die für den Menschen charakteristische Form seiner frontalen Gestelltheit gegen das Umfeld“ (Plessner 2003, S. 364, Herv. i. O.). Es ist die „doppelsinnige Position des Menschen als Leib im Körper“ (ebd., S. 235) und damit die Gleichzeitigkeit von Körper-Haben und Körper-Sein, die für den Menschen charakteristisch ist: Er ist sein Körper, und er hat seinen Körper (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörigen 2014, S. 110). Der menschliche Körper existiert also in einer doppelten Gegebenheit, in einem „unaufhebbare[n] Doppelaspekt“ (Plessner 2003, S. 365) von Körper-Haben und Körper-Sein (vgl. auch Jäger 2004, S. 49 ff.). Dieser von Plessner festgestellte Doppelaspekt in Bezug auf den Körper, den der Mensch hat, und den Körper, der er ist, und die von ihm in der exzentrischen Positionalität hergestellte Relation beider Aspekte sind die Grundlage dafür, die Vermittlung zwischen Innen und Außen, Individuum und Gesellschaft, Konstruktion und Materialität als Verschränkung zu denken (Jäger 2004; 2015, S. 112 f.). Der Körper, der ich bin, verunmöglicht es einerseits, hier und gleichzeitig woanders zu sein. Andererseits ist der Mensch, der seinen Körper hat, in der Lage, zu sich selbst in Gegenstandsstellung zu treten und sich exzentrisch zu seiner Umwelt zu positionieren. Infolge der exzentrischen Positionalität kann der Mensch aus sich heraus und zu sich selbst in Distanz treten. Aufgrund des Körper-Seins lebt der Mensch im Hier-und-Jetzt, das für ihn leiblich erfahrbar ist. In diesem Sinne wird der anthropologische Begriff des „Körper-Seins“ durch den phänomenologischen Begriff „Leib“ bzw. „Leiblichkeit“ ersetzt (vgl. Jäger 2004, S. 49 ff.). Denn der Mensch ist stets mit seinem Körper an das Hier-und-Jetzt gebunden und zugleich durch den Leib „auf die Umwelt bezogen“ (Jäger 2015, S. 113)

ergibt sich der Zwang, das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht, in diesem merkwürdigen Gehäuse auf rätselhafte Weise zu lokalisieren“ (Plessner 1982, S. 437).

bzw. mit seinem Leib in den Umweltbezug eingebunden.²⁸ Zum einen kann der Mensch sich selbst zum Gegenstand werden, zu sich selbst in Distanz treten und sich selbst reflektieren (Gugutzer 2015, S. 14). Zum anderen bedeutet dies aber auch, dass der Leib als Körper erfassbar wird, als ein Dingkörper, etwas Gegenständliches und Bearbeitbares, über das man instrumentell verfügen und das man expressiv nutzen kann. Doch diese Verfügung über den Körper ist begrenzt, denn „der Körper als Ding unterscheidet sich von anderen Dingen absolut, weil der Mensch dieser selbst ist [...]. Der Leib im Sinne von Körper-Sein ist demnach ‚zuständlich‘ gegeben und kann als Mittel, als Instrument gebraucht werden, indem man diesen hat“ (Magyar-Haas 2013, S. 140).

Das doppeldeutige Verhältnis des Menschen zu seinem Körper und „sein gebrochenes Verhältnis zu sich selbst“ (Fischer 2003, S. 19) betont Plessner in Bezug auf die Expressivität von Gestik, Mimik, Haltung und Sprache im Lachen und Weinen (Plessner 1982, S. 248). Hier wird der Leib als Ausdrucksfläche bestimmt, um die der Mensch in seinem Umweltbezug weiß (ebd., S. 249). In den Phänomenen des Lachens und Weinens verliere „die menschliche Person zwar ihre Beherrschung, aber sie bleibt die Person, indem der Körper gewissermaßen für sie die Antwort übernimmt“ (ebd., S. 237). Für Plessner liegt in der Expressivität ein „Grundzug vermittelter Unmittelbarkeit“ begründet, die „ebenso wie die Instrumentalität des Leibes oder die Objektivität des Wissens der ständig neu auszugleichenden Spannung und Verschränktheit zwischen Körper-Sein und Körper-Haben“ (ebd., S. 248f.) entspricht. Lachen und Weinen werden hierbei von Plessner als Reaktionen des Leibes auf Grenzsituationen analysiert, die deutlich machen, „dass man einen Leib bewohnt und zugleich ein Leib ist“ (ebd., S. 249). Für Plessner sind Lachen und Weinen als körperleibliches Ausdrucksverhalten „Reaktionen auf Grenzen, an welche unser Verhalten stößt. Sie sind Äußerungen eines Unvermögens, das freilich nicht an den zahl- und regellosen kleinen oder großen Niederlagen, die unser Leben durchziehen, abgelesen werden darf. Sie haben vielmehr prinzipiellen Charakter [...]“ (ebd., S. 226). Im Unterschied zu anderen emotionalen Ausdrucksbewegungen, in denen sich Affekte äußern wie Zorn und Wut, Liebe und Hass, aber auch im Unterschied zu expressiven Vorgängen wie Erröten oder Erblassen lassen sich Lachen und Weinen „als Lautäußerungen im sozialen Leben nicht übersehen. Sie sind nicht allein Reaktionen auf die jeweilige Situation, [...] sondern sie wenden sich an sie, wenn auch vielleicht unwillkürlich, und unterbrechen den normierten Gang des Lebens“ (ebd., S. 226).²⁹ Körperleibliches Ausdrucksver-

28 Zur Weiterführung von Plessners Differenzierung in phänomenologischen Debatten vgl. Magyar-Haas 2012, S. 6 ff.; zur Konzeptualisierung von Körper als Grenze bei Plessner vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörge 2014, S. 109 ff.; Magyar-Haas 2015.

29 Für eine Auseinandersetzung mit affektiven Reaktionen und sozialen Umgangsweisen mit ihnen vgl. Demmerling/Landweber 2007.

ten wie das Lachen und Weinen verweist auf die Bedeutung der Sichtbarkeit des Körpers, der von und durch andere gelesen, gedeutet und interpretiert wird. In Momenten des Nicht-Gelingens, wenn der normierte Gang einer Situation unterbrochen wird, wird der Körper mit seinem körperleiblichen Ausdrucksverhalten zu einem wichtigen Träger von Bedeutungen, die nicht immer im Einklang mit den Intentionen des Subjektes stehen.³⁰ Vor diesem Hintergrund lässt sich die leibliche Existenz in ihrer „universalen Bedürftigkeit, Verletzbarkeit und Verwiesenheit auf Anderes“ (Magyar-Haas 2014, S. 23) als eine anthropologische Konstitutionsbedingung bestimmen.

Plessners Unterscheidung zwischen Körper-Sein und Körper-Haben resp. Körper und Leib ist insofern für eine körpersoziologische Betrachtung bedeutsam, als sie eine Verschränkung von biologisch-materiellem und kulturell geprägtem Körper beschreibt (vgl. Gugutzer 2015, S. 15). Biologisch und naturhaft ist bei Plessner lediglich die Struktur der Umweltbeziehung. „[S]owohl die selbstreferentielle Struktur der leiblichen Subjektivität als auch das Verhältnis zu seiner Umwelt sind in der exzentrischen Positionalität immer schon kulturell“ (Jäger 2015, S. 112) und damit gesellschaftlich-sozial vermittelt. Plessners Beschreibungen der doppelten Gegebenheitsweise des körperlichen Leibes erlauben es, eine polarisierende Herangehensweise – zwischen konstruktivistischen und naturalistischen Körperauffassungen – zu vermeiden, aber gleichzeitig dem Spannungsverhältnis zwischen Materialität und Konstruktion, in dem der Körper steht, gerecht zu werden (vgl. ebd., S. 116). Damit lässt sich an Plessner anknüpfend der Körper als sicht- und tastbarer, äußerlich wahrnehmbarer Körper beschreiben, der (aktiv) eingesetzt sowie (instrumentell) behandelt und genutzt werden kann. Der Körper ist ein von außen wahrnehmbares Objekt, womit alles Körperliche auch etwas Objektives ist. Der Leib hingegen beschreibt die nicht-sichtbare Materialität des Körpers, das Körperinnere und damit eine „subjektive Tatsache“ (Schmitz 1968, S. 95–108), da der Leib im Unterschied zum Körper das leibliche Befinden und Spüren ist (Gugutzer 2015, S. 20). Mit Helmuth Plessner kann jedoch auch, wie skizziert, davon ausgegangen werden, und das ist zentral für die vorliegende Studie, dass sich das Leibempfinden in der Wahrnehmung des Körpers zeigt, ohne diesen körperleiblichen Ausdruck auf ein spezifisches (subjektives) Leibempfinden zu reduzieren (vgl. Magyar-Haas 2015).

30 Eine vergleichbare Funktion schreibt auch Goffman (1975) den expressiven Informationen zu, die eine Person über sich gibt, wie der körperlich sichtbaren Verlegenheit. In Goffmans Ausführungen in *Stigma* spielen eben nicht nur die körperliche Dimension der Sichtbarkeit eine Rolle in der Identitätszuschreibung an stigmatisierte Personen, sondern auch die körperlichen Informationen, die Goffman als „verkörpert“ und als „durch körperlichen Ausdruck“ (ebd., S. 58) vermittelt beschreibt.

Nun ist es wichtig festzuhalten, dass es sich bei der begrifflichen Differenzierung zwischen Körper und Leib um eine analytische Differenzierung und nicht um eine Verdopplung des (Forschungs-)Gegenstandes handelt (vgl. Lindemann 1996; Jäger 2004).³¹ Um das begrifflich-analytische Potential „soziologisch zu nutzen“ (Gugutzer 2015, S. 20), wird in der vorliegenden Studie an die von Gesa Lindemann (1996) entwickelten und von Ulle Jäger (2004) fortgeführten theoretischen Überlegungen zur Verschränkung von Körper und Leib angeknüpft. Die Verschränkung zwischen Körper und Leib komme dadurch zustande, dass das Körper-Sein durch das Körper-Haben geformt werde. Für Gesa Lindemann (1996) stehen Leib und Körper einer Person in einem „Verhältnis wechselseitigen Bedeutens“ (ebd., S. 166 ff.). Hierbei habe der Körper im Verhältnis zum Leib eine „normierende Funktion“ (ebd., S. 172). Denn „wie der körperliche Leib zu spüren ist“, ist durch den Körper, der ein „Gefühls- und Verhaltensprogramm“ (Lindemann 1993, S. 59 f.) ist, festgelegt. Körper-Haben wird von Lindemann als das kulturell geprägte Wissen vom Körper verstanden, welches die eigenleibliche Erfahrung prägt (vgl. Gugutzer 2006, S. 16; Magyar-Haas 2013). Daher ist der Leib nach Lindemann (1995) in Bezug auf ein bestimmtes Wissen über den Körper erfahrbar und leibliche Erfahrungen sind einverleibtes Körperwissen.³² Neben dem vermittelten Körperwissen, welches die Leiberfahrungen prägt, wird die leibliche Erfahrung von Lindemann auch als Mittel des Handelns, der Darstellung und der Bewegung thematisiert (ebd., S. 139): „Im Sich-Bewegen ist der spürbare und spürende Leib mit dem aktiv einsetzbaren Körper verflochten“ (Gugutzer 2015, S. 22). Wenn Körper und Leib im Anschluss an Helmuth Plessner als verschränkt miteinander gedacht werden, dann gibt es keine vorgängige Natur mehr, sondern ein strukturelles Verhältnis zwischen Körper und Leib, welches gesellschaftlich, kulturell und historisch divergierende Thematisierungsweisen hervorbringt. Das Konzept der Verschränkung lässt sich mit Ulle Jäger (2004) und im Anschluss an Gesa Lindemann für die vorliegende Studie als eine produktive Möglichkeit verstehen, einerseits die materielle Bedingtheit des Leibes nicht aus dem Blick zu verlieren, andererseits Körper-Haben und Leib-Sein als Bestandteile symbolischer Ordnung in ihrem wechselseitigen Verhältnis zueinander zu betrachten (ebd.,

31 Um deutlich zu machen, dass es sich bei Körper-Haben und Leib-Sein um sich wechselseitig bedingende Perspektiven handelt, die in der empirischen Wirklichkeit untrennbar miteinander verbunden sind, spricht Gugutzer (2006) von der „Zweiheit des Körpers“ (ebd., S. 30), Ulle Jäger (2004) von dem „körperlichen Leib“ (ebd., S. 108 f.), und Gesa Lindemann (1993) differenziert im Anschluss an die phänomenologische Tradition zwischen „Leib“ und „Dingkörper“ (ebd., S. 52 f.).

32 Innerhalb moderner Gesellschaften ist es hierbei vor allem naturwissenschaftliches, medizinisch-anatomisch fundiertes Körperwissen, das die Leiberfahrungen prägt; vgl. zum Verhältnis von (medizinischem) Körperwissen und Leiberfahrung: Duden 1987; Laqueur 1992.

S. 165). Der Körper als sozialwissenschaftlicher Gegenstand wird „begrifflich und konzeptionell in der Gleichzeitigkeit von (diskursivem) Körperwissen einerseits und gelebter (leiblicher) Erfahrung andererseits“ (ebd., S. 11) gedacht. Ulle Jäger (2004; 2015) legt damit einen Versuch vor, die Überlegungen der Phänomenologie und des Poststrukturalismus, die häufig als methodisch und analytisch unvereinbar gelten, miteinander zu verbinden. In Anlehnung an Plessners Konzept der doppelten Gegebenheit und Pierre Bourdieus Habituskonzept entwickelt sie einen Begriff des Leibes, der die Ausgesetztheit des Leibes gegenüber Prozessen diskursiver Materialisierung berücksichtigt.

Eine so ausgerichtete theoretisch-analytische Perspektive auf den Körper und den Leib muss für die vorliegende Studie jedoch insofern erweitert werden, als deren Gegenstand soziale Situationen sind, in denen Personen körperleiblich miteinander interagieren. Einerseits sind die bislang skizzierten Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib, die den Leib als „Ort der Erfahrung“ (Jäger 2004, S. 165) in der Dimension des subjektiven Erlebens verorten, zwar insofern instruktiv, als das leibliche und interaktive Einbezogensein der Forscher*in in das Feld zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden kann (vgl. u. a. Kap. 4; Kap. 5; Kap. 10.1). Für die empirische Untersuchung der körperleiblichen Dimension des Handelns in sozialen Situationen ist eine Erweiterung der bislang skizzierten Überlegungen aber insofern notwendig, als körperleibliche Ausdrucksweisen und damit Formen leiblicher Kommunikation von mindestens zwei Personen konzeptuell mit einbezogen werden müssen. Entsprechend geht es gerade nicht nur um den Körper und Leib einer Person (Lindemann 1996, S. 172), sondern um den Körper und Leib von mehreren Personen, die in einer sozialen Situation anwesend sind. Denn, wie es Fischer (2003) im Anschluss an Plessner formuliert: „Der ‚Sinn für Reziprozität der Perspektiven im Verhältnis von meinem leibhaften Dasein des anderen‘ (Plessner 1983, S. 225) ist auch als vorsprachliche Wurzel der Verständigung und Basis sprachlicher Kommunikation im Körper und in der Zwischenleiblichkeit verankert“ (ebd., S. 16). Mit dem Verweis auf das Konzept der Zwischenleiblichkeit lässt sich im Folgenden an die phänomenologischen Überlegungen von Merleau-Ponty (1966) anknüpfen. Mit Merleau-Ponty kann betont werden, dass die materiell-körperliche Dimension des Sozialen an der Herstellung und Darstellung von sozialen (Interaktions-)Ordnungen beteiligt ist. Dies verweist wiederum in körpersoziologischer Perspektive auf die analytische Betrachtung von Körper als Produzenten³³ sozialer Wirklichkeit (vgl. Fischer 2003, S. 10; Gugutzer 2006, S. 17–20).

33 Auf die Analyse der Umgangsweisen mit dem Körper, das Spüren des Körpers sowie das Wissen über den Körper, die von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen und historischen Gegebenheiten geprägt sind (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörigen 2014, S. 114), zielen dahingegen solche theoretischen Ansätze, wie sie im Anschluss an

2.1.2 Intentionalität des Leibes und Interkorporalität als (materielle) Bedingungen sozialen Handelns

Ebenso wie Plessner von einer Kritik des Cartesianismus ausgehend, entwickelt Maurice Merleau-Ponty (1996) in seiner Theorie der Wahrnehmung ein Körper-Leib-Konzept, das die Innen- mit der Außenwelt verschränkt denkt. Dabei ist in den phänomenologischen Überlegungen Merleau-Pontys sowohl der Aspekt der kulturellen Formung des Körperleibes als auch ein intersubjektivitätstheoretischer Grundgedanke enthalten, der den Körperleib als eine Instanz auf der Ebene des sozialen Handelns erscheinen lässt (Meuser 2002, S. 33). Mit Plessner kann davon ausgegangen werden, dass das duale Verhältnis des Menschen zu seinem Körper, als Körper-Haben und Leib-Sein, die Bedingung der Möglichkeit menschlichen Handelns in Raum und Zeit ist. Zugleich ist soziales Handeln immer auch körperleiblich fundiertes und ausgeführtes Handeln von mindestens zwei Menschen, die sich wechselseitig aneinander orientieren. Letzteres lässt sich mit dem analytischen Konzept der Zwischenleiblichkeit resp. Interkorporalität im Anschluss an Merleau-Ponty darlegen und stellt für die vorliegende Studie eine erkenntnistheoretische Grundannahme dar. Bevor im Folgenden auf die zentralen Gedanken von Merleau-Ponty eingegangen wird, ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass Merleau-Ponty mit dem Begriff und dem Konzept der Zwischenleiblichkeit versucht hat, eine erkenntnistheoretische Alternative zum Begriff der Intersubjektivität zu entwickeln (vgl. Bedorf 2015, S. 141; Haller 2017, S. 45). Entsprechend weist Melanie Haller (2017) darauf hin, dass für Merleau-Ponty in seiner Auseinandersetzung mit Husserl das erkenntnistheoretische Problem in jenem „Solipsismus“ (ebd., S. 45) bestanden habe, „welcher nur die eigene Individualität mit ihren Bewusstseinsinhalten als Erkenntniszugang gelten lässt und alle anderen Individuen, mit der Außenwelt, als deren Vorstellung annimmt“ (ebd., S. 45). Mit dem Begriff der Zwischenleiblichkeit sucht Merleau-Ponty nun diese Betrachtung zu überwinden, die bedeutet, „es gäbe ein Subjekt und ein zweites, die dann auch noch in Beziehung träten“ (Bedorf 2015, S. 141). Entsprechend grenzt sich Merleau-Ponty von „individualistischen Konzeptionen“ (Haller 2017, S. 45) ab. Diese theoretischen Überlegungen Merleau-Pontys stehen im Kontext seiner Auseinandersetzung mit Husserl und Heidegger, auf die er sich an verschiedenen Stellen beruft, sowie der fundamentalen Kritik an cartesianischen Auffassungen. Hierbei nutzt Merleau-Ponty vorhandene Begriffe und deutet sie in gewisser Weise um, ohne sie durch andere zu ersetzen (vgl. Crossley 2017; Bedorf 2015). Wie diese Ab-

Michel Foucault, Norbert Elias oder Judith Butler konzeptualisiert werden und in denen *Körper als Produkt* gesellschaftlicher Wirklichkeit betrachtet wird (vgl. Gugutzer 2006, S. 14–17; Gugutzer 2015, S. 8).

grenzung im Einzelnen motiviert ist bzw. wie sie sich systematisch begründen lässt, wird im Folgenden erläutert. Hierbei wird zunächst auf den Begriff der Intentionalität des Leibes eingegangen, bevor die Grundgedanken des Begriffs und des Konzepts der Zwischenleiblichkeit erläutert werden.

Die Wahrnehmung basiert für Merleau-Ponty auf leiblichem Handeln und der Leib begreift die Welt unmittelbar; durch ihn sind wir in der Welt verankert, er „ist unser Mittel überhaupt, eine Welt zu haben“ (ebd., S. 176). Hierbei ist der Leib ebenso wenig wie bei Plessner ein natürlich gegebener oder ursprünglicher, sondern ein immer schon kulturell geformter Leib: „Der Gebrauch, den der Mensch von seinem Leibe macht, transzendiert den Körper als bloß biologisch Seiendes. [...] Gefühle und passionelles Verhalten sind nicht minder erst ‚erfunden‘ als Worte. [...] Es geht schlechterdings nicht an, beim Menschen eine erste Schicht von ‚natürlich‘ genannten Verhaltungen und eine zweite, erst hergestellte und darübergelegte Schicht der geistigen oder Kulturwelt unterscheiden zu wollen“ (ebd., S. 224). Wenn Merleau-Ponty von der „Intentionalität des Leibes“ (ebd., S. 165 ff.) spricht, dann bedeutet dies, dass das verkörperte Subjekt zwar „eine (kulturell bestimmte) Richtung“ (Meuser 2002, S. 33) erkennen lässt, aber diese habe nicht den Charakter einer bewussten Zielsetzung. Im Unterschied zu einem gängigen Verständnis von Intentionalität, das diese „als vorentworfene Handlungsvollzüge“ (ebd., S. 34) beschreibt, versucht Merleau-Ponty mit dem Begriff der „Intentionalität des Leibes“ zu der Auffassung, den Akteur*innen seien die Zielsetzungen ihres Handelns vollkommen durchsichtig und sie könnten über die Intentionen frei verfügen (vgl. Coenen 1979, S. 246; Meuser 2002, S. 34), Distanz zu gewinnen. Merleau-Ponty entwickelt in weitgehender Übereinstimmung mit der phänomenologischen Tradition einen Begriff der Intentionalität, der, so Meuser (2002), intentionales Handeln nicht in einem gedachten Handlungsplan, sondern buchstäblich „pragmatisch“, d. h. in den Akten des praktischen Einwirkens auf die Welt fundiert“ (ebd., S. 33). Vor dem Hintergrund des ontologischen „Primat[s] der Wahrnehmung“ (Merleau-Ponty 2003) versteht Merleau-Ponty die Intentionalität als eine „ursprüngliche“ (1966, S. 166). Die Intentionalität und das Bewusstsein sind für Merleau-Ponty „nicht ein ‚Ich denke zu ...‘, sondern ein ‚Ich kann““ (ebd.). In Auseinandersetzung mit Fragen des Sehens und der Bewegung begreift Merleau-Ponty Bewegung als „spezifische Weise des Gegenstandsbezuges“ (ebd.), in der sich „die Bewegung der Existenz“ ausdrückt, denn „Bewegung ist nicht das Denken einer Bewegung“. Entsprechend ist für Merleau-Ponty Bewusstsein „Sein beim Ding durch das Mittel des Leibes. Erlernt ist eine Bewegung, wenn der Leib sie verstanden hat, d. h. wenn er sie seiner ‚Welt‘ einverleibt hat, und seinen Leib bewegen heißt immer, durch ihn hindurch auf die Dinge abzielen, ihn einer Aufforderung entsprechen lassen, die an ihn ohne den Umweg über irgendeine Vorstellung ergeht“ (ebd., S. 167 f.). Phänomenologisch betrachtet durchdringen sich die Wahrnehmung und das körperliche

Handeln wechselseitig und entsprechend kann angenommen werden, dass das menschliche Wahrnehmungsvermögen „auch ohne die Vermittlung reflexiven Denkens [...] sinnvolles [...] Verhalten“ (Crossley 2017, S. 318) hervorbringt. Im Anschluss an Crossley (ebd.) ist für Merleau-Ponty das Wesen der menschlichen Existenz praktisch, und insbesondere die erworbenen körperleiblichen Fähigkeiten führen dazu, dass sich „reflexives Denken und Selbsterkenntnis des denkenden Subjektes“ entwickeln (ebd., S. 319). An dieser Stelle wird auch deutlich, dass sich der von Pierre Bourdieu entwickelte Habitus-Begriff als eine soziologische Interpretation der „Intentionalität des Leibes“ von Merleau-Ponty verstehen lässt (vgl. hierzu auch Meuser 2002, S. 39). Wenn der Habitus von Bourdieu (1970, S. 133) als „sens pratique“ beschrieben wird, dann ist die Grundlage des praktischen Verstehens der sozialen Welt der praktische Sinn, in dem die Welt und die Anderen einem unmittelbar zugänglich sind.

Der Begriff der Zwischenleiblichkeit bzw. der Interkorporalität (vgl. Bedorf 2015; Haller 2017; Meyer-Drawe 1984), der von Merleau-Ponty (1966) geprägt wurde, verweist neben dem im Anschluss an Plessner eingeführten Begriff der doppelten Gegebenheit und der leiblichen Existenzweise auf die soziale Angewiesenheit auf Andere. Für Merleau-Ponty (1966, S. 509) ist „Zur-Welt-Sein“ immer ein leibliches Sein und die Zwischenleiblichkeit eine ontologische Bedingung des Menschen, „dessen Subjekthaftigkeit an den Körper gekoppelt ist“ (Haller 2017, S. 46). Dabei vollzieht sich der Zugang zur Welt über den Leib, nie nur subjektiv, sondern vor allem sozial (ebd.). Zwischenleiblichkeit bezeichnet „leibliche Intersubjektivität“ (Merleau-Ponty 2003, S. 262) und über den Leib werden die Anderen und die Welt wechselseitig erfahrbar. Sowohl körpersoziologische (vgl. Gugutzer 2015) als auch pädagogisch-phänomenologische Perspektiven (vgl. Meyer-Drawe 1984) knüpfen an diese Auffassung an, indem die Konstitution von Sozialität im leiblichen Zur-Welt-Sein und damit in der wechselseitigen Wahrnehmung der Akteur*innen fundiert wird (vgl. Gugutzer 2015, S. 147; Meyer-Drawe 2006, S. 76): „Körper sind immer verwoben mit dem, was ihnen nur äußerlich erscheint, sie sind immer soziale Körper“ (Haller 2017, S. 46). Soziales Handeln als leibliches Handeln vollzieht sich entsprechend zwischen sich wechselseitig wahrnehmenden „leiblichen Wesen“ (Meyer-Drawe 2006, S. 76) und die leibliche Existenzweise des Menschen ist Voraussetzung für Handlungen in der Welt. So formuliert Merleau-Ponty (1966): „Durch meinen Leib verstehe ich den Anderen, so wie ich auch durch meinen Leib Dinge wahrnehme“ (ebd., S. 220). Die Zweideutigkeit des Leibes, die darin besteht, dass der Leib sowohl wahrnehmender als auch wahrgenommener, sichtbarer wie auch empfindender und empfindsamer Leib ist, wird von Merleau-Ponty mit dem Begriff der Ambiguität umschrieben (vgl. auch Gugutzer 2012, S. 29; Meyer-Drawe 1984, S. 144; Waldenfels 2000, S. 42f.). Wenn mit Merleau-Ponty die der sozialen Welt zugrundeliegende Intersubjektivität genauso wie das praktische Handeln als verkörpert gedacht wird, steht im Zentrum einer sozialen Interak-

tion die Bezugnahme auf die Menschen und die Dinge, die wir vor uns haben. Als verkörperte Subjekte können wir sowohl wahrgenommen werden – über Blicke, über Hören und über Bewegungen – als auch selbst die Anderen wahrnehmen. Die Basis jeglicher sozialen Beziehung ist jenes leibliche „Aufeinander-Gerichtet-Sein“ (Crossley 2017, S. 327; auch Waldenfels 2000, S. 297). In dieser Gerichtetheit auf die Anderen und ihr Verhalten liegt die Grundlage für die Möglichkeit des Verstehens, auch wenn das Verhalten des Anderen nicht einer gemeinsamen Lebensform angehörig ist (Waldenfels 2000, S. 297).

Anders als es etwa Alfred Schütz (1971, S. 66)³⁴ dargelegt hat, ist der Körper der Anderen somit gerade kein Hindernis für das wechselseitige Verstehen, sondern als verbindendes Element zu begreifen (vgl. Meuser 2002, S. 34; Fischer 2003, S. 17; Haller 2014, S. 166). Der eigene und der fremde Körper werden als Teil einer einzigen Interkorporalität beschrieben (Waldenfels 2000, S. 286), die eine Dimension der Intersubjektivität³⁵ darstellt (Meyer-Drawe 1984). Entsprechend formuliert Waldenfels (2000) pointiert: „Zur Leiblichkeit gehört von vornherein eine Zwischenleiblichkeit, in dem Sinne, daß der eigene Leib auf die Anderen bezogen ist. Zur Körpersprache gehört auch ein Körpergespräch. [...] Der Körper ist nicht derart individuiert, daß er allein mir gehört und infolgedessen bloß indirekt mit dem fremden Körper in Beziehung tritt“ (ebd., S. 240). Daher lässt sich im Anschluss an Meyer-Drawe (1984), Waldenfels (2000) und Crossley (2017) davon ausgehen, dass Merleau-Ponty mit dem Begriff der Interkorporalität ein Konzept von Intersubjektivität geschaffen hat, dessen soziologische Relevanz darin liegt, dass es die Möglichkeit wechselseitigen nonverbalen Verstehens begründet (Crossley 2017). Vor dem Hintergrund eines praktischen Sinns, dessen Grundlage die Intentionalität des Leibes ist, treten Menschen miteinander in Beziehung. Sie kommunizieren und interagieren auf einer vor-reflexiven Ebene körperleiblich miteinander und nehmen einander sinnlich wahr. Treffend formuliert Merleau-Ponty (1966) in Bezug auf die Kommunikation mittels Gesten: „Die Kommunikation, das Verstehen von Gesten, gründet sich auf die wechselseitige Entsprechung meiner Intention und der Gebärden des Anderen, meiner Gebärden und der im Verhalten des Anderen sich bekundenden Intention. Dann ist es, als wohnten seine Intentionen meinem Leibe

34 In den phänomenologischen Überlegungen von Alfred Schütz (1971) spielen Körper und Leiblichkeit eine zentrale Rolle, wenn es um die Frage der Intersubjektivität und damit um die „Reziprozität der Perspektiven“ (ebd., S. 12 ff.) geht. Hierbei gehöre der Körper der Anderen zwar der eigenen Welt an, aber „die Welt des Anderen“ bleibe fremd. Denn, so Schütz, ich beobachte „nur das Außen des Körpers der Anderen [...], während ich meinen eigenen Leib von innen erfahre“ (ebd., S. 166).

35 Thomas Bedorf (2015) weist darauf hin, dass die Überlegungen Merleau-Pontys zur Zwischenleiblichkeit streng genommen die Möglichkeit verwehren, von einer Inter-Subjektivität zu sprechen (ebd., S. 141). Für eine vergleichende Diskussion des Intersubjektivitätsbegriffs bei Merleau-Ponty und Schütz vgl. Haller 2014, S. 158–172.

inne und die meinigen seinem Leibe. Die Gebärde, deren Zeuge ich bin, zeichnet umrißhaft einen intentionalen Gegenstand vor. Dieser gelangt zur Aktualität und zu vollem Verständnis, wenn die Vermöglichkeit meines Leibes sich ihm anmißt und mit ihm sich deckt“ (ebd., S. 219). In Bezug auf die leibliche Dimension des Handelns sind es solche Formen der nonverbalen Kommunikation wie Gestik und Mimik, aber auch die Begegnung des Blicks, in denen sich eine „Grunderfahrung der Reziprozität zwischen mir und dem Anderen“ (Wulf 1997, S. 106) einstellt. Denn „mein Blick kreuzt sich mit dem Anderen“, wie es Merleau-Ponty (1966, S. 420) formuliert. Das körperleibliche Einbezogensein in Situationen mit anderen Menschen ermöglicht so Verständigungs-, Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse, durch die Situationsdefinitionen hergestellt, aufrechterhalten, angepasst und verändert werden. Sofern der Leib die Welt also als eine sinnhafte erschließt und die Welt immer eine gemeinsame ist, ist es aus einer leibphänomenologischen Perspektive unmöglich, die Anderen unberücksichtigt zu lassen. Denn es ist nicht nur mein Leib, so Merleau-Ponty, der den Anderen wahrnimmt, sondern „er findet in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen“ (1966, S. 405). Dabei macht Merleau-Ponty deutlich, dass an Kulturobjekten, auf die Andere sich mit mir gemeinsam beziehen, ein „gemeinsames Tun“ (1966, S. 406) erfolgt. Entsprechend wird mit dem Begriff der Zwischenleiblichkeit, wie es Thomas Bedorf (2015, S. 141) formuliert, „die gemeinsame Verflechtung gegenüber den einzelnen subjektiven Akten“ betont. Denn Interkorporalität resp. Zwischenleiblichkeit ist immer auch eine konkrete, leibliche Kommunikationsform in der Interaktion, die eine „Koexistenz“ (Merleau-Ponty 1966, S. 407) ermöglicht.³⁶ Vor dem Hintergrund, dass Merleau-Ponty nun von dem „Sein zu zweien“ (ebd., S. 406) ausgeht, in dem der Andere für mich nicht nur ein „bloßes Verhalten“ ist, kommt er zu dem Schluss, dass die Menschen „in vollkommener Gegenseitigkeit [...] für einander Mitwirkende“ (ebd.) sind.

Bezogen auf den Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Projekts und die Besuche von Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung von Sexarbeiter*innen bedeutet dies, dass die Sozialarbeiter*innen den Körper der Sexarbeiter*innen nie nur als Körper wahrnehmen, sondern auch das wahrgenommen wird, was die Sexarbeiter*innen mit ihrem Körper leiblich kommunizieren;

36 O'Neill (1990) entwickelt im Anschluss an Merleau-Ponty das Konzept des „kommunikativen Körpers“. Für ihn basiert Sozialität auf der „Verleiblichung des kommunikativen Lebens“ (ebd., S. 17) sowie darauf, dass „über menschliche Verleiblichung das fundamentalste Band zwischen dem Selbst und der Gesellschaft erzeugt“ wird (ebd., S. 20; vgl. Gugutzer 2015, S. 131). Neben den Überlegungen von Merleau-Ponty zur leiblichen Kommunikation wird in den aktuellen körpersoziologischen (Theorie-)Diskursen eine neophänomenologische Soziologie entworfen, die an den Überlegungen von Hermann Schmitz ansetzt; vgl. hierfür: Gugutzer 2012; Uzarewicz 2011.

ebenso wie umgekehrt die Sexarbeiter*innen immer auch das wahrnehmen, was die Sozialarbeiter*innen mit ihrem Körper leiblich kommunizieren. Indem die Personen einander mit ihrem Körper gegenüber treten, lassen sich beide in dem situativen Moment aufeinander ein (vgl. Crossley 2017, S. 327): Die Körper treten miteinander und in ihrer wechselseitigen Bezogenheit aufeinander in Beziehung, sie agieren und kommunizieren körperleiblich miteinander, sei es über Gestik, Mimik oder Sprache (Mörge 2018a). So formuliert Merleau-Ponty (1966) wie folgt: „Ich nehme den Anderen als Verhalten wahr: z. B. nehme ich in seinem Verhalten, in seinem Gesicht und an seinen Händen, die Trauer oder den Zorn des Anderen wahr, ohne jede Anleihe bei einer ‚inneren‘ Erfahrung von Leiden oder Zorn, vielmehr insofern Trauer und Zorn zwischen Leib und Bewußtsein ungeteilte Weisen des Zur-Welt-Seins sind, sich anbietend im Verhalten des Anderen, wie es an seinem phänomenalen Leib sichtbar ist, so gut wie in meinem eigenen Verhalten, so wie dieses mir selbst gegeben ist“ (ebd., S. 407 f.). Im Anschluss an diese leibphänomenologischen Überlegungen kann man annehmen, dass das körperleibliche Handeln des Anderen immer eine Bedeutung hat und vorreflexive Reaktionen hervorruft. Entsprechend formuliert Crossley (2017) in Anlehnung an Merleau-Ponty: „Ich reagiere auf eine freundliche Geste noch bevor ich den anderen überhaupt bewusst registriert habe. Ich nehme einen Körper nicht einfach wahr. Ich trete auf kommunikative Weise mit ihm in ein Verhältnis“ (ebd., S. 327).

Für die vorliegende Studie ist nun interessant, dass entgegen kommunikationstheoretischen Perspektiven, die von einem Sender-Empfänger-Modell ausgehen (vgl. Bührig/Sager 2005; Hübler 2001), dem zufolge Informationen codiert und decodiert werden, in einer phänomenologischen Perspektive die Annahme vertreten wird, dass im Dialog eine Gesprächserfahrung vorliegt. In diesem Zusammenhang setzt sich Merleau-Ponty mit dem Verhältnis von Sprachlichkeit und Leiblichkeit auseinander (1966, S. 206 ff.). Er formuliert dieses Verhältnis wie folgt: „In der Erfahrung des Dialogs konstituiert sich zwischen mir und dem Anderen ein gemeinsamer Boden, mein Denken und seines bilden ein einziges Geflecht, meine Worte wie die meines Gesprächspartners sind hervorgehoben je durch den Stand der Diskussionen und zeichnen sich in ein gemeinsames Tun ein, dessen Schöpfer keiner von uns beiden ist“ (1966, S. 406). Die Denkfigur der Ambiguität tritt auch hier auf, denn im Vollzug des Gespräches sei eine Trennung, Aufteilung oder gar Zuweisung dessen, was von mir oder von dem anderen kommt, nicht möglich. Die Gesprächserfahrung wird als eine gemeinsam geteilte hergestellt, denn „im Sprechen, im Antworten, im Hören selbst [entsteht] etwas, das nicht dem Einzelnen zugerechnet werden kann“ (Waldenfels 2000, S. 300). Insofern jede Äußerung und jedes Gespräch, ob Monolog oder Dialog, schon durch den Anderen mitbestimmt ist, wird das Gespräch zu einer „Kooperation“ (ebd., S. 301). Diese Teilnahme an der Erfahrung des Anderen, die von vornherein gegeben ist, vollzieht sich auf der Ebene des

gemeinsamen Tuns. Interkorporalität bedeutet daher immer eine Art der Mit-Wahrnehmung und „Kooperation“ (ebd., S. 301) in leiblicher Ko-Präsenz, die praxeologisch formuliert gemeinsam geteilte Praktiken (Schmidt 2017, S. 338) erst ermöglicht (vgl. Kap. 2.2). Durch das situative Involviertsein und die wechselseitige körperleibliche Bezogenheit wird eine interaktive Praxis geteilt, die sich als eine gemeinsame vollzieht.

Nun bietet Merleau-Pontys Konzept der Interkorporalität zwar eine anthropologische Voraussetzung für den sozialen Vollzug von Abstimmungs- und Aushandlungsprozessen in sozialen Situationen, kann aber die Frage, wie sich soziale Situationen und damit einhergehende Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse vollziehen, nicht vollständig beantworten.³⁷ Eine phänomenologische Herangehensweise kann jedoch dabei unterstützen, „Sozialität so zu fassen, daß sowohl ihre Verfallsform als auch ihre produktiven Vollzüge, aus denen sie sich herausbildet, sichtbar“ (Meyer-Drawe 1984, S. 12) werden. Denn „Sozialität als Gemeinsamkeit wird in dem Moment thematisch, d.h. zum Gegenstand des Reflektierens, wo sie gestört“ (ebd., S. 32) wird. Dies bedeutet für eine empirische Analyse, die Aufmerksamkeit auf Grenzfälle der sozialen Koexistenz zu legen, um die körperleibliche Herstellung gemeinsamen sozialen Sinns zu thematisieren. Denn in „Interaktionen mischt Leib mit, selbst wenn er sich häufig in einer Art heimlicher Mechanik verbirgt“ (Meyer-Drawe 2006, S. 76). Vom Körperleib als epistemischer Kategorie auszugehen, bedeutet, Sozialität als einen situierten Vollzug körperleiblicher und damit erlebter und erfahrener Weltbezüge zu betrachten (Meuser 2002, S. 33). Eine so ausgerichtete Perspektive auf die körperleibliche Dimension des Handelns muss aber um ein sozialwissenschaftliches Konzept ergänzt werden, wenn es um die Analyse jener sozialen Ordnungen geht, die sich zeigen, wenn sich Menschen körperleiblich begegnen. Für eine leibphänomenologisch-soziologische Perspektive auf soziales Handeln in Interaktionen bieten Erving Goffmans Überlegungen zur körperlichen³⁸ Ko-Präsenz und zur Situation als sozialem Anlass eine Anschlussmöglichkeit (Goffman 1971a; 1971b; 1994; vgl. Gugutzer 2002, S. 286).

37 Wie sich Abstimmungs- und Bewegungsprozesse als ein interkorporales und damit intersubjektives Geschehen vollziehen und wie Prozesse der Abstimmung erklärbar sind, zeigt Melanie Haller (2014) in ihrer Studie „Abstimmung in Bewegung. Intersubjektivität im Tango“. Vor dem Hintergrund ihrer empirischen Rekonstruktionen diskutiert sie den Intersubjektivitätsbegriff und insbesondere die Soziogenese von Intersubjektivität.

38 Da Goffman (1994) in seinen Arbeiten den Begriff des Körperlichen verwendet, wird an dieser Stelle von körperlicher, nicht von *körperleiblicher* Ko-Präsenz gesprochen. Eine analytische Differenzierung zwischen Körper und Leib, wie sie von der Phänomenologie oder der Anthropologie entwickelt wurde, wird von Goffman nicht vorgenommen, auch wenn sozial situiertes Handeln bei Goffman an verschiedenen Stellen sowohl einen körperlichen als auch einen leiblichen Bezug aufweist (vgl. hierfür auch: Gugutzer 2002) und der Begriff des Leibes hin und wieder auftaucht.

2.1.3 Körperleibliche Kopräsenz und die Situation als sozialer Anlass

In den vorangegangenen Abschnitten ging es darum, über einen philosophisch-anthropologischen und phänomenologischen Zugang die Bedeutung von Körper und Leib für den intersubjektiven Vollzug sozialer Situationen als eine theoretisch-analytische Heuristik aufzuzeigen. Dabei ist den Ansätzen jedoch zu eigen, sich zunächst auf das Verhältnis von Ich und Anderen und die Einbindung von Akteur*innen in soziale Situationen zu konzentrieren. Einerseits wird hierbei nur am Rande angesprochen, wie Körper und Leib sozial-kulturell geformt werden, um in sozialen Situationen „kompetent“ agieren zu können, also von Anderen gelesen werden zu können. Denn damit Körper in der Lage sind, körperleibliche Expressionen auszuführen, müssen sie eine kulturelle Formung erfahren haben.³⁹ Andererseits lassen die bisher erläuterten Ansätze nicht genau erkennen, wie Körper und damit körperleibliche Handlungen an der Herstellung und Darstellung sozialer Ordnung und dem sozialen Vollzug von Situationen beteiligt sind. Um letzteren Aspekt, der im Zuge der empirischen Analysen zunehmend an Bedeutung gewann, theoretisch fassen zu können, wird im Folgenden eine soziologische Einbettung der phänomenologischen Überlegungen vorgenommen. Hierfür sind Goffmans Überlegungen insofern anschlussfähig, als in seinen Arbeiten dem Körper als integralem Bestandteil von sozialen Situationen und Interaktionen Bedeutung zugesprochen wird. Im Sinne dessen, dass Empirie Theorie irritiert und Theorie die Empirie leitet (vgl. hierzu Kalthoff 2008), hat sich die analytische Perspektive auf soziale Situationen, die Goffman eröffnet, im Laufe der Analyse- und Auswertungsarbeit als fruchtbare Ergänzung zu den phänomenologischen Perspektiven herausgestellt. Im Folgen-

39 Welchen Einfluss gesellschaftliche Strukturen und kulturelle Ordnungsmuster auf Leib und Körper haben, legen diejenigen theoretischen Ansätze dar, die sich mit der sozialen und kulturellen Formung des Körpers in kulturhistorischer wie auch sozialstruktureller Perspektive befassen. Neben Norbert Elias (1997), der sich im *Prozess der Zivilisation* u. a. mit der Herausbildung der Affektkontrolle befasst, zeigt Michel Foucault (1994) in *Überwachen und Strafen*, wie im Prozess der (institutionellen) Disziplinierung des Körpers dieser als Produkt machtvoller Handlungen produziert wird. Das Habituskonzept von Pierre Bourdieu (1982; 1993) ermöglicht es, die soziale und kulturelle Prägung von Formen der Körperthematization und der Leiberfahrung in den Blick zu bekommen. Mit ihm wird Körper als ein wichtiger Träger von Bedeutungen zugänglich, die dem intentionalen Zugriff allerdings weitestgehend entzogen sind. Die soziale Prägung und kulturelle Formung des Körpers lässt sich darüber hinaus anhand der in der Frauen- und Geschlechterforschung geführten Debatte um den Geschlechterkörper (Kessler/McKenna 1987; West/Zimmermann 1987) sowie um die durch den Körper legitimierte Geschlechterdifferenz (Gildemeister 1992) nachzeichnen. Judith Butler (1991) hat darüber hinaus in ihrer Kritik an der Naturalisierung von Geschlecht eine heteronormativitätskritische Analyse sozialer Geschlechterkonstruktionsprozesse vorgelegt.

den wird daher dargelegt, wie sich der Begriff soziale Situation im Anschluss an Goffman fassen lässt und welche Rolle hierbei dem Körper zugesprochen wird.

Soziale Situationen sind für Goffman durch erwartbare Formen der Teilnahme reglementiert, da sich diese „unter der Ägide entsprechender sozialer Anlässe“ (1971a, S. 43) bilden. Damit ist gemeint, dass die Teilnehmenden einer Situation einander unmittelbar gegenwärtig sind und dass sich diese Begegnung aufgrund eines zeitlich und räumlich begrenzten Ereignisses vollzieht, das Goffman als „soziale Veranstaltung“ (ebd., S. 29) bezeichnet. Für Goffman entstehen soziale Situationen, „wenn gegenseitig beobachtet wird“, und „sie vergehen, wenn die zweitletzte Person den Schauplatz verläßt“ (ebd.). Daher sind für Goffman gerade nicht die einzelnen Individuen die grundlegende Analyseeinheit, sondern die Situation und die sich in ihr vollziehende Interaktion. So formuliert er wie folgt: „Ich setze voraus, dass der eigentliche Gegenstand der Interaktion nicht das Individuum und seine Psychologie ist, sondern eher die syntaktische Beziehung zwischen den Handlungen verschiedener gleichzeitig anwesender Personen“ (1971b, S. 8). An dieser Stelle lassen sich die phänomenologischen Überlegungen insofern ergänzen, als mit Goffmans Verständnis von sozialen Situationen⁴⁰ der Blick auf strukturelle Rahmenbedingungen einer Begegnung und deren „normative Ordnung“ (1971b, S. 8) gerichtet werden kann. Denn damit eine Begegnung, eine soziale Situation funktioniere, gelte es, sich an bestimmten Regeln der Situation zu orientieren. Eine soziale Situation, in der sich eine soziale Interaktion vollzieht, ist Goffman zufolge dadurch charakterisiert, dass in ihr „zwei oder mehr Individuen körperlich anwesend sind, und zwar so, daß sie aufeinander reagieren“ (Goffman 1994, S. 55). Entsprechend gehen Goffman wie auch Merleau-Ponty davon aus, dass ein charakteristisches Merkmal von Interaktionen die wechselseitige, auch und gerade körperliche Bezogenheit auf Andere ist. Für Goffman (1971a, S. 28) sind die „vollen Bedingungen von gemeinsamer Präsenz“ dann gegeben, wenn die Anwesenden „das Gefühl haben, daß sie einander nahe genug sind, um sich gegenseitig wahrzunehmen bei allem, was sie tun, einschließlich ihrer Erfahrungen der anderen, und nahe genug auch, um wahrgenommen zu werden als solche, die fühlen, daß sie wahrgenommen werden“. An dieser Stelle wird deutlich, dass nicht nur der Körper, sondern auch der Leib eine relevante Rolle für die Begegnung von zwei Menschen hat, ohne dass Goffman explizit einen leiblichen Bezug des Handelns thematisiert. Des Weiteren ist, wie auch bei Merleau-Ponty, bei Goffman weniger die verbal vermittelte Kommunikation zentrales Charakteristikum einer sozialen Situation als vielmehr die nonverbale Kommunikation des Men-

40 Als Alternative zum Situationsbegriff von Erving Goffman wird in soziologischen Überlegungen auf ein phänomenologisches Situationsverständnis im Anschluss an Hermann Schmitz Bezug genommen vgl. hierzu: Gugutzer (2012); Großheim (2006); Hasse (2015).

schen mit seinem Körper. Während der „sprachliche Austausch“ dazu diene, „Hindernisse der Handlungsabstimmungen aus dem Weg zu räumen und unbeabsichtigte Zusammenstöße mit angrenzenden, davon unabhängigen Aktivitäten zu vermeiden“ (Goffman 1994, S. 71), wird an anderer Stelle deutlich formuliert, wie der Leib als instrumentelles Mittel der Kommunikation in Situationen fungiert und agiert: „Ein Mensch kann aufhören zu sprechen, er kann aber nicht aufhören, mit seinem Körper zu kommunizieren [...]“ (Goffman 1971a, S. 43). Der Leib, der man ist, wird in sozialen Situationen der Interaktion zum Körper, den man hat. Entsprechend wäre der Körper mit seinem körperleiblichen Ausdrucksverhalten ein Kommunikationsmittel – ein kommunikativer Körper –, und die Körpersprache wäre „eine hoch konventionalisierte und normativ soziale Angelegenheit“ (Gugutzer 2015, S. 106). Der normative Charakter des körperleiblichen Ausdrucksverhaltens zeige sich darin, dass „für alle [sozialen Akteur*innen; RM] die Verpflichtung [besteht], im Zusammensein mit anderen bestimmte Informationen zu geben, bestimmte andere Eindrücke aber keinesfalls zu vermitteln“ (Goffman 1971a, S. 42 f.).

Damit ist auf ein weiteres charakteristisches Merkmal sozialer Situationen verwiesen. Soziales Handeln ist einerseits „sozial situiert“ (Goffman 1994, S. 55), also durch spezifische, situationsübergreifende gesellschaftliche Rahmenbedingungen vorstrukturiert; andererseits ist soziales Handeln in einer unmittelbaren Interaktion, in einer konkreten sozialen Situation verortet und damit situativ. Entsprechend geht es Goffman mit der analytischen Unterscheidung gerade nicht um einen „reinen Situationalismus“ (Meuser 2002, S. 29), sondern um die Analyse von Strukturmerkmalen und Mustern, die eine Interaktion auszeichnen und „nur in Face-to-Face-Konstellationen auftreten“ (Goffman 1994, S. 55) können. Für Goffman ist jede Handlung, jede Interaktion sozial situiert. Folglich bemerkt Reichertz (2013): „In jeder Situation finden sich die Beteiligten situiert durch Formate, Sprache, Typiken und Ordnungen, die sie zwar deuten müssen, die sie aber nicht beliebig deuten können, da sie gemeinsame Muster der Deutung haben“ (ebd., S. 163).⁴¹ In seinen Analysen arbeitet Goffman heraus, dass die an der Interaktion Beteiligten mit ihrem Körper in „sozial erwartbarer Weise“ (Gugutzer 2015, S. 106) kommunizieren müssen. Nur so sei ein „störungsfreier Ablauf der Interaktion“ (ebd.) gewährleistet und werde die gemeinsame Situationsdefinition nicht in Frage gestellt. Mit den Begriffen der „leibgebundenen Kundgabe“ und der „Abtastung“ (Goffman 2009, S. 32 ff.) macht Goffman bspw. das Funktionieren des Fußgängerverkehrs deutlich. Mit der „leibgebundenen Kundgabe“ meint er jenen Prozess, „bei dem ein Individuum gezielt durch körperliche Gesten im umfassendsten Sinne des Wortes In-

41 Praxistheoretisch gewendet wird soziale Praxis als situiert verstanden und die „Situativität des Vollzugs“ (Reckwitz 2003, S. 294) betont (vgl. Hamp 2017, S. 73).

formationen über seine Situation gibt, die anders nicht zur Verfügung gestellt werden“ (ebd., S. 32) könnten. Dahingegen funktioniert die „Abtastung“ über den Blick und stellt eine visuelle Form der Kontrolle des Geschehens dar. Durch „Abtastung“ verschafft sich das Individuum einen Überblick und einen Kontrollbereich, den es „im Auge zu behalten“ (ebd., S. 33) versucht. So nimmt es das Verhalten, die Bewegungen der Anderen wahr und antizipiert sie im Sinne einer „einfache[n] Leibeskontrolle“ (ebd., S. 34). Diesen Überlegungen Goffmans ist zu entnehmen, dass er die wechselseitige Bezugnahme der Akteur*innen aufeinander als einen „kognitiven Akt“ (Gugutzer 2002, S. 286) versteht. Dabei sind die Begegnungen und Interaktionen sowie die leibgebundene Kundgabe oder das visuelle Abtasten nicht notwendigerweise „eine Angelegenheit, an der das reflexive Bewußtsein beteiligt ist“ (Meuser 2002, S. 30). Hier lässt sich mit den skizzierten phänomenologischen Überlegungen argumentieren, dass die Wahrnehmung des Anderen und das Aufeinandergerichtetsein, gerade auf dem vor-reflexiven Austausch körperlicher Informationen basiert. Für Goffman besitzt der Mensch aufgrund seines „intentionalen und gerade nicht durch Dispositive erzeugten Körpermanagements [...] die Fähigkeit, in das soziale Alltagsleben einzugreifen und dieses zu produzieren“, wie es Hubrich (2013, S. 66) im Anschluss an seine dezidierte Analyse von Goffman und an die Interpretation von Hitzler (1992) formuliert. Insofern widersprechen sich die theoretischen Konzeptionen auf der Ebene des jeweiligen erkenntnistheoretischen Verständnisses der Intentionen als auch auf der Ebene des Intersubjektivitätsverständnisses. Entscheidend für die vorliegende Studie ist jedoch zunächst der gemeinsame methodologische Bezugspunkt, dass Gestik, Mimik und damit das körperliche Ausdrucksverhalten des Menschen in den situativen Interaktionsordnungen bedeutsam werden, und dies vor dem Hintergrund normativer Verhaltens- und Handlungsanforderungen (vgl. Hubrich 2013, S. 66). Indem Goffman den Körper als Produzenten sozialer Ordnung konzipiert und die körperlich produzierte Ordnung der Sozialität thematisiert (vgl. Gugutzer 2006, S. 18; 31 ff.; Reuter 2004, S. 108), rückt er Crossley zufolge „on-going practices which accommodate the anticipated exigencies“ (1995, S. 135) in den Vordergrund und adressiert damit „the active role of the body in social live“ (ebd., S. 43).

Die Sprache des Körpers, die sich nicht auf verbale Kommunikation reduzieren lässt, sondern kulturell vermittelte Symbole der Körpersprache wie die leibliche Expressivität, aber auch die körperliche Erscheinung wie Bekleidung, Körperhaltung und -bewegung mit einbezieht (Goffman 1971a, S. 41 f.), verlangt nun Goffman zufolge den an der Situation beteiligten Akteur*innen ein „situier[e] Engagement“ (ebd., S. 43) ab. Hierfür müsse die gegenseitige Präsentation der an der Situation teilnehmenden Akteur*innen in ihren jeweiligen sozialen Rollen untersucht werden (vgl. Goffman 1996a, S. 230). Für Situationen und die Interaktionen unter körperlicher Anwesenheit gilt, dass sich die Akteur*innen immer in sozialen Rollen, also als Rollenträger*innen, präsentie-

ren. Hierfür nutzt Goffman (ebd.) das Bild der Bühne, mit dem die Annahme verdeutlicht wird, dass Menschen als soziale Akteure in Erscheinung treten, die ihre Rolle für sich und in der Interaktion mit Anderen übernehmen und aushandeln. Die Theater-Metapher dient ihm zur Illustration der sozialen Organisation der zwischenmenschlichen Begegnungen. Demnach gleiche die soziale Welt einer Bühne, auf der die Akteur*innen als Schauspieler*innen gemeinsam ein Stück inszenieren. Für die Struktur der sozialen Begegnung bedeutet dies sodann, dass alle sich um die „Erhaltung einer einzigen Bestimmung der Situation [kümmern], und diese Definition muss ausgedrückt werden, und dieser Ausdruck muss auch immer im Angesicht zahlreicher potenzieller Störungen durchgehalten werden“ (ebd., S. 233). Damit die Ordnung der Situation aufrechterhalten bleibt, ist es notwendig, die jeweils eingenommene Rolle engagiert und überzeugend zu spielen und eben auch „die Körpersprache des normativ richtigen Verhaltens zu kennen und einzuhalten“ (Gugutzer 2015, S. 107). In vielen Fällen ist aber die Situation nicht einfach gegeben, sondern es geht in der Interaktion zugleich um die Aushandlung der gültigen Situationsdefinition. Durch das wechselseitig aufeinander bezogene Handeln muss also festgelegt werden, um welche Situation und damit um welchen sozialen Anlass es sich handele. Diese Festlegung ist zudem nicht unbedingt endgültig, sondern kann einem beständigen situativen Aushandlungsprozess unterliegen. Wichtig ist an dieser Stelle, dass Goffman (1996) zufolge die Definition einer Situation körperlich ausgedrückt wird.⁴²

Auf das vorliegende Projekt bzw. konkreter auf die sozialen Situationen der aufsuchenden Sozialarbeit in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen bezogen, bedeutet dies zum einen, dass die Akteur*innen in ihrer sozialen Rolle als Sozialarbeiter*innen und die Sexarbeiter*innen als Adressat*innen miteinander in Beziehung treten. Wenn die Anwesenden Goffman (1996) zufolge dazu aufgefordert sind, ein dem situativen Anlass entsprechendes Verhalten zum Ausdruck zu bringen, bedeutet dies zum anderen, dass die sozialen Situationen durch erwartbare Formen der Teilnahme reglementiert sind. Der situative Vollzug von sozialen Situationen sowie die sich darin vollziehenden Aushandlungsprozesse sind jedoch auch situativen „Störungen unterworfen“ (ebd., S. 61). Diese werden situations- und kontextspezifisch im Vollzug der Situation hervorgebracht und verweisen indirekt auf die auszuhandelnde Interaktionsordnung einer Situation. Für die Hervorbringung, aber auch die Bearbeitung dieser „Störungen“ im Sinne der Aufrechterhaltung einer schon ausgehandelten und gemeinsam hergestellten Situationsdefinition (aber auch im Sinne des sich

42 Darüber hinaus verdeutlicht Goffman (1996), dass die Selbstdarstellung der eigenen Existenz zu einer Aufgabe für den Einzelnen wird, die aktiv vollzogen werden muss. Der Mensch stellt „bewusst oder unbewusst eine Situation dar, und eine Konzeption seiner selbst ist wichtiger Bestandteil dieser Darstellung“ (ebd., S. 221).

gemeinsam vollziehenden Prozesses der Aushandlung einer gültigen Situationsdefinition) sind nicht zuletzt sichtbar handelnde Körper von besonderer Relevanz.

Goffmans Überlegungen bieten Anknüpfungspunkte an die bisher vorgestellten Ausführungen zu Helmuth Plessner und Merleau-Ponty. Zum einen ist allen gemeinsam, dass die körperleibliche Existenzweise des Menschen mit einer sozialen Angewiesenheit auf Andere einhergeht und somit auch das besondere Potential einer sozialen Verletzbarkeit begründet.⁴³ Allerdings sind die Akteur*innen gesellschaftlichen und sozialen Strukturen nicht einfach schutzlos ausgeliefert, sondern sie sind mit ihren Körpern an der Herstellung sozialer Wirklichkeit beteiligt. Darüber hinaus ist körperleibliches Handeln als in sozialen Situationen situiert zu verstehen, die sich – vor dem Hintergrund sozialer Normen – durch eine gegenseitige körperleibliche Wahrnehmung der an der Interaktion unmittelbar beteiligten Akteur*innen auszeichnen. Entsprechend ist eine so ausgerichtete Perspektive an körpersociologisch fundierte praxeologische Überlegungen anschlussfähig: Mit dem von Merleau-Ponty entwickelten Konzept der Interkorporalität wird ihr ein relationaler Begriff zugrunde gelegt, der auf die reziproke Qualität von Körper verweist; einerseits müssen Körper sozial gedacht werden – als Produkt des Sozialen – und andererseits stellen Körper das Soziale her, sind also aktiv an der Konstitution des Sozialen beteiligt (vgl. Haller 2017, S. 37).

2.2 Praxeologische Zugänge: Der soziale Vollzug von Praktiken und ihre Materialität

Im Anschluss an die körpertheoretischen Ausführungen stellt sich die Frage, wie sich das Moment des sozialen und situativen Vollzugs von Situationen fassen und für die vorliegende Studie weiter begründen lässt. Aus den vorangegangenen Überlegungen ergibt sich ein heuristischer Blick auf den körperleiblichen Vollzug sozialer Situationen und auf die darin stattfindenden Bezugnahmen auf

43 In *Frames of War* plädiert Judith Butler (2010) für eine „neue Ontologie des Körpers“, „die mit einem neuen Verständnis von Gefährdung, Schutzlosigkeit, Verletzlichkeit, wechselseitiger Abhängigkeit, Exponiertsein, körperlicher Integrität, Begehren, Arbeit, Sprache und sozialer Zugehörigkeit einhergeht“ (ebd., S. 10). Damit lässt sich Sozialität in ihrer Abhängigkeit von gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen und ökologischen Bedingungen erkennen. Gefährdung, Exponiertsein, Ausgesetztheit wären mit Butler (ebd.) als eine „allgemeine Bedingung“ und „nicht einfach als Merkmal *dieses oder jenes Lebens* zu begreifen“ (ebd., S. 29, Herv. i. O.). Mit dieser genuin ontologischen Lesart rücken aber auch die *Lebensbedingungen* in den Fokus, die erfüllt sein müssen, damit das Leben lebbar und wahrnehmbar ist (Butler 2010, S. 29; vgl. Burghard/Maygar-Haas/Mörgen 2014, S. 112f.).

Körper. Mit den angeführten Ansätzen ist jedoch noch nicht theoretisch-analytisch erschlossen, wie sich die sozialen Situationen als soziale Praxis – und damit als Vollzugswirklichkeit – vollziehen. Daher wird im Folgenden auf praxeologische Prämissen zurückgegriffen.⁴⁴ In der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskussion um einen practice turn spielen unterschiedliche theoretische Ansätze und miteinander verwandte Grundannahmen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen eine zentrale Rolle. Sie bilden „ein mehr oder weniger loses Bündel familienähnlicher Theorien und Forschungsrichtungen“ (Schmidt 2012, S. 26). Insbesondere Andreas Reckwitz (2003) hat den Versuch unternommen, Gemeinsamkeiten der theoretischen Perspektiven herauszuarbeiten und eine theoretische Programmatik zu entwickeln. Dahingegen nimmt Frank Hillebrandt (2014) in seiner Einführung davon Abstand, sich an den einzelnen Theoretiker*innen zu orientieren, und schlägt vielmehr vor, auf die zentralen Begriffe und die damit einhergehenden Theoreme zu fokussieren. Die Praxistheorie hat in den Worten Andreas Reckwitz' (2008, S. 112) „bisher keine abgeschlossene, durchsystematisierte Form gefunden“, sie zeichnet sich gerade durch „ihre theoretische Vielfältigkeit“ aus, die als fruchtbarer ‚Ideenpool‘ wahrgenommen werden kann (vgl. Hillebrandt 2014, S. 10).

Mit dem Begriff der Vollzugswirklichkeit von Praktiken knüpfen praxeologische Überlegungen an ethnomethodologische Überzeugungen an (vgl. Hillebrandt 2014, S. 46). Die Ethnomethodologie geht davon aus, dass Symbole und kulturelle Formen, „in denen sich die Sinndeutungen der sozialen Akteure bündeln“, sich „als soziale Ausdrucksformen [...] nur im Vollzug der Praxis manifestieren, [...] also nur dann vorhanden sind, wenn sie jeweils gegenwärtig und situativ durch Praktiken aktualisiert werden“ (Hillebrandt 2014, S. 46). Indem Symbole und kulturelle Formen situativ durch Praktiken aktualisiert werden und sich darin sozialer Sinn manifestiert, werden diese Symbolen und Formen für alle an den Praktiken beteiligten Akteur*innen sichtbar und damit auch verstehbar, wofür Garfinkel den Begriff der accountability verwendet. Es geht weniger darum, die Beweggründe der Akteur*innen zu rekonstruieren, als vielmehr darum, Praktiken der Sinnproduktion und Sinndeutung zu identifizieren, „um die geordnete Reproduktion der Sozialität als aktive Leistung der Akteure rekonstruieren zu können“ (Hillebrandt 2014, S. 46). Im Zentrum steht also die Rekonstruktion der routinierten Bewältigung von alltäglichen Situationen, die für andere sichtbar und verstehbar ist, da auf einen gemeinsam geteilten Sinn – auf der Basis von Symbolen und kulturellen Formen – rekurriert wird. Hier zeigt

44 Zu praxistheoretischen Ansätzen zählen u. a. Wittgensteins Sprachspiel-Konzept (2001), die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour (2007), die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), Pierre Bourdieus Entwurf einer Theorie der Praxis (1979) sowie Judith Butlers Überlegungen zur Performativität von Geschlecht (1990). Für die Diskussion der jeweiligen Perspektive vgl. Schmidt 2012; Hillebrandt 2014; Reckwitz 2008a.

sich auch eine Affinität der ethnomethodologischen Überlegungen zu den vorher ausgeführten Aspekten der Störung von Situationen sowie des Bestrebens der Akteur*innen, sich qua Körper für Andere sichtbar und verstehbar zu machen.

Die Zugangsweise zum Körper als Produkt und Produzenten des Sozialen fügt sich hierbei in ein praxeologisches Verständnis von sozialen Praktiken ein.⁴⁵ So legen Burghard, Magyar-Haas und Mörgen (2014, S. 114) dar, dass Pierre Bourdieus Habitus-Konzept sowie der seinem „sens pratique“ inhärente bzw. für seine Sozialtheorie konstitutive Begriff der Inkorporation darauf verweisen, dass sich soziale Verhältnisse sowie ihre Klassifikations- und Deutungsmuster in die Körper von Personen einschreiben und in habitualisierte Handlungsweisen übergehen. Entsprechend fungiert der Körper als Speicher inkorporierter Strukturen und Wissensbestände. Und zugleich stehen (in umgekehrter Richtung) soziale Ordnungen unter dem Einfluss der Körperlichkeit sozial handelnder Subjekte (vgl. Bourdieu 1993; Hubrich 2013). Indem sich Pierre Bourdieu der spezifischen Logik der Praxis widmet und auf den „praktischen Sinn“ fokussiert, der das Handeln anleitet, wird Meuser zufolge der „Körper als Agens“ (Meuser 2004, S. 209 f.) in den Mittelpunkt gerückt und das Ausloten eines praxeologischen Verständnisses der Verkörperung sozialer Praktiken ermöglicht. Hierzu hält Gugutzer im Anschluss an Bourdieu fest, dass „das durch den praktischen Sinn angeleitete Handeln [...] selbst dann sinnvoll [ist], wenn kein Sinn intendiert war, beziehungsweise zweckmäßig, ohne zweckgerichtet zu sein, weil der praktische Sinn für die ‚praktische Beherrschung‘ (Bourdieu 1976, S. 207) der im Feld geltenden Spielregeln sorgt“ (Gugutzer 2015, S. 121). In dieser körpersoziologischen Perspektivierung steht die Frage im Mittelpunkt, wie körperliche Praktiken – als Praktiken mit dem Körper sowie Praktiken des Körpers – zur Herstellung, Stabilisierung und zum Wandel sozialer Ordnungen beitragen, etwa aufgrund der sozialstrukturellen Formung und der dadurch geprägten vorreflexiven Bewegungen, Haltungen und Gesten (vgl. Gugutzer 2015, S. 122). An diese Deutungen schließen Andreas Reckwitz (2003; 2004) in seiner Theorie der Praxis wie auch Frank Hillebrandt (2014) in seinen Überlegungen zu soziologischen Praxistheorien an, wenn sie sich von einem Handlungsbegriff zugunsten eines Praktikenbegriffs distanzieren und unter anderem die Materialität der Praktiken in ihrer Verankerung in Körpern betonen (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörgen 2014, S. 115; Hillebrandt 2014, S. 61 ff.; Reckwitz 2004, S. 44). Inwiefern gerade der Körperbegriff der Praxistheorien einen geeigneten theoretischen Diskussionsgegenstand für die Frage darstellt, „ob und wie sich Subjektivität im Sinne von Distanznahme und reflexiver Urteilsfähigkeit in der

45 Zu den unterschiedlichen Bedeutungs- und Thematisierungsweisen von Körper in den unterschiedlichen theoretischen Konzeptionen sowie zur Thematisierung von Körper als Produkt und Produzent vgl. ausführlicher die Ausführungen in Burghard/Magyar-Haas/Mörgen 2014.

Praxistheorie gewinnen bzw. bewahren lässt“, skizziert Thomas Bedorf (2015, S. 130f.). Im Anschluss an körpertheoretische Impulse für das praxeologische Denken, die meist in der Provenienz Judith Butlers stehen, diskutiert Bedorf die phänomenologischen Leib-Körper-Begrifflichkeiten im Anschluss an Merleau-Ponty.⁴⁶ Er macht hierbei darauf aufmerksam, dass der phänomenologische Begriff nicht den praxistheoretischen Begriff des Körpers ersetzen soll (ebd., S. 145). Im Kern geht es darum, dass der phänomenologische Leibbegriff Formen der Materialisierung und Verdinglichung des Körpers, die in praxeologischen Überlegungen stellenweise anklingen, „brechen helfen“ (ebd.) könne. Es gehe dann um Körper, die Praktiken vollziehen, und nicht um Praktiken, die sich an Körpern vollziehen (vgl. ebd., S. 130). So wird es möglich, „die Momente der Subjektivität und der Reflexion nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch [einzutragen]“ (ebd., S. 145). Umgekehrt sei es aber auch geboten, „die materialen Untersuchungen und ihre methodischen Ausbuchstabierungen des Körperbegriffs aus den Praxistheorien in seinen Rückwirkungen auf den Leibbegriff zu reflektieren. Es wird dabei deutlich werden müssen, inwieweit und in welcher Weise auch der Leib sich nur als sozialisierter, kultureller und von Machtwirkungen durchzogener verstehen lassen kann“ (ebd., S. 145). Auch in den hier vorliegenden Ausführungen im Anschluss an die Phänomenologie ist der soziale Vollzugscharakter hervorgehoben und betont worden. Für die Frage danach, „ob die Phänomenologie praxistheoretisch reflektiert, gar zuletzt als Praxistheorie angesehen werden kann, wäre ein umfassender Theorievergleich erforderlich“ (Bedorf 2015, S. 146; Herv. i. O.). Stefan Hirschauer (2004) fragt in seinem Aufsatz „Praktiken und ihre Körper“ explizit nach den Praktiken und ihren Körpern und bewusst nicht nach „dem“ Körper und der Praxis: Praktiken, die sich an und mit Körpern vollziehen, stehen im Mittelpunkt seiner Auseinandersetzung und können als Ausgangspunkt der oben skizzierten Überlegungen Bedorfs (2015) betrachtet werden. Indem Hirschauer (2004) die „materiellen Partizipanden des Tuns“ fokussiert, nimmt er zwei Akzentuierungen vor: Zum einen sei der Plural der Körper ernst zu nehmen, da der Körper eine kontextspezifische Konstruktion von Diskursen sei. Entsprechend formuliert er, dass „[d]er Körper also nicht aprioristisch vorauszusetzen [ist], er ist aber auch nicht bloß als Resultat von Diskursen und Praktiken zu verorten, er steckt vielmehr in den Praktiken“ (Hirschauer 2004, S. 75; Herv. i. O.). Zum anderen grenzt sich Hirschauer mit einer so ausgerichteten Frage von jenen phänomenologischen Perspektiven auf Körper ab, „die eine anthropologische Sicht auf das Soziale einnehmen“ (ebd.) und den Leib zum zentralen Ausgangspunkt von Sozialität machen. Allerdings bleibt die Distanzierung Hirschauers an dieser

46 Zu der Auseinandersetzung von Judith Butler mit Merleau-Ponty vgl. Stoller 2010, S. 363 ff.; Stoller/Vetter 1997; Waldenfels 1998, S. 186 ff.

Stelle unspezifisch und es kann nur vermutet werden, dass er sich von jenen phänomenologischen Ansätzen abgrenzt, denen es gerade nicht gelingt, eine auf das einzelne Individuum bezogene Perspektive zu überwinden. Die vorliegende Arbeit möchte jedoch für eine Praxistheorie das analytische Potential jener phänomenologischen Perspektiven stark machen, die das Soziale in Situationen verankern, das aktive Handeln der Körper betonen, auf die körperliche Existenzweise von Subjekten verweisen und sich gleichzeitig von einem „individualisierten“ Subjektverständnis distanzieren (vgl. Haller 2017, S. 45).

Nun ist praxeologischen Überlegungen gemeinsam, dass sie Sozialität weder in einem Norm- und Symbolsystem noch in Diskursen oder Einzelhandlungen verorten, sondern in einem Geflecht sozialer Praktiken „aus regelmäßigen Verhaltensakten und praktischem Verstehen“ (Reckwitz 2008a, S. 113). Theodore Schatzki (1996) fasst soziale Praktiken als kleinste Einheit des Sozialen in einem „temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings“ (ebd., S. 89, vgl. auch Reckwitz 2004, S. 43; 2008, S. 112 ff.). Das Soziale wird in Praktiken verortet, womit Praktiken auch sozial situiert sind. Eine Praktik kann „als wissensbasierte Tätigkeit begriffen werden [...], als Aktivität, in der ein praktisches Wissen, ein Können im Sinne eines ‚know hows‘ und eines praktischen Verstehens zum Einsatz kommt“ (Reckwitz 2003, S. 292). Hierbei zeichnen sich Praktiken dadurch aus, dass sie im Unterschied zu Handlungen nicht in erster Linie durch intentionale Steuerung charakterisiert sind, sondern durch ein vorreflexives „praktisches Wissen“ (ebd.). Das Soziale ist mithin in Routinen, Situationen und Umgangsweisen sowie in dem Vollzug der Tätigkeiten zu verorten. Der Begriff der Praktiken steht entsprechend für ein körperlich-praktisches Verständnis von Handeln, das weniger in Form des „Mentalen“ oder des „Bewusstseins“ gedacht wird (ebd., S. 288). Praktisches Wissen ist Reckwitz (2008) zufolge verkörpert wie auch in Artefakten materialisiert und wird im Vollzug der Praxis situations- und kontextspezifisch hervorgebracht (ebd., S. 117 ff.; vgl. hierzu auch: Hirschauer 2004). Praktiken werden als „routinisierte Form des Sich-Verhaltens“ (Reckwitz 2010, S. 189) durch ihre materiale Verankerung in Körpern und Artefakten ermöglicht.

Indem das Soziale als ein „Gefüge von Feldern situierter, vernetzter und verkörperter, von einem impliziten Wissen organisierter Praktiken“ (Schmidt 2012, S. 55) entworfen wird, wird dem Körper als Forschungsgegenstand eine relevante Rolle zugesprochen. Der Körper wird in seiner Reziprozität als Produkt und Produzent des Sozialen perspektiviert. Dabei umfasst die Körperlichkeit der Praktiken sowohl die Inkorporiertheit von Wissen – in Bezug auf vergangene Praktiken, die immer wieder aktualisiert werden – als auch die Performativität des Handelns in Bezug auf gegenwärtige Praktiken (vgl. Haller 2017, S. 48; Hillebrandt 2014, S. 75 f.; Reckwitz 2008a, S. 114; Schmidt 2012, S. 55). Für Reckwitz (2008, S. 114) besteht eine Praktik „aus bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers“. Entsprechend sind Körper konsti-

tativ an sozialen Praktiken beteiligt, sie stellen gerade nicht nur ein ausführendes Instrument dar. Eine so ausgerichtete Perspektive schließt neben den „offensichtlich“ beobachtbaren, „gekonnten“ Bewegungsabläufen oder der Gestik und Mimik von Körpern auf der theoretisch-analytischen Ebene auch die nicht sichtbaren Formen des Fühlens und Denkens ein, die sich der externen Beobachtung entziehen. Für den Vollzug einer Praktik – etwa des Fahrradfahrens – wird „nach innen“ (ebd.) eine Inkorporierung von „know-how und praktischem Wissen“ vorausgesetzt. Gleichzeitig bedeutet der körperliche Vollzug von Praktiken, dass dieser von der sozialen Umwelt als „eine skillful performance interpretiert werden kann“ (ebd.). Das heißt, der körperliche Vollzug von Praktiken wird zu einem sozial verständlichen Verhalten, das von den anderen Teilnehmenden in seiner Sinnhaftigkeit interpretiert werden kann. „Die Praktik als soziale Praxis ist nicht nur eine kollektiv vorkommende Aktivität, sondern auch eine potentiell intersubjektiv als legitimes Exemplar der Praktik X verstehbare Praxis [...]“ (ebd.). Ohne eine körperliche Präsenz ist der Vollzug einer sozialen Praktik genau genommen unmöglich. Diese Partizipation von Körpern an Praktiken (Hirschauer 2004) sowie die körperliche Präsenz sind „ein wichtiger Bestandteil der Praktiken, die sich situativ und gegenwärtig vollziehen“ (Hillebrandt 2014, S. 61). Sie sind ein Grund dafür, „dass sich im materiellen Vollzug der Praxis etwas ereignet“ und damit „die besondere Dynamik der Praxis“ (Hillebrandt 2014, S. 62) erzeugt wird. An Praktiken partizipieren jedoch nie nur Akteur*innen oder Körper, sondern auch Artefakte. Praktiken bedeuten „in aller Regel einen Umgang von Menschen mit Dingen, Objekten“ (Reckwitz 2008a, S. 113). Insofern wird der menschliche Körper nicht als „der einzige und exklusive Ausgangspunkt der Entstehung von Praktiken“ (Hillebrandt 2014, S. 76) betrachtet.⁴⁷ Körper und Artefakte sind demnach an den Praktiken beteiligt und darüber hinaus wird ihnen für den Vollzug der Praktik sowohl ein Ermöglichungs- wie auch Begrenzungscharakter zugesprochen (vgl. Hillebrandt 2014, S. 76; Hirschauer 2004, S. 73 f.; Reckwitz 2008a, S. 113). Praktiken werden nicht nur als routinisiertes Tun verstanden, sondern ihnen wird auch ein produktives-performatives Potential unterstellt (Heimerl 2014, S. 24). Der Blick auf das produktive Potential eröffnet eine Perspektive darauf, dass Praktiken nicht vollständig berechenbar sind, sondern auch „misslingen“ (ebd.) können. Für das Scheitern können hierbei neben den Akteur*innen, die Träger*innen der Praktiken sind, „auch nicht funktionierende Dinge oder ungeschickte Körper verantwortlich sein“ (ebd.). Denn die Körper wie auch die Artefakte erlangen im

47 Die Rolle der Artefakte wird insbesondere im Anschluss an die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour deutlich gemacht. Betont wird hierbei die Rolle von (technischen) Artefakten beim Vollzug von Praktiken, wie des Computers beim Erstellen schriftlicher Dokumente, der Kamera beim Fotografieren. Zur Materialität der Dinge vgl. Reckwitz 2008a; Schmidt 2012; Hillebrandt 2014.

sozialen Vollzug der Praxis ein Eigengewicht, „wenn sie [...] zur Zumutung oder zum Ärgernis werden“ (ebd.; vgl. hierfür auch Reckwitz 2004).

Gleichzeitig stellt sich im Anschluss an praxeologische Überlegungen zum Körper die Frage, wie das schon erwähnte körperliche ‚Know-how‘ mittels einer „skillful performance“ (Reckwitz 2008a, S. 114) empirisch zugänglich gemacht werden kann. Hierbei bietet der Zusammenhang von Körper und Sprache in dem Sinne eine Anknüpfungsmöglichkeit, als sich eine Orientierung für das gemeinsame Handeln in sozialen Situationen sowohl im Tun als auch im darauf bezogenen Sprechen zeigt (vgl. Schatzki 1996), das gleichsam an ein praktisches Wissen in der Situation gebunden ist. An dieser Stelle kann dann eine performative Betrachtungsweise einbezogen werden, in der nicht intentionale Aspekte, sondern das Beobachtbare im Fokus steht. Im Anschluss an Wulf und Zirfas (2007, S. 9) umfasst das Performative sowohl das Gelingen als auch das Scheitern und damit insbesondere die Veränderbarkeit von sozialen Prozessen, wodurch stetig neue soziale Wirklichkeiten entstehen können. Die performative Dimension sozialer Praktiken wird darüber hinaus mit dem Begriff des Vollzugs deutlich gemacht, womit der Prozesscharakter und die Tätigkeiten im Vollzug von sozialen Interaktionssituationen betont werden (vgl. Reckwitz 2008a, S. 114; Wulf/Zirfas 2007, S. 17). Darüber hinaus verweist die performative Perspektive auf das körperleibliche Ausdrucksverhalten – und damit die Körperlichkeit der Akteur*innen – sowie auf Materialität und eröffnet nicht zuletzt wegen der Betonung des sozialen Vollzugscharakters eine Schnittstelle zwischen den hier dargelegten phänomenologisch-soziologischen und praxeologischen Zugängen. Während der Begriff Performativität in der Sprachphilosophie im Anschluss an John L. Austin (1979) Sprechhandlungen und Sprechakte bezeichnet, wird er von Judith Butler (1988) im Anschluss an die Phänomenologie Edmund Husserls und Maurice Merleau-Pontys auch auf körperliche Handlungen bezogen. Obwohl der Begriff plurale Bedeutungsmöglichkeiten enthält, ist er zu einem Leitbegriff avanciert, mit dem die körperliche Inszenierung, die Aufführung und der Vollzug von Handlungen als Prozess gefasst werden kann (Fischer-Lichte 2012) und der es der Studie ermöglicht, die Ko-Produktion von Praktiken in ihrem Vollzug analytisch zu erschließen. Aus dieser Perspektive sind performative Praktiken, die von den Sozialarbeiter*innen und den Adressat*innen – unter Bedingungen der körperleiblichen Anwesenheit – gemeinsam hervorgebracht werden (Cloos 2011).⁴⁸ Denn Performativitätskonzepte lenken nicht nur den Blick auf den Vollzug körperleiblicher Bewegungen, sondern auch darauf, wie mit den körperleiblichen Bewegungen umgegangen

48 Für die Rezeption des Performativitätsbegriffs in der Erziehungswissenschaft sind insbesondere die Arbeiten von Wulf et al. (2001), Hoffarth (2009, S. 47), Kuhn (2013, S. 150) und Schulz (2010, S. 45) zu nennen.

wird. Wenn in der vorliegenden Studie auf den Begriff der Performativität und des Performativen Bezug genommen wird, dann ist damit die Betonung des Vollzugsmoments von körperleiblichen und damit auch sprachlichen Handlungen gemeint.

Als Phänomene des „doings and sayings“ können Praktiken mit Hillebrandt (2014) „als materielle Ereignisse bestimmt [werden] [...], die durch ihre Verkettung die besondere Qualität der Vollzugswirklichkeit ausmachen“ (ebd., S. 58). Einzelne Praktiken kommen also nicht isoliert voneinander vor, sondern stellen „lose gekoppelte Komplexe“ (Reckwitz 2008a, S. 123) dar, „die häufig nur bedingt und widerspruchsvoll aufeinander abgestimmt oder gegeneinander abgegrenzt sind“ (ebd.). Für die vorliegende Studie ist hierbei die Konturierung des Praktikenbegriffs, wie sie Hillebrandt (2014, S. 59) vornimmt, tragend. Die Konturierung erfolgt dabei über die Unterscheidung „zwischen Praktiken als Einzelereignisse[n], Praxisformen als Verkettung von Einzelpraktiken zu Formen der Praxis und Praxisformationen als Versammlung von unterschiedlich diskursiven und materialen Elementen“ (Hillebrandt 2014, S. 59; Herv. R.M.). Mit einer so ausgerichteten Perspektive ist es möglich, Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution als eine Praxisformation zu verstehen und die Besuche in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen als zentrale Praxisform in den Blick zu nehmen, die aus vielfältigen materiellen Einzelpraktiken besteht.

2.3 Zwischenfazit: Körper – Leib – Situation – Praktiken

Die voranstehenden theoretischen Überlegungen in Bezug auf soziale Situationen als körperleibliches Vollzugsgeschehen lassen sich systematisch aufeinander beziehen, wenngleich sie sich nicht in allen erkenntnistheoretischen Aspekten ineinander überführen lassen. Sie haben vor dem Hintergrund der angebotenen theoretisch-methodologischen Überlegungen sowohl für die empirische Umsetzung der vorliegenden Studie (vgl. Kap. 4) als auch für die empirischen Analysen eine grundlegende Bedeutung, da sie unterschiedliche Reichweiten eines verstehenden Zugangs zu den sozialen (Körper-)Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution ermöglichen.

Erstens wird aufgrund der vorgestellten theoretischen Ansätze zu Körper und Leib von der epistemologischen Grundannahme ausgegangen, dass Körper und Leib als sozialwissenschaftliche Gegenstände nur untersucht werden können, indem zwei Perspektiven parallel gedacht werden: Körper ist eine materielle Gegebenheit und soziale Konstruktion zugleich. Es wird also von der Verwobenheit von Körper als Produkt und Produzent sozialer Wirklichkeit und damit sozialer Ordnung ausgegangen (vgl. hierzu Gugutzer 2006, S. 14–20). Die soziale Verankerung von Körper lässt die Materialität des Körpers in besonderer Weise bedeutsam erscheinen, womit dieser in den Begegnungen mit Anderen

zum Träger, aber auch zum Produzenten von Bedeutung in situativen und situierten Aushandlungsprozessen wird. Für die empirische Konzeption der Studie ist hierbei die leibphänomenologisch-soziologische Perspektive auf Körper und Leib als Produkt weiterführend, während in den empirischen Analysen insbesondere auf Körper als Produzenten und damit auf das körperleibliche Ausdrucksverhalten fokussiert werden kann. Die kleinste Analyseeinheit des Sozialen sind die beobachtbaren Bewegungen menschlicher Körper sowie das körperleibliche Ausdrucksverhalten, so lautet das gemeinsame methodologische Prinzip der hier skizzierten theoretischen Perspektiven. Betont wird dabei die Körperlichkeit und Leiblichkeit des sozialen Sinns sowie dass soziale Ordnungen über Haltungen und Bewegungen, über Gestik und Mimik der Körper hergestellt wie auch angeeignet werden (Meuser 2006, S. 98–105). Die beobachteten sozialen Situationen lassen sich als körperleibliches Vollzugsgeschehen verstehen, in dem die Akteur*innen in ihrem gemeinsamen Tun immer schon wechselseitig aufeinander bezogen und auch angewiesen sind (vgl. Kap. 3).

Zweitens ist bei den Besuchen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen eine körperleibliche Kopräsenz gegeben, die zugleich räumlich strukturiert ist und damit über sprachliche Aspekte der Interaktion hinausgeht. Insbesondere die phänomenologischen wie auch philosophisch-anthropologischen Überlegungen sind als sensibilisierende theoretische Konzepte zu betrachten, die eine Einbeziehung der körperleiblichen Expressivität nahelegen; kommunikatives Handeln lässt sich demzufolge nicht auf das Sprechen – im Sinne der Analyse der Situation als Sprechhandlung – einschränken. In erkenntnistheoretischer Hinsicht lässt sich mit Petra Gehring (2007) darauf hinweisen, dass hinter die Deutung des Sprechens als Handlung, die gerade auch eine „körperliche Handlung“ (Butler 1997, S. 21) ist, „kein Weg zurückführt“ (Gehring 2007, S. 2012). Indem sie von der These ausgeht, dass Butler „das Sprechen überhaupt wie auch den verletzenden Sprechakt gerade nicht unter konsequenter Einbeziehung der Frage nach dem Körper“ (Gehring 2007, S. 212; Herv. i. O.) deute, sondern Körper „als Grenze und ‚Anderes‘ der Sprache“ (ebd.) positioniere, setzt hier auch gleichzeitig ihre Kritik an Butler an. Als Gegenvorschlag sucht Gehring aus einer phänomenologischen Perspektive die Rede von der „Körperkraft von Sprache“ (ebd., S. 213) zu plausibilisieren. Das Sprechen erscheint dann nicht mehr als vom Körper losgelöste Sprachhandlung, sondern nähert sich vielmehr „einer stummen Handlung“ (ebd.) an, in der nicht die Sprache und die sich mit ihr vollziehende Handlung verletzend wirke, sondern „die Sprache als Ding“ fungiere (ebd.). Sprache wird „zu einer physischen Handlung der Person, die spricht“ (ebd.). Entsprechend sind soziale Praktiken innerhalb der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution auch auf eine verbale Kommunikation angewiesen, die jedoch nicht losgelöst vom Körper betrachtet werden kann – insbesondere wenn von einer Migrationsgesellschaft ausgegangen wird und im Kontext Prostitution die darin täti-

gen Akteur*innen nicht nur eine, sondern verschiedene Sprachen sprechen, die gemeinsam gesprochene Sprache also zum situativen Aushandlungsgegenstand wird (vgl. hierfür Schnitzer 2017).

Neben der verbalen und nonverbalen Kommunikation ist die Partizipation von Körpern an sozialen Praktiken nicht ohne Bezug auf Dinge und Artefakte denkbar. Damit kann *drittens* davon ausgegangen werden, dass „[d]as Zusammenspiel der materiellen Körper und der materiellen Dinge [...] die beobachtbare Praxis“ (Hillebrandt 2014, S. 86) ist. Sowohl die körperleibliche Kommunikation als auch die jeweiligen Körperpraktiken sowie die artefaktunterstützten Tätigkeiten der Sozialarbeiter*innen sind in ein situatives Geschehen eingelassen, miteinander verstrickt und werden im Praxisvollzug situations- und kontextspezifisch hervorgebracht.

Die Bedeutung, die den praxeologischen Bezugspunkten in dieser Studie zukommt, liegt *viertens* darin, dass der Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit als ein Geflecht miteinander verbundener Praktiken und damit als soziale Praxisform erkundet wird. Vor dem Hintergrund, dass sowohl die leibphänomenologisch-soziologischen als auch die praxeologischen Bezüge ein reflexiv-intentionales Verständnis von Handlungen zu überwinden suchen, wird nicht nach den Motiven einer Handlung gefragt. Statt des ‚Warum‘ rückt mit dem Fokus auf die Vollzugswirklichkeit sozialer Praktiken das ‚Wie‘ der Durchführung von Praktiken bzw. Tätigkeiten ins Zentrum. Es geht darum, auf der Basis von Beschreibungen „empirisch ausfindig“ (Hillebrandt 2014, S. 15 f.) zu machen, wie die Praktiken sich vollziehen (vgl. Kap. 4). Da Praktiken zudem nicht als aggregierte Einzelhandlungen verstanden werden, ermöglichen es die leibphänomenologisch-soziologischen Bezüge darüber hinaus, die sozialen Situationen als ein situatives Aushandlungsgeschehen und damit als einen Akt der Ko-Produktion in den Blick zu nehmen.

Wenn sozialtheoretisch davon ausgegangen wird, dass Körper als Konstitutionsbedingung von Sozialität zu lesen ist, bilden eingebunden in diesen Zusammenhang körperleibliche Handlungs-, Umgangs- und Erscheinungsweisen – *fünftens* – ein konstitutives wie auch ambivalentes Moment Sozialer Arbeit (vgl. u. a. Kuhn 2013; Magyar-Haas 2015; Terhart 2014).⁴⁹ Dem Körper kommt in aktuellen erziehungswissenschaftlichen Ansätzen sowohl theoretisch als auch empirisch zunehmend Bedeutung zu (vgl. u. a. Hengst/Kelle 2003; Langer 2008; Magyar-Haas 2015; Neumann 2013). Diese Studien heben insbesondere die kör-

49 Von einem verstärkten (sozial)pädagogischen Interesse an Fragestellungen des Körperlichen zeugen die zahlreichen Veröffentlichungen in den letzten Jahren, welche je unterschiedliche thematische wie auch theoretische Akzentuierungen vornehmen; vgl. u. a. Abraham/Müller 2010; Bilstein/Brumlik 2012; Bütow et al. 2013; Magyar-Haas 2012; Niekrenz/Witte 2011; Rose/Schulz 2007; Rose 2012; Schulz 2010; Terhart 2014; Timmermanns et al. 2004.

perliche Dimension sowohl in der Herstellung (sozial)pädagogischer Settings (vgl. Schulz 2010) als auch in vergeschlechtlichten, rassifizierten und ethnisierten Differenz(ierungs)praktiken hervor (vgl. Kuhn 2013; Terhart 2014). Damit wird Körper einerseits als „Handlungssubjekt“ verstanden und davon ausgegangen, dass sozialpädagogisches Handeln eine Tätigkeit ist, die „von körperlichen Bezügen durchwoben“ (Terhart 2014, S. 29) ist. Andererseits wird Körper als „Instrument der Pädagogisierung“ (Neumann 2013, S. 12) verstanden, so dass sich ein spezifisch pädagogischer Umgang mit und an dem Körper beobachten lässt (vgl. auch Wulf et al. 2001). Fokussiert wird dabei der Körper der Adressat*innen als ein Objekt, welches von „erzieherischen Intentionen und Zielsetzungen geleitet“ ist (Neumann 2013, S. 126). Der damit eröffnete, für sozialpädagogisches Handeln konstitutive Balanceakt zwischen Hilfe und Kontrolle, zwischen Nähe und Distanz, so die Annahme, muss auch in seiner körperlichen Dimension empirisch zu erfassen sein, sofern davon ausgegangen wird, dass für die Herstellung einer sozialpädagogischen Beziehung u. a. Nähe und Distanz von zentraler Bedeutung sind (vgl. u. a. Helsper 2007, S. 24 ff.). Auch in Studien, die sich innerhalb der Sozialen Arbeit verorten lassen, erfolgt in den letzten Jahren eine stärkere theoretische und empirische Auseinandersetzung mit dem Körper. Was der Körper für die Soziale Arbeit „ist“, formulieren Wendler und Ulrich in dem Sammelband „Der Körper als Ressource in der Sozialen Arbeit“ (2015, S. 5). Der Körper sei „Ausgangspunkt einer konsequent lebensweltorientierten Sozialen Arbeit“ (ebd.). Körper werden nicht nur von der sozialen Lebenswelt konstruiert, sondern stellen diese mit her, und deshalb sei „die Arbeit am Körper für die AdressatInnen existentielles Tun“ (Auer 2014, S. 28; zit. n. Wendler/Ulrich 2015, S. 5). Ethnographische Studien setzen sich mit der Relation von Körper und Raum auseinander und untersuchen die Bedeutung des Körpers für soziale Ein- und Ausschließungsprozesse im öffentlichen Raum (Hünersdorf 2014). Körperliche Praktiken werden hierbei als Materialisierungen gesellschaftlicher Machtverhältnisse wahrgenommen, die auch in Bezug auf sozialräumliche Kontexte sichtbar werden (Hünersdorf 1999). Im Anschluss an die Psychoanalyse wird ebenfalls auf Basis ethnographischer Beobachtungsprotokolle – in diesem Fall jedoch aus dem Feld der Heimerziehung – angeregt, sozialpädagogische Beziehungsarbeit als „situative Körperarbeit“ (Müller 2013, S. 256) zu verstehen, in der sich empirisch eine „körperunmittelbare Bildungspraxis“ (ebd., S. 257) zeige. Für die offene Jugendarbeit rekonstruiert Veronika Magyar-Haas (2015) aus einer dezidiert körpertheoretischen Perspektive im Anschluss an Helmuth Plessner die Hervorbringung von Grenzen als körperlichen Prozess. Hierbei zeigt sie unter anderem auf, inwiefern über Körper und Körpersprache Aushandlungsprozesse in (sozial)pädagogischen Settings stattfinden, in denen auch Machtbeziehungen eine Rolle spielen.

Zusammenfassend werden soziale Situationen in der vorliegenden Studie als körperliches Vollzugsgeschehen begriffen, d. h. sie werden weder als statisch

noch als durch die Intentionen der Akteur*innen determiniert verstanden. Soziale Situationen werden von den Akteur*innen in sozialer Interaktion gemeinsam mit anderen und mit Bezug auf andere situativ wie kontextspezifisch hergestellt. Obwohl sich die Relevanz des Körpers für das soziale Handeln auf einer theoretischen Ebene begründen lässt, fehlt es für die aufsuchende Soziale Arbeit im Allgemeinen und im Kontext Prostitution im Besonderen allerdings an empirisch abgesichertem Wissen über die körperleibliche Dimension sozialpädagogischen Handelns und seiner Akteur*innen. Damit wird an ein allgemeineres Desiderat angeknüpft. Zwar nicht der Körper, wohl aber die körperleibliche Dimension sozialen Handelns wird in Forschungen zur Sozialen Arbeit und ihren Akteur*innen häufig vernachlässigt, obwohl davon ausgegangen werden kann, dass gerade die (zwischen)leibliche Kommunikation ein wesentlicher Bestandteil sozialpädagogischer Beziehungsarbeit ist (vgl. Grosse 2014). Vor diesem Hintergrund fragt die Studie empirisch danach, wie die sozialen Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen in ihrem körperleiblichen Vollzug körperpraktisch hergestellt werden und welche unterschiedlichen Thematisierungsweisen von Körper sich hierbei rekonstruieren lassen (vgl. Kap. 1.6).

Kapitel 3

Methodologische Überlegungen: Ethnographie als Forschungsstrategie

Die im vorangegangenen Kapitel unternommenen theoretischen Annäherungen an den körperleiblichen Vollzug sozialer Situationen und die mit ihnen einhergehenden Praktiken sind das Fundament, auf dem nun die Überlegungen methodologisch und methodisch (vgl. Kap. 4) fortgesetzt werden. Die theoretischen Ausführungen haben für das empirische Vorgehen eine zweifache Funktion. Erstens dokumentieren sie das theoretische Wissen, das die empirische Arbeit angeleitet als auch begleitet hat. Dieses Wissen dient der theoretischen Sensibilisierung für den Untersuchungsgegenstand (vgl. Kalthoff 2008, S. 12), dem ein qualitativer Forschungszugang angemessen ist. Ausgehend von den Fragestellungen, die dem Forschungsprojekt zugrunde liegen, und der im vorherigen Kapitel dargelegten theoretischen Verortung in einem Feld phänomenologischer und praxistheoretischer Überlegungen, die für die vorliegende Studie eine erkenntnistheoretische und eine methodologische Ebene miteinander verbinden, wurde in dem Forschungsvorhaben auf ein genuin qualitativ-empirisches Vorgehen im Allgemeinen und einen ethnographischen Zugang im Besonderen fokussiert. Entsprechend war ein Ausgangspunkt der empirischen Überlegungen, dass für die Bearbeitung der Fragestellung, wie sich soziale Besuchssituationen der Sozialen Arbeit im Kontext von Prostitution körperleiblich vollziehen und welche Thematisierungsweisen des Körpers sich rekonstruieren lassen, Methoden der qualitativen Sozialforschung herangezogen werden müssen. Eine auf statistische Repräsentation angelegte und mit standardisierten Methoden durchgeführte Studie wäre wenig geeignet, Handlungsweisen, implizite Strukturen oder subjektiv gemeinten Sinn zu rekonstruieren und einer vertiefenden Analyse zu unterziehen. Entsprechend wird an ein Vorgehen angeknüpft, das methodologisch das Verstehen der jeweiligen situativen und situierten Praktiken in einem Feld ins Zentrum stellt, das sich durch eine „Offenheit“ (Lamnek 2010, S. 19f.; vgl. Steinke 2008) auszeichnet und es dadurch ermöglicht, Neues zu entdecken, um zu empirisch begründeten theoretischen Schlussfolgerungen zu gelangen (vgl. Flick 1995, S. 14; Steinke 2008, S. 328).

Zweitens liegt mit den phänomenologisch-soziologischen als auch praxeologischen Zugängen eine sowohl erkenntnistheoretische als auch methodologische Heuristik vor, die es ermöglicht, die Situationen als ein körperleibliches Vollzugsgeschehen zu konzeptualisieren und zu analysieren. Somit geht es im Anschluss an die theoretischen Überlegungen nicht um die Rekonstruktion

einer Intentionalität der Akteur*innen sozialer Situationen, sondern darum, wie und unter welchen Randbedingungen die sozialen Besuchssituationen in ihrem körperleiblichen Vollzug hergestellt werden und inwiefern hierbei auf Körper Bezug genommen wird. Um zu beschreiben, welche Thematisierungsweisen von Körper in dem sozialen Geschehen der aufsuchenden Sozialen Arbeit hervorgebracht, dargestellt und verhandelt werden und wie sich die Situationen körperleiblich vollziehen, muss das Geschehen beobachtet werden. Über teilnehmende Beobachtungen können das körperleibliche Vollzugsgeschehen und damit einhergehende soziale (Körper-)Praktiken in den Blick genommen werden und auf ihre impliziten Logiken, sozialen Regelhaftigkeiten sowie Kohärenzen hin befragt werden. Damit hat die Studie nicht die subjektive Thematisierung von Körper- und Leiberfahrungen bzw. die verbalisierten Umgangsweisen mit dem Körper zum Gegenstand, wie sie bspw. durch biographisch-narrative (vgl. Abraham 2002) oder leitfadengestützte, problemzentrierte Interviews (Gututzer 2002) erfasst werden können.

Teilnehmende Beobachtung als Teilnahme im Feld bildet den Mittelpunkt einer methodisch begründeten ethnographischen Forschungsstrategie. Diese erschöpft sich aber nicht in der teilnehmenden Beobachtung, sondern greift auf verschiedene methodische Vorgehensweisen zurück. Entsprechend ist die ethnographische Forschung keine „in sich geschlossene Methodologie“ (Kalthoff 2006, S. 152), sondern ein „Denk- und Darstellungsstil“ (ebd., S. 149), mit dem Ethnograph*innen soziale Praktiken und ihre Bedeutung analytisch beschreiben. In der Forschungspraxis bietet die Ethnographie die Möglichkeit, insbesondere drei qualitative Forschungsmethoden miteinander zu kombinieren. Neben der schon erwähnten teilnehmenden Beobachtung können (ethnographische) Interviews (Spradley 1979) erhoben sowie Dokumente und Artefakte gesammelt werden. Ein ethnographisches Vorgehen erlaubt es also, gegenstandsbezogen verschiedene Datenformen im Forschungsfeld der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution zu erheben, aufzubereiten und in den Forschungsprozess zu integrieren. Mit einem derart ausgerichteten qualitativen Zugang ist es möglich, sowohl situative Praktiken als auch die subjektive Perspektive der Sozialarbeiter*innen in den Blick zu nehmen und hierbei auf unterschiedliche Bedeutungsweisen von Körper zu fokussieren. Wie sich ein so ausgerichteter Zugang methodologisch begründen lässt, wird nachfolgend herausgearbeitet.

3.1 Ethnographie als Forschungsstil

Die Relevanz ethnographischer Forschung für die Erziehungswissenschaft liegt u. a. darin begründet, dass sie ein methodisches und analytisches Instrumentarium des Zugangs zu (sozial)pädagogischen Handlungsfeldern und zur Alltags-

praxis von Menschen zur Verfügung stellt (vgl. Zinnecker 2000; Friebertshäuser et al. 2012). Insbesondere für die empirische Analyse von „kulturellen und sozialen Praktiken, Handlungsmodalitäten und deren institutionell strukturellen Rahmungen“ kann der ethnographische Zugang als eine „prädestinierte [...] Forschungsstrategie [...]“ betrachtet werden (Cloos/Thole 2006, S. 9). Damit knüpfen ethnographische Zugänge in der Erziehungswissenschaft an eine Strategie an, die ihren Ursprung innerhalb der ethnologischen Kulturanalyse hat. Für die ethnographische Forschungsstrategie, wie sie in den Sozialwissenschaften an Bedeutung gewonnen hat, sind hierbei drei historische Forschungstraditionen von Bedeutung – die ethnologische, die Chicago School und die Soziologie des Alltags –, aufgrund derer sich die Ethnographie als „historisch gewachsene [...] kulturwissenschaftliche[...] Erkenntnishaltung“ (Breidenstein et al. 2013, S. 31) charakterisieren lässt und die im Folgenden in ihren Kerncharakteristika skizziert werden.

Die vorliegende Studie, die methodologisch in der soziologischen wie auch erziehungswissenschaftlichen Ethnographie verortet ist, basiert auf zwei ethnologischen Denkfiguren. Diese lassen sich zum einen mit der Figur der Entdeckerin und zum anderen mit der Oszillation zwischen Fremdem und Vertrautem umreißen (vgl. ebd., S. 31; auch: Bollig/Neumann 2011, S. 200). Insbesondere im Anschluss an Bronislaw Malinowski (1973) haben sich das Prinzip der längeren Anwesenheit im Feld – und zwar nicht auf „dem Liegestuhl auf der Veranda“ (Malinowski 1973, S. 128) –, das Prinzip der Suche nach der Innenwelt bzw. der „Binnenperspektive der beforschten Gesellschaft“ (Breidenstein et al. 2013, S. 18) sowie das Prinzip der Unbekanntheit sozialer Welten für die Ethnograph*in entwickelt. Letzteres – die Unbekanntheit der sozialen Welten, die mit der Fremdheit und Unvertrautheit einhergeht und auf ein Verstehensproblem verweist – ist verbunden mit der Debatte um das Fremde. Zum einen stellt die Unterscheidung des Fremden vom Vertrauten eine wichtige Erkenntnisstrategie dar (vgl. Kap. 4).⁵⁰ Zugleich ist damit auf eine theoretisch-methodologische Debatte um die Krise der ethnographischen Repräsentation (vgl. Berg/Fuchs 1993) verwiesen. Diese Debatte thematisiert insbesondere das Verhältnis von ethnographischer Autor*innenschaft und Autorität (vgl. Geertz 1988; Clifford 1993) und ist unter anderem in postkoloniale Verweisungszusammenhänge und Realitäten eingebunden.⁵¹ Die Krise der ethnographischen Repräsentation

50 Die Reflexion auf das Verhältnis von Eigenem und Anderem hat eine lange Tradition innerhalb der ethnologischen wie auch der soziologischen Ethnographie. Für die Erziehungswissenschaft halten Bollig und Neumann (2011) jedoch fest, dass „Fremdheit eher als epistemisches Privileg denn als ein Problem betrachtet“ werde (ebd., S. 206).

51 Vgl. kritisch hierzu: Kalthoff (2006), der wie folgt formuliert: „Die Praxis der ethnographischen Beobachtung, in der man einen (alten) Herrschaftsanspruch vermutet, wird durch eine Identifizierung mit den Teilnehmern und ihren politischen Kämpfen ersetzt,

tion hat dazu beigetragen, deutlicher zu formulieren, dass es sich bei einer Ethnographie um ein Abbild der sozialen Wirklichkeit, aber nicht um ein Abbild der Realität schlechthin handelt.⁵² Ebenso wie Photographien nicht ein oder das Abbild sozialer Realität darstellen (vgl. Sontag 2013, S. 11), stellen die Beobachtungen resp. Beobachtungsprotokolle nicht die Realität dar. Sie sind keine Abbilder und keine Kopie einer sozialen Situation, sondern sind durch den eigenen

was dazu führt, dass den Teilnehmern starke Mitschreiberechte an der Ethnographie ihrer Lebenswelt eingeräumt werden: die ethnographische Forschung wird auf diese Weise zu einer teilnehmenden Aktionsforschung“ (ebd., S. 159). Das Ziel einer qualitativen Sozialforschung sei hingegen „eine beobachtende Differenz“ (ebd., S. 159), mit der die soziologische Analyse als solche erkennbar und von den Selbstbeschreibungen der Teilnehmer*innen unterscheidbar werde.

- 52 Das dieser Studie zugrundeliegende Verständnis sozialer Wirklichkeit ist im Anschluss an die Überlegungen von Peter Berger und Thomas Luckmann (1970) ein sozialkonstruktivistisch-wissenssoziologisches: „Wirklichkeit [ist] gesellschaftlich konstruiert – und [...] die Wissenssoziologie hat die Prozesse zu untersuchen [...], in denen dies geschieht. [...] Für unsere Zwecke genügt es, ‚Wirklichkeit‘ als Qualität von Phänomenen zu definieren, die ungeachtet unseres Willens vorhanden sind – wir können sie ver- aber nicht wegwünschen. ‚Wissen‘ definieren wir als die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben“ (ebd., S. 1). Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass die Beziehung zwischen Phänomenologie und Soziologie weder „eindeutig noch unumstritten“ (Raab et al. 2008, S. 11) ist. In der Einleitung zu dem Sammelband „Phänomenologie und Soziologie“ gehen die Autor*innen einer Grenzbestimmung des Verhältnisses nach. Während die Phänomenologie das Ziel hat, „Möglichkeitsbedingungen von Sinn, Deuten und Wissen zu untersuchen, also die allgemeinen Strukturen der ‚subjektiven‘ Orientierung der Lebenswelt aufzudecken, um eine Antwort auf die Frage zu geben, welche Rolle die Subjektivität im Zustandekommen von Wirklichkeit spielt“ (ebd.), setzt ihrer Ansicht nach die Soziologie dort an, „wo die phänomenologischen Analysen enden“ (ebd.). Während in der Phänomenologie als Erkenntnisstil die Reflexion sich auf „die Akte der Bedeutungs- und Sinnkonstitution“ richtet, geht es der Soziologie „um die Beobachtung und Analyse der Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Spannungsverhältnisse von im menschlichen Handeln hergestellten, aktualisierten, aufrechterhaltenen und sich verändernden historisch-sozialen Wirklichkeiten“ (ebd.). Hierbei verfolgen die Autor*innen des Sammelbandes das Ziel, die Bedeutung der Phänomenologie für die soziologische Forschung zu „sondieren“ (ebd., S. 12). In diesem Zusammenhang setzt sich Luckmann (2008) mit der Differenzierung einer (phänomenologischen) Konstitution und einer (soziologischen) Konstruktion auseinander. Im Kern gehe es um die Frage, wie die soziale Welt geschaffen wird, wie sie infolgedessen beschaffen ist und wie sie wissenschaftlich rekonstruiert werden kann. Er kommt zu dem folgenden Schluss: „Die phänomenologische Beschreibung der universalen Strukturen des Bewusstseins weist die grundlegenden Erfahrungsschichten jeder menschlichen Wirklichkeit auf, nicht aber die konkrete Ausprägung der Erfahrung selbst. Diese ist bedingt durch die typischen Modelle menschlicher Erfahrungen, die in langen historischen Ketten vor allem kommunikativer Handlungen konstruiert, vermittelt und verändert wurden“ (Luckmann 2008, S. 39). Hinsichtlich der Konstruktion historischer und sozialer Welten kann gezeigt werden, dass menschliches Handeln unter „kontingenten Randbedingungen“ (ebd., S. 40) stattfindet und daher sowohl „intendierte als auch unintendierte Konsequenzen“ (ebd., S. 40) haben kann.

subjektiven Blick gefiltert. So wie der*die Photograph*in über das Kameraobjektiv mit der Linse einen spezifischen Moment einfängt, sind Beobachtungsprotokolle „Schaubild“ einer sozialen Situation (Hirschauer 2001, S. 437; Heimerl 2014, S. 31). Denn die Ethnographie ist „stets hausgemacht“ (Geertz 1987, S. 28 f.); es handelt sich um eine Interpretation des*der Ethnograph*in und nicht um eine der Ethnographierten (ebd.). Damit verbunden ist ein erkenntnistheoretisches Problem, das Kalthoff (2006) wie folgt formuliert: „Weder kann eine unmittelbar zugängliche Wirklichkeit des beforschten Feldes angenommen werden, noch eine getreue, authentische Darstellung der Kultur. Unhintergebar ist vielmehr die Autorenschaft des Ethnographen, dessen Werke durch andere Darstellungen kontextualisiert werden“ (ebd., S. 158 f.). Da Beschreibungen des*der Ethnograph*in ein Produkt des konstruierenden Subjekts sind, das rhetorischen Charakter hat und kulturellen Merkmalen und Praktiken Sinn zuschreibt, ist ein hoher Reflexionsgrad und eine Sensibilität gegenüber der Konstruiertheit der Deutungen, Problematiken und Charakteristika des Schreibens und der Autorschaft erforderlich (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 19; Kap. 4.2.1).

Während die ethnologische Ethnographie historisch eng mit dem Kolonialismus europäischer Staaten verknüpft ist und in diesem Zusammenhang „fremde“ Kulturen und Lebensführungsweisen entdeckt und erforscht wurden bzw. noch werden, hat sich in der soziologischen Forschungstradition durch die Chicago School wie auch durch ethnographische Praktiken in der Alltagssoziologie (Schütz/Luckmann 1979) eine soziologische Ethnographie etabliert, die ihren Ausgangspunkt in dem „Fremden“ der „eigenen“ Gesellschaft findet. In der Tradition der Chicago School sich verortende ethnographische Studien wie die Lebenswelt-Ethnographie (Hitzler 1999; Honer 1993) oder die ethnographische Wissenschaftsforschung (Knorr-Cetina 1984) fokussieren hierbei auf Expert*innengemeinschaften oder Subkulturen, die methodisch als fremde Kulturen betrachtet werden (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 24) und anhand derer auf Praktiken der Wissensproduktionen aufmerksam gemacht werden kann. Die Vertreter*innen der Soziologie des Alltags hingegen betrachten weniger spezifische Gemeinschaftsformationen oder Subkulturen als vielmehr allgemein zugängliche Alltagserfahrungen unter der Prämisse der Fremdheit. Mit den Studien von Alfred Schütz (1979), Erving Goffman (1973) und Harold Garfinkel (1967) nimmt der Erkenntnisstil des Entdeckens sodann eine Wendung, die noch heute als paradigmatisch für ethnographische Studien verstanden werden kann: Hier wird nicht mit dem Fremden begonnen, um dann reflexiv auf eigene kulturelle und soziale Praktiken zu verweisen; vielmehr wird der „ethnologische Blick auf das Vertraute“ (Breidenstein et al. 2013, S. 30) gerichtet, um Erkenntnisse über fraglos Gegebenes, fraglose Ordnungen des Sozialen der eigenen Gesellschaft (Hitzler 1999) zu generieren und die Bedeutungen von Ordnungen sichtbar zu machen, die die alltägliche Lebenswelt strukturieren. In Bezug auf

das vorliegende Forschungsfeld der aufsuchenden Sozialen Arbeit bedeutet dies, sichtbar zu machen, wie Ordnungen und soziale Wirklichkeiten in sozialpädagogischen Settings „kulturell erzeugt und immer wieder aufs Neue hergestellt werden“ (Thole 2010, S. 29). In der Tradition einer Soziologie des Alltags wird entsprechend weniger die Fremdheit des Gegenstandes überwunden als vielmehr eine Fremdheit der Beobachterin hergestellt, um mit Hilfe methodologischer Verfremdungsstrategien dem Fremden im Eigenen auf die Spur zu kommen. Damit bezieht sich der oben eingeführte Erkenntnisstil des Entdeckens gerade nicht auf „substanzielle Entdeckungen im Sinne von Offenbarungen: Entdeckung kann heute nicht im Sinne eines kulturellen Erstkontaktes verstanden werden; sie ist immer beobachterrelativ“ (Breidenstein et al. 2013, S. 31). Im Kern geht es also in der soziologischen Ethnographie darum, die eigene Kultur „methodisch als fremde zu behandeln“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 12). Dass es sich hierbei um einen komplexen Bedeutungsgehalt des Fremdenbegriffes handelt, der mit einer methodologischen Vielschichtigkeit der Verfremdungsstrategien einhergeht, skizzieren Sabine Bollig und Sascha Neumann (2011, S. 201 f.) unter Bezugnahme auf Bernhard Waldenfels (2016, S. 20). So kann der Begriff des Fremden sowohl etwas außerhalb des eigenen Bereiches bezeichnen als auch etwas, das zu dem eigenen Bereich gehört, aber andersartig ist. Relevant ist hierbei, dass der Begriff Fremdheit in den jeweiligen Konnotationen für „die Erfahrung von Alterität“ steht, „in der das Eigene je mitkonstituiert wird“ (Bollig/Neumann 2011, S. 201 f.) (vgl. Kap. 4.3). Somit besteht der Sinn ethnographischer Forschungsstrategien darin, zu den vertraut und alltäglich erscheinenden Gegenständen einer Alltagswelt oder einer pädagogischen Ordnung einen „erkenntnisfördernden Abstand“ (Hirschauer 2001, S. 445) herzustellen.

3.2 Ethnographie als Teilnahme

Ein methodologischer Zugang wie derjenige der Ethnographie bietet für den leibphänomenologisch und praxistheoretisch ausgerichteten Untersuchungsfokus der vorliegenden Studie auf die (körper-)praktische Hervorbringung des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution die Möglichkeit, den konkreten Alltag in seinem praktischen Vollzug sinnrekonstruktiv aufzuschließen. Über die beobachtungs-basierte Ausrichtung und die damit einhergehende Teilhabe an der „Introspektion sozialer Situationen“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 24) kann zum einen der reflexiven Nichtverfügbarkeit von praktischen Hervorbringungsweisen der Alltagswirklichkeit Rechnung getragen werden (Kuhn 2013, S. 29). Zum anderen legt eine teilnehmend-beobachtend ausgerichtete Ethnographie ihr Augenmerk auf den Vollzug und die Darstellung sozialer Praktiken sowie auf die Materialität des Feldes. Damit wird an die

theoretisch-methodologischen Überlegungen (vgl. Kap. 2) angeknüpft, die soziale Praktiken als körperlich fundierte Praktiken zwischen sich wechselseitig wahrnehmenden „leiblichen Wesen“ (Meyer-Drawe 2006, S. 76) betrachten, welche sich vor dem Hintergrund einer körperlichen Anwesenheit vollziehen. Ein ethnographisches Vorgehen bietet also die Möglichkeit, über eine Beobachtung der Situationen deren (Körper-)Praktiken in ihrer Logik nachzuvollziehen und hierbei institutionelle und soziale Verortungen in den Blick zu nehmen, die gewisse körperlich vermittelte wie auch körperbezogene Praktiken sowohl ermöglichen als auch verunmöglichen können (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 17; Kelle 2011; Smith 2005).⁵³ Betont wird dabei, dass „das (kultur)soziologisch Relevante sich nur unter situativen Präsenzbedingungen zeigt“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 22), woraus methodisch die anhaltende Kopräsenz von Beobachterin und Geschehen und damit das methodologische Prinzip der „Gleichörtlichkeit“ (ebd.; Breidenstein et al. 2013, S. 40) resultiert. Damit ist gemeint, dass im Unterschied zu biographischen Erfahrungen der sozialwissenschaftliche Gegenstand „in den *situierten, öffentlichen* Ausdrucksformen kultureller Ereignisse und Situationen“ verortet wird (Breidenstein et al. 2014, S. 40; Herv. i. O.): „Soziales wird beobachtbar getan, durchgeführt, in Szene gesetzt“ (ebd.).⁵⁴ Neben dieser Teilnahme im Feld wird als zweiter Grund für das Prinzip der Gleichörtlichkeit von Beobachter*in und sozialem Geschehen der Nachvollzug der vom Feld vollzogenen Selektionen angeführt. Ein wesentliches Charakteristikum der Erschließung sozialer Praktiken besteht also in der Kopräsenz des/der Forscher*in im Feld und damit in der Teilnahme an den sich öffentlich vollziehenden (körperleiblichen) Praktiken, in denen der soziologische Gegenstand lokalisiert wird. Durch die Kopräsenz interagiert der/die Forscher*in in dem gleichen institutionellen Rahmen, in dem auch die beobachteten Sozialarbeiter*innen handeln, wodurch Kontextbedingungen für die Ethnograph*in erfahrbar werden. Insofern Praktiken „Sinnbildungsprozesse“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 23) zeigen, lassen sich diese Bedeutung konstituierenden Prozesse nur durch eine zeitliche Involviertheit des/der Forscher*in in die Situationen erschließen (Breidenstein et al. 2013, S. 41). Seitens der Feldforscher*innen erfordert dies, sich „mit der zu erforschenden Welt hochgradig vertraut“ (Honer 2009, S. 197) zu

53 Im Anschluss an Dorothy Smith (2005, S. 32) stehen Praktiken für die vorliegende Ethnographie immer im Verhältnis zu den durch institutionelle wie auch diskursiv erzeugte Rahmungen geschaffenen Möglichkeitsräumen im Zentrum des Interesses.

54 Wie Anna Schnitzer (2017) festhält, ist mit dem Prinzip der Gleichörtlichkeit nicht gemeint, dass über die gleichzeitige Anwesenheit der Forscherin im Feld ein „Zugang zu den *Handlungsmotiven der Akteurinnen und Akteure*“ (ebd., S. 65; Herv. R.M.) hergestellt werden könnte. Sie argumentiert im Anschluss an Schütz (1971), dass diese im Rahmen einer rekonstruktiven Analyse als Konstruktionen zweiter Ordnung (ebd., S. 6–7) nur im Sinne einer Annäherung erfasst werden können (vgl. Schnitzer 2017, S. 65).

machen, um eine „temporäre Mitgliedschaft“ einzugehen und allmählich zu lernen, „was situativ von Bedeutung“ (Breidenstein et al. 2013, S. 41) ist. Einerseits wird damit auf die methodologische Annahme verwiesen, dass die Situationsteilnehmer*innen einen privilegierten Zugang zu den sozialen Relevanzen einer Situation haben. Andererseits wird auf die „Wahrnehmungsfähigkeit“ (Kalthoff 2006, S. 153) und damit auf den Leib des/der Forscher*in als „Erkenntnisorgan“ (Stenger 2013) verwiesen (vgl. auch: Goffman 1996b, S. 263; Kap. 4.2). Ethnographische Beobachtungen beziehen sich nicht nur auf visuelle Wahrnehmungen bzw. lassen sich nicht darauf reduzieren. Die Materialität der Praktiken impliziert auch andere Modi sinnlicher Wahrnehmung. Die Feldforscher*innen bewegen sich „auf der Ebene des Sichtbaren, Hörbaren, Spürbaren, also des mit allen Sinnen Wahrnehmbaren. Daraus folgt, dass ethnographische Beobachtung nicht auf visuelle Wahrnehmung zu reduzieren ist, sondern eine Aktivierung des sozialen Sinns impliziert“ (Kalthoff 2006, S. 152; Herv. i. O.). Dies wiederum bedeutet, dass nur Bestimmtes wahrgenommen werden kann. Hier gilt es zum einen diejenigen Selektionen nachzuvollziehen, die von den Akteur*innen in den Situationen selbst vollzogen werden, und zum anderen davon auszugehen, dass es sich bei Selektivität um eine Eigenschaft handelt, „die jedem sozialen Gebilde eigentümlich ist, eine Leistung, die alle Situationsteilnehmer routinemäßig voneinander erwarten [...]“ (Breidenstein et al. 2013, S. 40). Für die Ethnographie kommt es darauf an, zu erkennen, wie Selektionen „situationssensitiv gesteuert“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 22) werden.

Neben der Beobachtung der sich in situ vollziehenden Praktiken kann den Relevanzsetzungen der Feldteilnehmer*innen besondere analytische Aufmerksamkeit zukommen. Trotz dieser Orientierung an der Perspektive der Akteur*innen geht es, mit Erving Goffman (2008, S. 9) gesprochen, „nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen“. Hierbei lassen sich die Situationsteilnehmer*innen als Expert*innen betrachten, die dem/der Ethnograph*in Auskunft über ihre Praktiken geben können, so dass diese „etwas zu Gehör bekommt“ (Kalthoff 2006, S. 153), was sich der teilnehmenden Beobachtung potentiell entzieht, etwa eine subjektive Deutung und Wahrnehmung der jeweiligen sozialen Situation.

Mit der Teilnahme im Feld sowie der körperlichen Involviertheit in die Situationen geht einher, dass der/die Forscher*in gerade durch seine/ihre körperliche Anwesenheit und seine/ihre Beziehungen zu den Feldakteur*innen die Ordnung des Feldes mit hervorbringt. Was als „Kontrollverlust über die Bedingungen des Erkenntnisprozesses“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 17) erscheinen mag, weil das Feld auf die Forschung reagiert, ist kein „bedrohender Horror, sondern der modus vivendi der Forschung“ (ebd.). Die Teilnahme und damit verbundene Positionierung des/der Ethnograph*in als teilnehmende/r Beobachter*in ist eine dynamische, die nicht nur die Beobachtung sich vollziehender Praktiken und Ordnungen von einer bestimmten Position und Perspektive aus

bedeutet, sondern selbst als Teil dieser Ordnung beobachtet wird und die Feldteilnehmenden „zu einer Selbstbeobachtung herausfordert“ (Bollig/Neumann 2011, S. 210).⁵⁵ Die Kopräsenz im Feld ist also eine Möglichkeitsbedingung dafür, sich einerseits die sozialen Praktiken, die das jeweilige Feld strukturieren und zugleich durch das Feld hervorgebracht werden, zu erschließen und andererseits das praktische Wissen, das sich auf kulturelle Codes, Sinn- und Bedeutungszusammenhänge sowie symbolische Ordnungen stützt, rekonstruktiv zu erfassen. Letzteres verweist auf den methodologischen Begründungszusammenhang eines Empiriebegriffs in der Tradition der Ethnomethodologie, dem zufolge soziale Wirklichkeit und soziale Ordnung als von den Akteur*innen hervorgebracht zu betrachten sind; die Annahme eines bereits vertrauten, vorab existierenden Gegenstandes wird also verabschiedet. Klaus Amann und Stefan Hirschauer (1997) verorten entsprechend den „Methodenzwang und die Methodizität der Ethnographie [...] im Feld des Empirischen, in der Kontakt- und Erfahrungssituation“ (ebd., S. 20). Dies bedeutet sodann, dem empirischen Material einen „hohen Eigenwert“ (Bereswill/Rieker 2008, S. 425) zuzusprechen und einem bestimmten Leitgedanken in Bezug auf das Verhältnis von Theorie und Empirie zu folgen: „Theorie leitet Empirie an, und Empirie bringt Theorie in die Krise“ (ebd., S. 400). Um jene Unsicherheiten, „das Stolpern und den Ärger“ (ebd.), die in den Irritationsmomenten der Feldbegegnungen begründet sind, produktiv und reflexiv in den ethnographischen Forschungsprozess einzubinden und für soziologische Analysen fruchtbar zu machen, sind Formen der Distanzierung vom Feld notwendig (vgl. Kap. 4.2; Kap. 4.3). Im Rahmen dieser Distanzierungen wird das Spannungsverhältnis zwischen Fremdem und Vertrautem durch ein wiederholtes, gleichsam spiralförmig fortschreitendes wechselseitiges Irritieren und Inspirieren von Theorie und Empirie für die Analyse fruchtbar gemacht.

3.3 Ethnographie als Schreiben

Im Zuge der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution treten Körper miteinander in wechselseitige Beziehung: Sie agieren und kommunizieren

55 Damit wird die Feldforschung als ein „Erfahrungsgeschehen“ (Bollig/Neumann 2011, S. 209) in den Blick gerückt, in dem die Ordnung des Feldes nicht einfach gegeben ist, sondern sich durch die Anwesenheit der Forscher*in selbst erst konstituiert. Dieses „extensive Dabei-Sein“ sowie die Konstitution der Feldforschung als Erfahrungsgeschehen aufgrund der „Vermischung“ (Breidenstein et al. 2013, S. 43) stellen nur eine Seite der Feldteilnahme dar. Denn theoretische Annahmen über den Gegenstandsbereich nehmen die Forscher*in, die sich treiben und notwendigerweise in die Eigenlogiken der jeweiligen kulturellen Felder verstricken lässt, „an die Hand“ (ebd., S. 38).

miteinander und konstituieren auf diese Art und Weise eine Arbeitsbeziehung. Für den Zweck, soziale Praktiken als körperlich fundierte Praktiken im körperlichen Vollzug in den Blick zu bekommen, eignen sich „dichte Beschreibungen“ (Geertz 1987), wie sie im Kontext ethnographischer Herangehensweisen generiert werden. Das körperliche Einbezogensein von Akteur*innen in soziale Situationen ist die Bedingung der Möglichkeit von interaktiven und kommunikativen Verständigungs- und Abstimmungsprozessen. Letzteres bedeutet für das vorliegende Projekt, neben verbalen auch nonverbale Aushandlungsprozesse in den Blick zu bekommen und damit „die Schweigsamkeit des Sozialen“ (Hirschauer 2001) zu versprachlichen. Körperliche Praktiken sind nicht immer von Versprachlichungen begleitet; sie verlaufen mitunter stumm und schweigsam und vollziehen sich in der Regel in Form von routinisierten Handlungen wie bspw. Körperbewegungen, Körperhaltungen, Mimik und Gestik (vgl. Kap. 2). Genau hier liegt das Potential einer ethnographischen Herangehensweise, da sie ein auf die Komplexität sozialer Situationen abgestimmtes Verfahren darstellt, das – wie bereits dargelegt – auf die Introspektion sozialer Situationen (vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 24) zielt. Während der teilnehmenden Beobachtung sind Beobachter*innen Teil von Situationen, in denen die Feldakteur*innen eben auch verstummen oder nonverbal reagieren. Was innerhalb der empirischen Sozialforschung Interpretationsprobleme aufwerfen kann, ist zugleich eine Standardsituation für teilnehmend beobachtende, ethnographische Feldforschung (vgl. Bergmann 2000; Hirschauer 2001, S. 437).

In Verfahren der Teilnahme wird der/die Forscher*in selbst – „als personale[r] Aufzeichnungsapparat“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 25) der gemachten Beobachtungen und Erfahrungen im Feld – zu einer zentralen Quelle der Erkenntnisproduktion. Es gilt, sich von den in situ gemachten Erfahrungen methodisch zu distanzieren und neben dem Mitspielen im Feld die „am eigenen Leib“ (ebd., S. 27) gemachten Erfahrungen zu methodisieren. Zentrale Form der stetigen und immer wieder aufs Neue vorgenommenen Distanzierung von den Felderfahrungen stellt entsprechend das permanente ethnographische Schreiben dar. Mit dem Niederschreiben beginnt die analytische Arbeit des/der Ethnograph*in: „Sie [die Ethnographin] fügt der Explikationschance, die mit ‚Fremdheit‘ gegeben ist, einen ständigen Explikationszwang hinzu: wortweise festzustellen, was es ist, das hier gerade geschieht“ (ebd., S. 28; Herv. i. O.). Das Anfertigen von Feldnotizen, Beobachtungsprotokollen und „analytical notes“ (Glaser/Strauss 1967), die auf die spätere Interpretation bezogen sind, stellen Techniken der Distanzierung von den Felderfahrungen und der kopräsenten Teilnahme dar – einer Distanzierung, die sich insbesondere als eine räumliche Distanzierung vom Feld vollzieht (vgl. Kap. 4). Bei der Erforschung des weitgehend Vertrauten wie auch des Fremden liegt die Erkenntnisleistung „nicht primär im Erklären und Verstehen“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 13), sondern in der beschreibenden „Explikation“ (ebd.). Hierfür gelte: „Je vertrauter [und je fremder;

RM] ein Feld, desto stärker muß die Normaldistanz variiert werden, i. d. R. im Sinn einer mikroskopischen Feinanalyse“ (ebd.). Der Effekt der Verfremdung sowie der Prozess des Vertrautwerdens wird „durch die gewaltige Entschleunigung realzeitlicher Abläufe“ (Hirschauer 2010, S. 220) hervorgebracht, die sowohl durch den Explikationszwang als auch durch eine systematische Distanziertheit im sequenzanalytischen Vorgehen (vgl. Kap. 4.3) bewirkt werden kann. Dies wiederum erlaubt eine „reflexive Durchdringung der eigenen Erfahrungen“ (Breidenstein et al. 2013, S. 44), die nicht nur eine kontinuierliche Irritation und Befremdung ermöglicht, sondern auch für die weiteren Phasen der Feldteilnahme und damit der Datengewinnung fruchtbar gemacht werden kann. Neben der Etablierung einer Beobachter*innenrolle geht es dann vor allem um den rhythmischen und dynamischen Wechsel zwischen Kopräsenz im Feld und „Phasen des Rückzugs“, in denen die eigenen Beobachtungen in nachvollziehbare Beschreibungen der Situationen überführt und einer „befremdenden Betrachtung Dritter unterzogen“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 28) werden, bspw. in Interpretationsgruppen.

Zusammenfassend sind damit die wesentlichen Merkmale und Grundprinzipien des ethnographischen Forschungsprozesses und der damit verbundenen Forschungsstrategie angesprochen. In Bezug auf die methodische Vorgehensweise ist bei einer ethnographischen Forschung vorab nur bedingt entscheidbar, was im Feld relevant ist und wie die Situationen beschaffen sein werden, die die spezifischen Interaktionen enthalten (Kelle 2003, S. 204). Die jeweiligen Selektionskriterien unterliegen der Rekursivität des Forschungsprozesses und werden „im Prozeß durch das und am Feld entwickelt, mit dem Feld konfrontiert und modifiziert, vor allem aber spezifiziert“ (ebd., S. 204). In diesem Sinne handelt es sich bei dem ethnographischen Forschungsstil um eine „Schaukelbewegung“ (Kelle 2013, S. 71) zwischen Datenerhebung und Datenauswertung, zwischen Theorie und Empirie. Dies führt dazu, dass Forschungsfragen modifiziert und spezifiziert sowie Entscheidungen über das entsprechend zu verwendende Datenmaterial erst im Forschungsprozess selbst getroffen werden (können) (vgl. Kap. 4.3) und sich mit dem Postulat der Offenheit als zentraler Grundprämisse qualitativer Forschung begründen lassen (Steinke 2008).

Kapitel 4

Methodische Vorgehensweise: Ethnographie als Forschungspraxis

Ausgehend von einer qualitativ ausgerichteten Forschungsstrategie orientiert sich die Studie in der methodischen Vorgehensweise an den obigen methodologischen Überlegungen zur Ethnographie. Die Datenerhebung wurde in der Deutschschweiz in einer Beratungsstelle für Personen, die im Sexgewerbe tätig sind, durchgeführt und es wurden ausschließlich weibliche Sozialarbeiterinnen in ihrem Arbeitsalltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit begleitet. Mithin wurden sowohl teilnehmende Beobachtungen der Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen durchgeführt wie auch Interviews mit Sozialarbeiterinnen erhoben.⁵⁶ Wie sich die methodische Vorgehensweise konkret gestaltete, wird im Folgenden dargelegt. In einem ersten Schritt wird auf den Feldzugang eingegangen (Kap. 4.1). Sodann wird der Prozess der Datenerhebung mit Blick auf das Erstellen von Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen dargelegt (Kap. 4.2), bevor die im Projekt angewandten Auswertungs- und Analysestrategien skizziert werden (Kap. 4.3). Die Kapitel legen hierbei auf unterschiedliche Weise dar, welche Rolle Körper bereits beim Feldzugang spielt und welche Herausforderungen es mit sich bringen kann, dem Tun der Körper in den untersuchten Praktiken sinnerfassend zu folgen. Zum besseren Verständnis des Feldes wird das Vorgehen anhand von Ausschnitten aus dem empirischen Material illustriert.

56 Da in der ethnographischen Feldphase ausschließlich weibliche Sozialarbeiterinnen in ihrem Arbeitsalltag begleitet bzw. mit diesen Interviews geführt wurden, wird nachfolgend immer dann von weiblichen Personen gesprochen, wenn sich die Ausführungen auf die konkreten Felderfahrungen und das empirische Material beziehen. In Bezug auf die Sozialarbeiterinnen wie Sexarbeiterinnen wird davon ausgegangen, dass die in der Feldphase angetroffenen Personen sich als weiblich inszeniert haben. Entsprechend wird auch in Bezug auf die im sexuellen Dienstleistungsgewerbe tätigen Personen immer dann von Sexarbeiterinnen gesprochen, wenn sich die Aussagen auf die empirischen Analysen beziehen. Da zudem nicht davon ausgegangen werden kann, dass ausschließlich Kunden das Angebot sexueller Dienstleistungen nachfragen, sondern auch Kundinnen (vgl. Kap. 1), wird in Bezug auf diese Personengruppe in der Regel von Kund*innen gesprochen, außer es wurden während der Feldphase Personen angetroffen, die sich als männlich oder weiblich inszeniert haben. Im Unterschied dazu wird die geschlechtsneutrale Schreibweise * verwendet, wenn sich die Aussagen auf allgemeinere Erkenntnisse und verallgemeinerbare empirische Befunde beziehen.

4.1 Der Feldzugang: Erste Kontakte – Verunsicherungen – Ankommen im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit

Der Feldzugang ist nicht lediglich als „Einstieg“ (Wolff 2008) in das Feld und als damit verbundene Kontaktaufnahme zu verstehen und als solche zu rekonstruieren. Er ist zuallererst als stetiger und sich ständig vollziehender Aushandlungs- und Kommunikationsprozess zwischen dem*der Ethnolog*in und den Feldakteur*innen zu betrachten. Was ausgehandelt wird, sind die „Teilnahmerechte“ (Ott 2010, S. 68), die „soziale Kreditwürdigkeit“⁵⁷ (Kalthoff 2001, S. 76) und, bezogen auf das vorliegende Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution, Positionierungen im Sinne einer sozialen wie politischen Verortung von Prostitution und Sexarbeit überhaupt (vgl. auch: Stodulka 2014, S. 182). Der Feldzugang stellt einerseits ein praktisches Problem dar, das gelöst werden will, um die Gestaltung eines sozialen Forschungskontextes zu sichern (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 50). Andererseits eröffnet eine genaue Betrachtung und Auseinandersetzung mit dem Prozess des Feldzugangs und der Logik der Zugangswege die Möglichkeit, Logiken und Besonderheiten des Feldes reflexiv für Prozesse der Erkenntnisgewinnung zugänglich zu machen. Der Zugang kann damit sowohl als zu überwindende Hürde als auch als Teil des Gegenstandes untersucht und in die Analyse mit einbezogen werden (vgl. Kap. 5; Kap. 7).

Je nach zu untersuchendem Feld können sich diese Hürden unterschiedlich gestalten. Für den Forschungskontext Prostitution, in dem sich das vorliegende Forschungsfeld der aufsuchenden Sozialen Arbeit verorten lässt, wird das Problem „eines sehr schwierigen Zugangs zum Feld“ (Brückner/Oppernheimer 2006, S. 24) gewöhnlich als eines thematisiert, das durch die eingeschränkte Offenheit der im Feld Prostitution aktiven Personen verursacht werde. Diese „deutlich erschwerte [...] Zugänglichkeit des Feldes“ (Ruhne 2008, S. 73) wird sodann als Begründung dafür herangezogen, dass Prostitution „ein eher rand-

57 In Bezug auf die Frage, ob sich das Wissen der im Feld tätigen Akteur*innen erschließt, wenn der*die Ethnolog*in „nur vor Ort die Kultur [...] studiert“ (Kalthoff 2001, S. 76), kommt Kalthoff zu dem folgenden Schluss: „Das, was der Beobachter beobachten kann, ist nicht frei von den Effekten, die seine Präsenz erzeugt; dies ist aber nicht zu verwechseln mit einer aktiven Intervention. Schließlich verweist das Verhältnis von Anwesenheit des Beobachters und Reaktion der Teilnehmer auch auf den Prozess der Akkulturation der Ethnologin in das Feld und somit auf den Austausch von sozialer Kreditwürdigkeit“ (ebd.). Mit Kreditwürdigkeit ist hierbei vor allem gemeint, dass der*die Ethnolog*in auf die Kooperation derjenigen, die sie beobachtet, angewiesen ist. „Welche Form diese Kooperation annimmt“, so Kalthoff, „wird in den Aushandlungen mit den Gatekeepern des Feldes geklärt, Aushandlungen, die vor den verschiedenen ‚Türen‘ des Feldes zu führen sind; immer wieder steht dann die Rolle und der Status des Ethnologen zur Disposition“ (ebd.).

ständiges wissenschaftliches Thema“ (Grenz/Lücke 2006, S. 10) geblieben sei. Die hiermit angesprochenen Probleme und auftretenden Ungewissheiten sind in einem engen Zusammenhang damit zu betrachten, dass Prostitution „in der öffentlichen Wahrnehmung bis heute eine überwiegend deviante Grauzone geblieben ist“ (Ruhne 2008, S. 73). Als ein tabuisierter, weitgehend unbekannter und damit fremder Bereich des Sozialen – dessen Fremdheit sich etwa darin zeigt, dass, wie bei den ersten Felderkundungen der im vorliegenden Projekt tätigen Forscherin, ein „unruhiges Gefühl“ (Feldtagebuch) aufkommt – wird das Feld Prostitution „nahezu unbestritten als ein ‚soziales Problem‘ wahrgenommen“ (ebd., S. 73), welches durch den Reiz des Ungewissen Neugierde, aber auch Ängste zu wecken scheint. Die Markierung als „soziales Problem“ ist hierbei sowohl in der Alltagswahrnehmung als auch in der Wissenschaft verbreitet und in der Regel normativ begründet, sie ist aber, wie Renate Ruhne es formuliert, sowohl für die Kontaktaufnahme als auch die Analyse „problematisch“ (ebd.): „Zum einen können mit der Markierung in der Regel einhergehende stigmatisierende Wahrnehmungsmuster, von denen auch die Forschenden keineswegs frei sind, einen wertfreien, auf wechselseitige Akzeptanz aufbauenden Kontakt ins Feld deutlich erschweren, wodurch sich das Problem des konkreten Feldzugangs im Sinne eines möglichst offenen Kontaktes zu den Akteuren weiter verschärft. Zum anderen können die mit einer solchen Markierung [als soziales Problem; RM] einhergehenden – keineswegs immer bewussten – Wahrnehmungsmuster in Bezug auf Prostitution aber auch die Analyse in sehr grundsätzlicher Weise beeinträchtigen“ (ebd., S. 73 f.). Nun ist es in der vorliegenden Studie nicht das Ziel gewesen, einen Zugang zu dem Feld Prostitution zu erhalten, also zu Bordellen, Sexarbeiter*innen, Kund*innen, wie es in den Studien von Antje Langer (2003) oder Martina Löw und Renate Ruhne (2011) der Fall gewesen ist, sondern es geht um den Zugang zu feldspezifischen Beratungsstellen, die in Form der aufsuchenden Sozialen Arbeit in diesem Feld tätig sind.

4.1.1 Feldkontakte: Unsicherheiten, Ungewissheiten und die Suche nach einem Gatekeeper

Während mir als Ethnographin das Handlungsfeld der aufsuchenden Sozialen Arbeit weitestgehend vertraut erschien, habe ich mit der Entscheidung für das Forschungsfeld aufsuchende Soziale Arbeit im Kontext Prostitution ein mir unbekanntes Terrain betreten und damit ein „Spielfeld“ (Langer 2003, S. 25), dessen Orte, Regeln, Logiken mir fremd waren (vgl. hierzu auch Kap. 6). Nach ersten Annäherungen über Besuche einschlägiger Orte sowie Podiumsdiskussionen zum Thema Sexarbeiter*innen und Prostitution erfolgte der Zugang zum Feld in einem ersten Schritt über eine E-Mail-Anfrage an verschiedene feldspe-

zifische Beratungsstellen in der Deutschschweiz. Ziel war es, mit den Beratungsstellen in Kontakt zu treten und sich bei einem ersten Sondierungsgespräch, das nach Möglichkeit in Form eines Expert*inneninterviews aufgenommen wurde, gegenseitig kennenzulernen, um anschließend gemeinsam die Möglichkeiten zu sondieren, die Sozialarbeiterinnen in der aufsuchenden Sozialen Arbeit zu begleiten. In den E-Mail-Anfragen wurde betont, dass es weniger um ein Forschungsinteresse an Prostitution und den darin tätigen Akteur*innen gehe als vielmehr um das Verstehen der alltäglichen Praxis der Beratungsstellen. Die Anfragen haben mit insgesamt drei Beratungsstellen sowohl Telefongespräche als auch persönliche Gespräche ermöglicht, in denen den Beratungsstellen Anonymisierung zugesichert wurde. Diese Gespräche wurden mit dem Einverständnis der Gesprächspartnerinnen digital aufgezeichnet, in ausführlichen Gedächtnisprotokollen dokumentiert sowie in Situationsbeschreibungen reflektiert.

Schon in diesem Kontaktaufnahmeprozess zeigten sich erste Spannungsverhältnisse: Einerseits zeigten sich die Sozialarbeiterinnen grundsätzlich an dem Forschungsprojekt interessiert; andererseits wurde eine Zurückhaltung deutlich, die von einem „Abchecken“ der (sozial-)politischen Positionierung der Forscherin über eine offen formulierte Skepsis bis hin zu einer Ablehnung der Feldteilnahme führen konnte. So notierte die Forscherin nach einem Telefongespräch mit einer Beratungsstelle, um einen Termin für das Interview zu vereinbaren: „Dann sagt die Stimme am anderen Ende der Leitung: ‚Meine Frage ist nun einfach noch, welche Haltung haben Sie zur Sexarbeit?‘“. Diese Frage verweist nicht nur auf eine offen formulierte Skepsis, sondern setzt die Forschung auch mit feldspezifischen Bedingungen der Machtausübung in ein Zweckverhältnis und fordert eine eindeutige politische Positionierung der Forscherin: „Ich sage ihr, dass ich Sexarbeit als Arbeit, als sexuelle Dienstleistung verstehe und keine moralisierende Haltung einnehme. ‚Dann ist gut‘, sagt die Stimme auf der anderen Seite. Ich frage sie, ob sie häufiger mit solchen Fragen konfrontiert sei oder warum sie die stelle. ‚Ich bin einfach müde, solche Fragen in Gesprächen beantworten zu müssen‘“. Mit der geforderten politischen Positionierung – die gleichzeitig auch Ausschluss produziert – wird einerseits seitens der Sozialarbeiterin die „Vertrauenswürdigkeit“ (Kalthoff 1997, S. 243) der Forscherin geprüft. Andererseits versucht die Forscherin mit ihrer vorgenommenen Positionierung den bis dahin angebahnten Feldzugang nicht zu gefährden: Gefordert wird eine „persönliche, authentische Antwort“ (Ruhne 2008, S. 76), was dazu Anlass gibt, sich immer wieder selbstkritisch mit eigenen Einstellungen, Wahrnehmungs- und Deutungsmustern in Bezug auf Prostitution auseinanderzusetzen, jedoch gleichzeitig eine „Offenheit in der Auseinandersetzung“ (ebd.) begrenzt.

Während durch die Gespräche eine erste Forschungsbeziehung aufgebaut werden konnte, zeigten sich „Widerstände gegen das Beforscht-Werden“ (Bredenstein et al. 2013, S. 51) in dem Moment, als es um die Aushandlung der Be-

gleitung in der aufsuchenden Sozialen Arbeit durch die Ethnographin ging: weniger deshalb, weil die Forscherin einen „Fremdkörper“ (Ruhne 2008, S. 76) darstellte, als vielmehr deshalb, weil die Teilnahmesituation im Feld die ganz eigenen vertrauensbildenden Maßnahmen der Beratungsstellen während der aufsuchenden Sozialen Arbeit gefährden könnte. Begründet wurde dies in einem Fall damit, dass zu derselben Zeit eine größere Interviewstudie mit den Sexarbeiterinnen über die Beratungsstelle durchgeführt wurde und sich die Beratungsstelle eine „erneute Störung“ nicht erlauben könne, da das Vertrauensverhältnis zu den Sexarbeiter*innen gestört werden könnte, diese also missvertraulich werden könnten. In einem anderen Fall wurde mit der Wahrung der Anonymität – also der Zusicherung der Anonymität den Sexarbeiter*innen gegenüber – wie auch dem sozialpädagogischen Postulat der Freiwilligkeit argumentiert, das für die Beratungsstellen in ihrer alltäglichen Arbeit wesentlich sei. So formulierte eine Sozialarbeiterin im Interview wie folgt: „Das wäre künstlich. Oder weil dann müsste ich abmachen und sagen ok, ich komme mit jemandem, dann würde sie sich vorbereiten, also das wäre dann eine künstliche Situation. [...] Sie entscheidet“ (Interview_Laura_V, Z. 1214–1224). Eine Künstlichkeit der Situation, die durch die Feldteilnahme der Ethnographin evoziert werden könnte, sollte nach Auffassung der Sozialarbeiterin vermieden werden, und zur Begründung dient ihr an dieser Stelle das Argument der Freiwilligkeit der Adressat*innen. Gleichzeitig wird damit deutlich, dass die Beratungsstellen selbst auf „unsicherem Terrain“ (Heinzel et al. 2010) agieren und ihren ganz eigenen Feldzugang, die erarbeitete Mitspielkompetenz sowie die beständige von ihnen geleistete Beziehungsarbeit nicht aufs Spiel setzen können oder wollen. Während die Ethnographin dies als eine Praktik der Distanzierung ihr gegenüber deutete und notierte, dass sie vom Feld „auf Distanz gehalten“ werde, wird durch eine Reflexion der Aushandlungsprozesse deutlich, dass nicht nur die Ethnographin sich ein Bild von ihrem Feld macht, sondern auch die Beforschten den Forschungsprozess reflektieren (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 53). Der potentiell drohende Verlust der Akzeptanz durch die Adressat*innen, den die Beratungsstellen zumindest teilweise in der Feldteilnahme der Ethnographin sehen, verweist auf die „Akzeptanz-Orientierung“ (Galuske/Thole 1999) der aufsuchend arbeitenden Sozialarbeiter*innen, die eine Destabilisierung ihrer eigenen Arbeit befürchten. Dies verweist zugleich auf allgemeinere Fragen des ethnographischen Zugangs zu sozialpädagogischen Organisationen und Institutionen. Denn der Aushandlungsprozess zwischen der Ethnographin und den Sozialarbeiter*innen ist davon geprägt, dass die Ethnographin nicht einfach nur teilnehmen möchte, sondern sich zur Generierung sozialwissenschaftlicher Daten ins Feld begibt (Bollig 2010, S. 108), die die Berufs- und Arbeitsrollen, das professionelle Handeln der Sozialarbeiter*innen selbst betreffen. Diese Besonderheit des Feldzugangs wird innerhalb erziehungswissenschaftlicher Reflexionen zur Organisationsforschung in sozialpädagogischen Handlungsfeldern als

eine spezifische Problemlage bei der Gestaltung von Feldzugängen und Feldrollen markiert und reflektiert (Bollig 2010, S. 108; Heinzel et al. 2010). Es handelt sich hier um das Phänomen einer „doppelten ExpertInnenschaft“ (Thole et al. 2004, zit. n. Bollig 2010, S. 109), die die Ethnographin als Forscherin und zugleich Pädagogin einnehmen könne, so dass sie von den Feldakteur*innen in ihrer Rolle als Forscherin, aber eben auch als Pädagogin angesprochen werden könnte. Diese doppelte Expert*innenschaft wurde in der praktischen Etablierung der Forschungsbeziehung jedoch nie explizit problematisch.

Die Funktion eines Gatekeepers für die Feldteilnahme und die Durchführung der teilnehmenden Beobachtung übernahm sodann eine Sozialarbeiterin einer Beratungsstelle, die für einen Kanton in der Schweiz zuständig ist. Diese Beratungsstelle wurde, wie alle anderen Institutionen auch, kontaktiert, um die Möglichkeiten der Feldteilnahme zu sondieren und durch ein Gespräch erste Feldinformationen zu erhalten. Bereits im Interview deutete die Sozialarbeiterin an, dass nicht klar sei, welche Feldreaktionen es auf die Ethnographin geben könnte. Daher könne sie nur unter der Bedingung mitkommen, dass an die vertraute Rolle einer Praktikantin der Einrichtung angeknüpft werde, die für einen Schnuppertag an der aufsuchenden Sozialen Arbeit teilnehme. Zudem müsse, da die Ethnographin ein „Fremdkörper“ (Interview_Klara_Z. 1512) sei, weil sie nicht zum „Umfeld“ dazugehöre, zunächst sowohl mit den Vorgesetzten als auch den Kolleg*innen eine Teilnahme abgeklärt werden. Zudem macht die Sozialarbeiterin darauf aufmerksam, dass die Feldteilnahme nicht in Form einer Stippvisite erfolgen könne, sondern die Ethnographin sich „einfach den ganzen Tag reservieren“ (1525) müsse. Drei Monate später erteilte die Sozialarbeiterin Klara per E-Mail eine Zusage für die Begleitung in der aufsuchenden Sozialen Arbeit und es wurden telefonisch Feldtermine vereinbart. Da die Sozialarbeiterinnen der Beratungsstelle jeweils ihre eigenen Regionen haben, in denen sie die aufsuchende Soziale Arbeit praktizieren, wurde die Möglichkeit offeriert, auch mit den Kolleginnen Kontakt aufzunehmen, um Termine zu vereinbaren. Die Etablierung der Forscherinnenrolle begleitete demzufolge den gesamten Forschungsprozess, da der Eintritt in die Beratungsstelle zwar über Klara, die Vereinbarung der Termine und der damit verbundenen konkreten situativen Teilnahme jedoch mit unterschiedlichen Personen erfolgte, so dass die jeweilige Rolle immer wieder neu ausgehandelt werden musste. Um etwas über die unterschiedlichen Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit zu erfahren, galt es beständig „Distanzen abzubauen, zu wahren oder zu verschieben“ (Kalthoff 1997, S. 240) und verschiedene vertrauensbildende Maßnahmen zu ergreifen.

4.1.2 Ankommen im Feld? Die fortwährende Etablierung von Beziehungen und Fremdheitserfahrungen

Vor dem Hintergrund der feldspezifischen Forschungsanlage war die Gestaltung der Forschungsbeziehung bei jeder Begegnung mit einer neuen Sozialarbeiterin Thema und drückte sich zuweilen auch in verunsichernden Bemerkungen aus, die deutlich machten, dass die Position als Forscherin und die Rolle der Praktikantin nicht dauerhaft abgesichert waren. Da die Ethnographin jede der insgesamt vier bei der Beratungsstelle beschäftigten Sozialarbeiterinnen mindestens einmal allein und unabhängig von den anderen bei der aufsuchenden Sozialen Arbeit begleitete, zeigte sich hier in besonderer Weise, dass der Feldzugang „keineswegs ein einmal zu bewältigender Schritt“ ist, sondern ein Prozess, „der vor allem die laufende Gestaltung der Beziehung zu den beforschten Personen miteinschließt“ (Breidenstein 2006, S. 22) und mit verschiedenen Unsicherheiten einhergehen kann (vgl. auch Graf 2010, S. 71–72). Insbesondere der erste Moment der Kontaktaufnahme zwischen der Ethnographin und der jeweiligen Sozialarbeiterin – einer Kontaktaufnahme, die jeweils dann stattfand, wenn Termine für die Feldaufenthalte vereinbart wurden – war von Unsicherheiten und Ungewissheiten sowie von beiderseitiger Skepsis geprägt. Die Sozialarbeiterin Olivia, die als letzte im Prozess der Datenerhebung begleitet wurde, äußerte ihre Skepsis sehr direkt:

Es ist unser erstes Zweier-Gespräch und Olivia erzählt mir, dass sie ihre Kollegin nach meiner Anfrage erstmal nach mir gefragt habe: „Ist das eine Hyäne?“, erzählt sie lachend, woraufhin ihre Kolleginnen ihr entgegneten: „Nein, bist du wahnsinnig. Sie ist eine ganz Nette.“ – „Gut“, hätte sie gesagt, „dann nehme ich sie mit.“ Ich reagiere auf die Zuschreibung der „Hyäne“ gelassen und versichere ihr, dass ich keine „Hexe“ sei, dass ich aber manchmal wohl etwas nervige Fragen stellen würde. Dann müsste sie mir einfach sagen, dass es ihr zu viel werde. Daraufhin lacht sie laut auf und erklärt mir, dass Fragen für sie nicht das Problem seien, aber Personen, die ihre Arbeit nicht verstehen würden, diese nicht ernst nehmen und vor allem den Frauen gegenüber wie eine Hyäne auftreten würden (Feldnotizen_Olivia_I).

Die ironisch vermittelte Skepsis der Aussage Olivias und den Vergleich der Forscherin mit einer „Hyäne“, durch den die Forscherin als gefährliche Bedrohung positioniert wird, weist die Forscherin zurück. In dem sie selbstironisch versichert, dass sie keine „Hexe“ sei, nimmt sie Bezug auf die ihr zugewiesene Position der Bedrohung. Sie sei keine Bedrohung für die Sozialarbeiterin, wohl aber werde sie ihr mit neugierigen Fragen auf den Leib rücken. Diese scherzhafte und ironische Aushandlung zwischen der Sozialarbeiterin und der Ethnographin verweist auf den interaktiven und kommunikativen Aushandlungsprozess, mit dem insbesondere die soziale Verortung der Ethnographin einhergeht. In

gewisser Weise wird sie von der Sozialarbeiterin herausgefordert und auf ihre Mitspielkompetenz hin getestet.

Die Etablierung und Ausgestaltung der Beziehung zeigt sich auch als Herausforderung des Umgangs mit Nähe und Distanz im Forschungsprozess. Da die Sozialarbeiterinnen mit einem Auto zu den jeweiligen Orten des Sexdienstleistungsgewerbes fahren und in der Regel im Laufe von zehn bis zwölf Stunden an einem Tag mehrere Orte aufsuchen, verbrachte die Ethnographin zwangsläufig den ganzen Tag mit den Sozialarbeiterinnen: Zwischen den Besuchen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen wurden im Auto oder in den gemeinsam verbrachten Mittagspausen sowohl informelle Gespräche geführt als auch seitens der Ethnographin – vor dem Hintergrund ihres Interesses an den praktischen Abläufen und Vorgehensweisen der aufsuchenden Sozialen Arbeit – Informationen über den Feldkontext gesammelt; umgekehrt wurde ein Feldinteresse an ihr als Erziehungswissenschaftlerin gezeigt. Herausfordernd wurden die informellen Gespräche dann, wenn es nicht mehr im Sinne einer „friendly conversation“ (Spradley 1979) um feldspezifisches Wissen, kulturelle Praktiken oder um die Forschung ging, sondern die Person und das private Leben der Forscherin im Zentrum des Interesses standen. Konsequenterweise sah sich die Ethnographin im Verlauf des Forschungsprozesses mit Vereinnahmungen seitens des Feldes konfrontiert, die gerade deshalb zustande kamen, weil es im Tagesablauf keine Rückzugsmöglichkeiten gab und die Ethnographin nach den erfolgten Besuchen um ihre Einschätzung gebeten und aufgefordert wurde, das gemeinsam Erlebte – insbesondere die schwierigen, konfliktreichen und spannungsgeladenen Momente – zu kommentieren. Diese Vereinnahmung erwies sich jedoch insofern als günstig, als durch die Kommentierung der Situations-einschätzung der Ethnographin auch die Sozialarbeiterinnen ihre Wahrnehmungen mitteilten. Diese Unterhaltungen und der Austausch über die Besuche fanden in Form von dokumentierten Zwischengesprächen ihren Einzug in die Analyse (vgl. Kap. 4.2). Die räumliche und unmittelbare Nähe zu den Sozialarbeiterinnen, in der sich die Ethnographin während der Feldaufenthalte befand, verunmöglichte es ihr also, sich dem Feldgeschehen zu entziehen, wodurch in gewisser Weise eine „Aufschichtung“ der Felderfahrungen erfolgte, da die Beobachtungen in der Regel nicht direkt notiert werden konnten, sondern ein unmittelbarer Abgleich von Situationsdeutungen mit den Sozialarbeiterinnen stattfand, während die Protokolle selbst erst nach Ablauf eines langen gemeinsamen Tages geschrieben wurden.

Fremdheitserfahrungen im Forschungskontext?

Neben der Etablierung der Beziehung gingen die ersten Besuche im Forschungskontext Prostitution – also die Handlungen des materiellen Betretens der jeweils aufgesuchten Lokalitäten – mit Herausforderungen, Irritationen und Suchbewegungen einher. Diese sind nicht nur für das Ankommen der Ethnographin

im Feldkontext bedeutsam, sondern auch für die das Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit strukturierenden Dynamiken (vgl. Kap. 6). Eine erste solche Herausforderung bestand in der situativen Positionierung der Ethnographin während der Begegnung mit den jeweiligen Feldakteur*innen, wie Geschäftsführer*innen, Sexarbeiter*innen und Kund*innen. Vor dem Hintergrund der mehrmaligen Betonung, die Ethnographin könne ein Störfaktor sein und die zu leistende Beziehungsarbeit potentiell gefährden, übernahmen die Sozialarbeiterinnen als felderfahrene Akteurinnen die Zuweisung der jeweiligen situativen Rolle der Ethnographin. Entsprechend variierten die Formen der Vorstellung der Ethnographin. Sie wurden in der Regel nicht vorab festgelegt, sondern ergaben sich aus den jeweiligen Situationen: Neben der Rolle der Forscherin, die während der Besuche ihr Forschungsprojekt selbst vorstellte oder mit ihrem Anliegen von den Sozialarbeiterinnen vorgestellt wurde, und der Rolle der Praktikantin, die mal zum Schnuppern vorbeikam, um zu schauen, ob die Arbeit der Sozialarbeiterin im Kontext Prostitution etwas für sie sein könnte, gab es auch die Rolle der stillen Begleiterin, die gar nicht vorgestellt werden musste. Je nachdem, welche Rolle der Ethnographin zugewiesen wurde, unterschied sich sodann auch ihre Teilnahme an der Situation: Sie changierte zwischen einer zurückhaltenden, dem Gespräch und dem Geschehen aus einer räumlich distanzierten Stellung folgenden und einer aktiven, in das Geschehen involvierten Position, im Rahmen derer die Forscherin mit den Sexarbeiterinnen selbst ins Gespräch kommt und Informationsmaterialien der Beratungsstelle verteilt.

Irritationen und Suchbewegungen in Momenten des Ankommens werden vor allem in den ersten Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen explizit thematisiert. Dies macht u. a. deutlich, dass die Forscherin immer auch mit dem ganz eigenen normativen, stereotypisierenden Blick und einem – schon von Renate Ruhne (2008) beschriebenen – negativen Vorwissen über das Feld konfrontiert ist. Insofern sie als Teil der Gesellschaft eingebunden ist in stigmatisierende Wahrnehmungsmuster rund um den eigenen Untersuchungsgegenstand, ist sie auch nicht frei von dominanten, gesellschaftlich hegemonialen Deutungsweisen (vgl. Kap. 6). Darüber hinaus sah sich die Forscherin von den „situativen Anforderungen des Feldes ‚übrumpelt‘“ (Schnitzer 2018, S. 71). Insbesondere die erste Zeit im Feld war zum einen von einer Fokussierung auf die körperliche Darstellung und Präsentation sowohl der Sozialarbeiterinnen als auch der Sexarbeiterinnen geprägt. Zum anderen entstanden bei der Ethnographin Irritationen aufgrund feldspezifischer Reaktionsweisen auf ihre Person und der damit verbundenen Thematisierung ihrer Bekleidung und ihrer Selbstdarstellung (vgl. Kap. 5).⁵⁸ Übrumpelt wurde die Forscherin jedoch auch

58 Die hier angedeuteten Irritationen und Suchbewegungen, die sich insbesondere während der ersten Feldaufenthalte zeigten und im weitesten Sinne auf den Einsozialisationspro-

dann, wenn sie sich nicht mehr im Hintergrund halten konnte, um möglichst unscheinbar und unsichtbar zu bleiben. Ob nun in der Rolle der Forscherin oder der Praktikantin, die Anwesenheit der Beobachterin wurde gerne ironisierend konterkariert; beispielsweise in der Adressierung der Forscherin als „Objekt des Begehrens“, wenn deren Bekleidung von einer Sozialarbeiterin mit „Du siehst aber süß aus“ kommentiert und damit als unpassende Arbeitskleidung für die aufsuchende Soziale Arbeit markiert wurde (vgl. Kap. 5); oder durch eine die Situation beendende Bemerkung eines Bordellbetreibers, in der die Forscherin als potentielle Arbeitskraft adressiert wurde: „Jetzt hast du ja nur einen kleinen Einblick bekommen, du siehst gut aus, komm doch zum Probearbeiten – dann weißt du wie es läuft“ (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/III, Z. 55–57). Solch spezifische Adressierungsweisen der Forscherin wurden jedoch weniger als eine Störung des ethnographischen Forschungsprozesses aufgefasst (vgl. Ruhne 2008, S. 77). Vielmehr wurden damit einhergehende Irritationen (vgl. Nadig 1986, S. 36 ff.), die auf Emotionen wie Wut, Ekel, Scham oder Peinlichkeit verweisen, als Ausgangspunkt für die Analysen genommen, da sie Hinweise auf kulturelle Einschreibungen wie etwa Machtstrukturen geben und damit ein besonderes Erkenntnispotential bergen (vgl. Bonz et al. 2017). Damit wird eine besondere Herausforderung erkennbar, die für sozialwissenschaftliche Forschung im Allgemeinen gilt: die Balance zwischen einem empathischen Zugang und einer gezielten, analytischen Befremdung (Ruhne 2008, S. 77). Dabei besteht die Anforderung an die Forscherin darin, die Balance zwischen der eigenen Involviertheit als Erkenntnismöglichkeit und der (gleichwohl zu wahrenenden) beobachtenden Distanz zu halten.

4.1.3 Aufsuchende Soziale Arbeit als Forschungsfeld

Im Unterschied zu ethnographischen Studien, die sich bspw. dem Frankfurter Bahnhofsviertel (vgl. Langer 2003; Löw/Ruhne 2011) widmen, in dem neben Großbordellen, Stripclubs und anderen Einrichtungen eine Konzentration der „Straßen-Sexarbeit“ (Probst 2015, S. 24) vorzufinden ist, gibt es in dem Schweizer Kanton, in dem die vorliegenden Daten erhoben wurden, kein ausgeprägtes Angebot an Straßen-Sexarbeit. Alle ethnographierten Orte lassen sich als „indoor sex work“ (Weitzer 2009, S. 218) charakterisieren. Gemeint sind damit Formen der Wohnungs- und Appartementprostitution – die entsprechenden Orte werden auch als Terminwohnungen bezeichnet –, Sauna-Clubs, Bordelle

zess der Ethnographin als „Praktikantin der Sozialarbeiterin“ verweisen, werden im Kapitel 5 auf Basis des empirischen Materials ausführlich beleuchtet und analytisch rekonstruiert.

wie auch Kontaktbars (vgl. Kap. 6). Die Datenerhebung fand daher in unterschiedlichen, das Feld der Prostitution strukturierenden Indoor-Settings statt. Im Rahmen der Studie begleitete die Ethnologin die Sozialarbeiterinnen an diese Orte, die nicht nur den Handlungskontext, sondern auch die Möglichkeitsbedingungen für die situativen und situierten Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit darstellen.

Da das Forschungsinteresse sich vor allem auf den Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit richtete, hatten die Feldaufenthalte in der Regel ihren Ausgangspunkt in der an der Studie beteiligten Beratungsstelle, die in einer gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbaren Kleinstadt liegt. Beobachtungen von Einzelfallgesprächen oder anderen Formen der Beratung, die sich in den Räumlichkeiten der Beratung vollziehen, wurden nicht ethnographiert. Die Beratungsstelle verfügt über Büroräume der Sozialarbeiterinnen, einen großzügigen Aufenthaltsraum sowie ein Materiallager für die sexuelle Gesundheitsprävention. Feldimmanente Artefakte wie Informationsbroschüren, Kondome, Gleitgel, Femidome, Dental Dams etc. sind hier gelagert und werden in die aufsuchende Arbeit in sogenannten „Gesundheitstaschen“ mitgenommen. Das Angebot der Beratungsstelle richtet sich an Frauen im Sexdienstleistungsgewerbe und hat einen gesundheitspolitischen Auftrag im Sinne der sexuellen Gesundheitsprävention. Dem Konzeptpapier der Einrichtung ist zu entnehmen, dass zum einen der Standpunkt vertreten wird, dass das „Sexgewerbe eine Realität“ ist und der verfassungsrechtlich formulierte Schutz der Wirtschaftsfreiheit zu wahren sei (vgl. Kap. 1). Trotz dieser rechtlichen Verankerung seien die im Sexgewerbe Tätigen aber in ihrer Berufsausübung gesellschaftlich nicht anerkannt, vielmehr sozial isoliert und ausgegrenzt. Zum anderen wird davon ausgegangen, dass sich das Feld des Sexgewerbes, was die Ausübung des Berufs betreffe, heterogen strukturiere und gestalte. So wird im Konzeptpapier der Einrichtung formuliert, dass ein Teil der Sexarbeiter*innen ihre Arbeit frei gewählt habe und über eine eigene Berufsidentität verfüge; ein anderer Teil wiederum arbeite aufgrund prekärer ökonomischer Situationen im Sexgewerbe und eine dritte Gruppe sei aufgrund von Zwangsausübung Dritter im Sexgewerbe tätig. Die Institution verorte sich politisch innerhalb gesellschaftlicher Bedingungen, die die Gesundheit der Menschen beeinträchtigen. Zu diesen Bedingungen zählen etwa auch indirekte Wirkungen von Globalisierungs- und Migrationsprozessen: So wird in dem Konzeptpapier die „politische Öffnung der ehemaligen Ostblockstaaten“ als eine Verschärfung der Konkurrenzsituation im Sexgewerbe beschrieben, die mit spezifischen körperlichen Bedingungen und Anforderungen einhergehe. Weiter heißt es: „Da im Sexgewerbe der Körper das wichtigste Arbeitsinstrument der Beschäftigten ist, wirkt sich ein wachsender Erwerbsdruck zunehmend negativ auf die gesundheitliche Situation aus.“ Neben den konkurrierenden Körpern beeinflussen „riskante Dienstleistungen“, wie das Angebot von sexuellen Praktiken ohne Verhütungsmittel, das körperliche und seelische

Wohlbefinden. Das Angebot der Beratungsstelle, dass sich sowohl auf die sexuelle Gesundheitsprävention als auch auf aufenthaltsrechtliche Fragen bezieht, findet in Form von Beratungen sowohl vor Ort – also in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen – als auch in den institutionseigenen Räumlichkeiten der Beratungsstelle statt. Hierbei stellt die (wiederkehrende) Praxis der aufsuchenden Sozialen Arbeit die zentrale Praxisform der Beratungsstelle dar, um einerseits im Handlungsfeld Prostitution eine sexuelle Gesundheitspräventionsarbeit anzubieten und andererseits Informationsmaterial zu verteilen.

Der Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit ist insofern zeitlich strukturiert, als die Sozialarbeiterinnen in der Regel erst am Nachmittag mit der aufsuchenden Arbeit beginnen. Während eines Tages in der aufsuchenden Arbeit werden von den Sozialarbeiterinnen bis zu sieben Orte, wie Kontaktbars und Terminwohnungen, besucht. Die Besuche finden – bis auf wenige Ausnahmen – in der Regel unangemeldet statt. Die jeweiligen Orte werden bis zu zweimal im Jahr aufgesucht (vgl. Kap. 7). Entsprechend sind die Besuche in der Arbeitsumgebung durch immer wieder neue und fluide Konstellationen der jeweiligen Akteur*innen gekennzeichnet. Während einige feldspezifische Akteur*innen wie Geschäftsführer*innen immer wieder angetroffen werden, ist das Feld der Prostitution zugleich durch eine hohe Mobilität der Sexarbeiter*innen gekennzeichnet, die sich zum einen durch Formen der grenzüberschreitenden Arbeitsmigration und zum anderen durch eine Form der Binnenmigration innerhalb der Schweiz charakterisieren lässt (vgl. Kap. 1). Daher treffen die Sozialarbeiterinnen während der aufsuchenden Sozialen Arbeit nur in seltenen Fällen bei ihren wiederholten Besuchen an einem Ort die gleichen Sexarbeiter*innen an. In Bezug auf die Arbeitsmigration kann davon ausgegangen werden, dass die Sexarbeiter*innen sowohl aus den EU-25- als auch den EFTA-Staaten und den sogenannten Drittstaaten in die Schweiz migrieren und ihre Mobilität – im Sinne eines „Kommens und Gehens“ – auf aufenthaltsrechtliche Bedingungen zurückgeführt werden kann. Hinsichtlich der Binnenmigration innerhalb der Schweiz stellen das ökonomische Prinzip des Angebots und der Nachfrage sowie die jeweiligen Arbeitsbedingungen der Lokalitäten Gründe für die Mobilität und damit für die hohe Fluktuation an den von den Sozialarbeiter*innen aufgesuchten Orten dar.

4.2 Datenerhebung: Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle schreiben – ethnographische Interviews erfassen

Der ethnographische Zugang ermöglicht es, verschiedene Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit und damit soziale Praktiken in ihrem situativen Vollzug an den Orten des sexuellen Dienstleistungsgewerbes teilnehmend zu beobachten. Infolgedessen lassen sich Aussagen über die spezifischen Logiken

des Feldes der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution treffen sowie routinisierte Praktiken der Akteur*innen rekonstruieren. Des Weiteren bietet der ethnographische Zugang die Möglichkeit, die Frage zu untersuchen, wie Körper in diesem Feld relevant gesetzt werden und was entsteht, wenn Körper in Beziehung miteinander treten (vgl. Hirschauer 2004; Schindler 2017). Darüber hinaus können während der Feldaufenthalte wie auch im Anschluss an die Feldaufenthalte mit den Sozialarbeiterinnen informelle Gespräche und ethnographische Interviews (vgl. Spradley 1979) geführt werden. Für die methodische Umsetzung der Untersuchung haben sich daher während des Feldaufenthaltes zwei Formen der Wissensgenerierung ergeben: einerseits die Form der teilnehmenden Beobachtung und andererseits die des ethnographischen Interviews, die jedoch nicht als voneinander isolierte Strategien betrachtet werden. An dieser Stelle wird bewusst zwischen informellen Gesprächen und ethnographischen Interviews unterschieden und somit der Begriff ethnographische Interviews nicht etwa als Sammelbezeichnung für Gespräche und Interviews verwendet, die einen ethnographischen Forschungsprozesse grundsätzlich begleiten.⁵⁹ Als informelle Gespräche werden jene bezeichnet, die während der Feldbeobachtung geschehen und sich in verschiedenen Situationen der teilnehmenden Beobachtung ergeben, während Interviews im Zuge der Anwesenheit im Feld mit den Teilnehmenden vereinbart werden und zu einem separaten Zeitpunkt stattfinden. Für die gegenstandsadäquate Erfassung der sich situativ vollziehenden (Körper-)Praktiken im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit wie auch der Thematisierungsweisen von Körper können drei qualitative Forschungsmethoden miteinander kombiniert werden: teilnehmende Beobachtung, ethnographische Interviews sowie die Sammlung von Dokumenten und Artefakten. Diese methodischen Herangehensweisen sind als sich gegenseitig informierende Betrachtungsweisen zu verstehen, die wissenschaftssoziologisch betrachtet unterschiedliche Phänomene hervorbringen. Davon ausgehend, dass der Gegenstand in den jeweiligen Datensorten unterschiedliche Gestalt annimmt und unterschiedlich kontextuiert wird (Kelle 2002, S. 204), sind die verschiedenen Forschungsmethoden als Produzentinnen von unterschiedlichen Relevanzzusammenhängen zu begreifen, bei denen es weniger um eine „Vervollständigung der Erkenntnismöglichkeiten“ (Flick 1995, S. 251) geht als vielmehr um deren Erweiterung. Die sozialen, (alltags-)kulturellen und professionellen Praktiken lassen sich kulturalanalytisch im Anschluss an Geertz (1991) als „dichte Beschreibungen“ untersuchen, und die primäre Datensorte sind hier die Beobachtungsprotokolle

59 Im Grunde geht es darum, dass informelle, spontane Befragungen oder Gespräche *im* Feld ebenso wie stärker strukturierte Einzel- und Gruppeninterviews während der Feldaufenthalte erhoben werden können (vgl. Kelle 2002, S. 202; Spradley 1979). Im ethnographischen Interview stehen jedoch weniger die jeweiligen biographischen Erfahrungen als vielmehr die sozialen und kulturellen Praktiken des Feldes im Fokus.

(vgl. Kalthoff 2006; Kelle 2002). Dahingegen bieten die ethnographischen Interviews einen Zugang zum Sprechen über die Praxis der Sozialarbeiter*innen. Dokumente wie Konzeptpapiere der Institution oder Informationsbroschüren sowie in den Situationen verwendete Artefakte stellen Möglichkeitsbedingungen von Praktiken dar. Der Einbezug von Artefakten und deren situativen Bedeutungen in die empirische Analyse ermöglicht es, vertiefte Aussagen zu impliziten Logiken und der materiellen Bedingtheit von Praktiken zu treffen. Somit können auch kontextuelle Bedingungen der Situationen mit einbezogen werden. Es sind also die von den Eigenschaften und Eigenheiten des untersuchten Feldes produzierten Notwendigkeiten, die unterschiedliche Forschungszugänge und -methoden mit sich bringen. Diese verweisen gleichzeitig auf die eigenständige theoretische Produktivität der Verfahren, „die füreinander Kontexte darstellen, sich aneinander reiben und nicht notwendig zur Übereinstimmung gebracht werden können“ (Kelle 2002, S. 206).

Dieses methodenplurale und multiperspektivische Vorgehen kann als eine kontextbezogene Forschungsstrategie der Ethnographie aufgefasst werden. Es ergibt sich aus der Unterwerfung der Forscherin unter die gelebten kulturellen Ordnungen und situativen Praktiken und aus dem Erfassen feldspezifischer Sinn- und Bedeutungszusammenhänge (Goffman 1996b, S. 263). Wie auch in anderen ethnographischen Projekten beschrieben (vgl. Flämig 2017; Schnitzer 2017), stellten die Suche und die Wahl des Beobachtungsfokus (der aufgrund der Feldspezifika nicht immer vor Ort und situativ festgelegt werden konnte) eine fortwährende Herausforderung dar. Auch wenn die situative Hervorbringung, die Darstellung und die Verhandlung von Körper im Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Prostitutionsfeld wie auch die (körper-)praktische Hervorbringung des aufsuchenden sozialarbeiterischen Alltags den Gegenstand des Erkenntnisinteresses und damit der Beobachtungen darstellen, ist damit noch keine Fokussierung in den und während der Beobachtungen selbst vorgenommen. Nicht nur aufgrund der Gleichzeitigkeit und Parallelität des Geschehens vor Ort, die es zu bewältigen galt, sondern auch aufgrund der eingeschränkten Möglichkeiten des Notierens entstanden Fokussierungen, die – vor allem im Schreibprozess – einer sorgfältigen, sich zunehmend fokussierenden Analyse bedurften (vgl. hierzu auch: Streck 2013, S. 11).

In einem ersten Schritt wird nun auf die Frage eingegangen, inwiefern die Beobachtungsprotokolle als Spiegel der Beschaffenheit des Feldes betrachtet werden können und wie im Forschungsprozess mit der Herausforderung umgegangen wurde, dass sich die Forscherin für die Erstellung der Beobachtungsprotokolle auf ihre Erinnerungen verlassen musste (Kap. 4.2.1). Im Anschluss daran wird auf die Erhebung der ethnographischen Interviews eingegangen (Kap. 4.2.2), bevor die vorliegenden Materialien nochmals gebündelt resümiert werden (Kap. 4.2.3).

4.2.1 Teilnehmende Beobachtung und das Erstellen von Beobachtungsprotokollen

Das ethnographische Schreiben verlangt während der teilnehmenden Beobachtung zunächst einen „akribischen Blick“ (Heimerl 2014, S. 31). Wenn in den Protokollen auch das, was sich nicht sprachlich artikuliert, also nur als körperliches Ausdrucksverhalten und damit körperlich vermittelt vollzieht, in den Blick geraten und versprachlicht werden soll, muss sich dieser akribische Blick der Ethnographin als schamlos, als voyeuristisch und als distanzlos erweisen – sie muss also ungeachtet ihrer Involviertheit als Subjekt der Beobachtung unbekümmert beobachten (vgl. ebd.). Aufgabe ist es, sich als Beobachterin selbst dem Verbalisierungszwang auszusetzen und damit etwas zur Sprache und zum Sprechen zu bringen „das Widerstände gegen Verbalisierungen bietet“ (Hirschauer 2001, S. 437). Für das vorliegende Projekt hieß dies: Es geht um die Versprachlichung von Blickverhältnissen während einer Unterhaltung, von materiellen Ausstattungen der Räume, von Anordnungen der Körper im Raum, von körperlichem Ausdrucksverhalten und den sich daran vollziehenden Anschlusshandlungen sowie von körperbezogenem Umgang mit Artefakten der sexuellen Verhütung. Damit sind zwei Bezugsprobleme ethnographischer Forschung angesprochen: das Problem der Versprachlichung dessen, was sich nicht sprachlich artikuliert, sowie dessen, was unaussprechlich ist (vgl. Hirschauer 2001). Letzteres kann im vorliegenden Projekt die Beschreibung spezifischer Artefakte der sexuellen Gesundheitsprävention, aber auch die Beschreibung subjektiver Gefühle und Empfindungen der Forscherin betreffen. Das, was körperlich wahrgenommen wird, muss in eine entsprechende „Beschreibungssprache“ (Hirschauer 2001, S. 437) überführt werden. Gerade die Verschriftlichung von Atmosphärischem, etwa Gerüchen oder bestimmten leiblichen Regungen (Schmitz 1965), stellte die Forscherin vor besondere Herausforderungen. Denn die verschriftlichten körperlichen Wahrnehmungen wie auch die Beschreibung des Atmosphärischen üben auf die späteren Interpretationen eine gewisse Autorität aus: Sie lenken den Blick der Anderen und können mitunter auch bei ihnen spezifische leibliche Regungen evozieren. Damit ist die Ethnographin mit ihrem Körper und ihrem Leib als Erhebungs- und Auswertungsinstrument vor allem auch Erkenntnissubjekt (vgl. Gugutzer 2017). Bezug genommen wird damit auf ein Verständnis soziologischer Forschung, wie es Loïc Wacquant in seiner ethnographischen Studie zum Boxen formuliert hat. Für ihn ging es darum, den „Wert einer leiblichen Soziologie kenntlich zu machen, die sich nicht allein auf den Körper im Sinne eines Objekts bezieht, sondern vom Körper als Untersuchungsinstrument und Vektor der Erkenntnis ausgeht“ (Wacquant 2010, S. 270; Herv. i. O.; vgl. auch: Gugutzer 2017, S. 384). Mit einem derart ausgerichteten Vorgehen wird ferner auf ein soziologisches Verständnis von Situationen Bezug genommen, wie es im Anschluss an Goff-

man (1971a) bereits dargelegt wurde (vgl. Kap. 2.1.3). Das Forschungshandeln ist eingebunden und eingebettet in Situationen, wodurch sich wissenschaftliches Forschen als eine Situation beschreiben lässt, „die Strukturmerkmale aufweist, welche unweigerlich die Leiblichkeit und die Körperlichkeit wissenschaftliches Handelns und Erkennen[s] betreffen“ (Gugutzer 2017, S. 384). Es geht freilich nicht darum, die Ethnographin mit ihrem subjektiven Empfinden selbst in den Mittelpunkt der geschriebenen Texte zu stellen, wie dies in der sogenannten Autoethnographie⁶⁰ durchaus der Fall ist (vgl. Ellis et al. 2010; Hughes/Pennington 2016), sondern darum, den „Forscherleib“ (Gugutzer 2017, S. 390) als eine Erkenntnisquelle zu betrachten, „aus der geschöpft werden kann, sofern den spürbaren Empfindungen im Forschungsalltag, insbesondere den leiblich-affektiven Differenzenerfahrungen, Aufmerksamkeit geschenkt und Bedeutung beigemessen wird“ (ebd.). Dies bedeute sodann, das ganz eigene körperliche Verstehen und Empfinden immer auch an die erfahrene und erlebte Situation rückzubinden (vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 27; Hirschauer 2001, S. 439; Heimerl 2014, S. 32). Doch wie erfolgt dies nun forschungspraktisch? Wie konnte im vorliegenden Projekt den ethnographischen Bezugsproblemen begegnet werden und wie wurde mit dem Explizierungszwang sowie der Versprachlichung dessen, was zunächst nicht beschreibbar erscheint, umgegangen?

In Bezug auf die vorhandenen Datensorten ist zunächst eine wichtige Unterscheidung zwischen „fieldnotes“ (Emerson et al. 1995) und den Beobachtungsprotokollen zu machen.⁶¹ Die körperlich-leibliche Wahrnehmung eines beobachteten Geschehens wird während des Feldaufenthaltes in Form von Feldnotizen notiert, die anschließend zu Beobachtungsprotokollen aufbereitet werden. Der Anspruch an Beobachtungsprotokolle liegt darin, die im Feld getätigten Praktiken und Äußerungen adäquat zu verstehen. Hierbei sind die von der Ethnographin beschriebenen Situationen eine konstruierte Darstellung dessen, was sie im Protokoll beobachtet hat. Protokolle sind „eine Mischung aus

60 Die Autoethnographie kann im Anschluss an Ellis et al. (2010) wie folgt verstanden werden: „Autoethnografie ist ein Forschungsansatz, der sich darum bemüht, persönliche Erfahrung (auto) zu beschreiben und systematisch zu analysieren (grafie), um kulturelle Erfahrung (ethno) zu verstehen (Ellis 2004; Holman Jones 2005). Er stellt kanonische Gepflogenheiten, Forschung zu betreiben und zu präsentieren, infrage (Spry 2001) und behandelt Forschung als einen politischen und sozialen Akt (Adams & Holman Jones 2008). Forschende nutzen Grundsätze der Autobiografie und Ethnografie, um Autoethnografie zu betreiben und zu schreiben. Daher bezeichnet Autoethnografie sowohl eine Methode/einen Prozess als auch ein Produkt“ (ebd., S. 345).

61 Für umfangreiche forschungspraktisch orientierte Arbeiten zur Erstellung von Beobachtungsprotokollen, die Hinweise auf Mnemotechniken, auf Schreibstile oder die Trennung von Feldnotizen, Beobachtungsprotokollen, methodischen und theoretischen Notizen geben, vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 86–89; Emerson et al. 1995; Pryzborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 63 ff.; Rosenthal 2011, S. 113.

den abgelaufenen, ‚tatsächlichen‘ sozialen Geschehnissen und der soziologischen Sicht auf diese Ereignisse“ (Heimerl 2014, S. 32). Die in der vorliegenden Arbeit für die empirische Analyse verwendeten Auszüge aus Beobachtungsprotokollen sind Produkt der während der Feldaufenthalte wie auch im Anschluss daran angefertigten Feldnotizen. Da die einzelnen Feldaufenthalte sich einerseits jeweils über einen sehr langen Zeitraum erstreckten und andererseits während der Aufenthalte durch Gespräche mit den Sozialarbeiterinnen eine Aufschichtung der Felderfahrung erfolgte (vgl. Kap. 4.1), erforderte die Anfertigung der Feldnotizen verschiedene Strategien, die darauf zielen, die Beobachtungen adäquat festzuhalten und zu differenzieren.⁶² Diese werden im Folgenden dargelegt.

Um die jeweiligen gemeinsam erlebten Situationen während des Feldaufenthaltes in Feldnotizen festhalten zu können, entwickelte sich während des Forschungsprozesses erstens die Strategie, Raumskizzen der Orte anzufertigen, die zudem die jeweiligen Sitzpositionen der beteiligten Personen beinhalteten. Diese erwiesen sich für die Erstellung der Beobachtungsprotokolle als nützlich, da es der Ethnologin mit ihrer Hilfe möglich war, sich die Situationen und damit Aspekte der Körperbewegungen, Körperhaltungen und Blickverhältnisse nochmals vor Augen zu führen und sie dann zu verschriftlichen. Neben den Raumskizzen erfolgte zweitens in der Situation entweder eine detaillierte Beschreibung der Bekleidung der Sexarbeiterinnen oder eine Zuweisung von körperbezogenen Aspekten mittels Differenzkategorien wie Alter, Geschlecht, Ethnizität, Sprache, aber auch der Haarfarbe. Damit wurde insbesondere eine Erinnerungstütze an die in der Situation mit den Sozialarbeiterinnen teilnehmenden Personen geschaffen, nachdem die Sexarbeiterinnen in der Situation selbst zumeist ohne Namen aufgetreten waren. Gleichzeitig wurde auch deutlich, dass sich die Beschreibung von Körpern und Körperverhältnissen zuweilen einer Beschreibung und Zuschreibung von spezifischen körperbezogenen Aspekten entzog. So werden „halbnackte Sexarbeiterinnen“, die während der Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen angetroffen wurden, in den Beschreibungen zu „entkleideten Körper“: „Unterhalb der Empore befindet sich eine weitere Couch mit einem die Beine ange-

62 Insbesondere die Gespräche mit den Sozialarbeiterinnen führten tendenziell dazu, dass beobachtete Abläufe, Situationen und Gespräche überlagert wurden und so nicht mehr so leicht aus dem Gedächtnis rekonstruiert werden konnten bzw. auch nicht rekonstruiert werden mussten. Denn mit einem Gespräch ist eine Beobachtung schon erzählt und damit auch diskursiv bearbeitet. Während jene Gespräche mit den Sozialarbeiterinnen grundsätzlich noch zu den Erlebnissen *im* Feld gehören, erweist es sich auch *nach* dem Feldaufenthalt als nützlich, erst nach der Verschriftlichung der Feldnotizen, und damit nach der Konservierung der Erlebnisse in den Protokollen, zu erzählen und zu berichten, um weitere Erfahrungsaufschichtungen und mögliche Interpretationen, die von den Zuhörerinnen angeboten werden, zu vermeiden bzw. zunächst auszulagern (vgl. auch: Breidenstein et al. 2013, S. 98).

winkelten sitzenden entkleideten Körper – es wird geraucht. Unweit davon liegt zusammengekauert ein sich ausruhend wirkender Körper auf einer weiteren Couch“ (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 26–44). Dahingegen werden bekleidete Sexarbeiterinnen in den Beschreibungen der Ethnographin zu konkreten Subjekten und damit Personen: „Die Frauen tragen unterschiedliche Formen erotischer Unterwäsche“ (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 26–44). Die Wahrnehmung von Nacktheit führte entsprechend nicht nur zu einer Entpersonalisierung, sondern die abstrakten Beschreibungen der Ethnographin lassen sich implizit auch als eine sich im Material niederschlagende Vermeidung einer potentiell integritätsverletzenden Grenzüberschreitung deuten.

Da während der Feldaufenthalte die digitale Aufzeichnung der Gespräche nicht möglich war, wurden in den Feldnotizen insbesondere das gesprochene Wort und damit die Inhalte der jeweiligen Gespräche notiert. Damit diente drittens das digitale Aufsprechen von Feldnotizen als eine weitere forschungspraktische Strategie, das unmittelbar Erlebte und die mit dem Feldaufenthalt einhergegangenen Gefühle festzuhalten. Die Feldnotizen wurden sowohl während und zwischen den Besuchen in den Lokalitäten als auch im Auto im Beisein der Sozialarbeiterin oder später auf dem Rückweg angefertigt. Da die schreibende Tätigkeit nicht nur eine Leistung der Forscherin ist, sondern auch von den Sozialarbeiterinnen praktiziert wird, konnte es durchaus zu neugierigen Fragen im Auto kommen – „Was genau schreibst du jetzt auf, Rebecca? Das Gleiche wie ich?“ – oder sich während einer kurzen Pause in einem Restaurant oder in den Büroräumen der Beratungsstelle ein gemeinsamer Schreibakt vollziehen. Die so entstandenen Feldnotizen dienten sodann als Basis für die Anfertigung der Beobachtungsprotokolle, die im Anschluss an die Feldaufenthalte außerhalb des Feldes geschrieben wurden.

Obwohl die Feldnotizen als Erinnerungshilfe dienten, war der Übergang von den Feldnotizen zu den Beobachtungsprotokollen fließend. Allerdings ging es bei der Anfertigung der Beobachtungsprotokolle vor allem darum, durch das körperlich Wahrgenommene die Erfahrungen und Erinnerungen zu aktivieren, diese in Form von detaillierten Beschreibungen und Schilderungen der konkreten Situationsabläufe festzuhalten und die Feldnotizen „zu einem kohärenten Ganzen“ (Kalthoff 2006, S. 161) zusammenzuführen. Für die Protokollierung ist hierbei das Gütekriterium des Detailreichtums unabdingbar, denn nur so ist die Introspektion einer sozialen Situation auch für andere zugänglich und wird plastisch. Dies bedeutet, dass Protokolle so ausführlich sein sollen, dass sie auch „noch Monate später ein lebendiges Bild der Ereignisse beim Leser wachrufen können“ (Breidenstein et al. 2013, S. 98). Bei der Beschreibung konkreter Handlungen, Gesten, Gesichtsausdrücke wie auch Äußerungen und sinnlicher Erfahrungen muss die „empirische Verdichtung [...] auf ‚sprachliche Zeitlupe‘ setzen: genaueste Darstellung und begriffliche Zerlegung winziger Details“ (Hirschauer 2001, S. 442). Das Beschreiben ist somit schon ein performa-

tiver Akt: Denn „Ethnographen beschreiben nicht in unschuldiger Weise ein soziales Phänomen, sondern schreiben kulturelle Eigenschaften, Denkweisen und Praktiken zu“ (Kalthoff 2006, S. 158; Herv. i. O.). Dies äußerte sich beispielsweise darin, dass die Ethnographin der vorliegenden Studie im Forschungsprozess die Feststellung machte, dass ihre Beschreibungen bei den Leser*innen stereotype Bilder von Prostituierten wie auch des Gewerbes selbst hervorriefen (vgl. Kap. 4.3). Die Beschreibung der Räumlichkeiten mit ihren Details, die auf das sexuelle Dienstleistungsgewerbe verweisen (vgl. Kap. 6), die Verwendung von spezifischen Metaphern wie „Wellnessoase“, um die sinnliche Wahrnehmung von Gerüchen und ihre Relevanz für die Herstellung spezifischer räumlich-materieller Atmosphären zu verdeutlichen, wie auch die zuweilen ausführlichen Beschreibungen der Bekleidung (bzw. Unbekleidetheit) der Sexarbeiter*innen waren notwendig, um die geforderte Introspektion in die jeweiligen sozialen Situation im Sinne eines interpretierenden Nachvollzugs möglich zu machen.

Eine Herausforderung, die es während des Schreibprozesses zu bewältigen galt und die in einer analytisch-rekonstruktiven Auseinandersetzung mit den Beobachtungsprotokollen sodann auch deutlich wurde, war die Frage der Gegenstandsangemessenheit, und zwar zum einen nach Maßgabe des Forschungsinteresses und zum anderen hinsichtlich der Spezifika des Feldes. Vor dem Hintergrund dessen, dass Thematisierungsweisen des Körpers – als Produkt wie auch Produzent sozialer Wirklichkeit – der Gegenstand der vorliegenden Ethnographie sind, war Körper nahezu überall und entzog sich als ein flüchtiger Beobachtungsgegenstand gleichzeitig der fixierenden Praxis des Schreibens: Wie war der Blick der Sozialarbeiterin nun? Wie hat die Sexarbeiterin darauf reagiert? Wie lässt sich das Lachen beschreiben und ist es überhaupt wichtig? Daraus entwickelte sich eine Strategie des Beobachtens und Schreibens, die zum einen – wie schon erwähnt – auf körperliche Aspekte in Kombination mit der räumlich-materiellen Dimension fokussierte, um Körperhaltungen und -bewegungen sowie Blickverhältnisse detailliert festzuhalten. Die detaillierte Beschreibung der Räumlichkeiten wurde mit einer Beschreibung der durch die Forscherin körperlich wahrgenommenen Atmosphäre (bspw. rauchig, stickig, hektisch, unter Druck oder eher entspannt, angenehme Gerüche, Bilder, Videos etc.) kombiniert, um Aussagen über die Situationsbeschaffenheit zu machen. Aus diesen Gründen enthalten die Beobachtungsprotokolle immer auch die von der Ethnographin erlebten sinnlich wahrgenommenen und daher körperlichen Eindrücke, Emotionen sowie gedankliche Assoziationen, aber auch Fragen und Unklarheiten, die sich in den Situationen ergeben haben (vgl. Amann/Hirschauer 1997, S. 35; Heimerl 2014, S. 32). Entsprechend wurden bspw. Affekte der Beobachterin nicht in Memos oder analytische Notizen ausgelagert, sondern in die Beobachtungsprotokolle integriert und jeweils mit der Frage verbunden, wie das Ereignis oder die Situation beschaffen waren, so dass sie spezifische Affekte bei der Ethnographin auslösten.

Neben der Aufgabe, Erfahrungen und Feldnotizen in Form zu bringen und damit für Andere – „für ein Publikum“ (Breidenstein et al. 2013, S. 102) – zugänglich zu machen, ist mit dem schreibenden Nachvollzug als ethnographischer Technik auch eine analytische Leistung verbunden. Zum einen sind Beobachtungsprotokolle als Beschreibungen immer schon selektiv und interpretativ (ebd.). So wurde im Verlaufe des vorliegenden Forschungsprozesses beispielsweise entschieden, bestimmte Besuche der Sozialarbeiterinnen nicht zu verschriftlichen, wenn keine Sexarbeiter*innen anwesend gewesen waren, lediglich ein kurzes Gespräch mit den Geschäftsführer*innen geführt wurde oder wenn Situationen in ihrer Struktur und Logik für die Beobachterin repetitiv erschienen, etwa in sogenannten „Closed-door-Situationen“ (vgl. Kap. 7.2.3). Darüber hinaus gerieten bestimmte Personen dann aus dem Fokus der Beobachterin, wenn sie nicht als involvierte Teilnehmer*innen der jeweiligen Gespräche mit den Sozialarbeiterinnen in Erscheinung traten: Wurden sie zu Beginn noch über körperbezogene Aspekte beschrieben, tauchten sie im weiteren Verlauf nicht mehr auf und wurden „unsichtbar“. Diese Selektivität trägt nicht nur einer Selektionsnotwendigkeit Rechnung, mit der sich die Ethnologin im Prozess konfrontiert sah, sondern ist auch eine „Eigenschaft sozialer Situationen“ (Breidenstein et al. 2013, S. 103). So verweist das plötzliche Verschwinden von bestimmten Personen aus der Situation darauf, dass die Einbindung und Involvierung aller anwesenden Personen in den Aufmerksamkeitsfokus der Sozialarbeiterin eine praktische Herausforderung auch für die Sozialarbeiterinnen selbst sein könnte.

Zugleich strukturierten die Eigenheiten des Feldes die Beobachtungen wie auch das Schreiben. Einerseits legte die Struktur des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit – ungeachtet seiner Ausschnitthaftigkeit – eine Gesamtbetrachtung des Tages nahe, die in Form eines Gesamtprotokolls festgehalten wurde. Andererseits galt es, diese Gesamtprotokolle, die voneinander unabhängige und nicht in Verbindung miteinander stehende Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen repräsentierten, in Einzelprotokolle zu sequenzieren. Hierbei wurde nicht nur augenscheinlich, dass die Einzelprotokolle von der Ethnologin in Phasen unterteilt wurden, sondern die Sequenzierung machte auch offenkundig, was in einem Beobachtungsprotokoll während des ersten Feldtages festgehalten wurde, nämlich insbesondere die Frage danach, wie in dem Feld eine sozialpädagogische Beziehung aufgebaut wird:

Wie soll und kann in diesem Feld überhaupt eine ‚Beziehung‘ aufgebaut werden? Die Idee des Arbeitsbündnisses von Oevermann scheint nicht möglich zu sein, da auf face-to-face angewiesen und Einzelfallgespräche. Was meine ich eigentlich, wenn ich von Beziehung spreche? Hier spielt die körperleibliche Beziehung eine Rolle, diese wird vom Moment an aufgebaut, das Auftreten und Aufbauen von Vertrauen scheint in dem einen und ersten Moment zu geschehen. Der Moment zählt?

Dieser Auszug verdeutlicht nicht nur, wie die Ethnographin als Fremde im Feld versucht, die Logiken und Praktiken zu verstehen, sondern wie ein spezifisches theoretisches Vorwissen durch die Empirie irritiert wird. Diese Überlegungen führten zu einem vertieften Nachdenken über den strukturellen Ablauf der aufsuchenden Sozialen Arbeit und der sich in ihrem Setting etablierenden Arbeitsbeziehung als Produkt einer geleisteten Beziehungsarbeit (vgl. Kap. 8), die mit dem Übertreten der Eintrittsschwelle beginnt. Dies mündete sodann in die folgende graphische Darstellung (vgl. Abb. 1), die einen idealtypischen Ablauf eines Besuches der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen abbildet.

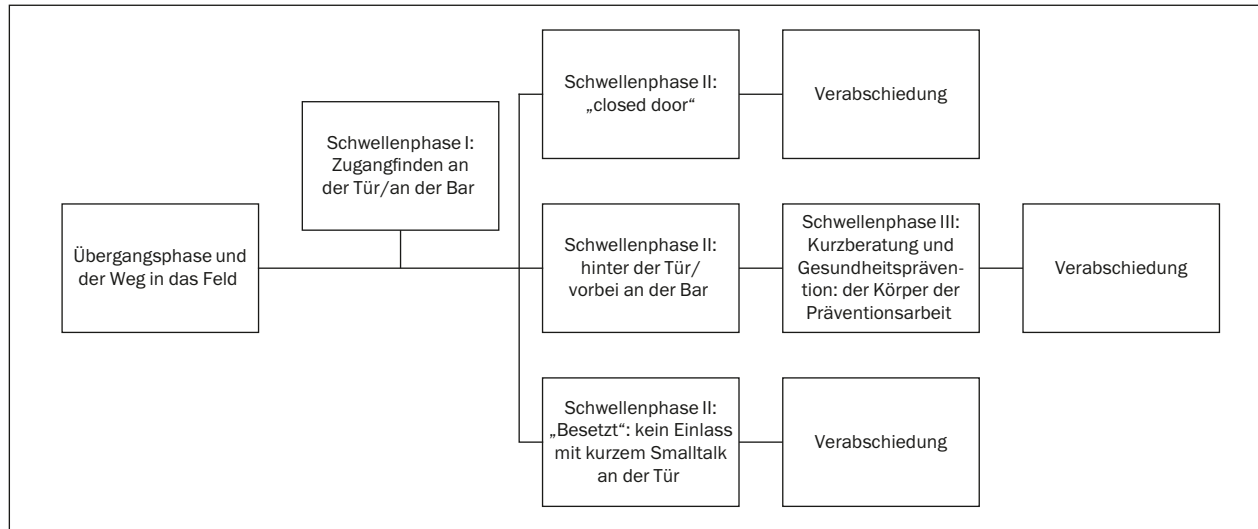
Dieses Modell, welches im weiteren Verlauf der Auswertung und Analyse verfeinert wurde und den Namen „Schwellenphasenmodell“ erhielt (vgl. Kap. 4.3), schärfte die Aufmerksamkeit für spezifische situative und situierte Aspekte und lieferte in der Analysephase Einblicke in den Prozess der Etablierung einer temporär beschränkten sozialpädagogischen Beziehungsarbeit, die für die Aushandlung der Arbeitsbeziehungen konstitutiv war und in verschiedene Arbeitsformen wie informelle Gespräche oder Kurzberatungen münden konnte. Gleichzeitig ermöglichte es das Modell, der Frage nachzugehen, wessen Körper wie in welcher Schwellenphase eigentlich thematisch wurde. Um wessen Körper geht es in der Analyse? Mithin ließ sich vertieft analysieren, wann Körper als Objekt und damit als Produkt und wann Körper als Produzent eine Rolle spielte. Vor allem verdeutlicht das Modell aber auch, wie sich die Forschung im Verlauf des Projekts an die Ordnung des Feldes anpasste und in fortschreitenden Analysen dem Gegenstand auf die Spur kam.

4.2.2 Ethnographische Interviews

Im Prozess des Erstellens der Beobachtungsprotokolle fiel nicht nur der organisierte und strukturell bedingte (Tages-)Ablauf auf, der als idealtypisches Phasenmodell als Grundlage der Darstellung der empirischen Ergebnisse diente,⁶³ sondern auch kleinste Begebenheiten, die zu Vermutungen und Fragen Anlass gaben, welche bei den nächsten Feldaufenthalten sowohl die Aufmerksamkeit während der Beobachtungen fokussierten als auch zum Ausgangspunkt für die ethnographischen Zwischengespräche und Interviews mit den Sozialarbeiterinnen wurden (vgl. Abb. 1). Ein zentraler Unterschied zwischen jenen informellen

63 Wie Eigenheiten des Feldes das Beobachten und Schreiben strukturieren, welche Analyseperspektiven sich eröffnen und inwiefern eine Auseinandersetzung mit der Konstruktion der Beobachtungsprotokolle eine Möglichkeit bietet, die eigenen Beobachtungsprotokolle auf analytische Distanz zu bringen und sie als empirisches Material zu betrachten, vgl. Friebertshäuser 2003, S. 508; Streck et al. 2013.

Abb. 1: Schwellenphasen I



Gesprächen und diesen Interviews ist darin zu sehen, dass die ethnographischen Gespräche nicht als transkribierte Gesprächspassagen ergänzend in die Protokolle aufgenommen, sondern durch das Schreiben der Ethnographin über das Sprechen der Akteure dokumentiert wurden. Dahingegen wurden die ethnographischen Interviews aufgezeichnet und transkribiert. Sie stehen insofern für eine spezifische analytische Bearbeitung zur Verfügung (vgl. auch Kelle 2002; vgl. Kap. 4.3).

Während die teilnehmende Beobachtung der konkreten Situationen die personellen Konstellationen zwischen Ethnographin, Sozialarbeiterinnen, Sexarbeiterinnen, Geschäftsführer*innen und Kund*innen erfasst, vollzogen sich die situationsnahen und informellen Zwischengespräche in der personellen Konstellation zwischen den Sozialarbeiterinnen und der Forscherin. Im Anschluss an Spradley (1979, S. 55) werden die Zwischengespräche als „friendly conversation“ verstanden, da sie – im vorliegenden Projekt – in der Regel im Auto auf dem Weg von einem Ort zum anderen oder in der gemeinsam praktizierten Mittagspause zwischen der Forscherin und der Sozialarbeiterin stattfanden. Diese Gespräche enthalten einerseits konkrete Nachfragen der Ethnographin, die sich aus den jeweils zuvor stattgefundenen Besuchen ergeben haben und eher ad hoc gestellt werden. Andererseits enthalten die informellen Gespräche die subjektiven Deutungen der Sozialarbeiterinnen im Hinblick auf ihre eigene professionelle Praxis und Rolle. Methodisch ermöglichen sie einen Zugang zu den sozialpädagogischen Deutungen, da die jeweiligen situativen Handlungen der Forscherin erläutert werden. Gleichzeitig ziehen jene Zwischengespräche auch eine methodische Grenze. Denn in Abgrenzung zu den ethnographischen Interviews findet in den Zwischengesprächen zum einen ein Verstummen in der Art und Weise statt, dass bei „heiklen“ Themen wie bspw. dem Zusammenhang von Schwangerschaft und Prostitution nicht explizit nachgehakt wird. Zum anderen weisen die Zwischengespräche einen hohen Grad an implizitem Wissen auf, da die Forscherin die Situationen selbst miterlebt hat und – anders als dies womöglich in Interviews der Fall ist – an entsprechenden Stellen nicht nachfragt.

Die ethnographischen Interviews orientieren sich hingegen an sozialwissenschaftlichen Formen der Interviewführung (Breidenstein et al. 2013, S. 80). In Interviews kann die Ethnographin weitere Informationen zu strukturellen Rahmenbedingungen wie auch den jeweiligen Situationen generieren, die ihr Hinweise auf Fragen geben, die sich während der teilnehmenden Beobachtung, des Schreibens der Protokolle oder der konkreten Analysearbeit ergeben haben, aber zum Zeitpunkt der Beobachtungen nicht systematisch erfasst werden konnten.

4.2.3 Vorliegende Materialien: Beobachtungsprotokolle – ethnographische Interviews – Artefakte

Insgesamt wurden von Dezember 2013 bis Oktober 2016 in unregelmäßigen Zeitabständen sieben Feldaufenthalte mit vier Sozialarbeiterinnen aus ein und derselben Einrichtung in einem Schweizer Kanton durchgeführt. Dabei wurden folgende Arbeitsorte der Sexarbeiterinnen aufgesucht:

	Feldaufenthalte	Terminwohnungen	Kontaktbars
Sozialarbeiterin Klara	2	5	3
Sozialarbeiterin Zoé	2	9	2
Sozialarbeiterin Ava	1	1	2
Sozialarbeiterin Olivia	2	4	2

Die Feldaufenthalte wurden in sieben Gesamtprotokollen festgehalten, die den Feldaufenthalt vom zeitlichen Eintritt bis zum Austritt – also beginnend und endend mit der Hin- und Rückfahrt – dokumentieren. Diese Gesamtprotokolle umfassen nicht nur die situativen Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen, sondern auch die informellen Zwischengespräche, die sich zwischen der Ethnographin und den Sozialarbeiterinnen ergaben. Sie zeigen daher den temporären Rahmen der Feldaufenthalte und spiegeln gleichzeitig die Struktur der aufsuchenden Sozialen Arbeit an einem idealtypischen Arbeitstag wider.

Für die Analyse wurden die Gesamtprotokolle in 28 Einzelprotokolle aufgliedert, in denen auf die jeweils besuchten Orte und somit auf die situativen Interaktionen zwischen den Akteur*innen fokussiert wird. Die Interaktionen zwischen den Sozialarbeiterinnen und den jeweiligen Akteur*innen werden in diesen Einzelprotokollen detailliert beschrieben. Als Interaktionspartner*innen der Sozialarbeiterinnen rückten hierbei neben den Sexarbeiter*innen auch Kund*innen, Geschäftsführer*innen, Schichtleiter*innen oder Kleiderverkäufer*innen in den Aufmerksamkeitsfokus der Beobachterin. Neben den Beobachtungsprotokollen, die einzelne Besuchssituationen wiedergeben, wurden die informellen Gespräche zwischen den Sozialarbeiterinnen und der Ethnographin weitestgehend protokolliert und als „Zwischengespräche“ in gesonderten Dokumenten gesammelt. Aufgrund der Sensibilität des Feldes wurde während der Feldaufenthalte auf Audioaufnahmen verzichtet. Die Protokolle wurden direkt im Anschluss an die Beobachtungen auf Basis der Feldnotizen und Erinnerungen an die Situation verfasst. Neben den Protokollen liegen zwei ethnographische Interviews mit zwei Sozialarbeiterinnen vor, die im Anschluss an die gemeinsam erlebten Tage erhoben wurden. Des Weiteren liegen drei leitfaden-

gestützte Interviews mit Sozialarbeiterinnen vor, die sowohl der Erschließung des Feldes als auch der Generierung von Kontextwissen dienten. Zwei dieser Interviews wurden mit Sozialarbeiterinnen zweier anderer Beratungsinstitutionen geführt, wobei eines nicht digital aufgezeichnet werden konnte. Somit wurden insgesamt zwei leitfadengestützte und zwei ethnographische Interviews vollständig transkribiert. Des Weiteren wurden Dokumente wie Informationsbroschüren der Institution, Jahresberichte und feldimmanente Artefakte, bspw. unterschiedlich verpackte sexuelle Verhütungsmittel, während der Feldaufenthalte gesammelt.

4.3 Auswertungs- und Analysestrategien: Der Gestus des Entdeckens zwischen Vertrautwerden und Befremdetsein

Mit dem methodologischen Prinzip einer möglichst großen Offenheit der Ethnographie korrespondieren in forschungsmethodischer Hinsicht vergleichsweise offene Auswertungs- und Analysestrategien (vgl. Kuhn 2013, S. 35). Für die Verfolgung der Forschungsfragen dieses Projektes wurde auf die Rekonstruktion der Vollzugslogik der alltäglichen und wiederkehrenden Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit fokussiert. Um einerseits den Umgang mit Körpern und andererseits routinisierte Körperpraktiken empirisch zu rekonstruieren, bietet es sich an, die Praktiken zwischen den Akteur*innen wie auch die (Körper-)Praktiken mit den jeweiligen Artefakten zu verfolgen. Für die vorliegende Studie erwies es sich daher als äußerst fruchtbar, verschiedene Auswertungs- und Analysestrategien an das empirische Material anzulegen: Das Codierverfahren der Grounded Theory (vgl. Strauss 1994; Strauss/Corbin 1996) in seiner poststrukturalistischen Ausrichtung (vgl. Clarke 2012) wurde mit Ansätzen der literaturwissenschaftlichen Textanalyse (vgl. Nünning/Nünning 2010) und sequenzanalytischen Verfahren (vgl. Breidenstein et al. 2013; Rosenthal 2011) kombiniert. Diesen Strategien bzw. Praktiken kamen in der Analyse des vorliegenden Materials unterschiedliche Funktionen zu und sie wurden in konstruktiver Weise miteinander kombiniert. Entsprechend wurden die verschiedenen Analysepraktiken nicht in der genannten Reihenfolge umgesetzt, sondern kamen im produktiven Wechsel zur Anwendung (vgl. auch Breidenstein et al. 2013, S. 124). Für den Nachvollzug des forschungsmethodischen Auswertungs- und Analyseprozesses ist es jedoch sinnvoll, sie voneinander zu unterscheiden und die unterschiedlichen Ebenen der Analyse, die mit den jeweiligen Analysepraktiken verfolgt werden, darzulegen. Zunächst wird auf die Relevanz der Interpretationsgruppen für die vorliegende Studie eingegangen (Kap. 4.3.1), sodann wird das offene Codieren erläutert (Kap. 4.3.2). Es folgt eine Darlegung der relationalen Analyse vor dem Hintergrund des Schwellenphasenmodells

(Kap. 4.3.3) sowie die Darstellung der Feinanalysen (Kap. 4.3.4). Mit der Beschreibung der Entdeckung analytischer Schlüsselthemen schließt das Kapitel ab (Kap. 4.3.5).

4.3.1 Das Arbeiten in Interpretationsgruppen

Um einen Überblick über die vorliegenden Daten zu erhalten, wurden die Beobachtungsprotokolle, beginnend mit dem ersten Protokoll, systematisch und gesamthaft gelesen, und zwar zunächst ohne Konzentration auf einzelne situative Episoden. Hierbei wurden die wesentlich erscheinenden Stellen markiert und die strukturierenden Gedanken in Analysememos festgehalten. Die erhobenen ethnographischen Interviews wurden sodann mit Blick auf die in dieser Phase identifizierten analytischen Themen sukzessive in die Analyse einbezogen.

Die interpretative Auswertung der Daten erfolgte nahezu ausschließlich in kollektiver Form in verschiedenen Interpretationsgruppen.⁶⁴ Das produktive Potential der regelmäßig stattfindenden Interpretationsgruppen wurde nicht nur für sequenzanalytische Interpretationen, sondern auch für das Erschließen der jeweiligen ethnographierten Situationen genutzt. In der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material wurde in den Interpretationsgruppen auch deutlich, dass es weniger um die „Befremdung des Eigenen“ ging als vielmehr darum, mit den Beschreibungen des Forschungskontextes Prostitution vertraut zu werden. Während das Interesse des vorliegenden Projektes sich vor allem auf die Praktiken und Interaktionen der Sozialarbeiterinnen richtet, überwog in den Interpretationsgruppen zuweilen die Neugier bezüglich des Feldforschungskontextes, es kam aber auch zu Verunsicherungen durch das Material. So verunsicherten etwa die von der Ethnographin vorgenommenen Beschreibungen von Männern, die ihr Feierabendbier in einer Kontaktbar trinken, ohne dabei

64 Neben der fortwährenden Arbeit in den Interpretationsgruppen am Institut für Erziehungswissenschaft, Zürich mit Anna Schnitzer, Simone Brauchli, Peter Rieker, Veronika Magyar-Haas, Jakob Humm, Charlotte Spellenberg, Alex Knoll, Melanie Kuhn, Franz Zahradnik, Verena Kuglstatler, Selin Kilic, Eveline Zwahlen, Franziska Schlattmeier, David Labhart, Ursina Jäger und Miriam Meuth sei das Forschungskolloquium Gender Studies Basel an dieser Stelle erwähnt sowie die sich daraus ergebende Interpretationsgruppe mit Stefanie Schällin, Fleur Weibel und Selin Kunz. In einem Workshop zu körperleibtheoretischen Überlegungen an der Universität Salzburg wurde u. a. gemeinsam mit Clarissa Schär, Birgit Bütow, Stefanie Duttweiler, Martin Grosse und Julia Ganterer an dem empirischen Material gearbeitet. Des Weiteren wurden in einer von Jochen Bonz organisierten ethnographischen Supervisionsgruppe in Bremen nach dem Modell der ethnopsychanalytischen Deutungswerkstatt und in Anlehnung an gruppenanalytische Verfahren die Feldforschungsmaterialien hinsichtlich des latenten Gehalts entfaltet und dabei insbesondere interaktionelle Aspekte des Forschungsprozesses beleuchtet (vgl. zur Methode der ethnographischen Deutungswerkstatt Bonz et al. 2017).

Kontakt mit Sexarbeiter*innen aufzunehmen. Solche Selbstverständlichkeiten stellten einen Bruch mit der Vorstellung von einem „verruichten“ Feld dar. Während mit einer fast schon „exotischen“ Leseerwartung an die Protokolle herangetreten wurde, um endlich etwas über den Kontext Prostitution zu erfahren, der ansonsten als nicht zugänglich erscheint, wurde aufgrund der Beschreibungen die Erfahrung gemacht, dass das Material im Verhältnis zu den Erwartungen „dröge“ sei. Als dröge wurde z. B. der beschriebene Besuch der Sozialarbeiterinnen und der damit verbundene Arbeitsablauf empfunden. Gleichzeitig kristallisierte sich heraus, dass der Dienstleistungscharakter des Besuchs der Sozialarbeiterinnen und die sich dabei vollziehende Beziehungsarbeit zwischen den Akteur*innen erst durch die Beschreibungen hervorgebracht wurde. Entsprechend galt es in der gemeinsamen und kollektiven Arbeit am Material immer wieder, sich über die vorherrschenden eigenen Normalitätskonstruktionen und Selbstverständnisse im Verhältnis zu diesem Feld, die durch medial-öffentliche Bilder geprägt sind, zu verständigen und diese auch offenzulegen. Indem zahlreiche Sequenzen in Interpretationsgruppen und Kolloquien interpretiert wurden, konnten – neben unterschiedlichen und zuweilen umkämpften Lesarten – Inspirationen und Verdichtungsmöglichkeiten bestehender Analysen auf ihre intersubjektive Nachvollziehbarkeit hin geprüft werden. Insofern war die Arbeit in kollektiven Interpretationsgruppen ein adäquates Vorgehen, um den Taktiken der Normalisierung der Ethnographin während des Forschungsprozesses auf die Spur zu kommen. Es wurde deutlich, dass durch die Feldaufenthalte die anfängliche Befremdung im Feldkontext seitens der Ethnographin – im Sinne des Vertrautwerdens – normalisiert wurde und gerade während der Analysearbeit Praktiken der Verfremdung (vgl. Bollig/Neumann 2011, S. 209) notwendig waren.⁶⁵ Die sowohl bei der Ethnographin als auch in den Interpretationsgruppen aufgetretene Fremdheit lässt sich im Anschluss an Waldenfels (2016) als eine strukturelle und zugleich radikale Fremdheitserfahrung verstehen (ebd., S. 36), die als eine „Erfahrung des Außerordentlichen“ (Bollig/Neumann 2011, S. 208) all das betrifft, was „außerhalb jeder Ordnung“ (Waldenfels 2016, S. 36) bleibt. Bezogen auf den Forschungskontext traten Formen struktureller Fremdheit in Form der jeweiligen Beschreibungen von Gestik und Mimik auf, deren Sinn und Funktion häufig verschlossen blieb, aber auch in Form der im Feld verwendeten Artefakte wie verschiedener sexueller Verhütungsmittel

65 Dies verweist darauf, dass die Feldforschung als ein „Ordnungs- und Erfahrungsgeschehen“ in den Blick gerät, „in dem das Feld mehr ist als nur eine Lokalität“ (Bollig/Neumann 2011, S. 209). Die Forscherin habe trotz oder gerade wegen ihrer lokalen Kopräsenz keinen privilegierten Zugang zu diesem Feld, so dass der Zugang mit dem Auftreten von Fremdheitserfahrungen verbunden sein kann (Waldenfels 2016, S. 35).

(Kondome, Femidom, Dental Dam). Als eine radikale Fremdheitserfahrung⁶⁶ lässt sich hierbei das Phänomen Schwangerschaft im Kontext Prostitution verstehen (ebd.), denn es rüttelt als Grenzphänomen an spezifischen Ordnungsbildungen und enthüllt die Ordnung gleichsam (vgl. Kap. 10). Wenn, wie Bollig und Neumann (2011) es im Anschluss an Waldenfels (2016) vorschlagen, Fremdheit als ein Erfahrungsgeschehen verstanden wird, „das seinen Grund in Ordnungsbildungen hat, dann muss jede Fremdheitserfahrung auch an der Erfahrung einer Ordnung rühren“ (Bollig/Neumann 2011, S. 208). Dies bedeutet in Bezug auf methodische Strategien der Verfremdung wie der Vertrautheit, das Fremde als Ausgangspunkt zu nehmen und es gleichzeitig an die Erfahrungen der Feldforscherin zurückzubinden, da erst sie die Erfahrung des Außerordentlichen möglich werden lassen. Gerade hierfür boten die Interpretationsgruppen ein wichtiges Irritationsmoment.

4.3.2 Offenes Codieren: Das Aufbrechen der Daten

Das mehrstufige Kodierverfahren der Grounded Theory (Strauss 1994; Strauss/Corbin 1996) bot der vorliegenden Arbeit verschiedene in der Interpretation und Analyse weiterführende methodische Vorgehensweisen. Zunächst diente das offene Kodieren dazu, die erhobenen Daten „analytisch aufzubrechen oder zu knacken“ (Strauss 1994, S. 59), indem sie gründlich untersucht und „auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin verglichen“ sowie „Fragen über die Phänomene gestellt“ wurden (Strauss/Corbin 1996, S. 44). Dieser Prozess leitete den Wechsel vom „writing mode in den reading mode“ (Breidenstein et al. 2013, S. 125, Herv. i. O.) ein. Die in den Beobachtungsprotokollen „verschriftlichten Erfahrungen“ (Breidenstein et al. 2013, S. 125) bespielten die Normalitätsvorstellungen sowie die eigenen Empfindungen der Ethnographin in der Art, dass „eigene und fremde Vorannahmen“ (Strauss/Corbin 1996, S. 44) zunächst radikal in Frage gestellt werden mussten, um „zu neuen Entdeckungen“ (ebd.) zu kommen. Bei dem Aufbrechen der Daten geht es insbesondere um eine Ad-hoc-Entwicklung von ersten provisorischen Kategorien und Themen, die je nach theoretischem Vorwissen der Forschenden unterschiedliche Form annehmen können. Im Falle des vorliegenden Projektes liegt mit „Kurzberatung“ oder „Zugang“ ein In-vivo-Code vor, während analytisch differente Betrachtungen von Körper als „Bearbeitungs- und Kontrollobjekt“ eine abstrakt auf Basis des theoretischen Vorwissens formulierte Kategorie darstellt.

66 Radikale Fremdheit betrifft nach Waldenfels „all das, was außerhalb jeder Ordnung bleibt und uns mit Ereignissen konfrontiert, die nicht nur eine bestimmte Interpretation, sondern die bloße ‚Interpretationsmöglichkeit‘ in Frage stellen (Geertz 1987, S. 61)“ (Waldenfels 2016, S. 36).

Für die Feinanalyse wurden entsprechend detaillierte Beschreibungen einzelner Situationen ausgewählt und es wurde einer sequenziellen Logik in der Auswertung gefolgt. Das systematische Aufbrechen der Daten kann entsprechend sowohl als methodische Verfremdungs- wie auch als Vertrauensstrategie gedeutet werden; in dem Projekt wurden durch das Verfahren der narratologischen Textanalyse (vgl. Nünning/Nünning 2010, S. 95–108) und die Erstellung von Situationsmaps (vgl. Clarke 2012, S. 35; 124ff.) beide kombiniert. Die narratologische Textanalyse wurde genutzt, um die verfassten Beobachtungsprotokolle auf ihre Erzählstrategie hin zu untersuchen. Dabei wurde zunächst davon ausgegangen, dass die jeweiligen Gesamtprotokolle eine Geschichte erzählen, die sich hinsichtlich ihrer narrativen Grammatik analysieren und in ihre „signifikanten Bestandteile ‚zerlegen‘ lässt“ (Nünning/Nünning 2010, S. 96). Die hier verwendeten sprach- und literaturwissenschaftlichen Methoden waren geeignet, einen analytischen Zugang zu den Beobachtungsprotokollen zu ermöglichen und zugleich den analytischen Blick auf das Material zu schärfen. In dieser Phase der offenen Interpretation wurden die Beobachtungsprotokolle daraufhin betrachtet, wie in ihnen das Geschehen als Abfolge von Ereignissen dargestellt wird, welche Erzählsituation vorliegt (Innen- oder Außenperspektive; Ich-Erzählsituation) und welche Rolle Körper- und Raumdarstellungen darin spielen. In Bezug auf die Analyse der Raumdarstellungen wurde so beispielsweise deutlich, dass die Beobachtungsprotokolle mit einer Beschreibung der Orte beginnen und gleichzeitig über Orte und Regionen Kontrastierungen vorgenommen wurden. So wurden Beschreibungen von „grünen Wiesen und blühenden Obstbäumen“ sowie einer „Vorstadtidylle“ der Beschreibung einer „sexuellen Wellnessoase mit Menükarten“ in einer Einfamilienhausssiedlung gegenübergestellt und verwiesen so auf Brüche und Erfahrungen der Grenzüberschreitung. Des Weiteren wurde deutlich, dass die Erzählordnung der Beobachtungsprotokolle zwar chronologisch aufgebaut ist, die Ethnographin aber Rückblenden einbaute, die sich auf die Zwischengespräche mit den Sozialarbeiterinnen bezogen und die beobachteten Situationen in ihrer sequenziellen Logik durchbrachen. Entsprechend stand die Rekonstruktion des Gesamtablaufs sowie wesentlicher konstitutiver Momente für die Erfassung der Logik der Situation im Vordergrund (vgl. Kap. 4.2.1).

Hinsichtlich der Frage, was die jeweiligen ethnographierten Situationen bedingt und strukturiert, erwies sich die narratologische Textanalyse nicht als analytisch weiterführend. Insbesondere kontextspezifische Aspekte, die als „Bedingungen der Situation in der Situation enthalten“ (Clarke 2012, S. 112; Herv. i. O.) sind, konnten damit nicht aufgespürt werden. Bei der von Adele Clarke (ebd.) vorgeschlagenen Situationsanalyse,⁶⁷ die in der Tradition der Grounded

67 Für die Durchführung von Situationsanalysen können nach Adele Clarke (2012, S. 37f.)

Theory steht, geht es darum, dass die „bedingten Elemente der Situation in der Analyse der Situation selbst spezifiziert werden müssen, da sie für diese konstitutiv sind und sie nicht etwa nur umgeben“ (2012, S. 112; Herv. i. O.). In radikaler Form negiert Clarke damit die Existenz eines Kontextes. Der Grund dafür ist, dass „alles, was sich in der Situation befindet, so ziemlich alles andere, was sich in der Situation befindet, auf irgendeine (oder auch mehrere) Weise(n) konstituiert und beeinflusst“ (ebd., S. 114; Herv. i. O.), womit neben Menschen u. a. auch Artefakte, Diskurse und Praxisfelder gemeint sind. Die Begriffe bzw. Entitäten „Situation“ und „Kontext“ lassen sich also gar nicht scharf voneinander trennen. Die Durchführung von Situationsanalysen führte forschungspraktisch zur Erstellung von sogenannten Situationsmaps. Sie wurden in Form von Mind Maps genutzt, die „als Strategien für die Verdeutlichung der Elemente in der Situation und zur Erforschung der Beziehung zwischen ihnen“ (ebd., S. 124) dienen. Die Situationen waren mithin der „Ort der Analyse“ (ebd.) und wurden darauf hin befragt, wer und was sich in der Situation befindet, welche Elemente von ausschlaggebender Relevanz sind und worauf die jeweiligen Elemente verweisen. Nach der Erstellung der Situationsmaps wurden auf Basis der aufgeschriebenen Elemente Memos verfasst, in denen analytisch reichhaltige Themen festgehalten und Fragen aufgeworfen wurden. Somit stellt die Durchführung von Situationsanalysen „ein Hilfsmittel dar, um Daten zu erschließen und unter Hervorhebung von deren Relationalität kartographisch zu analysieren“ (ebd., S. 271). Als für die Analyse fruchtbar hat sich insbesondere der spezifische methodische Fokus auf die Relevanz von Artefakten für die situativen Praktiken erwiesen. So werden die Gespräche der Gesundheitsprävention, die sich in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen vollziehen, in der Regel durch den Einsatz spezifischer Artefakte strukturiert und gleichzeitig bedingt (vgl. Kap. 9). Die erstellten Situationsmaps, die letztlich eine Vorgehensweise des offenen Codierens innerhalb des Materials darstellen, wurden dann im Sinne einer relationalen Analyse zueinander in Beziehung gesetzt. Während des Analyseprozesses wurde immer wieder daran „gebastelt“ (ebd., S. 147), Neues hinzugefügt und anderes umorganisiert.

neben den hier erwähnten Situationsmaps auch Maps von Sozialen Welten resp. Sozialen Arenen sowie Positionsmaps erstellt werden, um die empirischen Daten zu erschließen. Während die Situationsmaps auf der Mikro-Ebene verortet wird, erlaube die kartographische Darstellung Sozialer Welten eine Interpretation auf der Meso-Ebene; die sogenannten Positionsmaps zielen darauf ab, diskursive Positionen zu bestimmen.

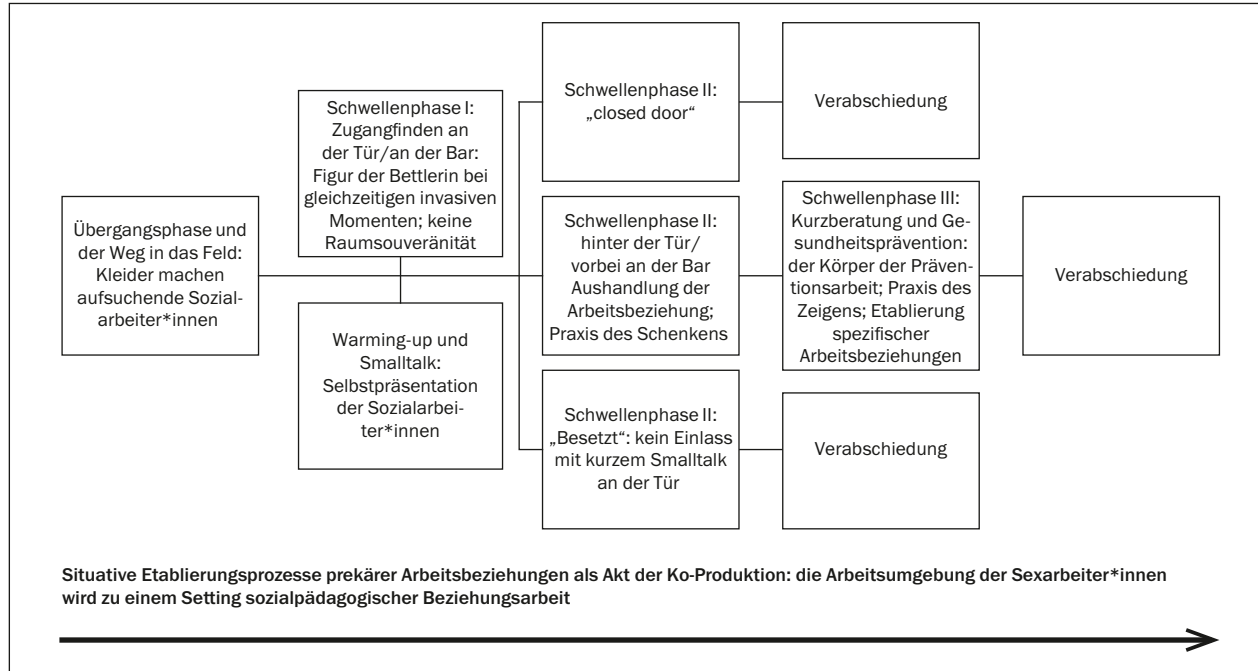
4.3.3 Relationale Analyse: Die Entstehung des Schwellenphasenmodells

Das mit der relationalen Analyse angesprochene methodische Vergleichsprinzip stellt ein Kernmoment des Forschungsstils der Grounded Theory dar und ist „essentiell“ (Strauss/Corbin 1996, S. 63), um eine „mentale Lähmung“ (ebd., S. 64) zu durchbrechen. Zudem wird es so möglich, bestimmte Phänomene mit anderen – zuweilen auch „weit entfernt liegenden“ (Strübing 2014, S. 19f.) – Phänomenen zu „konfrontieren und auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin zu befragen“ (ebd.). Was hierbei wie miteinander verglichen wird, ist aufgrund verschiedener „Heuristiken des Vergleichens“ (ebd.) variabel und durch den Gegenstand wie auch durch die Perspektive der Forscher*in bedingt. Dabei trägt der beständige Wechsel der Vergleichsperspektiven „zwischen ähnlichen und unähnlichen Fällen/Ereignissen [...] gleichermaßen [...] zu einer Steigerung der Dichte und Komplexität“ (ebd., S. 87) des zu untersuchenden Gegenstandes bei.

Im vorliegenden Projekt wurden die Vergleichsdimensionen in Kontextvariablen und Analysevariablen unterschieden. Mit Kontextvariablen sind Vergleichsdimensionen gemeint, die sich auf Basis des erhobenen ethnographischen Materials ergeben haben und feldspezifische Dimensionen des Vergleiches beinhalten, wohingegen die Analysevariablen ein Ergebnis der fortlaufenden Analyse darstellen. Da sich in Bezug auf das vorliegende Sample keine Vergleichsmöglichkeiten zwischen verschiedenen institutionellen Formen der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution – wie indoor und outdoor – ergaben, wurden die Vergleichsdimensionen innerhalb des ethnographierten Kontextes verortet. Als kontextspezifische Vergleichsebenen wurden entsprechend die aufgesuchten Orte (Terminwohnungen, Kontaktbars) und die damit verbundenen Begegnungsstrukturen von Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen identifiziert sowie die idealtypische Ablauforganisation der aufsuchenden Sozialen Arbeit als Heuristik für den Vergleich zwischen den einzelnen Sequenzen herangezogen. Letzteres mündete in das Schwellenphasenmodell (vgl. Abb. 2), das zum einen die Strukturlogik des Feldes der aufsuchenden Sozialen Arbeit und zum anderen eine übergeordnete Vergleichsdimension für den Analyseprozess darstellt.

Das Schwellenphasenmodell ermöglichte es, Phänomene, die in unterschiedlichen Beobachtungssequenzen wie auch ethnographischen Interviewsequenzen rekonstruiert werden konnten, auf einer analytischen Ebene im Sinne des axialen Kodierens (Strauss 1994, S. 63, Strauss/Corbin 1996, S. 75) zueinander ins Verhältnis zu setzen. Während mit dem offenen Codieren in Kombination mit der Erstellung von Situationsmaps die Daten aufgebrochen werden, fügt das axiale Kodieren die Daten „auf neue Art“ wieder zusammen (Strauss/Corbin 1996, S. 76). In der vorliegenden Studie wurden so beispielsweise die jeweiligen Praktiken des Zugangs der Sozialarbeiterinnen in die Arbeitsumgebung

Abb. 2: Schwellenphasen II



der Sexarbeiterinnen sowie all diejenigen Beobachtungs- und Interpretationssequenzen aus den unterschiedlichen Feldphasen, in denen die Bekleidungspraktiken der Ethnographin und der Sozialarbeiterinnen thematisiert wurden, vergleichend in Hinblick auf Ähnlichkeiten und Unterschiede interpretiert. Darüber hinaus bot das Schwellenphasenmodell auch die Möglichkeit, verschiedene Thematisierungsweisen von Körper in den jeweiligen Phasen zu rekonstruieren und analytisch zuzuordnen. Während in der „Vorbereitungsphase“ der bekleidete Körper der Sozialarbeiterin, aber auch der Ethnographin in den Fokus der Analyse rückte, wurde in der Phase des Zugangs auf die körperpraktische Hervorbringung des Zugangs fokussiert und wurden insbesondere das körperleibliche Ausdrucksverhalten sowie die sich vollziehenden Anschluss-handlungen der jeweiligen Akteur*innen rekonstruiert. In der Phase der Kurzberatung hingegen galt es, die körperpraktische Verwendung von Artefakten anhand der Frage zu rekonstruieren, wie die Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen mit ihren Körpern an den Körpern der Sexarbeiterinnen arbeiten, deren sexuelle Gesundheit zu fördern ist. Dabei konnten unterschiedliche Dimensionen der Zugangspraktiken, aber auch des körperleiblichen Vollzugs zum einen in ihrer kontextspezifischen Abhängigkeit von den betretenen Orten und zum anderen in Hinblick auf ihre praktischen Konsequenzen analytisch ausdifferenziert werden (vgl. Kap. 7).

4.3.4 Feinanalysen: Die Fokussierung von Situationen

Parallel zu den jeweiligen Codierphasen und Mind-Mapping-Strategien wurde mit sequenzanalytischen Verfahren gearbeitet, die es in Form einer extensiven Feinanalyse möglich machten, die sequenziell geordnete Verlaufslogik des ablaufenden Geschehens zu analysieren (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 146–151; Rosenthal 2011, S. 113–121). Im Rahmen der Sequenzanalyse, wie sie in der Objektiven Hermeneutik (Oevermann 2002) oder der Konversationsanalyse (Bergmann 1985) verwendet wird, werden häufig Praktiken sprachlicher Art – wie Gespräche – fokussiert, da es die Sequenzanalyse von Daten erfordert, dass der jeweilige zu interpretierende Vorgang „in den Details seines realen Ablaufs“ (Bergmann 2000, S. 531) fixiert ist, und Gespräche sich gut elektronisch aufzeichnen lassen (vgl. auch: Breidenstein et al. 2013, S. 147). Im Falle dieser Studie mit ihrem auf den körperlichen Vollzug der Situation ausgerichteten Forschungsinteresse ermöglichte es die Sequenzanalyse, gerade die körperleibliche Dimension der Situationen zu fokussieren und zu erschließen. So kann beispielsweise die körperliche Geste des Zeigens einerseits eine kommunikative Bedeutung für den Vollzug der sexuellen Gesundheitsberatung annehmen, andererseits kann sie den Körper der Sexarbeiterinnen auf spezifische Weise adressieren und positionieren. Darüber hinaus sind für den körperlichen Vollzug

des Zeigens wiederum bestimmte Körperhaltungen und Körperbewegungen der Sozialarbeiterin und das körperliche Praktizieren mit Artefakten notwendig (vgl. Kap. 9).

Zur sequenzanalytischen Interpretation des Beobachtungs- wie auch des Interviewmaterials diente hierbei die von Geertz (1987, zit. n. Amann/Hirschauer 1997, S. 20) relativ offen formulierte paradigmatische Leitfrage: „What the hell is going on?“ Sie unterstützte vor allem dabei, den analytischen Blick immer wieder auf die Vollzugslogiken des Feldes zu fokussieren und zu fragen: „Wie geht das eigentlich genau?“ (Kuhn 2011, S. 36) – bzw. danach zu fragen, welchen Regeln gefolgt wird und was und wer hier eigentlich wie mit wem agiert. Insbesondere die Fokussierung auf das Wie trug dazu bei, systematisch Fremdes in Vertrautes und Vertrautes in Befremdliches zu verwandeln und dabei den immanenten Logiken der Situation auf den Grund zu gehen.

4.3.5 Analytische Schlüsselthemen entdecken

Wenn die Ethnographin sich wortwörtlich in der empirischen Analyse „verloren“ hat, gilt es, „das ‚Ganze‘ im Blick“ (Breidenstein et al. 2013, S. 156) zu behalten und einen Wechsel der Analyseebene zu vollziehen. Im Sinne des Prozesses des selektiven Kodierens (Strauss 1994, S. 63) gilt es, die Frage danach zu stellen, wie sich alles zu einem Bild zusammenfügt. Es werden Schlüsselthemen (Breidenstein et al. 2013, S. 157) bzw. Schlüsselkategorien (Strauss 1994, S. 63; 67) erarbeitet, die die Grundlage für die zu erzählende Geschichte bilden (Strauss/Corbin 1996, S. 94). Im Falle dieser Studie wurden einerseits solche Beobachtungs- und Interviewsequenzen analysiert, die unter dem Thema „Praktiken der Etablierung einer Arbeitsbeziehung“ gefasst werden konnten. Andererseits wurden schon vorhandene Detailanalysen zu thematischen Einheiten gebündelt und dem Thema „Praktiken der Etablierung einer Arbeitsbeziehung“ zugeordnet. Auf die Praktiken der Etablierung einer Arbeitsbeziehung treffen mehrere der von Strauss aufgeführten Kriterien einer Schlüsselkategorie zu: Erstens sind die Praktiken der Beziehungsgestaltung „zentral“ für den aufsuchenden Alltag der Sozialarbeiterinnen. Zweitens kommen sie „häufig im Datenmaterial“ wie auch im Analyseprozess vor. Und drittens lassen sie sich „müheless in Bezug setzen zu anderen Kategorien“ (1994, S. 67; Herv. i. O.) wie den Praktiken des Zugangs, der Konstitution von Schwellenräumen, den Praktiken des Sich-Kleidens als Übergangsritual sowie auch den (Körper-)Praktiken der Beratungssituation.

Die hier dargelegten Vorgehensweisen der Auswertung und Analyse des vorhandenen empirischen Materials sind in der konkreten Forschungspraxis nicht als zeitlich nacheinander gelagerte Schritte zu verstehen. Sie werden, wie der Forschungsprozess selbst, rekursiv miteinander kombiniert und verschränkt. Hinsichtlich der Bearbeitung analytischer (Schlüssel-)Themen sprechen Brei-

denstein et al. von der Notwendigkeit einer „doppelten Relevanz“ (2013, S. 120) tragfähiger analytischer Themen, die sich empirisch zeigen und begründen lassen und vom konkreten Kontext des Feldes „abstrahierende Aussagen“ beinhalten, die eine wissenschaftliche Relevanz aufweisen. Entsprechend sind die rekonstruierten analytischen Themen Ergebnis einer wechselseitigen Irritation und Anregung von Theorie und Empirie (vgl. Bereswill/Rieker 2008). Nicht nur im Prozess der Datenerhebung und der Analyse, sondern auch im Prozess des Schreibens haben sich bestimmte theoretische Zusammenhänge als weniger tragfähig als angenommen erwiesen und es wurden andere, tragfähigere theoretische und empirische Konzepte – etwa Fragen der sozialpädagogischen Arbeitsbeziehung – erarbeitet. Zudem hat sich das Verhältnis der jeweiligen analytischen Themen immer wieder verändert. So wurde im Forschungsprozess augenscheinlich, dass Körper nicht ein Schlüsselthema bzw. eine Schlüssel-Kernkategorie sein würde, sondern dass die körpertheoretisch informierte Perspektive im Anschluss an leibphänomenologische und praxeologische Ansätze als eine sensibilisierende und erkenntnistheoretische Perspektive fungierte, die analytisch differenzierte Beobachtungen und Betrachtungsweisen von Körper mit sich brachte und manchmal auch offenbarte, dass der Körper aus dem Blick verschwunden war.

4.4 Zur Darstellungsweise der Ethnographie: Schwellenphasen und die Thematisierungsweisen von Körper

Auf diese Weise brachte der ethnographische Forschungsprozess analytische Themen hervor, die Gegenstand des nun folgenden empirischen Teils der Arbeit sind. Hierbei orientiert sich die Darstellung der Analyse in groben Zügen an der strukturellen Ablauforganisation der aufsuchenden Sozialen Arbeit und nimmt somit das entwickelte Schwellenphasenmodell als Ausgangspunkt. Weil Praktiken nicht nur ineinander verzahnt, sondern auch zeitlich verkettet sind, orientiert sich die Studie am sozialarbeiterisch organisierten Ablauf des Besuchs: Die Sozialarbeiterinnen übertreten zunächst die Türschwellen der Orte und begrüßen die anwesenden Sexarbeiterinnen, anschließend erfolgen informelle Gespräche und/oder eine Kurzberatung zur sexuellen Gesundheitsprävention, und der Besuch endet mit der Verabschiedung. Entsprechend ist die empirische Ergebnisdarstellung wie folgt aufgebaut:

Da die jeweiligen, strukturell unterschiedlichen Orte des Sexdienstleistungsgewerbes wie Kontaktbars und Terminwohnungen eine räumlich-materielle Bedingung der Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit darstellen und spezifische Praktiken ermöglichen wie auch verunmöglichen, erfolgt in Kapitel 6 eine Beschreibung und Analyse der Sexdienstleistungsorte. Dem Ort kommt von daher eine kontextualisierende Funktion für die Situationen zu. In Kapitel 5

und 7 wird das Phänomen Zugang in seinen Bedingungen, Konstitutionsmomenten und Unterscheidungen in Bezug auf damit einhergehende Aspekte der Bekleidung, der Kontaktaufnahme, der Beziehungsarbeit und der Etablierung der Arbeitsbeziehung in den Blick genommen. Die Kapitel 8, 9 und 10 widmen sich sodann den Dynamiken und Aushandlungsprozessen, die sich „hinter der Tür“ vollziehen, und thematisieren die Etablierung der sozialpädagogischen Arbeitsbeziehung als einen Akt der Ko-Produktion (Kap. 8), die Arbeitsform der Kurzberatung und der sozialen Praxis des Zeigens von Verhütungsmitteln (Kap. 9) oder unterschiedliche Bearbeitungs- und Thematisierungsweisen von Schwangerschaft im Kontext Prostitution (Kap. 10).

Zentrale Grundlage für die Ergebnisdarstellung in dieser Arbeit stellen hierbei Protokoll- und Interview-Ausschnitte, ethnographisches Feldwissen der Forscherin sowie Abbildungen der architektonischen Raumpläne dar.⁶⁸ Insbesondere das Kapitel 5, mit dem die empirische Ergebnisdarstellung beginnt, ist durch den Rückgriff auf Sequenzen aus den ethnographischen Interviews und informellen Gesprächen geprägt, da sich die Bedeutung, die der Körperpräsentation und der Bekleidung der Sozialarbeiterinnen für den Alltag der aufsuchenden Arbeit zugesprochen wird, einer Beobachtbarkeit entzieht. Ansonsten wurden je nach analytischem Thema die jeweiligen Datensorten produktiv und wechselseitig aufeinander bezogen. Alle Aussagen, die weder durch Bezugnahme auf Forschungsergebnisse noch durch eine solche auf die empirischen Daten kenntlich gemacht werden, basieren auf dem während der Feldforschung angeeigneten Feldwissen der Forscherin. Während die Beobachtungsprotokolle aus Perspektive der Ethnographin geschrieben wurden und die Forscherin entsprechend als Ich-Erzählerin in den Sequenzen auftritt, wird in den Interpretationen und Analysen die 3. Person verwendet und von der „Ethnographin“ oder „Beobachterin“ gesprochen. Insofern wurden die selbst erfassten Protokolle als „Daten“ verwendet und wurde im Schreibprozess der Analysen eine Form der Ver- und Befremdung im Sinne der Distanznahme analytisch hergestellt. Bei den in Anführungszeichen gesetzten Szenen innerhalb der Protokollauschnitte handelt sich nicht um den Originalton, da die Gespräche nicht durch ein Aufnahmegerät mitgeschnitten wurden. Des Weiteren wurden im Feld verwendete Begriffe wie „Geschenksäckli“ sowohl in den Szenen als auch in den Interpretationen mit Anführungszeichen markiert. Die Originalnamen der Sozialarbeiterinnen und der Sexarbeiterinnen, sofern diese überhaupt bekannt waren, wurden in der Anfertigung der Protokolle pseudonymisiert. Die Bezeichnung der ausgewählten Sequenzen aus den Beobachtungsprotokollen ergibt

68 Für die Erstellung der architektonischen Raumpläne sei Carla Mörge an dieser Stelle gedankt. Sie hat auf Grundlage der von mir erstellten skizzenhaften Raumzeichnungen die Grundrisse der jeweiligen Orte professionell gestaltet.

sich aus den kontextspezifischen Vergleichsdimensionen: Beobachtungsprotokoll_Name Sozialarbeiterin_Tag/Anzahl Ort. So ist für die Leser*innen nachvollziehbar, auf welche Sozialarbeiterin, welchen Tag und den wievielten aufgesuchten Ort sich die jeweiligen Sequenzen beziehen.

Kapitel 5

Kleider machen Leute? Praktiken des Sich-Kleidens als professionelle Zugangs- und Übergangsrituale

Im Feld der Prostitution hat sich ein niedrigschwelliges sozialstaatliches Unterstützungsangebot etabliert, das sich insbesondere durch einen aufsuchenden und sozialraumorientierten Charakter auszeichnet. Diese Form Sozialer Arbeit im Feld der Prostitution zielt in der Regel zunächst auf die Herstellung einer Adressierbarkeit von Sexarbeiter*innen für die sozialen Hilfe- und Unterstützungsangebote (vgl. Mayrhofer 2012; vgl. Kap. 1.5) In diesem Zusammenhang ist Soziale Arbeit einerseits dazu verpflichtet und angehalten, Zugang zu den Orten des sexuellen Dienstleistungsgewerbes – wie Terminwohnungen, Kontaktbars, Sauna-Clubs – zu finden. Andererseits gilt es die Privatsphäre der Adressaten und Adressatinnen zu wahren, um eine Vertrauensbasis für die Gestaltung der Arbeitsbeziehung aufbauen zu können. Für die aufsuchende Soziale Arbeit im Kontext von Prostitution ist hierbei charakteristisch, dass die Sozialarbeiter*innen *außerhalb* der organisationseigenen Räume agieren, um Zugang und damit Kontakt zu den Sexarbeitern und Sexarbeiterinnen herzustellen. Die Prämisse der Freiwilligkeit des Angebotes führt dabei zu einer Prekarisierung des Beziehungsaufbaus (vgl. ebd., S. 175), die sich bereits an der Eintrittsschwelle in Form einer situativen Prekarität manifestiert (vgl. Kap. 6). So kann bspw. der sozialpolitische Auftrag der Gesundheitsprävention „an der Tür“ nicht als kontrollierendes Moment sozialstaatlich legitimierter Machtausübung offengelegt und mithin auch keine Kooperation erzwungen werden. Entsprechend sind Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit mit der Herausforderung verbunden, Zugang zu Räumen und Lebensrealitäten der Adressatinnen und Adressaten zu finden, für die normalerweise Zugangs- und Zutrittskontrollen bestehen (vgl. Kap. 5). Das Moment des Zugangs zu der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen lässt sich als eine zentrale und wiederkehrende soziale Praxis charakterisieren, die als eine soziale Übergangssituation zwischen den beteiligten Akteur*innen ausgehandelt wird (vgl. Kap. 7).

Vor diesem Hintergrund kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur der Kontext der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Allgemeinen, sondern auch der Kontext der Prostitution im Besonderen die Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit prägen. Bei der Herstellung des Zugangs zu den Frauen, so Julia Krempl (2015, S. 161), seien „das persönliche Auftreten und die Handlungen

der Sozialarbeiterinnen innerhalb des Sozialraums [...] entscheidend für eine gelungene Kommunikation und einen möglichen Zugang“. Wichtig sei zudem, dass die Frauen sich „einen ersten Eindruck“ von der Sozialarbeiterin machen könnten, da sie dann wüssten, „mit wem sie es zu tun haben“ (ebd.). Mithin werden Ansprüche an das Management des körperlichen Erscheinungsbildes der Sozialarbeiter*innen formuliert. Gerade für die erste Begegnung zwischen Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen sei dies von besonderer Relevanz. Das Feld der Prostitution ist durchzogen von diskursiv vermittelten Bildern, die nicht nur den Körper der Prostituierten als von der bürgerlichen Norm abweichenden Körper konstruieren, sondern auch Hygienevorstellungen betreffen (vgl. Kap. 1.1). Daher kann davon ausgegangen werden, dass diskursiv vermittelte Wahrnehmungsweisen von Prostitution – wie bspw. Weiblichkeitsvorstellungen, Bekleidungspraktiken, Hygienevorstellungen – die sozialen Körper-Praktiken und insbesondere den Umgang mit dem eigenen Körper der Sozialarbeiterin wie auch der Ethnographin (mit-)strukturieren. Darüber hinaus agieren die Sozialarbeiter*innen als Vertreter*innen eines wohlfahrtsstaatlichen Beratungsangebotes, so dass sie weder der sozialen Gruppe der Kunden noch der Sexarbeiter*innen angehören. Vor diesem Hintergrund stellt sich zunächst die Frage, wie die Sozialarbeiter*innen ihren Eintritt in das Handlungsfeld bewerkstelligen.⁶⁹ Was müssen sie leisten, um in dem Feld agieren zu können? Welchem impliziten (Körper-)Wissen und welchen Strategien folgen die Sozialarbeiterin und die Ethnographin während des Eintritts in das Feld? Wie gelingt es ihnen, ihre soziale Rolle als Fachkraft zu verkörpern?

Das Phänomen Zugang⁷⁰ und damit einhergehende Aspekte wie Kontaktaufnahme (vgl. Kap. 7), Beziehungsaufbau und Gestaltung der Atmosphäre während der Besuche in der Arbeitsumgebung werden von den Fachkräften unter anderem über Praktiken des Sich-Kleidens und Sich-schön-Machens verhandelt. Hierbei spielen nicht zuletzt Fragen nach der Angemessenheit resp. Unangemessenheit des körperlichen Erscheinungsbildes im Allgemeinen und

69 Wenn an dieser Stelle von dem Feldeintritt gesprochen wird, so ist damit nicht der Aushandlungsprozess zwischen der Ethnographin und den Feldakteur*innen gemeint, sondern der Eintritt der Sozialarbeiterinnen in das Handlungsfeld Prostitution. Zwar sind sowohl die Ethnographin als auch die Sozialarbeiterin mit der praktischen Bearbeitung von Zugangsproblemen beschäftigt resp. konfrontiert, aber es handelt sich zum einen um unterschiedliche Felder und zum anderen um unterschiedliche Hürden des Zugangs. Bei dem Zugang der Ethnographin handelt es sich um den Zugang zu dem Arbeitsfeld der Sozialarbeiterinnen. Während der Sozialarbeiter*in zuweilen der Zugang zu den Arbeitsorten der Sexarbeiter*innen verwehrt werden kann und sie keinen Eintritt erhält (vgl. Kap. 7.2), ist die Forscherin in diesem Moment immer noch Teil des Feldes.

70 Der Zugang ist einerseits ein Phänomen und gleichzeitig etwas, das sich in der Situation ereignet. Es handelt sich also gewissermaßen um das Phänomen Zugang, das situativ bearbeitet wird.

der Bekleidung im Besonderen eine wichtige Rolle. Ausgehend davon, dass sich die feldspezifischen Akteure während der Besuche in der Arbeitsumgebung körperlich begegnen und miteinander interagieren, werden das körperliche Erscheinungsbild und die Bekleidung in Augenschein genommen. Bekleidung wird im Folgenden als spezifisches Artefakt untersucht, das als bedeutungskonstituierendes Teilelement der sozialen (Körper-)Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit zu verstehen ist (Reckwitz 2003, S. 291). Hierfür wird der Begriff der Bekleidungspraktiken verwendet, mit dem die Praktik des Sich-Kleidens als ein Übergangsritual – also als eine sich ständig wiederholende Praktik im aufsuchenden Arbeitsalltag der Sozialarbeiterinnen – thematisch wird. Praktiken des Sich-Kleidens und Sich-schön-Machens werden als Einzelpraktiken interpretiert, die Teil der sozialen Praxisform des Zugangs sind (Hillebrandt 2014; vgl. Kapitel Theorie).

Für eine körpertheoretisch ausgerichtete Studie ist hierbei von Interesse, inwiefern der Körper als Medium der Repräsentation ein relevantes Kriterium für den Zugang zu der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen darstellt. Die Bedeutung, die hierbei die Akteure der Körperpräsentation und damit der Bekleidung zumessen, entzieht sich jedoch einer Beobachtbarkeit und kann entsprechend nicht über die Rekonstruktion von Beobachtungsprotokollen analytisch zugänglich gemacht werden. Daher wird im Folgenden auf ethnographische Interviews mit den Sozialarbeiterinnen zurückgegriffen, die teils als Interviews, teils als informelle Zwischengespräche angelegt waren (vgl. Kap. 4.2). Somit können die Umgangsweisen mit dem Körper als „über-situativ“ (Kuhn 2013, S. 215) verstanden werden, da sie über die jeweiligen Praktiken des Handlungsalltags hinausreichen. Der Rückgriff auf explizite Gesprächsformen geschieht nicht zuletzt aus einer methodologischen Notwendigkeit heraus: Denn ein den Bekleidungspraktiken zugrundeliegendes implizites Wissen kann, wie bereits angedeutet, nur indirekt erschlossen werden (Reckwitz 2008b, S. 196). Mit Blick auf die körperlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen der Ethnographin im Umgang mit (ihren) Bekleidungspraktiken lässt sich einerseits rekonstruieren, wie über Praktiken des Sich-Kleidens machtvoll Zuordnungen und soziale Zuschreibungen situativ erfolgen, deren „Wirkung die Akteure am eigenen Leib spüren können“ (Socha 2014, S. 134). Entsprechend kann eine Analyse der Wahrnehmungs- und Deutungsweise Aufschluss darüber geben, wann, wie und mit welchem (affektiven) Effekt Bekleidung und Körperpräsentation im Feld relevant gesetzt werden. Insoweit werden die Wahrnehmungs- und Deutungsweisen der Ethnographin wie auch der Sozialarbeiterinnen und jene subjektiven wie auch institutionell geprägten Kategoriensysteme und Theorien betrachtet, in denen sie Bekleidungspraktiken (vgl. Bachmann 2008, S. 15) und Praktiken des Sich-schön-Machens (vgl. Degele 2004) thematisieren.

Im Folgenden wird herausgearbeitet, welche Bedeutung Bekleidungspraktiken für die jeweiligen situativen Interaktionen zugesprochen wird, wie über

Bekleidung symbolische Grenzziehungen erfolgen und verhandelt werden. Dabei wird aufgezeigt, wie die Akteure im Sprechen über den bekleideten und schön-gemachten Körper symbolische Ordnungen hervorbringen, die praxistheoretisch gesprochen Möglichkeitsbedingungen der sozialen Praktiken sind. Dabei steht die Analyse des bekleideten Körpers der Ethnographin am Anfang (Kap. 5.1); auf sie folgt die Untersuchung der Wahrnehmungs- und Deutungsweisen der Sozialarbeiter*innen (Kap. 5.2; Kap. 5.3).

5.1 Der bekleidete Körper der Ethnographin und die (Re-)Konstruktion (un)angemessener Bekleidungspraktiken

Im Folgenden werden zunächst die Erfahrungen der Ethnographin, ihre auf der Wahrnehmung des Feldes basierenden Konstruktionsprozesse sowie damit einhergehende situative Verunsicherungsmomente, insbesondere vor und während des ersten Feldaufenthalts, analytisch reflektiert. Sie bilden den Rahmen der empirischen Analysen der Körperrepräsentationen und Bekleidungspraktiken. Betrachtet wird dabei das Moment des Zugangs der Ethnographin zum Arbeitsfeld der Sozialarbeiterin und zugleich ihr Sozialisationsprozess als „Praktikantin der Sozialarbeiterin“ (vgl. Kap. 4.1).

Die Forscherin betritt mit ihrem Eintritt in das Feld der Prostitution ein für sie weitestgehend unbekanntes Terrain und ihre Wahrnehmungen sind von diskursiv und damit sozial vermittelten Wahrnehmungs- und Deutungsmustern der Prostitution strukturiert. Dies befördert – insbesondere in ihrer ersten Zeit im Feld – zum einen eine Fokussierung auf die körperliche Darstellung und Präsentation der Sozialarbeiterinnen als auch der Sexarbeiterinnen. Zum anderen kommt es zu Irritationen aufgrund feldspezifischer Reaktionsweisen auf die Ethnographin und im Anschluss daran zu Orientierungs- und Positionierungsversuchen bezüglich der eigenen Bekleidung und Darstellung. Eine Feldnotiz der Ethnographin nach ihrem ersten Feldaufenthalt und den damit verbundenen Besuchen in Terminwohnungen und Kontaktbars illustriert dies:

Ich fühle mich wie ein Eindringling und die Auffälligkeit meiner Kleidung macht mich spürbar als solchen sichtbar. (Feldnotizen_Klara_I)

Sehr deutlich notiert die Ethnographin hier eine Grenzerfahrung der Nicht-Zugehörigkeit, die sich in der „Auffälligkeit“ ihrer Kleidung materialisiert. Dabei markiert die sprachliche Formulierung „Eindringling“ eine Grenze zwischen Draußen und Drinnen: Von draußen kommend, nimmt sich die Ethnographin im Inneren des Sexdienstleistungsgewerbes als nicht-zugehörig, als nicht erwünscht, als deplatziert wahr. Die körperleibliche Wahrnehmung der Deplat-

zierung bezieht sich hierbei auf die Bekleidung und damit auf das körperliche Erscheinungsbild, in dem sich für sie die Sichtbarkeit des Eindringling-Seins, das Erleben der Nicht-Zugehörigkeit und der Unerwünschtheit materialisiert. Implizit sind es die imaginierten Blicke der anderen Feldakteure wie Sexarbeiterinnen, Sozialarbeiterinnen und Betreiberinnen, die mit einer Grenzerfahrung der Forscherin einhergehen. Es ist die gespürte Auffälligkeit der eigenen Bekleidung („meine Kleidung macht mich spürbar als solchen [Eindringling] sichtbar“), die insofern erste Hinweise auf die Forscherin als Grenzgängerin gibt. Da die Bekleidung der Ethnographin nicht explizit beschrieben wird, kann davon ausgegangen werden, dass die *gefühlte* Auffälligkeit der eigenen Kleidung in Relation zu den von den Sexarbeiterinnen als auch den Sozialarbeiterinnen vollzogenen Bekleidungspraktiken gesetzt wird und die Ethnographin weder die soziale Rolle der Sozialarbeiterin noch die soziale Rolle der Sexarbeiterin verkörpert. Die in der obigen Sequenz von der Ethnographin vorgenommene Selbstpositionierung als „Eindringling“ ist eingebunden in eine deutliche Bestrebung, die Bekleidungsregeln des Feldes einzuhalten:

Vor meinem ersten Aufenthalt im Feld telefonieren Klara und ich miteinander, um den Tagesablauf zu klären. Dabei frage ich sie auch, ob ich bei der Bekleidung irgendwas zu beachten habe. Klara lacht und meint hinsichtlich der Kleidung, dass ein gepflegtes Erscheinungsbild gut sei – „also keinen gestrickten Pullover und Wanderschuhe“, sagt sie lachend, „und vielleicht auch kein Abendkleid“. „Einfach gepflegt“, betont sie nochmals, „aber auch keine graue Maus“. Denn sonst schauen die Frauen von oben herab – eine Jeans sei total gut. Ein schöner Ring sei auch immer gut, da er ein Anfangsthema für das Gespräch sein könne mit den Frauen. Und ungeschminkt sei auch kein Problem, das mache sie auch. Vielleicht auch nicht in Schwarz kommen und nicht allzu offen und sexy, „denn das ist von unserer Seite her nicht das Anliegen und auch nicht erwünscht, da ja sonst eine Konkurrenzsituation entstehen könnte“, betont sie, „einfach frühlinghaft“. Schuhe mit hohen Absätzen sind auch okay, aber eben keine Wanderschuhe. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I_Telefonnotiz)

Auf die Frage, was die Ethnographin in Bezug auf die Bekleidung zu beachten habe, eröffnet die Sozialarbeiterin Klara symbolische Grenzziehungen zwischen angemessener und unangemessener Kleidungsweise. Als unangemessene Bekleidung führt Klara neben „gestricktem Pullover und Wanderschuhen“ schwarze Kleidung und den weiblichen Körper betonende Kleidung an („nicht allzu offen und sexy“; „kein Abendkleid“), während „einfach gepflegt“, „einfach frühlinghaft“ in Form von Jeans und Pumps als angemessene Bekleidung genannt werden. Den hier eingeführten Grenzziehungen zwischen angemessener und unangemessener Bekleidung für den Arbeitsalltag der Sozialarbeiterinnen ist eine symbolisch-ästhetische Dimension inhärent. Denn die jeweiligen Bekleidungs-

formen fungieren als Ausdruck sozio-kultureller Wahrnehmungsweisen, die auf spezifische Werthaltungen, Selbstbilder und Gruppenzugehörigkeiten verweisen. Über Praktiken des Sich-Kleidens werden Werte und Ideale vermittelt. Der gestrickte Pullover und die Wanderschuhe ließen sich als Ausdruck einer Freizeitkleidung deuten, der eine sozialräumliche Differenzierung zwischen Land und Stadt inhärent ist und die zudem mit einer für das Feld fehlenden Respektlosigkeit assoziiert werden könnte. Schwarze Bekleidung drücke hingegen gerade keine Eleganz aus, sondern ließe sich als Repräsentation von Sittlichkeit, Reinlichkeit und Strenge deuten (vgl. Grube 2012). Die Formulierung „keine graue Maus“ hingegen legt nahe, dass den Personen über spezifische Bekleidungspraktiken ein wesenhafter Charakterzug zugeschrieben wird, der aus Perspektive von Klara für das Handlungsfeld nicht förderlich ist. Mit der sprachlichen Formulierung „graue Maus“ wird auf geschlechtsspezifische wie auch kulturelle Zuschreibungen Bezug genommen, die weiblich codierte Merkmale wie Schüchternheit, Zurückhaltung und Unterlegenheit performativ herstellen. Dabei gilt es nicht nur auf den angemessenen Kleidungsstil zu achten, sondern sich auch der sozialen Funktionalität der Bekleidung in den sozialen Interaktionen mit den Sexarbeiterinnen bewusst zu sein. So führt Klara das Tragen eines Schmuckstücks als Gesprächsaufhänger im Feld ein, wodurch die Sexarbeiterinnen als für die Körperpräsentation der ihr gegenüberstehenden Frauen aufmerksame Personen konstruiert werden. Deutlich wird in der Sequenz zudem, dass die Sozialarbeiterinnen über Bekleidung einerseits eine soziale Zugehörigkeit qua Geschlecht inszenieren, die darauf rekurriert, dass Frauen viel Wert auf Bekleidung und Accessoires legen (vgl. Degele 2004). Zugleich gilt es sich von den im Feld anwesenden Frauen abzugrenzen, die als arbeitende Subjekte ihren sexualisierten Körper als Kapital einsetzen, um somit über Bekleidung keine „Konkurrenzsituation“ herzustellen. Die von Klara angeführten Bekleidungsmöglichkeiten wie auch -unmöglichkeiten lassen sich als konkrete Anweisungen lesen, zumal insbesondere die Negativbeispiele sehr konkret und plastisch beschrieben werden. In Bezug auf die Frage, was für die Sozialarbeiterinnen als angemessene Bekleidung fungiert, bleiben die Hinweise in ihrer Metaphorik („einfach frühlingshaft“) weitestgehend implizit. Inwiefern die Bekleidung Ausgangspunkt sozialer Zuschreibungen ist und situative Verunsicherungen verursachen kann, wird im weiteren Verlauf des ersten Feldaufenthaltes deutlich:

Die Hinweise der Bekleidung von Klara im Kopf entscheide ich mich heute Morgen für ein unauffälliges, bequemes Outfit. Ich trage einen knielangen blauen Rock, ein gelbes T-Shirt und Turnschuhe. Als ich am Bahnhof ankomme und zum Parkplatz gehe, winkt mir Klara zu. Sie selbst trägt eine schwarze Jeans, Pumps mit kurzem Absatz, ein cremefarbenes T-Shirt und eine Kette, darüber ein Jackett. Als wir dann direkt voreinander stehen, begrüßt mich Klara mit ihrem fröhlichen Lachen: „Hoi

Rebecca, du siehst aber süß aus“, sagt sie zu mir und meinem Outfit – drei Küsschen rechts und links. „Süß“, denke ich mir, alles, aber das wollte ich nicht sein. Keinen Koffer mit Klamotten dabei, um die Möglichkeit des Umziehens in Erwägung zu ziehen. Dennoch, ich lächle, schaue an mir runter und frage, „findest du es nicht angemessen?“ – „Vielleicht habt ich auch zu viel gesagt wegen der Kleidung“, meint sie lachend zu mir und schiebt ein „doch, doch – das ist frühlingshaft“ hinterher. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/I, Z. 1–16)

Nicht nur die Kleidung der Ethnographin, sondern ihr gesamtes körperliches Erscheinungsbild wird von der Sozialarbeiterin mit der Aussage „du siehst aber süß aus“ kommentiert. Die Aussage der Sozialarbeiterin, die sich auf die Kleidung der Forscherin als sichtbares und ad hoc nicht wandelbares Artefakt („keinen Koffer mit Kleidern dabei“) bezieht, wird von der Forscherin weniger als ein Kompliment denn vielmehr als eine Degradierung erlebt, die ihr eine unterlegene soziale Position zuweist und von der sie sich innerlich abzugrenzen versucht („alles, nur das möchte ich nicht sein“). In dem Arbeitskontext der Sozialarbeiterin im Prostitutionsfeld, so ließe sich interpretieren, wird der Forscherin qua Bekleidung sprachlich einerseits eine infantilisierte Position zugewiesen, die sie mittels der weiblich-verniedlichenden Wendung andererseits nicht nur von einer adulten Position, sondern auch von einer – männlich konnotierten – Professionalität ausnimmt. Dahingegen ließe sich die Bekleidung von Klara, die im Gegensatz zu der Forscherin Jeans und Jackett trägt, als Ausdruck von adulter Handlungs- und Deutungsmächtigkeit und männlicher Professionalität lesen. Auch wenn Klara versucht, die durch ihre Aussage evozierten Unsicherheiten bei der Forscherin zu beseitigen, indem sie zwar feststellt, dass sie bezüglich des Dresscodes womöglich „zu viel gesagt“ habe, aber zugleich die Forscherin darin bestärkt, dass ihre Bekleidung in Ordnung sei, wird die Bekleidungspraktik durch die Kommentierung implizit als unpassend markiert. Gleichzeitig wird deutlich, dass die Sozialarbeiterin durch die von der Forscherin aufgeworfene Frage nach den Kleidungs Vorschriften zu einer Explikation von implizitem Wissen herausgefordert wird. Es handelt sich bei diesem impliziten Wissen um ein „praktisches Gespür“: Die Angemessenheit einer Bekleidung wird von den Akteuren situativ „gefühlt“ (Socha 2014, S. 136). Denn anders als in anderen Dienstleistungssektoren wie der Medizin oder dem Flugbereich verfügen Sozialarbeiter*innen nicht über eine explizite Arbeitskleidung. Dies wiederum verlangt von ihnen ein implizites Wissen über die jeweiligen Normen des Feldes und kann mit einer körperlichen Inszenierungsleistung einhergehen, die die Anforderungen des Feldes erwartungsbezogen erfüllt.

5.2 Sich-Kleiden: Professionelle Bekleidungspraktiken der Sozialarbeiterinnen

Im Folgenden wird der analytische Fokus darauf gelegt, wie Aspekte der körperlichen Erscheinung im Allgemeinen und der Bekleidung im Besonderen dazu genutzt werden, den Körper der Sozialarbeiterin als Arbeitskörper in Szene zu setzen. Diesem Punkt wird mit Blick auf den Körper der Sozialarbeiterinnen und ihre Deutungsweisen der Praktik des Sich-Kleidens nachgegangen. Hierbei wird zu diskutieren sein, wie sich kulturelle Zeichen normativ in den bekleideten Körper der Sozialarbeiterin einschreiben (vgl. Bourdieu 2005) und wie unter Rückgriff auf normative kulturelle Zuschreibungen Bekleidungspraktiken spezifische Professionalitätsvorstellungen performativ hervorbringen.

Der Körper der Sozialarbeiterinnen wird während der aufsuchenden Arbeit in der sozialen Praxis von den Sozialarbeiterinnen auf spezifische Weise als bekleideter Arbeitskörper in Szene gesetzt. Welche Rolle der „richtigen“ Bekleidung als körperlichem Ausdruck dabei für die Praktik des Zugangs zugeschrieben wird und wie diese Praktik mit feldspezifischen Effekten der sozialen Akzeptanz verbunden ist, macht die Sozialarbeiterin Zoé während eines informellen Gesprächs mit der Ethnographin deutlich:

Auf meine Frage hin, ob es Dinge während der aufsuchenden Arbeit gibt, die Zoé auf besondere Art und Weise einhält, antwortet sie: „Dresscode auf jeden Fall. Im Rock gehen wir nicht, im kurzen Rock schon gar nicht.“ – „Warum nicht im Rock – macht man einfach nicht?“, frage ich nach. „Ja“, meint Zoé und erzählt, dass es vor ihrer Zeit eine Kollegin gab, die längere Zeit in Marokko gelebt und nur Röcke getragen hat. Ich erfahre, dass sie von den Frauen einerseits wegen ihres Kleidungsstils und andererseits wegen ihrer Persönlichkeit nicht akzeptiert wurde. Mit dem Satz „Die wurde von den Frauen schräg angeschaut“ beendet Zoé ihre Erzählung. Da ich noch immer nicht ganz verstehe, warum während der aufsuchenden Arbeit kein Rock getragen werden kann, hake ich nochmals nach. „Also, das würde komisch aussehen, wenn ich so in ein Lokal laufen würde“, meint Zoé und zeigt auf eine Frau, die draußen auf dem Bürgersteig entlanggeht und einen bodenlangen Rock und Kopftuch trägt. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/IV, Z. 45–56)

Auf explizite Nachfrage der Ethnographin macht Zoé deutlich, dass während der aufsuchenden Arbeit das Einhalten eines „Dresscodes“ wichtig ist. Der Dresscode verweist einerseits auf soziale Normen im Sinne von Kleidervorschriften und ist andererseits mit einem praktischen Wissen um situationsangemessene Bekleidungspraktiken der Sozialarbeiterinnen verbunden, das auf einem inkorporierten Wissen der sozialen und kulturellen Normen basiert. Zur Erläuterung des Bekleidungscode führt Zoé ein Negativbeispiel an: So ist das Tragen eines Rocks – wie ihn die Forscherin für ihren ersten Feldaufenthalt

selbst wählte – im Allgemeinen und eines zu kurzen Rocks im Besonderen aus Perspektive von Zoé keine angemessene Kleidungsform für die Fachkräfte („Im Rock gehen wir nicht, im kurzen schon gar nicht“). Der Rock fungiert hierbei implizit als ein die Weiblichkeit auf spezifische Weise symbolisierendes Artefakt und repräsentiert, so ließe sich interpretieren, für die Sozialarbeiterinnen im Handlungsfeld Prostitution gerade keine Professionalität. Während der „bodenlange Rock“ ein sozial vermitteltes Bild bürgerlicher Weiblichkeit symbolisiert, das zudem einer kulturalisierenden Deutung unterliegt („die längere Zeit in Marokko gelebt und Röcke getragen hat“; „zeigt auf eine Frau, die draußen auf dem Bürgersteig entlanggeht und einen bodenlangen Rock und Kopftuch trägt“), stehe der „kurze Rock“ für eine körperbetonte Inszenierung von Weiblichkeit, die im Kontext Prostitution mit weiblich codierten Konkurrenzverhältnissen einhergehe, und mithin für das diskursiv vermittelte Bild von Prostituierten. Letzteres führt Zoé – im Gegensatz zum „bodenlangen“ Rock – der Ethnologin gegenüber nicht näher aus; es verweist auf ein implizit geteiltes Wissen. Dabei deutet der „bodenlange Rock“ in seiner kulturalisierenden Dimension implizit darauf hin, dass eine spezifische Bekleidung eine religiöse Zugehörigkeit verkörpere, die wiederum als hinderlicher Faktor für den Aufbau einer Arbeitsbeziehung eingeführt wird („Ich erfahre, dass sie [die Kollegin] einerseits wegen ihres Kleidungsstils und andererseits wegen ihrer Persönlichkeit nicht akzeptiert wurde. [...] ‚Die wurde von den Frauen schräg angeschaut!‘“). Die von Zoé eingeführte Bekleidungs Vorschrift „kein Rock“ lässt sich so betrachtet als eine Strategie der Abgrenzung von jenen spezifischen Weiblichkeitsvorstellungen deuten.

Mit der Nachfrage nach der Begründung für das Bekleidungskriterium konstruiert sich die Ethnologin als eine die Bekleidungs Vorschrift kritisch hinterfragende Forscherin und fordert mit der provokativ zu deutenden Frage „Warum nicht im Rock – macht man einfach nicht?“ die Sozialarbeiterin explizit auf, das in den Bekleidungspraktiken enthaltene implizite Wissen und die damit verbundenen sozialen Normen für sie zu explizieren. Als Begründung wird auf ein Narrativ der Institution und eine durch andere gemachte Erfahrung im Umgang mit deren Arbeitskleidung Bezug genommen („erzählt, dass es vor ihrer Zeit eine Kollegin gab“), worin die Kleiderordnung der Fachkräfte in gewisser Weise tradiert wird; es handelt sich also in diesem Fall nicht um eine körperliche Erfahrung, die die Sozialarbeiterin selbst gemacht hat. Die Feststellung eines für die aufsuchende Soziale Arbeit unangemessenen Kleidungsstücks bezieht sich sodann auf die Reaktionen durch die Sexarbeiterinnen auf die Bekleidung „Rock“, die als Ablehnung zu deuten sind. Die dann erfolgende Beschreibung sozialer Blickverhältnisse („Die wurde von den Frauen schräg angeschaut“) lässt sich als ein weiblicher, den Körper der Sozialarbeiterin musternder und taxierender Blick interpretieren, dem die Sozialarbeiterin an der Tür ausgesetzt ist. Über den Blick wird dabei nicht nur implizit eine Legitimität der jewei-

ligen Praktik des Sich-Kleidens vermittelt. In dem taxierenden Blick („schräger Blick“) und seiner Wahrnehmung durch die Sozialarbeiterin materialisiert sich darüber hinaus die Akzeptanzorientierung in der aufsuchenden Sozialen Arbeit. Die Praktik des Sich-Kleidens der Sozialarbeiterin wird sowohl mit der „Persönlichkeit“ als auch mit Effekten sozialer Akzeptanz im Handlungsfeld Prostitution verbunden. Indem die Ethnographin erneut „nachhakt“, konstruiert sie implizit eine Begründungsverpflichtung der Fachkraft für die Bekleidungspraktiken:

Zoé erklärt mir, dass sie heute relativ normal gekleidet ist. Sie trägt Jeans und Bluse. „Aber wenn ich den Club [Name], das ist ein gehobener Laden. Und da bin ich schon in einer weißen Bluse, mit Blazer und Brille – so richtig aufgetakelt bis zum geht nicht mehr. Aber wie gesagt, das No-Go ist kurz, durchsichtig, Glitzer. Aber so Businesslook ist in den gehobenen Lokalen fast ein Muss“, erzählt sie. Dies sei aber keine Erwartung seitens der Betreiber, erfahre ich, sondern sie als Sozialarbeiterinnen würden das machen. „Du weißt einfach wo du dich bewegst an dem Tag und dementsprechend ziehst du dich auch an“, meint Zoé. „Also auch den Frauen gegenüber?“, erkundige ich mich weiter. „Klar“, meint Zoé. „Also heute ist so [und blickt kurz an sich runter], geht so, lässig, so normal quasi. Aber ja, Olivia und ich hatten im Sommer geplant, später am Abend in den Club [Name] zu gehen. Und wir waren viel unterwegs und wollten aber am Abend ins [Name]. Das ging gar nicht. Erstmal, weil wir kaputt und verschwitzt waren, dann die Augenringe. Da haben wir uns gesagt, nein, heute nicht, lieber morgen in den Club. Dementsprechend sehen wir dann auch aus, aber heute lassen wir es lieber. Das ist eine Art und Weise sich auch irgendwie Respekt einzufordern mit gutem Auftreten also. Das ist ganz wichtig.“ (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/IV, Z. 57–62)

Die Antwort von Zoé thematisiert, dass der aufgesuchte Kontext („das ist ein gehobener Laden“) sowie das körperleibliche Empfinden während des Arbeitstags („kaputt und verschwitzt, dann die Augenringe“) für die jeweilige Bekleidung der Fachkräfte maßgeblich ist. Dabei stellt die Thematisierung von unangemessener und angemessener Bekleidungspraktik eine Grenzverhandlung dar, die über die Differenzierung von „normal“, „Businesslook“ und „No-Go“ erfolgt. Sehr viel deutlicher als zuvor markiert Zoé, dass das Tragen von „kurz, durchsichtig, Glitzer“ eine für den Körper der aufsuchenden Sozialarbeiterin grenzüberschreitende Körperpräsentation ist und mit einer für den professionell handelnden Körper der Fachkraft geltenden Bekleidungsnorm brechen würde („No-Go“). Neben kulturspezifischen Zuschreibungen wird der Eindruck einer schicht- und geschlechtsspezifischen Positionierung geweckt, die deutlich macht, dass über Praktiken des Sich-Kleidens Weiblichkeitsvorstellungen verhandelt und, damit verbunden, unterschiedliche Tätigkeiten markiert werden. Legitim hingegen ist eine Bekleidung, die Zoé mit „lässig, so normal“ beschreibt

oder die dem Bekleidungscode des „Businesslooks“ entspricht. Indem implizit bleibt, was unter „normal“ oder „Businesslook“ zu verstehen ist, folgt die Praktik des Sich-Kleidens bei Zoé einem praktischen Wissen um die Situations- und Kontextangemessenheit der Bekleidung. Diese stellt hier nun nicht mehr ein die Weiblichkeit, sondern ein die Professionalität symbolisierendes Artefakt dar („Businesslook“). Damit wird die Bekleidung für Zoé zu einem Vehikel der Einforderung von Respekt und Akzeptanz im Feld („Das ist eine Art und Weise sich auch irgendwie Respekt einzufordern mit gutem Auftreten also“).

5.3 Die „richtige“ Bekleidung als Ausdruck der Persönlichkeit und als Kriterium für den Zugang – oder: Die Inszenierung einer glaubwürdigen Rolle

Die interviewten Sozialarbeiterinnen führen verschiedene *Bekleidungspraktiken* in ihrer sozialen Bedeutung für den Erhalt von *Akzeptanz* und *Respekt* durch die feldspezifischen Akteure der Prostitution (Sexarbeiterinnen und Betreiber*innen) an. Als ebenso bedeutend werden in der folgenden Interviewsequenz mit der Sozialarbeiterin Klara die den Körperpräsentationen der Fachkräfte zugrundeliegenden sozialen Mechanismen „an der Tür“ als relevantes *Zugangskriterium* zu den Lokalitäten angeführt:

Klara: Ja, ich glaube das ist auch wichtig, dass unsere Arbeit, unsere Begegnungen, unsere Einstellung eigentlich wertneutral ist, ((atmet ein)) und wenn so ich denke, diese Arbeit die ich oder wir machen, kann nicht jede oder jeder machen, weil wir äh die Frauen sind sehr gute Schauspielerinnen äh oder auch sehr gute Psychologinnen, wenn sie erkennen, dass ich etwas sage und das eigentlich nicht meine, dass ich etwas anderes meine, dann sind sie misstrauisch und schließen zu (I: mhm) sie müssen ja unter Psychologinnen sein, wenn sie so viele Menschen um sich haben, weil sie müssen ja auch wissen, wenn sie einen Freier an der Tür vor sich haben, äh: einzuschätzen, was könnte das für einer sein, was könnte er von ihnen haben wollen (I: mhm) so äh: auch wenn ich neu da komme, die schauen mich von oben nach unten, sie wollen mich gleich äh abchecken wer bin ich, bevor ich mich überhaupt vorgestellt hab ((lacht auf)). (Interview_Klara_I, Z. 997–1009)

Die Sozialarbeiterin Klara betont zunächst, dass in den Begegnungen mit den Sexarbeiterinnen eine „wertneutrale“ Einstellung wichtig sei. Sie verweist damit implizit auf eine aus ihrer Perspektive notwendige akzeptierende Grundhaltung gegenüber dem Sexdienstleistungsgewerbe und den beruflichen Lebensführungsweisen der Frauen. Die normative Prämisse der Wertneutralität, die von Klara nicht weiter ausgeführt wird, gilt es als professionelle Leitlinie in der alltäglichen Arbeit gegenüber den Frauen zu inszenieren und somit zu verkör-

pern. Über den sprachlichen Wechsel „wir äh die Frauen sind sehr gute Schauspielerinnen“ werden nicht nur die Sexarbeiterinnen von Klara als Schauspielerinnen wahrgenommen und positioniert. Auch nimmt Klara sich selbst *als Schauspielerin* wahr: Die Sozialarbeiterin als Schauspielerin verkörpere die Figur der „wertneutralen Sozialarbeiterin“, die sie an und mit ihrem Körper zum Ausdruck bringt. Der Akt der Verkörperung stellt hierbei für Klara eine Kompetenz dar, die ihre Arbeit als Sozialarbeiterin von anderen abgrenzt („wenn so ich denke, diese Arbeit die ich oder wir machen, kann nicht jede oder jeder machen“). Deutlich wird hierbei, dass die Sozialarbeiterinnen sozial darauf angewiesen sind, in ihrer Rolle als Fachkräfte von den Frauen – zumindest für die Flüchtigkeit des situativen Moments – akzeptiert zu werden. Auf einem alltags-theoretischen Verständnis basierend beschreibt Klara die Frauen als „sehr gute Psychologinnen“, die über eine gute Menschenkenntnis verfügen „müssen“, um die Menschen an der Tür einordnen und „einschätzen“ zu können. Einerseits werden die Frauen potentiell als vulnerabel und verletzungsoffen wahrgenommen, insbesondere im Erstkontakt mit einem Kunden („was könnte das für einer sein, was könnte er von ihnen haben wollen“). Andererseits werden die Frauen gegenüber ihr als Sozialarbeiterin als verletzungsmächtig und damit als Inhaberrinnen einer machtvolleren sozialen Position beschrieben. Denn die Frauen könnten den an der Tür täuschenden Körper der Sozialarbeiterin, der seine Rolle nicht kompetent inszeniert, entlarven, womit der Zugang potentiell scheitern würde („wenn sie erkennen, dass ich etwas sage und das eigentlich nicht meine, dass ich etwas anderes meine, dann sind sie misstrauisch und schließen zu“).

Hintergrund der Aussage von Klara, Schauspielerin zu sein, ist sodann die subjektive Erfahrung, während des flüchtigen Moments an der Tür von den Frauen „abgecheckt“ zu werden. Die Formulierung „abgecheckt werden“ beschreibt – wie auch bei Zoé – performativ einen Mechanismus sozialer Eingangskontrolle, der über soziale Blickverhältnisse funktioniert: Der Blick, der „von oben nach unten“ wandert, ist für Klara eine körperleibliche Erfahrung des Angeblicktwerdens, der ihre körperbezogene Inszenierungsarbeit betont und in dem sich situative Machtasymmetrien unter Frauen äußern. Bevor sie sich „überhaupt vorgestellt“ hat – also sprachlich markiert hat, in welcher Funktion sie vor der Tür steht –, muss sie dem taxierenden Blick als Mechanismus der sozialen Kontrolle standhalten. Dabei fallen das körperliche Erscheinungsbild und die „Persönlichkeit“ für Klara in eins: Im „ersten Moment“ *wird* Klara zur Rolle, die sie spielt. Über die Frage „Wer bin ich?“ wird damit einerseits die Inszenierungsleistung und andererseits eine Essentialisierung verhandelt, die der inszenierten Rolle der wertneutralen Sozialarbeiterin anhaftet und den Einsatz der ganzen Persönlichkeit verlangt. Es sind die von Klara beschriebene Form der Inszenierung und das praktische Wissen um die soziale Relevanz der Körperpräsentationen im Feld, die sie – in ihrem praktischen Vollzug – performativ zu derjenigen machen, die sie in dem Moment der aufsuchenden Sozialen

Arbeit *ist*. Sie *wird* zu einer Schauspielerin, die die Figur der „wertneutralen Sozialarbeiterin“ nicht nur in Szene setzt und verkörpert, sondern eben auch *ist*: eine Rolle, die ihr der situative Kontext abverlangt. Mit dieser Rolle kann Klara ihren Körper entsprechend in Szene setzen und sie kann an der Tür ein „Überraschungseffekt“ sein:

wenn ich dann so, ja vor der Türe steh, mit meiner Gesundheitstasche, ja dann (I: mhm) wenn, wie soll ich sagen [Name der Beratungsstelle] keine Kirche, keine Predigt, manchmal hört man es so wie mit Religion verbinden, und sie meinen jetzt will ich sie so wie umkehren, sie sollen diese Arbeit nicht machen, oder so, und wenn ich so spiele dann können sie es so interpretieren aber wenn ich so fröhlich und so hallo und ich bin ja dann vielleicht der Überraschungseffekt, dann aber trotzdem hören sie zu, okay komm rein und so, aber wenn ich dastehe und so sage ja ich bin von [Name der Beratungsstelle], Beratungsstelle für Frauen, nein, danke, ((immer leiser werdend und abwinkende Handbewegung machend)) (Interview_Klara_I, Z. 1053–1062)

Klara macht in dieser Sequenz deutlich, dass der Name der Institution wie auch die während der aufsuchenden Arbeit verwendeten Artefakte („Gesundheitstasche“) ihre inszenierte Rolle als „wertneutrale Sozialarbeiterin“ konterkarieren. Sie schreiben ihr nicht nur eine moralisierende Rolle zu, sondern können gar zum Scheitern des Zugangs führen. Die hier angeführten sozialen Zuschreibungen, denen sich Klara als Fremde und Repräsentantin einer Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe ausgesetzt sieht, erklären, warum die Körperpräsentation der Sozialarbeiterin und die damit einhergehende Inszenierungsleistung (d.h. die Inszenierung einer kohärenten Rolle) von sozialer Bedeutung für sie ist. Über den Körper, den sie hat, könne sie eine Glaubwürdigkeit als Sozialarbeiterin herstellen und daher überzeugend wirken. Was aus ihrer Perspektive hierfür wichtig ist, macht sie im weiteren Verlauf des Interviews deutlich:

I: Und was spielt denn da eine Rolle, wenn die Frauen sie abchecken? Also auch so Kleidung? Klara: Auch Kleidung, die Erscheinung soll schon eher gepflegt sein, weil die Frauen sind auch eher gepflegt so leg-, die meisten Frauen legen Wert drauf ((atmet ein)) ich denke vom Alter her ist es nicht so wichtig also klar auch nicht allzu jung [...] viele Frauen würden denken, ja was kann dieses Greenhorn schon mir erzählen wenn ich komme und sage, ich bin von [Name Beratungsstelle] und wir sind Beratungsstelle und es geht um Prävention Gesundheit, ich bin seit zehn Jahren im Sexgewerbe und das junge Ding da soll mir etwas jetzt erzählen von dem oder, zu alt auch die Oma, die wird sicher predigen oder, äh, also aber so jetzt denke ich, nicht 20-jährig, nicht 60-jährig aber, so dreißig ist gut (I: mhm, mhm) ja bis 60-jährige kann man schon auch, ähm, äh: auch mit sechzig Jahren kann man noch eine Jugend ausstrahlen, jugendliche Einstellung oder so sie schätzen es einfach oder, egal

ob ich Falten habe oder nicht, sie können mich alt oder jung einschätzen (I: mhm mhm) (Interview_Klara_I, Z. 1011–1047)

Auf explizite Nachfrage der Forscherin, ob die Bekleidung und damit das äußere Erscheinungsbild für Klara eine Bedeutung haben, wenn sie von den Frauen „abgecheckt“ wird, rekurriert Klara anders als Zoé nicht explizit auf einen Bekleidungscode. Gleichzeitig betont sie, dass körperbezogene Aspekte und die Körperpräsentation eine bedeutende Rolle spielen, indem sie formuliert, dass „die Erscheinung [...] schon eher gepflegt sein“ solle. Das Kriterium „gepflegt sein“ ergibt sich für Klara aus der Relation zu dem Körper der Sexarbeiterinnen und dem Arbeitsaufwand, den sie mit ihrem Körper leisten. Neben dem Kriterium „gepflegt sein“ wird die Kategorie Alter als relevantes Kriterium für die aufsuchende Soziale Arbeit eingeführt. Klara bezieht diese Kategorie sowohl auf das körperliche Erscheinungsbild eines alternden und jungen Körpers wie auch auf die mit Lebens- und Arbeitserfahrung verbundene Grundeinstellung der Akteure im Handlungsfeld Prostitution. Deutlich wird dies an der von Klara eingeführten Grenzziehung zwischen „Greenhorn“ und „Oma“, die metaphorisch für die unterschiedlichen Lebensalter stehen und, wie Klara erläutert, beide eine soziale Ablehnung durch die Sexarbeiter*innen erfahren. Das „Greenhorn“ signifiziert die Berufsanfängerin, der die Sexarbeiter*innen aufgrund von fehlendem kontextspezifischem Wissen mit Ablehnung begegnen würden („ich bin seit zehn Jahren im Sexgewerbe und das junge Ding da soll mir etwas jetzt erzählen von dem oder“). Das Alter „jung“ und die sprachliche Verwendung der Metapher „Greenhorn“ gehen mit der sozialen Zuschreibung des „Unerfarenseins“ einher, was sich in der abwertenden Aussage „das junge Ding“ manifestiert; wohingegen die „Oma“, die „sicher predigt“, die sexuelle Moralerziehung symbolisiert. Beide Figuren bzw. beide Verkörperungsmuster gilt es für Klara als professionell handelnde Sozialarbeiterin in diesem Handlungsfeld zu vermeiden, wenn sie als Sozialarbeiterin von den Frauen akzeptiert werden möchte, um dem institutionellen Auftrag der Kontaktaufnahme und der Gesundheitspräventionsarbeit nachzukommen. Zugleich besteht jenseits dieser sozialen Figuren für Klara die Möglichkeit, auch mit einem alternden Körper noch jugendlich auszusehen („egal ob ich Falten habe“; „mit 60 eine Jugend ausstrahlen“) und damit weder als „Greenhorn“ noch als „Oma“ adressiert zu werden. Dabei geht es jedoch nicht nur darum, jugendlich auszusehen, sondern vor allem darum, die Kategorie des Jugendlichseins zu inszenieren und mit Haut und Haaren zu verkörpern. Im Jugendlichsein, so ließe sich deuten, verbirgt sich die für Klara relevante sozialpädagogische Haltung der Wertneutralität gegenüber den Sexarbeiterinnen bei gleichzeitiger Berufserfahrung im Umgang mit dem Sexdienstleistungsgewerbe. Neben der Kategorie Alter führt Klara sodann die Kategorie Hygiene ein, indem sie eine Grenze zwischen einem ungepflegten und gepflegten Aussehen zieht:

und da denke ich so, wenn ich irgendwie ungepflegt komme ((lacht auf)) sie wollen auch sie mögen auch nicht ungepflegte Freier, weil sie selber als Frauen Wert auf gepflegtes Aussehen legen, dann, das ist so wie sie verkörpern, sie haben es so verinnerlicht, so dass eine Person, eine Frau die so schlampig vorkommt, dann auch ((leise)) und die soll mir jetzt etwas über Hygiene erzählen? ((lacht auf)) (I: mhm, ja das ist interessant) (Interview_Klara_I, Z. 130–1034)

Als mögliche Begründung dafür, warum ein ungepflegtes Erscheinungsbild für die soziale Interaktion mit den Sexarbeiterinnen situationsunangemessen ist, rekurriert Klara auf den Körper als das Feld relational strukturierende Kategorie, und zwar nach Maßgabe von Hygienevorstellungen und Praktiken des Sich-Pflegens. Vor dem Hintergrund, dass die Sexarbeiterinnen Wert auf „gepflegte Freier“ legen und dem körperlichen Erscheinungsbild der Frauen besondere Aufmerksamkeit zuteilwird, gilt die Norm eines gepflegten Erscheinungsbildes auch für die Sozialarbeiterinnen. Ein ungepflegtes Auftreten ließe sich als erster Hinweis auf eine potentielle Entprofessionalisierung des Körpers der Fachkraft lesen, und dies würde das symbolische Kapital (vgl. Bourdieu 2005) im Hinblick auf den Zugang zu den Adressatinnen als auch im Hinblick auf die spätere Arbeitsbeziehung verringern. Diese Lesart spitzt sich in der Bezugnahme auf Vorstellungen von „Schlampigkeit“ insofern zu, als sie mit soziokulturellen und klassenspezifischen Vorstellungen des Unhygienischen und Ungepflegten korrespondiert. Ungepflegtes Auftreten könnte „entgegen einer mittelschichtsspezifischen Kleidervorschrift eher als eine mit einem niedrigeren sozialen Status assoziierte Körperpräsentation gedeutet werden“ (Terhart 2014, S. 346) – eine Verknüpfung, die Klara allerdings nicht vornimmt. Die Zielrichtung ihrer Darstellung ist eine andere: Nur wenn die Sozialarbeiterin gepflegt und nicht „schlampig“ aussehe und somit die gleiche Körperarbeit wie die Sexarbeiterinnen leiste, sei sie legitimiert, mit den Frauen über Hygiene zu sprechen. Über sexuelle Gesundheitsprävention und Hygienepraktiken am Arbeitsplatz der Sexarbeiterinnen lasse sich nur dann sprechen, wenn der körperleibliche Ausdruck und damit die körperbezogene Darstellung der Sozialarbeiterin eine Einheit ergeben und sie den institutionellen Auftrag verkörpern (vgl. Kap. 4.1.3). Über soziokulturelle Deutungen eines gepflegten Aussehens erfolgt somit eine performative Herstellung von Professionalität, die die Sozialarbeiterinnen erst dazu legitimiere, Fragen der Hygiene im Gespräch mit den Frauen zu thematisieren. Wird der Körper hier zur Bedingung sozialer Wertschätzung und Professionalisierung, beschreibt Klara im weiteren Verlauf, wie sie selbst ihren Körper für die aufsuchende Soziale Arbeit inszeniert:

also ich muss nicht Disco, ich schminke mich nicht groß oder so, aber einigermaßen ((leise)) gepflegtes Aussehen ist schon, also ((atmet ein)) wenn ich nur im Büro bin dann ist es nicht, so gepflegt wie wenn ich in die Aufsuche komme, dann habe ich si-

cher schön geföhnte Haare und ((lacht auf)) so, ja, aber nicht ich soll auch nicht schöner aussehen als sie, gepflegter als sie, weil es da- dann könnten sie mich auch als Konkurrentin anschauen (Interview_Klara_I, Z. 1035–1041)

Während für einen Besuch in einer „Disco“ die Praktik des Sich-Schminkens als situationsangemessen erscheint, symbolisiert das „schön geföhnte Haar“ nach außen hin ein gepflegtes Aussehen und ist für die Situation des Besuchs in der Arbeitsumgebung der Frauen angemessen. Hierbei wird die Praktik des Sich-schön-Machens für die aufsuchende Soziale Arbeit von der alltäglichen Arbeit in den organisationseigenen Räumen abgegrenzt. Die Praktik des Sich-schön-Föhns scheint für Klara ein praktiziertes Übergangsritual zu sein, um die Rolle der aufsuchenden Sozialarbeiterin zu verkörpern und Zugang zu den Frauen zu erhalten. Inwiefern dabei über den Körper der Sozialarbeiterinnen und der Sexarbeiterinnen soziale Machtverhältnisse ausgehandelt werden, wird mit dem Verweis darauf deutlich, dass die Sozialarbeiterinnen nicht „schöner aussehen“ und „gepflegter“ sein dürfen als die Sexarbeiterinnen, da sie sonst als „Konkurrentin“ wahrgenommen werden könnten. Das Moment der Konkurrenz deutet darauf hin, dass die Sozialarbeiterinnen während ihrer körperlichen Anwesenheit nicht nur ihre soziale Rolle als Fachkraft erfüllen, sondern auch als Frau wahrgenommen werden. Qua Geschlecht seien die Fachkräfte für die sexuell arbeitenden Frauen weniger „solidarische Schicksalsgenossinnen“ (Degele 2004, S. 132) als vielmehr eine Gefahr für deren Lohnarbeit. Die Sozialarbeiterinnen dürfen daher aus Klaras Perspektive die Sexarbeiterinnen in ihrem körperlichen Erscheinungsbild nicht übertrumpfen – was Zoé umschreibt, indem sie „kurz, durchsichtig, Glitzer“ als „No-Go“ bezeichnet –, um nicht selbst durch den männlichen Blick, der dem Feld inhärent ist, als Objekt der sexuellen Begierde adressiert zu werden. Die imaginierten männlichen Attraktivitätserwartungen gilt es auf Seiten der Sozialarbeiterinnen gerade nicht zu bedienen, und in der Bekleidungspraktik von Jeans und Blazer sowie der Praktik des Sich-schön-Föhns materialisiert sich diese Vermeidung. Nur eine gelungene und glaubwürdige Verkörperung der Rolle als Sozialarbeiterin, die sich auf der Grenze von sozialen Bekleidungsnormen und Schönheitsidealen in Bezug auf Weiblichkeitsvorstellungen wie auch in Bezug auf Professionalität bewegt, ermöglicht aus Perspektive der Sozialarbeiterinnen den Zugang zu den Adressatinnen und stellt ihn im besten Fall sicher.

5.4 Zwischenfazit: Die Inszenierung des Körpers der Sozialarbeiterinnen als Zugangs- und Übergangsritual

Zu Beginn des Kapitels wurde die Frage aufgeworfen, welche Bedeutung der körperlichen Präsentation und den damit verbundenen Bekleidungspraktiken für die soziale Interaktion im Allgemeinen und den Zugang zu den Adressatinnen im Besonderen aus Perspektive der Sozialarbeiterinnen zugesprochen wird. Zusammenfassend lässt sich – *erstens* – formulieren, dass Bekleidungspraktiken der Sozialarbeiterinnen als ein Übergangsritual den Besuchen in der Arbeitsumgebung vorgelagert sind und sich als eine Umgangsweise mit dem Rollenwechsel von der in den organisationseigenen Räumen agierenden Sozialarbeiterin hin zu der im Prostitutionsfeld agierenden aufsuchenden Sozialarbeiterin interpretieren lassen (vgl. Kap. 6.3.3). In den feldspezifischen Umgangsweisen mit Bekleidungspraktiken erfolgt ein „Praktisch-Werden-des Körpers“, wie es Gabriele Klein (2005, S. 75) im Anschluss an Pierre Bourdieu formuliert. Denn über den Rekurs auf Bekleidungs-codes und Schönheitsideale, die als soziale Körperordnungen für die Sozialarbeiterinnen in ihrer alltäglichen Arbeit wirksam werden, wird der Körper – *zweitens* – zu einer sozialen Bedingung für das professionelle Selbstverständnis und den Zugang (vgl. Kap. 5.2). Den Körper, den die Sozialarbeiterinnen haben, gilt es entlang der Kategorien Schönheit, Jugendlichkeit und Professionalität als symbolisches Kapital für die aufsuchende Soziale Arbeit einzusetzen (vgl. Bourdieu 2005; Degele 2004; Löw/Ruhne 2011, S. 166⁷¹). Gegenüber den diskursiv vermittelten Bildern von Prostituierten, durch die deren Bekleidung als „unzüchtig“ und ihr Körper als ungepflegt konstruiert wird (vgl. Langer 2008), lassen sich in den erzählten Praktiken der Sozialarbeiterinnen Gegendeutungen rekonstruieren. Die Inszenierung, die die Sexarbeiterinnen mit ihrem Körper leisten, wird als eine *Arbeitsleistung* betrachtet, die auch für die Sozialarbeiterinnen maßgeblich sei, so dass diese eine soziale Anpassungsleistung in Bezug auf die zu leistende Arbeit mit dem Körper vollziehen. Dabei lassen sich die rekonstruierten Kriterien wie Pflege und Hygiene in Bezug auf das professionelle Erscheinungsbild der Sexarbeiterinnen als Hinweis darauf deuten, dass auf der Ebene der erzählten Praktiken der Sozialarbeiterinnen Gegendeutungen gegen die „Unreinheitszuweisungen“ (Löw/

71 Inwiefern die Sexarbeiterinnen unter Einsatz von „Mitteln, die für Frauen naheliegend sind“ (Löw/Ruhne 2011, S. 166) symbolisches Kapital aus ihrem körperlichen Erscheinungsbild ziehen und dabei im „Besitz der Kontrolle über ihren Körper und ihre Räume“ sind, machen Löw und Ruhne in ihrer Studie zu Prostitution im Frankfurter Bahnhofsviertel deutlich. Aufgezeigt wird hierbei auch, wie der Blick der Frauen sich auf die potentielle Unreinheit des Körpers der Kunden richtet und dieser – in Form von Waschungen – zum Gegenstand eines Übergangsritual vom Alltag in die sexuelle Intiminteraktion wird (ebd., S. 167).

Ruhne 2011, S. 166) an das Feld Prostitution zur Geltung gebracht werden (vgl. Kap. 5.3).

Inwiefern unter Rückgriff auf normative und kulturelle Zuschreibungen an Bekleidungspraktiken sowohl Weiblichkeitsvorstellungen als auch Professionalitätsvorstellungen verhandelt werden, die mit feldspezifischen Adressierungs- und Positionierungsweisen der Akteure einhergehen, machen die Resonanzen des Forschungsfeldes in Bezug auf den bekleideten Körper der Ethnographin sowie ihre subjektiv artikulierten Grenzerfahrungen der Nicht-Zugehörigkeit deutlich (vgl. Kap. 5.2). Warum den Praktiken des Sich-Kleidens und des Sich-schön-Machens eine solche Bedeutung in dem Handlungsfeld zugesprochen wird, wird vor dem Hintergrund der Praxisform des Zugangs als einer alltäglichen, wiederkehrenden Praktik der aufsuchenden Sozialen Arbeit verständlich.

Für den „erfolgreichen“ Zugang zu den Adressat*innen und die Umsetzung des institutionellen Auftrags der sexuellen Gesundheitsprävention wird die Körperpräsentation der Sozialarbeiterinnen in Relation zu der Körperpräsentation der Sexarbeiterinnen als relevantes Kriterium angeführt. Insofern sie außerhalb der organisationseigenen Räume agieren, müssen sie sich aufgrund fehlender Raumsouveränität (vgl. Kap. 7) an die sozialen (Schönheits-)Regeln des Feldes – also an den Körper der Anderen – anpassen und gleichzeitig von einer zu körperbetonten Inszenierung abgrenzen. Über den performativen Prozess des Sich-Kleidens und Sich-schön-Machens erfolgt eine Inszenierung als professionelle und in dem Feld kompetent handelnde Fachkraft. Dieser Prozess vollzieht sich mittels körperbezogener Handlungen, die als körperliches Übergangsritual den Besuchen in der Arbeitsumgebung temporär vorgelagert sind und als Bearbeitung von Unsicherheitsmomenten interpretiert werden können, die in den Übergangssituationen von draußen nach drinnen für die sozialen Akteure entstehen. Die Bekleidung lässt sich analytisch nicht nur als eine „Körperhülle“ und damit als vestimentäre Körperpräsentation rekonstruieren: Sie umhüllt nicht nur den Körper, den die Sozialarbeiterinnen *haben*; sie repräsentiert vielmehr auch den Körper, der die Sozialarbeiterinnen mit ihrem ganzen Leib *sind* (vgl. Plessner 1982; Goffman 2009, S. 67; Hubrich 2013).

Während sich die Praktiken des Sich-Kleidens und Sich-schön-Machens als relevantes Kriterium für die Akzeptanz durch die Sexarbeiterinnen rekonstruieren lassen, verweisen sie zugleich auf soziale Blickverhältnisse, die den Akzeptanzverhältnissen inhärent sind und sich als subjektive Erfahrungen des „Angesichts-Werdens“ (Burghard/Magyar-Haas/Mörgen 2014, S. 116) rekonstruieren lassen. Der gegenseitigen Sichtbarkeit und Beobachtbarkeit, die sich in dem rekonstruierten „Abgechecktwerden“ der Sozialarbeiterinnen an der Tür materialisiert, liegt das paradoxe Verhältnis von Subjektivierung und Objektivierung zugrunde, welches Jean-Paul Sartre (2012, S. 457–538) in seiner phänomenologischen Ontologie darlegt. Mit Sartre argumentiert, wäre die Sozialarbeiterin „über den bestätigenden, anerkennenden *Blick*“ (ebd., S. 344, Herv. i. O.) der

Anderen, nämlich hier der Sexarbeiterinnen, als Sozialarbeiterin für sich erfahr- und erkennbar. Das heißt, der Blick der Anderen ist einerseits konstitutiv für das Selbst. Andererseits vermag der Blick insofern zu objektivieren, als ihm eine Kontrollfunktion innewohnt, die den Sozialarbeiterinnen den Zugang ermöglicht oder verunmöglicht.⁷²

Neben den sozialen Blickverhältnissen, die den Körper der Sozialarbeiterinnen als auch den Körper der Ethnographin auf spezifische Weise adressieren, lassen sich die Praktiken des Sich-schön-Machens mit Nina Degele (2004, S. 141) als „berufs(rollen)konformes Verhalten“ interpretieren und damit als „ein Werkzeug der Macht“ (ebd.): Denn „ein solch instrumentelles Schönheits-handeln ist erfolgreich, wenn es gelingt, sich mit den Erwartungen der jeweiligen Kontexte entsprechend ‚kompatibel zu machen‘. Die Arbeitswelt ist dann ein Kampfplatz und um sich zu behaupten, ist die Inszenierung des eigenen Auftretens ein Mittel wie jedes andere auch“ (ebd.). Werden Praktiken des Sich-schön-Machens und feldspezifische Praktiken des Sich-Kleidens als Werkzeuge der Macht verstanden, so sind die Sozialarbeiterinnen zwar den Blicken der Frauen an der Tür ausgesetzt, sie verfügen aber zugleich über ein Wissen, wie Bekleidung und Körperpflege als symbolisches Kapital für den Zugang eingesetzt werden kann. Den feldspezifischen und damit beruflichen Erwartungen an das Schönheitshandeln begegnen die Sozialarbeiterinnen hierbei mit einem strategischen Handeln, das bis zu einer inszenierten „Verfügbarmachung der Persönlichkeit“ (ebd., S. 142) reicht. Dabei agieren jene Praktiken mit Nina Degele „als eine Sprache, die Zugehörigkeit zu der einen und Abgrenzung von einer anderen Gruppe signalisiert“ (ebd.) und sich gleichzeitig auf der Grenze zwischen zwei sozialen Welten (Strauss 1978a) – der aufsuchenden Sozialen Arbeit und des Sexdienstleistungsgewerbes – bewegt. So betrachtet fungieren Bekleidungspraktiken aber nicht nur als ein Übergangsritual, sondern lassen sich mit dem analytischen Konzept der Grenzobjekte nach Star und Griesemer (1989) als ein Grenzobjekt verstehen, in dem sich die Praktiken verschiedener sozialer Welten überschneiden und zu Aushandlungs- und Verständigungsprozessen zwischen den Sozialarbeiterinnen und den Sexarbeiterinnen beitragen (vgl. hierfür auch Kap. 6; Kap. 7; Kap. 8). Einerseits lassen sich vergeschlechtlichte Praktiken des Sich-schön-Machens in Bezug auf die Sexarbeiterinnen rekonstruieren. Andererseits lassen sich Abgrenzungstatiken aufzeigen: Das Artefakt Rock wird als Arbeitskleidung abgelehnt und eher ein schlichtes Auftreten (normal, lässig, frühlingshaft) präferiert, das die Weiblichkeit nicht betone. Dahinter steht die Auffassung einer „männlichen Professionalität“ (Degele 2004,

72 Inwiefern der Blick der Anderen für das Selbst nicht nur ein anerkennender und/oder bestätigender Blick ist, sondern auch das Selbst zu beschämen und zu verobjektivieren vermag, legt Veronika Magyar-Haas (2014) mit Bezug auf die offene Kinder- und Jugendarbeit dar.

S. 147), die sich in der Rede vom „Businesslook“ manifestiert. Hose und Blazer – als männlich codierte Kleidungsstücke – agieren als Professionalität symbolisierendes Artefakt und sind, wie aufgezeigt, ein Vehikel für die Einforderung von Respekt den Sozialarbeiterinnen gegenüber. Im Feld lassen sich also Strategien rekonstruieren, mit denen eine spezifische Werthaltung (Wertneutralität) über Praktiken des Sich-Kleidens und des Sich-schön-Machens sowie die Inszenierung als Schauspieler*in verkörpert wird. Die Anforderung, Schauspieler*in zu sein, sowie die damit einhergehende Darstellung einer „wertneutralen Sozialarbeiterin“ lässt sich mit Löw und Ruhne (2011, S. 185) als ein „Kampf um Glaubwürdigkeit“ interpretieren. Eingebunden in den spezifischen Kontext der Prostitution, der oftmals davon geprägt sei, „die Wahrheit zu überprüfen“ (ebd., S. 179), müssen sowohl die Sexarbeiter*innen (gegenüber den Kunden) als auch die Sozialarbeiter*innen (gegenüber den Sexarbeiterinnen) wie Schauspieler*innen ihren Körper einsetzen und eine glaubwürdige Rolle inszenieren. Ein Unterschied zu Schauspieler*innen bestehe allerdings darin, so Löw und Ruhne, dass die Sexarbeiter*innen „nicht aus ihrer inszenierten Rolle fallen“ (ebd., S. 185) dürfen, wodurch „Inszenierungsdruck und Inszenierungsleistung“ bei ihnen lägen. Übertragen auf den Körper der Sozialarbeiter*innen bedeutet dies, dass diese im situativen Moment des Überschreitens der Türschwelle den Inszenierungsdruck und die Inszenierungsleistung ebenfalls erbringen müssen. Inwiefern es sich hierbei um ein „erlernbares Regelwerk“ handelt, wie es Löw und Ruhne (ebd., S. 187) formulieren, und inwiefern die Regelbefolgung mit einem praktischen Sinn für die (Un-)Angemessenheit der Inszenierung einhergeht, lässt sich mit Blick auf die Ethnographin ausführen und mit Pierre Bourdieu (1998) und Andreas Reckwitz (2003) theoretisch fassen.

Die von der Ethnographin gemachten Erfahrungen der Nicht-Zugehörigkeit, die zu Beginn des Kapitels rekonstruiert wurden, verweisen darauf, dass ein Wissen darüber, was in den jeweiligen Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit als angemessene oder nicht-angemessene Bekleidung gilt, weniger über rational-kognitive Prozesse erworben wird als vielmehr über feldspezifische Beobachtungen, körperleibliche Erfahrungen und über gespürte Effekte sozialer Nicht-Zugehörigkeit und Abweichung. Insofern im weiteren Verlauf der Forschung solche Fremdheitserfahrungen als Grenzerfahrungen in Bezug auf die ganz eigenen Bekleidungspraktiken der Forscherin nicht mehr in dem Maße wahrgenommen und protokolliert wurden, lässt sich dies mit Pierre Bourdieu (1998, S. 41) als „Praxissinn“ verstehen, der sich durch „die Wahrnehmung der Situation und die darauf abgestimmten Reaktionen leiten“ lässt. Genau genommen erwirbt die Forscherin einen flexiblen, sich immer wieder neu entwickelnden Habitus, der jener Praxissinn ist und „der einem sagt, was in einer bestimmten Situation zu tun ist“ (ebd., S. 42). Entsprechend verweisen die körperleiblich gemachten Erfahrungen der Forscherin auf einen körperleiblich vollzogenen Akt erworbenen Wissens und der Einübung sozial relevanter Sinn-

strukturen für das Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Handlungsfeld Prostitution. Dass die Fachkräfte keine explizite Erklärung dafür geben können, welche Bekleidung und welcher Grad an Sich-schön-Machen situationsangemessen für die Aufsuchende ist oder nicht, deutet darauf hin, dass es sich um ein praktisches „Gespür für das Spiel“ (ebd.)⁷³ handelt, das als verinnerlichtes Wissen mit einem praktischen Verstehen der Situation einhergeht. Jener „Sinn für das Spiel“ (ebd., S. 168), mit dem sich die Praxisform des Zugangs beschreiben ließe, verweist mit Bourdieu darauf, dass den Praktiken der Sozialarbeiterinnen erworbene Dispositionen zugrunde liegen, die jedoch nicht auf dem Prinzip der Intentionalität beruhen; vielmehr verbindet sich mit ihnen ein Sinn für die eigene soziale Stellung während der Praxis des Zugangs. Die hier rekonstruierten Praktiken des Sich-Kleidens und des Sich-schön-Machens lassen sich dann als eine „wissensbasierte Tätigkeit“ (Reckwitz 2003, S. 292) verstehen, „in der ein praktisches Wissen, ein Können im Sinne eines ‚know how‘ und eines praktischen Verstehens zum Einsatz kommt“ (ebd.). Dieses praktische Wissen ist praxistheoretisch weder als Bestandteil noch als Eigenschaft von Personen zu verstehen, sondern „immer nur in Zuordnung zu einer Praktik“ (ebd., S. 292) zu rekonstruieren. Entsprechend kommt in der Praxisform des Zugangs ein Wissen über Bekleidungs-codes zum Einsatz, mit dem sich die Sozialarbeiterinnen „eine entsprechende ‚Sinnwelt‘ schaffen, in [der; RM] Gegenstände und Personen eine implizit gewusste Bedeutung besitzen, und mit denen sie umgehen, um routinemäßig angemessen zu handeln“ (ebd., S. 292). Mithin wird der Körper der Sozialarbeiter*innen als bekleideter und sich inszenierender Körper insofern praktisch, als der gelungenen Performanz des aufsuchenden Körpers eine soziale Funktion für den Zugang und die damit verbundene Kontaktaufnahme und das In-Beziehung-Treten mit den Sexarbeiterinnen zugesprochen werden kann. Hierbei schließt das Gespür für das Spiel des Zugangs auch einen „Sinn für Grenzen“ (Bourdieu 1985, S. 18) der jeweiligen Bekleidungspraktiken ein.

73 Bourdieu (1998) hält entsprechend fest: „Der Spieler, der die Regel eines Spiels zutiefst verinnerlicht hat, tut was er muß, zu dem Zeitpunkt, zu dem er muß, ohne sich das, was zu tun ist, explizit als Zweck setzen zu müssen. Er braucht nicht bewußt zu wissen, was er tut, um was zu tun, und er braucht sich (außer in kritischen Situationen) erst nicht explizit die Frage zu stellen, ob er explizit weiß, was die anderen im Gegenzug tun werden [...]“ (ebd., S. 158).

Kapitel 6

Der Situationskontext: Sexdienstleistungsorte und die Konstitution von Schwellenräumen

Das Feld der Prostitution lässt sich trotz weitgehender Legalisierung und medial-öffentlichem Interesse als eine „Grauzone des Sozialen“ (Ruhne 2008, S. 72) charakterisieren. Prostitution ist ein tabuisierter, weitgehend unbekannter und somit „fremder Gesellschaftsbereich“ (ebd., S. 73), der sich nicht nur der öffentlichen Wahrnehmung entzieht, sondern auch „unbestritten als soziales Problem wahrgenommen wird“ (ebd.). Das prostitutive Geschehen und damit die Orte der Prostitution stellen „altbekannte und höchst ambivalente Einrichtungen“ (Ziemann 2017, S. 7) dar, die „zwar teilweise Neugierde, überwiegend aber Ängste, Ablehnung und Kontrollbedürfnisse“ (Ruhne 2008, S. 73) wecken. Die Welt der Prostitution ist für „solide“ (ebd., S. 72) Bürger*innen verschlossen. Ihre Wahrnehmung von Prostitution und ihr Wissen über Prostitution speisen sich häufig aus einer medialen Aufbereitung von Prostitution als soziales Problem. Wenngleich Prostitutionsorte als lokalisierbare Adressen sexueller Dienstleistung für „solide“ Bürger*innen von außen als solche erkennbar sind, ist für sie zugleich nicht einsehbar, „was hinter ihren Mauern vor sich geht“ (Ziemann 2017, S. 7). Hinter diese Mauern sehen feldbezogene Beratungsstellen, die einem sozialpädagogischen Auftrag zur Bearbeitung des sozialen Problems Prostitution bzw. sozialer Problemlagen im Kontext der Prostitution folgen. Die Orte des Sexdienstleistungsgewerbes, die im Rahmen des vorliegenden Forschungsprojekts nicht nur von den Sozialarbeiterinnen, sondern auch von der Ethnologin betreten wurden, stellen mithin nicht nur den Handlungskontext, sondern auch eine Möglichkeitsbedingung für die situativen und situierten Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit dar. Bevor der Blick auf die Praktiken der Kontaktaufnahme der Sozialarbeiterinnen zu den Sexarbeiterinnen gerichtet wird (Kap. 7), ist es aufgrund der Spezifik der vorliegenden Ethnographie notwendig, die Prostitutionsorte zu beschreiben und zu analysieren: An welchen Orten agieren Sozialarbeiterinnen im Feld der Prostitution? Was erlebt die Ethnologin beim Betreten von Kontaktbars, Terminwohnungen oder Erotik-Clubs und wie nimmt sie diese wahr? Was ereignet sich in diesen Räumen und was machen die Sexarbeiterinnen mit diesen Räumen? Diese Fragen evozieren eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Schwelle. So notierte die Ethnologin nach ihrem ersten Feldaufenthalt:

Es ist eine befremdliche Welt – total fremd ist sie mir. Inmitten des Dorfes, in Familienquartieren sind in ‚normalen‘ Häusern hinter den Türen versteckte Wellness-oasen. Von außen nicht erkennbar – Unsichtbarkeit. Wie soll ich mir diese Welt vertraut machen, in der ich mich so fremd fühle. (Feldnotizen_Klara_I)

Die affektiven Beschreibungen der Ethnographin während des ersten Feldaufenthaltes verweisen sehr deutlich auf eine radikale Fremdheitserfahrung beim Betreten von Prostitutionsorten. Für die Ethnographin ist es „eine befremdliche Welt“, die einen unvertrauten Bereich in einem vertrauten Bereich („normale Häuser“) eröffnet. Da die Ethnographin im weiteren Verlauf ihres Forschungsaufenthaltes solch radikale Fremdheitserfahrungen des Außerordentlichen (Bollig/Neumann 2011) nicht erneut thematisiert, kann davon ausgegangen werden, dass diese Orte beim erstmaligen Betreten spezifische Fremdheitserfahrungen produzieren (vgl. Löw/Ruhne 2011, S. 140f.) und sodann Normalisierungstaktiken unterliegen, durch die sich die Ethnographin „diese Welt vertraut“ (Feldtagebuch_Klara_I) macht. Mit Bernhard Waldenfels (2008, S. 291) lassen sich diese von der Ethnographin erlebten und oben beschriebenen Fremdheitserfahrungen als „Schwellenaffekte“ verstehen, mit denen sie auf „unbekanntes Terrain“ (Ziemann 2017, S. 125) reagiert. Insofern begleiten Schwellenaffekte den Übergang von einem Ort zu einem anderen, von draußen nach drinnen, von einem unbekanntem zu einem bekannten Ort. Die ersten feldspezifischen Erfahrungen der Ethnographin stellen den Ausgangspunkt für eine empirische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Schwelle dar.

Architekturtheoretisch betrachtet, konstituieren Schwellen den Übergang zwischen verschiedenen Raumwelten und organisieren Zugänge wie das Übertreten von draußen nach drinnen (vgl. Stalder 2009; Boettger 2014). Auf der einen Seite markiert die Schwelle – wie die Türschwelle – einen Ort, „an dem die Grenze zwischen innen und außen, privat und öffentlich, rein und unrein, warm und kalt, heimlich und unheimlich fixiert“ (Stalder 2009, S. 24) wird. Auf der anderen Seite stellt die Schwelle einen Ort dar, an dem diese Grenzen übertreten und überschritten werden können. Diese doppelte und widersprüchliche Bedeutung der Schwelle wird auch in sozial-phänomenologischer Betrachtungsweise hervorgehoben: Arnold van Gennep (2005) umschreibt in *Les Rites de passage* die Schwelle als Grenzlinie und zugleich als Verbindungsraum; Bernhard Waldenfels (2015, S. 229) hebt hervor, dass „Schwellen etwas Ambivalentes haben, sie können verlocken und abschrecken. Sie sind wie Stolpersteine, die uns zwar aus dem Tritt bringen, die jedoch ungeahnte, fremdartige Erfahrungen wachrufen können.“ Aus dieser Perspektive wird in diesem Kapitel vermieden, die mit der Stigmatisierung des Feldes verbundenen Erwartungen prostitutionsspezifischer Gefahren und Unsicherheiten hervorzuheben (vgl. Löw/Ruhne 2011, S. 116). Im Folgenden wird stattdessen aus empirischem Interesse an dem Phänomen Schwelle in den Blick genommen, wie sich an Prosti-

tutionsorten Schwellenräume konstituieren, die mit ambivalenten Schwellenerfahrungen einhergehen. Waldenfels (2015) macht darauf aufmerksam, dass das Phänomen der Schwelle nicht ohne Einbezug des Fremden zu denken ist. Die Schwelle nimmt dabei unter verschiedenen Aspekten einen Charakter an, der zwischen Ordentlichem und Außerordentlichem changiert; als „zweilichtige Grauzone der Unbestimmtheit“; als Übergang zwischen Drinnen und Draußen; als Zwischeninstanz zwischen Menschen und Kulturen; in der Form von Sinnesschwellen, die überraschende Erfahrungen wachrufen, oder „als eine spezifische Form liminaler Fremdheit, die unterhalb der Ordnungsschwellen im Abgründigen und Chaotischen ihre Wirkung entfaltet“ (ebd., S. 210). Das Motiv der Schwelle dient hierbei dazu, ein Ordnungsdenken zu untergraben, das sich „an einem normativen Entweder-Oder orientiert“ (ebd.) – einem Entweder-Oder von Drinnen und Draußen, von dazugehörig und ausgeschlossen oder von erwünscht und unerwünscht. Im Anschluss an raumtheoretische Überlegungen, wie sie unter anderem von Martina Löw (2001, S. 224f.) entwickelt wurden, wird von einem relationalen Raumbegriff ausgegangen, der für die Konstitution von Räumen körperleibliche Wahrnehmungs-, Handlungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse relevant setzt. Eine solche Perspektivierung ermöglicht es, die Bedeutung von materiellen Raumordnungen, der Anordnung von Körpern und Artefakten in einem Raum sowie der jeweiligen (d. h. situativen) Praktiken *mit* dem Raum für die Konstitution von Schwellenräumen in den Blick zu nehmen.

Zentrale Grundlage für die in diesem Kapitel zu verfolgenden Fragen stellen die auf ethnographischem Feldwissen und teilnehmenden Beobachtungen basierenden Orts- und Raumbeschreibungen dar. Die Analyse dieser Forschungsdaten liefert Erkenntnisse zu den unterschiedlichen Formen wie auch Logiken von Prostitution, die als Rahmung und Möglichkeitsbedingung der sozialen Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit betrachtet werden. Das Kapitel ist wie folgt aufgebaut: In einem ersten Schritt werden im Sinne einer Orts- und Organisationsanalyse die jeweiligen Prostitutionsorte, die von der Ethnographin mit den Sozialarbeiterinnen betreten wurden, beschrieben, wobei auf deren sozialräumliche wie auch materielle Bedingungen fokussiert wird (Kap. 6.1). Daran anschließend bilden Formen von materiellen Eintrittsschwellen in das Innere der jeweiligen Orte des Sexdienstleistungsgewerbes den thematischen Orientierungspunkt der Analyse (Kap. 6.2). In einem dritten Schritt werden die konstituierenden Bedingungen des Innenraums der sexuellen Dienstleistungsorte in den Blick genommen und es wird rekonstruiert, wie sich in und mit den Räumen Schwellenräume konstituieren (Kap. 6.3).

6.1 Die (Un-)Sichtbarkeit des Sexdienstleistungsgewerbes: Terminwohnungen und Kontaktbars als Formen der Prostitution

Frühere ethnographische Studien im Feld der Prostitution widmeten sich beispielsweise dem Frankfurter Bahnhofsviertel (vgl. Langer 2003; Löw/Ruhne 2011), in dem neben Großbordellen, Stripclubs und anderen Einrichtungen eine Konzentration der „Straßen-Sexarbeit“ (Probst 2015, S. 24) vorzufinden ist. Im Unterschied hierzu gibt es in dem Schweizer Kanton, in dem die vorliegenden Daten erhoben wurden, kein ausgeprägtes Angebot an Straßen-Sexarbeit. Alle ethnographierten Orte lassen sich als „Indoor-Sexarbeit“ (Weitzer 2009) charakterisieren, die sich über den ganzen Kanton verteilen.⁷⁴ Gemeint sind damit Formen der Wohnungs- und Appartementprostitution – auch als Terminwohnungen bezeichnet –, Sauna-Clubs, Bordelle und Kontaktbars. Für die Entwicklung der Verlagerung von der Straßen-Sexarbeit in Indoor-Räume schlagen Löw und Ruhne (2011, S. 71 f.) den Begriff der „Verhäuslichung“ vor, der die „Strategie der Vertreibung aus dem öffentlichen Raum bei gleichzeitiger ‚Domestizierung‘“ des Sexdienstleistungsgewerbes fasst. Im Anschluss an Zinnecker (1990, S. 144) argumentieren die Autorinnen, dass Verhäuslichung ein Prozess sei, „bei dem der Hör-, Seh- und Geruchskontakt zwischen Innen und Außen unterbrochen wird“ (Löw/Ruhne 2011, S. 86), und zwar mit dem Ziel, bestimmte Tätigkeiten in geschlossene Räume zu verlagern, „um sie besser kontrollieren zu können“ (ebd.). Die Autorinnen kommen mithin zu dem Fazit, dass „die Erwartung an eine verhäuslichte Sexarbeit berechtigterweise eine größere Kontrolle des Geschehens bei gleichzeitiger Verantwortungsverlagerung an die Bordellbetreiber/-innen“ (ebd., S. 87) sei. Beschrieben wird mit dem Begriff also ein räumlich-sozialer Wandel der Prostitution, der mit einem sukzessiven Verschwinden der Sexarbeiter*innen aus dem öffentlichen Straßenbild infolge der zunehmenden Organisation des Gewerbes in geschlossenen Häusern einhergeht. Gleichzeitig stellen Wohnungs- und Appartementprostitution, Kontaktbars und Erotik-Clubs als spezifische Formen der Prostitution eine Ausdifferenzierung der Dienstleistungsorte dar, die jeweils komplexe räumliche Arrangements erkennen lassen (ebd., S. 190). Hierbei macht insbesondere Ahlemeyer (1996, S. 79) auf den Zusammenhang zwischen der institutionellen Rahmung

74 Laut einer Studie von TAMPEP (2009, S. 32), einem internationalen Forschungs- und Aktionsbündnis zur AIDS/STD-Prävention für und mit migrierten Sexarbeiter*innen in Europa, lässt sich eine Verlagerung von der Straßen-Sexarbeit in den sogenannten Indoor-Sektor beobachten. Europaweit arbeiten mehr als 65 % der Sexarbeiter*innen in sogenannten Indoor-Einrichtungen. Entsprechend heben die Autor*innen der Studie hervor, dass die Verlagerung des Sektors dazu führe, dass Beratungsangebote (migrierte) Sexarbeiter*innen nur schwer erreichen.

der jeweiligen Dienstleistungsorte und damit einhergehenden unterschiedlichen strukturellen Vorgaben für die Art der angebotenen sexuellen Dienstleistung und somit für die sexuelle Intimkommunikation zwischen Kund*innen und Sexarbeiter*innen aufmerksam. Daher werden die folgenden Überlegungen zur sozial-räumlichen Lokalisierung, zur Identifizierung von Sexdienstleistungsorten sowie zur institutionellen Rahmung entsprechend der Unterscheidung der im vorliegenden Sample vertretenen Prostitutionsorte – Wohnungs- und Appartementprostitution und Kontaktbars – dargestellt.

Hinsichtlich der *sozial-räumlichen Lokalisierung* der Einrichtungen wird Wohnungs- und Appartementprostitution in Privatwohnungen betrieben, die von den Frauen selbst gemietet werden oder in denen sie sich ein Zimmer mieten. Die Wohnungen sind territorial in einem mehr oder weniger zentral gelegenen Wohnviertel lokalisiert. Dies gilt sowohl für städtische Gebiete als auch für ländliche Regionen. Die ethnographierten Kontaktbars und Sauna-Clubs befinden sich in der Regel in Quartieren, die zu Gewerbe- und Wohnzwecken genutzt werden, in ausgelagerten Industriezonen oder in ländlichen Regionen. Es handelt sich um Lokalitäten in größeren Ladenlokalen oder alten Industriehallen mit einer gastronomischen Ausstattung, in denen neben dem Ausschank alkoholischer Getränke auch sexuelle Dienstleistungen angeboten werden. Eine *Identifizierung* der Orte als Sexdienstleistungsorte – also als organisational strukturierte Orte des sexuellen Begehrens und einer Lustökonomie – ist insbesondere für die Wohnungs- und Appartementprostitution nicht immer auf den ersten Blick gegeben. Während Kontaktbars, Sauna- und Erotik-Clubs Symbole und andere Zeichen (wie Schriftzüge, Werbebanner mit sexualisierten Bildern von weiblichen Körpern und rotblinkenden Herzen) aufweisen, welche die jeweiligen Gebäude von außen sichtbar und damit eindeutig identifizierbar machen, ist dies für Terminwohnungen – also für die Wohnungs- und Appartementprostitution – nicht der Fall. Sichtbar werden diese Einrichtungen erst, wenn die Kunden und Beratungsstellen Kontakt zu den Frauen aufnehmen oder durch die Nachbarschaft aufgrund von Ruhestörungen polizeiliche Anzeigen erstattet werden, wie es eine Sexarbeiterin während eines Besuchs der Sozialarbeiterin und Ethnologin beschreibt (vgl. Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/I). Die Kontaktaufnahme der Kunden wie auch der auf das Feld bezogenen Beratungsstellen erfolgt hierbei über Inserate, die von den Frauen in einschlägigen Online-Foren, in den regionalen Printmedien oder auf den organisationseigenen Homepages geschaltet werden (vgl. Beobachtungsprotokoll_Klara_II/I). Die Sexarbeiter*innen müssen sich also einerseits für den Kunden sichtbar und adressierbar machen und andererseits für die öffentliche Wahrnehmung unsichtbar bleiben. Der Prozess der Verhäuslichung führe dazu, dass der Zugang für die Öffentlichkeit „erschwert“ bzw. „nur über den Freierblick möglich“ (Löw/Ruhne 2011, S. 87) sei, welcher zugleich einer Tabuisierung unterliege (Grenz 2007). Für die Sozialarbeiterinnen, die in der aufsuchenden Sozialen Ar-

beit tätig sind, bedeutet dies, dass sie über das Wissen verfügen müssen, wie sie die einschlägigen Orte wie Terminwohnungen, Kontaktbars und Clubs recherchieren und für sich zugänglich machen können (vgl. Rother 2015). Aufgrund der – durchaus auch durch die jeweiligen Baudepartements verordneten – Unsichtbarkeit von Terminwohnungen kann dies die Form annehmen, dass die Sozialarbeiterinnen in Wohn- und Gewerbegebieten zuweilen „detektivisch“ unterwegs sind, um beispielsweise nach eindeutigen Hinweisen auf Klingelschildern zu suchen (vgl. Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/III; Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/IV). Damit wird in gewisser Weise ein „Freierblick“ eingenommen, um die unsichtbaren Orte sichtbar und damit zugänglich zu machen. Doch wie lassen sich die unterschiedlichen institutionellen Rahmenbedingungen der Wohnungs- und Appartementprostitution, der Kontaktbars und Erotik-Clubs als unterschiedliche Formen sexueller Dienstleistung beschreiben?

Wohnungs- und Appartementprostitution findet, wie schon erwähnt, in Privatwohnungen statt. In den meisten Fällen verfügen die Wohnungen über ein Arbeitszimmer sowie über Koch- und Aufenthaltsräume für die nicht arbeitenden Frauen. Die Einrichtung der Wohnung präsentiert sich darüber hinaus als individuelle Einrichtung mit Artefakten, die jeweils auf das spezifische Dienstleistungsangebot ausgerichtet sind und mit der Körperarbeit in Verbindung gebracht werden können. Nach Löw und Ruhne erleben die Kunden den Kontakt zu den Sexarbeiter*innen in den Terminwohnungen als intensiver und direkter (vgl. Löw/Ruhne 2011, S. 50). Obwohl dies auch eine Schwellenerfahrung für manche Kunden darstelle, könne „im diskreten Ambiente der Wohnung [...] eine als privat erlebte Atmosphäre“ (ebd.) hergestellt werden. Der private Charakter, der als Unterscheidungsmerkmal zu den in Bordellen angebotenen Sexdienstleistungen hervorgehoben wird,⁷⁵ wird durch den Ort des Geschehens konstituiert. Des Weiteren vereinbaren die Kunden in der Regel mit den Sexarbeiterinnen Termine – eine Praxis, die nicht auf die Sozialarbeiterinnen zutrifft und zuweilen von den Sexarbeiterinnen negativ hervorgehoben wird. Zum Beispiel kommentiert eine Sexarbeiterin den unangemeldeten Besuch folgendermaßen: „Ihr habt immer noch nicht gelernt euch anzumelden, gell!“ (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/IV, Z. 25; vgl. auch Kap. 7.2)

Kontaktbars und Sauna-Clubs verfügen im Unterschied zu Terminwohnungen über einen Theken- und Barbereich sowie, je nach Größe der Bar, über zahlreiche Sitzecken mit Sesseln und Barhockern. Nach dem Betreten der eigentlichen Räume der Bar sieht die Ethnographin also Sitzgelegenheiten, in denen zumeist Sexarbeiterinnen sitzen und ab und an auch Kunden. Beim Eintre-

75 Bordelle werden eher als „reine Arbeitsstätten“ (Löw/Ruhne 2011, S. 50) wahrgenommen. Diese Wahrnehmung spricht auch Ahlemeyer (1996, S. 64) in Bezug auf Bordelle an, wenn er diese als Orte „taylorisierter Industriearbeit“ charakterisiert.

ten wird der Gast mit Blicken taxiert. Handelt es sich nicht um einen potentiellen Kunden, wenden sich die Anwesenden in der Regel wieder der eigenen Tätigkeit – sei es ein Gespräch oder die Beschäftigung mit dem Handy – zu. Die „kommunikative Kontaktabahnung“ (Ahlemeyer 1996, S. 67) zwischen Kunden und Sexarbeiterinnen findet in der Regel in den Räumlichkeiten der Bar statt. Darüber hinaus verfügen die Gaststätten über separate Zimmer, die von den Frauen angemietet werden können. Diese Zimmer waren während der Feldaufenthalte für die Ethnologin nicht zugänglich. Die Sitzmöbel, Theken und Wände der Bars folgen einem individuellen Einrichtungsstil, sind aber zumeist in verschiedenen dunklen Farbtönen gehalten. Fenster, wenn vorhanden, sind häufig mit Jalousien verhängt oder mit Klebefolie abgeklebt, so dass ein nach außen hermetisch abriegelter Raum entsteht, der künstlich beleuchtet wird. Ab und an hängen Poster mit dem Abbild von halbnackten Frauen an der Wand, manchmal laufen pornographische Filme oder es finden sexarbeitsbezogene Performance-Shows an einer Pole-Dance-Stange statt (vgl. u. a. Beobachtungsprotokoll_Ava_I/II; Beobachtungsprotokoll_Olivia_II/I). Die hier aufgeführten Aspekte der Raumgestaltung stellen Besonderheiten von Orten sexueller Dienstleistung dar und verweisen auf die Herstellung einer auf die sexuelle Dienstleistung bezogenen, inszenierten Atmosphäre.⁷⁶

Jene Sexdienstleistungsorte, welche die Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen darstellen, werden in der vorliegenden Ethnographie mit Überschreiten von Eintrittsschwellen von den Sozialarbeiterinnen und der Ethnologin betreten. Welche Formen von Eintrittsschwellen Sexdienstleistungsorte aufweisen und inwiefern diese mit Mechanismen der Öffnung und Schließung verbunden sind, wird im Folgenden in den Blick genommen.

76 Martina Löw (2001, S. 229) weist darauf hin, dass sich Atmosphären zum einen gezielt inszenieren lassen und zum anderen habituelle Ein- und Ausschlüsse wie auch die Wiedererkennung institutionalisierter Räume ermöglichen, die über körperliche Empfindungs- und Wahrnehmungsschemata vorstrukturiert sind. Im vorliegenden Datenmaterial manifestiert sich dies in der Wahrnehmung der Orte als „private Orte“ oder als „Wellnessoasen“, wie es die Ethnologin formuliert. Löw versteht Atmosphären dabei als inszeniert, da „das Wahrgenommene in der Regel nicht einfach herumliegt“ (ebd.) und körperliche Empfindungen wie Wohlempfinden, Ablehnung, Zugehörigkeit und Fremdheit auf die Atmosphären subjektiv bezogen werden (ebd.). Entsprechend ist die Atmosphäre bei Löw „eine Folge der inszenierten Platzierung sowie der habitualisierten Synthese“ (ebd.). „In der Wechselwirkung zwischen konstruierend-wahnehmendem Menschen und der symbolisch-materiellen Wirkung des Wahrgenommenen entsteht eine eigene Potentialität, die *Atmosphäre* genannt werden soll“ (ebd.; Herv. i. O.).

6.2 Eintrittsschwellen – Öffnungen und Schließungen

Sowohl Terminwohnungen als auch Kontaktbars haben klassische Eingangstüren, wie sie für Ein- und Mehrfamilienhäuser oder für Gaststätten üblich sind. Neben der Eingangstür verfügen die Lokalitäten über Artefakte wie Klingeln und Überwachungskameras, die symbolische Grenzziehungen vornehmen und dazu beitragen, den „problemlosen“ Eintritt nur bestimmten Personengruppen zu gewähren. Türschwellen, Klingelschilder oder Kameras, aber auch feldspezifische Personen wie Türsteher*innen oder Schichtleiter*innen verkörpern in materieller Hinsicht Eintrittsschwellen (vgl. Stalder 2009; Bollnow 2000⁷⁷). Mit-hin organisieren und begleiten diese auch den Eintritt in die Orte und regulieren die Zugangsmöglichkeiten. Während Sexarbeiterinnen und Kunden ein- und ausgehen können, ist sozialen Personengruppen wie Sozialarbeiter*innen, sogenannten „fliegenden Händlern“, die Waren – insbesondere Bekleidungsartikel – ohne stationäres Verkaufslokal verkaufen und sich an wechselnden Orten mit temporärer Nachfrage aufhalten (vgl. Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/II; Beobachtungsprotokoll_Olivia_II/II), aber auch Forscher*innen das Betreten von Sexdienstleistungsorten nicht ohne weiteres möglich (vgl. Ruhne 2008). Im Folgenden wird daher auf die Analyse der materiellen Eintrittsschwellen in das Innere der Räume (vgl. Kessl 2017, S. 179f.; Meuth 2016, S. 146ff.) und die damit einhergehende Konstitution von Schwellenräumen fokussiert. Den thematischen Orientierungspunkt bilden Formen von Eintrittsschwellen, die sich zwischen der äußeren Umgebung und dem Innenraum einer Terminwohnung oder Kontaktbar aufspannen. Hierbei vermag eine Analyse der Eintrittsschwellen aufzuzeigen, inwiefern Schwellenelemente symbolische Grenzziehungen konstituieren und mit Mechanismen der Öffnung und Schließung, der Ein- und Ausgrenzung einhergehen (können).

Das Überschreiten der jeweiligen Schwelle mag von unterschiedlicher Qualität sein, wenn Terminwohnungen eher als private Wohnungen und Kontaktbars und Sauna-Clubs eher als öffentlich zugängliche Lokalitäten erlebt und wahrgenommen werden. Auf die Frage der Ethnographin, wie die Sozialarbeiterin Zoé das Betreten einer Kontaktbar erlebt, antwortet diese wie folgt:

Zoé: Mhm, manchmal ist es leichter in so ne grosse Kontaktbar zu gehen, als in ein Salon. Ein Salon ist das Private, ist eine private Wohnung und da fühlt man sich, ich zumindest fühl mich ein bisschen eingeschränkter, weil die Frau äh lädt mich quasi ein in ihre privaten als auch Arbeitsräume (R: Mhm) oder, und da isch da je nach-

77 Vgl. hierfür auch die Ausführungen von Otto Friedrich Bollnow (2000, S. 154–162) in seinem Werk „Mensch und Raum“, in dem er sich aus anthropologischer Perspektive mit dem Phänomen Tür und Schwelle sowie den Mechanismen der Öffnung und Schließung beschäftigt.

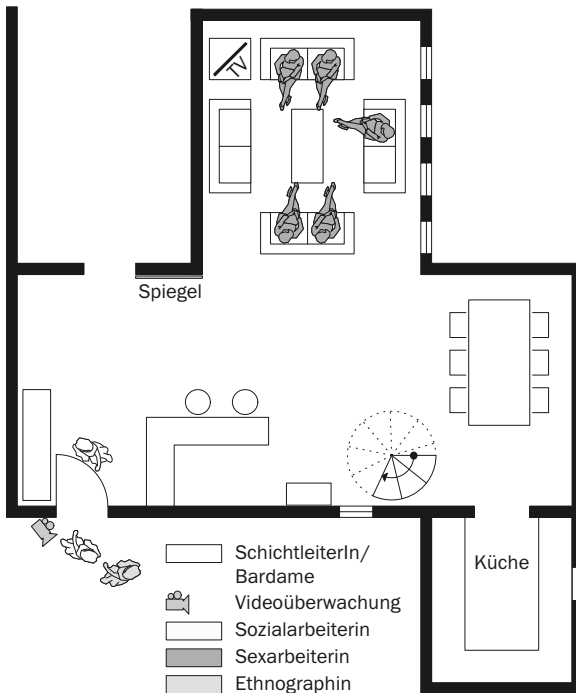
dem anders und wie der Zugang ist und ob ich die Frau kenne oder nicht, ist da natürlich anders. Äh in ein grosses Lokal, wie zum Beispiel [Name Kontaktbar] oder das [Name Kontaktbar] oder [Name Kontaktbar] oder wie auch immer, da ist es anders, da gehst du rein, wie in ein ganz normales Lokal, (R: Mhm) wenn du es irgendwann mal kennst, wenn du es gewohnt bist, dann gehst du ganz normal wie in ein Restaurant, oder ein Café (R: Mhm) und du gehst gezielt und weißt wen du suchst also sprich, ich such mir immer meine Ansprechperson, weil die ist meistens immer gleich (R: Mhm) die Frauen wechseln ja und die Ansprechperson, Hausdame, Barfrau, Geschäftsführerin [...] (Interview_Zoé, Z. 322–336)

Zoé differenziert sehr deutlich zwischen Terminwohnungen und Kontaktbars, insofern sie die Terminwohnung als „das Private“ und die Kontaktbar als eine öffentlich zugängliche Lokalität wahrnimmt. Mit der Formulierung „die Frau lädt mich quasi ein in ihre privaten als auch Arbeitsräume“ koppelt sie die Wohn- und Arbeitsumgebung implizit an den Begriff der Raumsouveränität, der neben der Kontrolle über Zugang und Zutritt auch die Dimension der Privatheit umfasst (vgl. Müller 2017, S. 291). Während die Dimension der „lokalen Privatheit“ (Rössler 2001, S. 23) das praktische Problem des Zugangs für die Sozialarbeiterin konstituiert („ich zumindest fühl mich ein bisschen eingeschränkter“), strukturiert die Beziehungsebene zwischen der Sozialarbeiterin und der Frau – im Sinne des Sich-Kennens oder Sich-nicht-Kennens – die Art und Weise, wie der Zugang sich vollzieht („und ob ich die Frau kenne oder nicht, ist da natürlich anders“). Im Unterschied dazu werden Kontaktbars durch den Vergleich mit „ein[em] ganz normale[n] Lokal“ als öffentlich zugängliche Räume konstruiert, an denen es weitestgehend keine Kontrolle des Zugangs und Zutritts gibt. Gleichzeitig werden feldspezifische und für den Zugang situativ wichtige Personen als Ansprechpartner*innen („Hausdame, Barfrau, Geschäftsführerin“) hervorgehoben, die den Zugang zu den Frauen als Adressatinnen des wohlfahrtsstaatlichen Beratungsangebotes ermöglichen. Während Zoé das Betreten von Terminwohnungen und Kontaktbars nach Maßgabe der Dimensionen von Öffentlichkeit und Privatheit differenziert, beschreibt die Ethnographin den Eintritt in eine Terminwohnung, die sich in einer ländlichen Region der Schweiz befindet, wie folgt:

Der Eingang zum Salon befindet sich auf der Hinterseite des Wohnhauses, wo sich gleichzeitig auch ein großer Parkplatz befindet. Ich vermute, dass die Kunden so anonym bleiben, sodass die Kunden unentdeckt bleiben. [...] Olivia und ich nehmen die Treppe, die zum Hintereingang führt. Die Tür ist offen, wir treten in den Hausflur ein und nehmen den Aufzug in den fünften Stock. [...] Schon piepst das Geräusch im Fahrstuhl: Oben angekommen. Direkt gegenüber liegt eine dunkelbraune Tür. Olivia bleibt an der Tür stehen, ich hinter ihr, und klingelt. Während das Klingeln ertönt, fragt sie laut, fast etwas neckisch: „Tschaka! Wo ist die Kame-

ra?“, während sie gleichzeitig mit ihrem Blick die Ecken absucht. Im nächsten Moment hat sie die Kamera entdeckt und winkt mit ihrer Hand nach oben links fröhlich hinein: „Hallo.“ Es passiert nichts. Dann ruft Olivia nochmals mit ihrer dunklen Stimme in die Kamera rein „Hello ?!“, während im selben Moment die Tür aufgeht. Eine große blonde Frau mit einer Corsage bekleidet – Miranda – steht an der Tür und Olivia sagt ihr mit angehobener, heller Stimme „Hallo. Hoi“ und reicht ihr zur Begrüßung die Hand. Wir treten in die Wohnung ein. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_II/I, Z. 162–171)

Abb. 3: Terminwohnung mit kameraüberwachter Wohnungstür



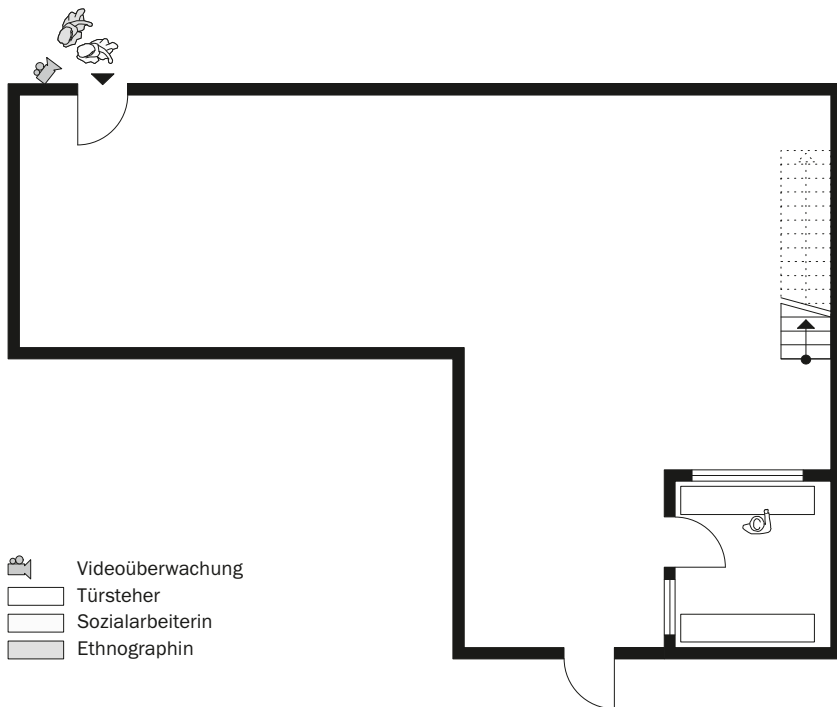
Die Sequenz beginnt mit einer Beschreibung der sozial-räumlichen Umgebung und Verortung des Eingangs zu dem Gebäude. Die Forscherin deutet den Hintereingang als *Moment der Anonymitätswahrung* für die eintretenden Kunden, da er die Funktion eines Schutzes vor den Blicken der Öffentlichkeit erfüllt. Ein charakteristisches Schwelenelement vor dem Betreten einer Terminwohnung in ein Wohnhaus stellt die Überwachungskamera dar, die als Artefakt das unbedachte Übertreten der Türschwelle noch vor der Öffnung der Eingangstür reguliert (vgl. Abb. 3). Die Personen im Inneren – hier die in der Terminwohnung arbeitenden Frauen – verfügen also durch die Kamera über ein Blickverhältnis

von innen nach außen, können die Personen vor der Tür beobachten und den Zugang zu der Wohnung kontrollieren. Für das Passieren der Eintrittsschwelle ist der Vollzug eines Begrüßungsrituals konstitutiv, das als Zugangsritual gedeutet werden kann, mit dem der Übergang von außen nach innen vollzogen wird (vgl. hierzu Kap. 7.1).

An einer anderen ethnographischen Sequenz, die den Eingang zu einer Kontaktbar beschreibt, die auch als Erotik-Club fungiert, wird neben der Überwachungskamera (vgl. Abb. 4) als Artefakt der Eintrittsschwelle der Türsteher als eine den Übergang regulierende Figur thematisch:

Wir parkieren das Auto an einer Laderampe und steigen aus. [...] An der Tür klingelt Klara und blickt nach oben in die Kamera – ‚dieser Laden wird von den Hells Angels überwacht‘ steht an der Tür. Das Ertönen des Summers ist zu vernehmen und Klara drückt ihren Körper gegen die Tür. [...] Bevor wir die Treppe nehmen, die nach oben führt, gehen wir zu einer Art Empfangsraum mit einem kleinen Fenster und einem ‚Sprechschlitz‘ – wie in einer Großmarkthalle. Hinter dem Fenster sitzt ein Mann lässig in seinem Drehstuhl vor dem Computer. „Die Mädels sind oben.“ – „Keine Kunden?“ – „Bislang nicht.“ (Beobachtungsprotkoll_Klara_I/IV_5–18)

Abb. 4: Eingangsbereich einer Kontaktbar



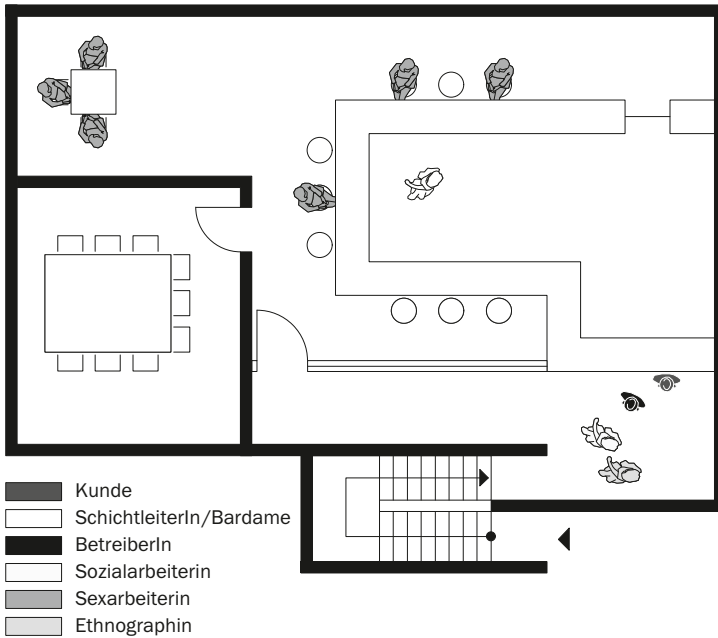
Die von der Ethnographin erwähnte Laderampe zu Beginn der Sequenz verweist implizit auf die sozial-räumliche Verortung des Gebäudes in einem Industriegebiet. Hier jedoch gibt es keinen Hintereingang, der ein erstes unbeobachtetes Eintreten von Personen in das Gebäude ermöglicht. Stattdessen markieren sowohl die Tür als auch die Kamera eine symbolische Grenze zwischen den außenstehenden Personen und dem Inneren des Gebäudes. Mit der für die Lokalität vorgenommenen Beschreibung der Kontrollmechanismen der Überwachung durch eine spezifische Personengruppe („Hells Angels“) nimmt die Forscherin, praxistheoretisch betrachtet, feldspezifische Kontextualisierungen vor. Es wird deutlich, welche soziale Gruppierung die Kontaktbar ökonomisch betreibt. Im Unterschied zu Terminwohnungen, in denen erst nach dem Öffnen der Tür und nach vollzogenem Begrüßungsritual die Türschwelle passiert werden kann, kann der hier beschriebene Eintritt in die Kontaktbar als unkompliziert betrachtet werden. Zugleich wird in der Sequenz ein räumlich-materieller Schwellenraum eingeführt: der „Empfangsraum“. Für die in das Innere des Erotik-Clubs eintretenden Personen fungiert der Empfangsraum und mit ihm die dahinter sitzende Person als eine Rezeption, die den Zugang der eintretenden Personen kontrolliert und legitimiert („Die Mädels sind oben“). Entsprechend verkörpert die Figur der Empfangsdame oder des Türstehers eine materielle Eintrittsschwelle, welche die Zugangs- wie auch Zugehörigkeitsmöglichkeiten der eintretenden Personen reguliert. Die sprachliche Aussage „Die Mädels sind oben“, die sich ohne ein Begrüßungsritual zwischen der Sozialarbeiterin und dem Mann vollzieht, verweist darauf, dass die beiden Personen einander in ihrer jeweiligen sozialen Rolle und dem damit einhergehenden Anliegen vertraut sind. Der Aspekt des Vertrautseins und Sich-Kennens kann für den Zugang zu den Orten und das Überschreiten der materiellen Schwelle als elementar betrachtet werden.

Im Unterschied dazu verfügen andere Kontaktbars lediglich über Eingangstüren, die leicht aufgezogen werden können und selten verschlossen sind. Damit wird zunächst ein Überschreiten der Türschwelle in das Innere der Kontaktbar ermöglicht. Inwiefern jedoch das Betreten der Kontaktbar einerseits mit einer Schwellenerfahrung für die Ethnographin einhergeht und andererseits in dem institutionellen Raum einer Kontaktbar die Figur des Betreibers die Eingangsschwelle verkörpert, die den Zugang über die Zuweisung sozialer Positionen reguliert, wird anhand der folgenden Sequenz aufgezeigt:

Ava und ich gehen die Treppe zu der Kontaktbar hoch. Schon unten im Eingang hängen Bilder von halbbekleideten Frauen und ein Wegweiser zeigt nach oben. Als wir oben angekommen sind, befinden wir uns in einer Art Lounge. Direkt gegenüber von der Treppe hat man Zutritt zu einem Teil der Bar, an dessen Theke zwei Männer stehen. Ava steuert direkten Schrittes auf einen dieser Männer zu, bleibt hinter ihm stehen und wartet ab, bis die beiden ihr Gespräch beendet haben. Die beiden Män-

ner bemerken Ava und mich und halten inne. „Na, ihr kommt aber nicht zum Arbeiten“, meint der Mann hinter der Theke süffisant lachend. Mit schüttelndem Kopf verneint Ava diese Frage und stellt sich gelassen vor. Sie sei von der Beratungsstelle KK [...]. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/IV_Z. 6–27)

Abb. 5: Eintritt in eine Kontaktbar



An der körperlichen Wahrnehmung der Beobachterin während des Betretens des Eingangsbereiches einer Kontaktbar kann die Konstitution eines Ortes der Lustökonomie aufgezeigt werden. Die Wahrnehmung der „Bilder von halb-bekleideten Frauen“ an Prostitutionsorten, die der Beobachterin „schon“ beim Eintreten auf den Leib rücken, verweist darauf, dass der soziale Raum des Treppenhauses als ein sichtbarer symbolischer Ort der Sexarbeit konstituiert wird. Im Unterschied zu den vorherigen Sequenzen treten hier beim Betreten der Kontaktbar weniger Artefakte als Schwelenelemente in Erscheinung. Vielmehr lässt sich die inszenierte Atmosphäre als eine den Eintritt begleitende Schwelenerfahrung deuten. Nachdem das Treppenhaus durchquert ist, verkörpern zwei Männer an der Bar für die Sozialarbeiterin die erste materielle Eintrittschwelle, die es zu passieren gilt, und konstituieren den Schwellenraum. Die Beschreibung der körperlichen Bewegungen der Sozialarbeiterin („direkten Schrittes“; „gelassen“; „abwartend“) deuten auf einen Körper hin, der sich in dem Schwellenraum kompetent bewegt und über das implizite Wissen verfügt,

dass zunächst die Personen an der Bar adressiert werden müssen. Angesichts der Anwesenheit der beiden Frauen unterbrechen die Männer ihr Gespräch und reagieren mit der Äußerung „ihr kommt aber nicht zum Arbeiten“. Diese sprachliche Aussage zieht in situ eine Grenze zwischen den Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen; eine Grenzziehung, die implizit auf körperbezogene Aspekte Bezug nimmt und als Entwertung der Sozialarbeiterin als professionell handelnde Fachkraft gedeutet werden kann. Begleitet wird die Entwertung von einem Lachen des Mannes, das von der Beobachterin als „süffisant“ und damit als überheblich und spöttisch wahrgenommen wird. Das körperleibliche Ausdrucksverhalten der Süffisanz ließe sich als ein machtvoller Akt der sexuellen Objektivierung der Frauen charakterisieren. Denn darin manifestiert sich implizit eine männlich-machtvolle Position: In dieser Situation entscheidet der Mann in seiner sozialen Rolle als Betreiber darüber, wer Zugang zu der Kontaktbar hat. Sowohl der Betreiber als auch der Türsteher in der vorherigen Sequenz verkörpern mithin eine Kontrollinstanz, die das Überschreiten der symbolischen Grenze einer Gemeinschaft von außen nach innen reguliert sowie organisiert und zuweilen mit machtvollen Praktiken der Zuweisung sozialer Positionierungen einhergehen kann. Im Unterschied zur sozialpädagogischen Familienhilfe (vgl. Brauchli 2017) oder der ambulanten Palliativversorgung (vgl. Müller 2017) verfügen die Fachkräfte im Prostitutionsfeld nicht über einen staatlich autorisierten Zugang zu den Lokalitäten, sondern müssen sich den Regeln des Sexdienstleistungsgewerbes anpassen und sich an diesen orientieren, um Zugang zu den Räumlichkeiten zu erhalten. Deutlich wird, dass neben materiellen Schwellenelementen auch Schwellenerfahrungen wie die Atmosphäre oder das süffisante Lachen die Konstitution eines Schwellenraumes bedingen und den Übergang begleiten.

Zusammenfassend lässt sich formulieren, dass Orte des Sexdienstleistungsgewerbes – ob nun Terminwohnungen, Kontaktbars oder Erotik-Clubs – typische Eintrittsschwellen aufweisen, die Schwellenräume konstituieren und sich als System von Öffnung und Schließung (vgl. Foucault 2013) deuten lassen. Zugleich bildet sich ein Schwellenort, der seinen Ausdruck in den Hemmschwellen des Betretens findet. An allen Orten regulieren die Eintrittsschwellen in Form von Überwachungskameras, materiellen Türschwellen oder Türsteher*innen und Empfangspersonal die Zugangsmöglichkeiten und damit auch den Vorgang des Eintretens (vgl. Ziemann 2017, S. 125).

6.3 Ein-Blick in die Innenräume: Die Konstitution von verkörperten Schwellenräumen

In dem folgenden Kapitel verlagert sich der Blick in die Innenräume der jeweiligen Prostitutionsorte und es werden soziale Praktiken mit und im sozialen Raum fokussiert.⁷⁸ Es wird der Frage nachgegangen, wie sich in den jeweiligen sozialen Räumen – Aufenthaltsräumen, Arbeits- und Wohnzimmern, Barräumen – Schwellenräume konstituieren. Die Konstitution von Schwellenräumen ist, mit Martina Löw (2001, S. 196) gesprochen, insbesondere an körperleibliche Wahrnehmungsprozesse der Räume und an deren Materialität gebunden. Wahrgenommen werden hierbei situative Praktiken der anwesenden Personen *mit* dem Raum, die den Raum konstituieren, sowie Artefakte, die den Raum auf spezifische Weise strukturieren. Im Zentrum der Analyse stehen im Folgenden die ethnographischen Beschreibungen eines Aufenthaltsraumes, eines Arbeitszimmers sowie Bekleidungspraktiken der Sexarbeiterinnen.

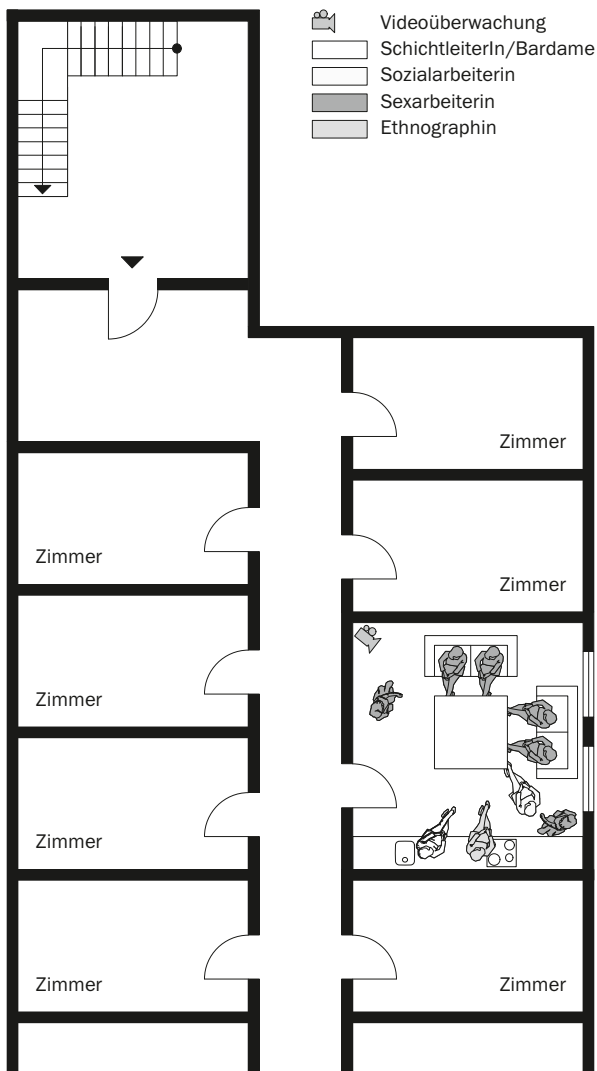
6.3.1 Aufenthaltsräume als Übergangsräume: Arbeitende und pausierende Körper

Die sozialen Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit vollziehen sich nach dem Betreten von Kontaktbars und Terminwohnungen in der Regel in Räumen, die als Aufenthaltsräume der Frauen charakterisiert werden können. Während in Kontaktbars die Aufenthaltsräume gleichzeitig für Kunden, Sozialarbeiterinnen und andere Personen öffentlich zugängliche Räume darstellen, wird der Aufenthaltsraum einer größeren Terminwohnung von der Ethnographin wie folgt kartographiert (vgl. Abb. 6):

Die Frau schließt die Tür, nachdem wir eingetreten sind, und Ava geht durch den Raum. Neben der Couch steht ein Klappstuhl, auf den Ava sich setzt. Währenddessen fühle ich mich völlig fehl am Platz, da ich nicht genau weiß, wohin ich mich in dem beengten Raum stellen oder setzen soll. Neben dem schlafenden Körper auf der Couch wäre noch ein Platz frei. Soll ich mich einfach dorthin setzen? frage ich mich. Dann entscheide ich mich dafür, mich an der Küchenzeile – gegenüber von der einen Couch – anzulehnen, womit ich direkt neben der rothaarigen Frau stehe, habe aber das Gefühl immer wieder, im Weg zu stehen. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/I, Z. 42–59)

78 Die Ethnographin hatte bis auf eine Ausnahme in der Regel keinen Zutritt zu den Arbeitszimmern der Frauen, so dass der Einblick in die Innenräume ein selektiver ist.

Abb. 6: Im Aufenthaltsraum einer Terminwohnung



Dem Blick der Ethnographin folgend kann die in der Sequenz erfolgte Beschreibung des Raumes als Versuch gedeutet werden, die soziale Bedeutung des Raumes akribisch zu verstehen. Zunächst wird das von der Ethnographin eingeführte „Wir“ in die Personen Ava – die Sozialarbeiterin – und die Ethnographin, die aus einer Ich-Perspektive erzählt, aufgegliedert. Nachdem die Tür des Raumes geschlossen worden ist, erfolgt eine Sortierungsarbeit und damit ein Platzierungsprozess der Körper im Raum. Einerseits werden über den Platzierungsprozess im Raum die sich sortierenden und ihren Platz suchenden Körper

der Ethnographin und der Sozialarbeiterin zu besuchenden Körpern. Andererseits definiert die körperleibliche Wahrnehmung des Raumes der Ethnographin eine Grenze zwischen einer weiten und engen Raumatmosphäre, die sich sowohl in den körperlichen Bewegungsabläufen der Sozialarbeiterin als auch an der „inneren Stimme“ der Ethnographin verdeutlichen lässt. Während die Sozialarbeiterin zielstrebig einen Klappstuhl als Ort für besuchende Körper anvisiert und damit ihren Körper im Raum schnell platzieren kann, fühlt die Forscherin sich „völlig fehl am Platz“ und nimmt sich selbst als störenden Körper wahr („im Weg zu stehen“). Neben dem körperleiblichen Empfinden des Raumes als „beengter Raum“, der eine zügige Platzierung des eigenen Körpers der Ethnographin im Raum zu verunmöglichen scheint, zieht der „schlafende Körper“ eine materielle und symbolische Grenze. Insofern in der Situation lediglich die Tätigkeit des Schlafens, nicht aber die Art und Weise, *wie* der Körper schläft – im Sinne der Beschreibung von tiefen oder schnellen Atemzügen oder Schnarchen –, beschrieben wird, wird über die Tätigkeit des Schlafens *in situ* eine Grenze für die besuchenden Körper gezogen, die einen privaten Rückzug und damit eine Nicht-Adressierbarkeit symbolisiert. Damit agiert der schlafende Körper für die Forscherin als eine Schwelle, die nicht überschritten werden kann: der schlafende Körper zieht für die Ethnographin eine symbolische Grenze, die sie daran hindert sich neben den schlafenden Körper zu setzen. Neben dem schlafenden Körper und der (An-)Ordnung der Körper im Raum konstituieren weitere soziale Praktiken *mit* dem Raum den Aufenthaltsraum als Schwellenraum:

Mal kommt eine Frau und sucht etwas in dem Karteikasten, der hinter mir auf der Küchenablage steht. Dann wiederum muss eine andere Frau zum Kühlschrank, hinter dem eine Tafel hängt, auf der Uhrzeiten und Namen notiert sind – ein Dienstplan vermute ich. Über mir sind die Kameras. Was sie wohl überwachen mögen? Warum hier, wo es doch der Aufenthaltsraum der Frauen ist? Hinter mir an der Wand hängt eine Art weitere Pläne, eine Preisliste und was die Frauen trinken können. Auf einem anderen Dokument steht, dass die Frauen sich nicht mehr umziehen können, sobald der Kunde sie einmal gesehen hat. Falls sie vorher nochmals schnell duschen gehen sollten, dann müssen sie wieder die gleiche Kleidung anziehen. Ende des Dokuments. Wie viel hier reglementiert ist, denke ich mir und erinnere mich an meine Zeit als Kellnerin. Während ich versuche, alles mit meinem Blick aufzunehmen, vermute ich, dass die rothaarige Frau eine Art „Dienstchefin“ ist. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/I, Z. 42–59)

Durch die Beschreibung eines Kommens und Gehens bei gleichzeitigem Verweilen der Personen in dem Raum sowie durch die darin positionierten Artefakte wie Dienstplan, Karteikasten, Dienstanweisungen und Kameras konstituiert sich der Raum als *transitorischer Schwellenraum*, der auf einen reglemen-

tierten und regulierten Arbeitsalltag der Frauen verweist. Die Beschreibung der Artefakte und der Materialität des Raumes gibt Hinweise auf die Art und Weise der Nutzung des Raumes, auf Formen der Reglementierung und damit einhergehende soziale Regeln im Arbeitsalltag der Sexarbeiterinnen: Es ist ein Ort zum Schlafen, ein Ort der Unterhaltung, ein Ort, an dem Hinweise auf einen reglementierten Arbeitsalltag zu finden sind, ein überwachter Ort, ein Ort des Kommens und Gehens und ein Raum, der klare soziale Positionierungen zuordnet.

Durch die sozialen Praktiken mit dem Raum und die An-Ordnung der Körper und Artefakte im Raum wird in den ethnographischen Beschreibungen ein Schwellenraum hergestellt, der sich durch eine situative Unbestimmtheit charakterisieren und in die folgenden Dimensionen aufteilen lässt: In dem Schwellenraum konstituiert sich *erstens* ein Verhältnis zwischen *gastgebenden* und *besuchenden Körpern*. Die körperlichen Handlungen der Ethnographin wie auch der Sozialarbeiterin verweisen auf Praktiken des besuchenden Körpers in einem für sie fremden Raum. Die damit einhergehenden Körperpraktiken lassen sich als Sortierungsarbeit des (forschenden) Körpers deuten, die den Eintritt in den Schwellenraum und den Aufenthalt in ihm begleitet: Sortiert wird die materielle Anordnung im Raum genauso wie die Rolle der Forscherin; wohingegen die Platzierungsarbeit der Sozialarbeiterin den besuchenden Körper als routinierter Körper, der sich kompetent im Raum bewegt, platziert. *Zweitens* konstituiert sich der Aufenthaltsraum insofern als situativer Schwellenraum, als er sowohl eine Arbeitsumgebung als auch einen zentralen Rückzugsraum für einzelne Akteure darstellt und damit situative Möglichkeiten des Sich-Entziehens (schlafender Körper) bietet. *Drittens* wird der Raum sowohl für die Sexarbeiterinnen als auch für die Sozialarbeiterin und die Forscherin zu einem Arbeitsort, der sich insofern als ein situativer Schwellenraum betrachten lässt, als die Arbeitsumgebung der Frauen temporär in ein Setting sozialpädagogischer Arbeitsbeziehung transformiert wird (vgl. Kap. 8).

6.3.2 Das Arbeitszimmer wird zum Schlafzimmer

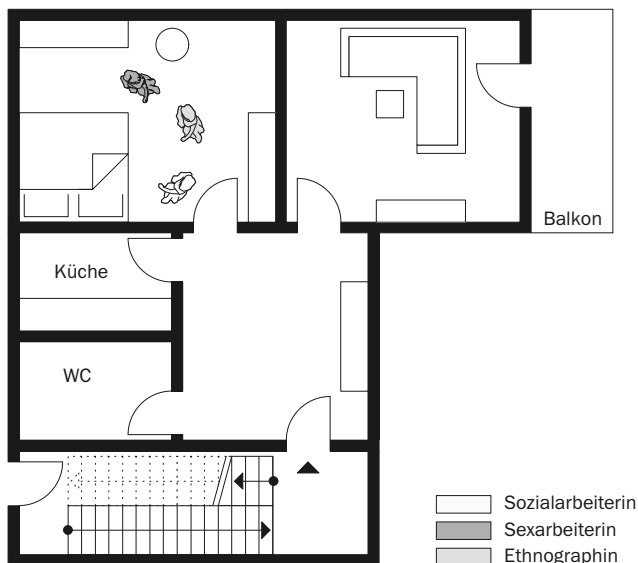
Während bislang der Fokus auf der Konstitution von Schwellenräumen an Orten sexueller Dienstleistung im Zentrum stand, wird im Folgenden rekonstruiert, wie ein sozialer Raum durch die Verwendung von Artefakten seitens der Akteure situativ umgedeutet werden kann und damit ein Schwellenraum hergestellt wird. Aufgezeigt wird dies anhand einer Schlüsselszene, die in dem Arbeitszimmer einer Sexarbeiterin in einer Terminwohnung stattfindet.

Die Sozialarbeiterin Zoé und die Ethnographin besuchen die Sexarbeiterin Ada während der aufsuchenden Sozialen Arbeit in ihrer Wohnung, die sie auch für das Angebot sexueller Dienstleistung nutzt. Während des Besuches zeigt

Ada ihr Arbeitszimmer (vgl. Abb. 7), das von der Beobachterin wie folgt beschrieben wird:

Die Vorhänge sind zugezogen, an der Wand direkt an der Tür steht eine Kommode. Das Bett füllt den Raum. Auf dem Bett liegen zwei Kissen arrangiert und daneben steht ein Nachttisch, auf dem verschiedene Cremes sowie Feuchttücher stehen. An der Zimmertür: Erotikunterwäsche und ein Bademantel. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/II, Z. 200–230)

Abb. 7: Im Arbeitszimmer einer Terminwohnung



Das Bett bildet das Zentrum des Raumes. Neben dem Bett konstituieren Artefakte wie Nachttisch, Cremes, Erotikunterwäsche und Bademantel den Raum für die Ethnologin zunächst in seiner sozialen Bedeutung als Schlafzimmer und weniger als Arbeitszimmer. Dabei stellt die sprachliche Verwendung des Wortes „Erotikunterwäsche“ durch die Ethnologin performativ einen intimen Charakter her. Das Schlafzimmer und mit ihm das Bett wie auch die Unterwäsche gehören zunächst jenen intimen Bereichen „lokaler Privatheit“ (Rössler 2001, S. 23) an, von denen nicht viel gesprochen wird, die nicht „schamlos zur Schau“ (Bollnow 2000, S. 166) gestellt werden und die Besucher*innen in der Regel nicht gezeigt werden. Dies ist insofern nicht ungewöhnlich, als gerade dem Bett kulturhistorisch eine besondere symbolische Bedeutung für den Raum des Schlafzimmers als eines für die Blicke der Öffentlichkeit geschlossenen Raumes „der Geborgenheit und der Sicherheit“ (ebd., S. 164) zugesprochen

wird. So ausgerichtete Überlegungen zum Schlafzimmer als Ort der Geborgenheit und Sicherheit sowie der Sexualität als einem Element lokaler Privatheit verweisen jedoch auf bürgerliche Normalvorstellungen, die durch das Feld der Prostitution irritiert und zuweilen provoziert werden. Denn in dem spezifischen Kontext des Sexdienstleistungsgewerbes stellt das Bett eine berufsgerechte Möblierung dar, wie es Löw und Ruhne (2011, S. 49) formulieren, und die Erotikunterwäsche ist die Berufskleidung. Inwiefern die durchaus bürgerliche Normalvorstellung eines Schlafzimmers dann durch situative Praktiken mit dem Raum irritiert werden kann, wird im weiteren Verlauf der Szene deutlich:

Ada nimmt eine Fernbedienung in die Hand und drückt einen Knopf. Plötzlich erscheint schummrig rotes Licht von einer Lichterkette, die an der hinteren Wand an der Innenkante entlanggeführt hängt. Im nächsten Moment dreht sich Ada pirouettenartig und mit einem „ta, ta, ta“ untermalt sie ihren mich anstrahlenden Blick über ihr Arbeitszimmer. Sie wirkt sehr stolz auf ihr Zimmer. Ein Schlafzimmer, das ein Arbeitszimmer wird, denke ich mir. Dann stellt Zoé die Frage, die mir auch durch den Kopf schießt: „Du schläfst aber nicht hier, Ada?“ „Klar“, meint Ada lachend und zeigt in einer selbstverständlichen Bewegung, wie schnell sie das Bettlaken abgezogen hat, öffnet ihren Kleiderschrank und zeigt auf den unteren Teil, in dem sie ihre ganz eigene persönliche Bettdecke hat. „Wenn der Kunde gegangen ist, wechsele ich einfach das Bett,“ erklärt sie uns lachend. Das Zimmer habe sie ganz schnell umgeräumt, fügt sie hinzu und drückt nochmals auf die Tastatur, um das Licht zu ändern. „Seht ihr, schon ist es anders, kein Studio mehr und dann mache ich noch ein bisschen Musik an“, erzählt sie ganz stolz, als wenn die Frage von Zoé vollkommen absurd gewesen wäre. Das Licht hat sich von rot auf weiß geändert und während Ada ihren Kleiderschrank wieder schließt, sagt sie, „mit dem Licht habe ich dann Feierabend“. Schon hat sie ihr Arbeitszimmer zu ihrem ganz eigenen, persönlichen Schlafzimmer umfunktioniert. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/II, Z. 200–230)

Hier lassen sich die Bedingungen rekonstruieren, die einen Schwellenraum herstellen und die den *Arbeitsort der Sexarbeiterin* zugleich zu einem *Ort des Rückzugs* und damit der körperlichen Regenerierung machen. Es ist insbesondere die Verwendung von Artefakten (Licht- und Bettdeckenwechsel), die es Ada auf eindrückliche Weise ermöglicht, einen Schwellenraum zu konstituieren. Der Wechsel des Lichts stellt für Ada die Arbeitsumgebung des Zimmers her. Von der Ethnographin als „schummrig rotes Licht“ wahrgenommen, lässt sich die Lichtinstallation als inszenierte Atmosphäre deuten, die eine symbolische und situative Grenze zwischen Arbeits- und Wohnumgebung zieht. Die Selbstverständlichkeit, mit der Ada das Zimmer in eine Arbeitsumgebung transformiert, irritiert dabei sowohl die Sozialarbeiterin als auch die Ethnographin, welche die Funktion des Arbeitszimmers als Schlafzimmer explizit in Frage stellen und darauf verweisen, dass hier Räume zusammenfallen, die zunächst als unverein-

bar gelten. Ada rückt jedoch ihre affektive Situiertheit als in dem Raum Lebende und den Raum Erlebende in den Mittelpunkt. Sie macht durch den Wechsel des Lichts von „rot“ zu „weiß“ deutlich, dass dieser Wechsel den „Feierabend“ herstellt. Den Wandel von der inszenierten Atmosphäre einer Arbeitsumgebung hin zu einer Wohnumgebung vollzieht Ada außer durch die Veränderung der Beleuchtung auch durch den Austausch der Bettdecke.

Wahrnehmbare Materialisierungen, inszenierte Atmosphären und situative Praktiken ermöglichen ein Neben- und Nacheinander unterschiedlicher symbolischer, aber auch sozialer Bedeutungen *eines* Raumes und erzeugen somit einen Schwellenraum, in dem Arbeits- und Privatwelt *temporär zusammenfallen*. Neben der praktischen Verwendung von Artefakten, wie sie bisher im Fokus der Analyse standen, geben Bekleidungspraktiken der Sexarbeiterinnen Hinweise auf die Konstitution eines Schwellenraumes. Wie mit einem Wechsel von Bekleidungspraktiken ein Übergang vom Nicht-Arbeiten zum Arbeiten vollzogen wird und sich dabei eher eine temporale Trennung von Arbeits- und Wohnmodi beobachten lässt, wird im Folgenden betrachtet.

6.3.3 Die alltägliche Kleidungspraxis der Sexarbeiterinnen als Übergangsritual

Ein Hausanzug mit Teddybären – ein rosa geblümter Bademantel – Jeans und T-Shirt – eine Corsage – Minirock und Stilettos – Erotikunterwäsche. Diese Beschreibungen von Bekleidungsmöglichkeiten umreißen das Spektrum an alltäglicher Kleidungspraxis der Sexarbeiterinnen (vgl. Kap. 5), das sowohl in Terminwohnungen als auch in Kontaktbars vorzufinden ist. Die Art der Kleidung symbolisiert dabei, so die These, einen temporären Seinszustand, der eine Grenze zwischen arbeitenden und nicht-arbeitenden Frauen zieht und von der Ethnographin in den Beobachtungsprotokollen sprachlich durch die Unterscheidung zwischen Arbeitskleidung und Freizeitkleidung markiert wird. Bekleidung präsentiert einerseits die kulturelle Konstruktion des Körpers und weist als performativer Akt soziale Rollen zu. Andererseits ist sie auch als Ausdruck einer situiertheit wie situativen Leiblichkeit zu deuten (vgl. Gaugele 2002), die Hinweise auf die Konstitution eines Schwellenraumes gibt.

Plötzlich klingelt es. „Ohha“, ruft Selene [Sexarbeiterin] seltsam aufgeregt aus – entsetzte Blicke werden ausgetauscht und alles geht dann ganz schnell. Selene rafft ihren Laptop, während Klara [Sozialarbeiterin] hastig von der Couch aufspringt und ihren Korb in die Hand nimmt – „Ein Kunde“, meint sie zu mir. „Sollen wir irgendwo ...?“ zu Selene gewandt. „Hinten ins Zimmer, weiß auch nicht wo“, stößt Selene aus. Ich springe ebenfalls schnell auf, schnappe unsere Jacken, während die junge Frau mich schon am Arm greift und wir in den hinteren Teil der Wohnung laufen. Von

dort aus führen insgesamt drei Türen in kleine Zimmer. Eines ist wohl Selenes, die in ihrem Zimmer den Bademantel auf das Bett schmeißt, darunter trägt sie ihre Arbeitskleidung. Das andere ist vermutlich [das] der jungen Frau und eine weitere Tür führt in eine Art „Abstellkammer“. In diese werden wir sanft hineingeschoben, während die beiden fast lautlos nach vorne zur Eingangstür gehen. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/I, Z. 144–154)

Der in der Sequenz vollzogene Wechsel der Bekleidung von dem „Bademantel“ zur „Arbeitskleidung“ lässt sich als weiteres Konstitutionsmoment eines Schwellenraumes deuten, welches den Übergang vom Modus des Nicht-Arbeitens in den Modus des Arbeitens und der damit einhergehenden Ausführung einer bestimmten Rolle regulierend begleitet. Der Bademantel symbolisiert eine Art Freizeitkleidung und deutet darauf hin, dass die Frau gerade nicht arbeitet. Entsprechend kann die Freizeitkleidung als körperlicher Ausdruck einer situativen Freizeit gedeutet werden. Die Arbeitskleidung wie erotische Unterwäsche, Miniröcke und Stiletto-Hüften weist den Frauen die soziale Rolle der Sexarbeiterin zu und uniformiert ihren Körper. Es ist der Wechsel der Bekleidung und damit der Umgang mit Bekleidungspraktiken, der einen Schwellenraum konstituiert, in dem temporale wie auch symbolische Grenzen gezogen werden. Mit dem Tragen eines Bademantels konstituiert sich eine Wohnumgebung, die in der zeitlichen Dimension auf eine Freizeitphase der Frauen verweist. Der Akt des Ablegens des Bademantels und die In-Szene-Setzung des halb-bekleideten Körpers hingegen transformiert den Körper in einen arbeitenden Körper und damit die Wohnumgebung in eine Arbeitsumgebung. Für die Konstitution des Schwellenraumes und den Übergang vom pausierenden zum arbeitenden Körper ist vor allem die Figur des Kunden relevant („Türklingeln“; „Ein Kunde“). Durch das Klingeln wird der Schwellenraum eingeläutet und es vollzieht sich neben einem Wechsel der Bekleidung eine Praktik des Unsichtbarmachens der Sozialarbeiterin und der Ethnographin. Indem sich diese in einer „Abstellkammer“, die sonst als Aufenthaltsraum für die nicht arbeitenden Frauen dient, verstecken müssen, werden sie zumindest räumlich in ihrer körperlichen Anwesenheit für den Kunden unsichtbar gemacht. Diese Praktik des Unsichtbarmachens, die sich während der Aufenthalte der Fachkräfte auch in Form des „Lichtlöschens“ vollzieht (vgl. Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/IV, Z. 149), wenn unerwartet ein Kunde bei den Sexarbeiter*innen vorbeikommt, dient einerseits der Wahrung der Anonymität des Kunden, die in Terminwohnungen in spezifischer Art und Weise in den Vordergrund rückt. Andererseits ermöglicht sie es den Sexarbeiter*innen, den Übergang vom Nicht-Arbeiten zum Arbeiten zu vollziehen.

An lokalisierten Orten der Wohnungs- und Appartementprostitution konstituieren sich Formen von Schwellenräumen, die als räumliche Zwischenverhältnisse gedacht werden können und auf die praktische Mehrdeutigkeit von

Räumen verweisen. Es sind räumlich-materielle Transformationsprozesse, die über die Inszenierung einer spezifischen Atmosphäre oder den Wechsel von Bekleidungspraktiken vollzogen werden und damit den Übergang von einer sozialen Situation zur anderen und von einem symbolischen Raum zum anderen begleiten. Der Schwellenraum zeichnet sich dabei dadurch aus, dass für den Übergang von der Arbeitsumgebung in die Wohnumgebung (und vice versa) eine situative Grenze durchbrochen wird. In dem Schwellenraum wird sodann entweder eine Arbeitsumgebung als Ort der sexuellen Lustentfaltung für die Kunden oder eine Wohnumgebung als Ort des Rückzugs für die Sexarbeiterinnen hergestellt.

6.4 Zwischenfazit: Schwellenräume und Schwellenerfahrungen

Zu Beginn des Kapitels wurde die Frage aufgeworfen, inwiefern sich an Orten der sexuellen Dienstleistung Schwellenräume konstituieren, die mit Schwellenerfahrungen einhergehen können, und welche Schwellenelemente den Eintritt begleiten. Die voranstehenden Analysen zeigen, dass Orte des Sexdienstleistungsgewerbes typische Eintrittsschwellen aufweisen, die den Übergang in das Innere der Räume regulieren. Hierbei lassen sich Türschwellen und Überwachungskameras als Artefakte sowie spezifische Personengruppen wie Türsteher*innen und Betreiber*innen als markante Schwellenelemente betrachten, die Teil des sich konstituierenden Schwellenraumes sind (vgl. Kap. 6.2). Jene Schwellenelemente markieren symbolische Grenzziehungen zwischen einem Innen und einem Außen und regulieren gleichzeitig Zugehörigkeits- und Zugangsmöglichkeiten. Den Schwellenelementen kommt insofern eine Scharnierfunktion zu, als sie die Akteure, die sich im Schwellenraum aufhalten, wie die Ethnographin und die Sozialarbeiterinnen, im *Zwischen* anleiten und das Überschreiten der Schwelle sowohl ermöglichen als auch verunmöglichen können. Der Übergang zeigt sich in den Analysen auf vielfältige Art und Weise als ambivalenter Schwellenraum, der die Bereiche des Bekannten und Unbekannten zugleich trennt und verbindet. Erkennbar wird er in Form von Schwellenelementen wie der Klingel, der Kamera oder der Tür, aber auch durch die körperlichen Wahrnehmungen. Die symbolischen Grenzziehungen, die durch materielle Zugangsregulierungen vorgenommen werden, müssen von den eintretenden Personen situationsspezifisch praktisch bearbeitet werden, um eintreten zu können und damit Zugang zu erhalten (vgl. Kap. 7).

Während die unterschiedlichen Artefakte wie Türschwelle und Überwachungskameras und die Personengruppen wie Türsteher*innen und Betreiber*innen sich als materielle Schwellenelemente rekonstruieren lassen, denen eine Kontrollfunktion inhärent ist, eröffnet die Analyse der Innenräume eine

weitere Bedeutung von Schwellenräumen (vgl. Kap. 6.3). Bezogen auf die empirischen Ergebnisse konstituieren sich hierbei Schwellenräume weniger als Übergang von draußen nach drinnen. Vielmehr geht mit den räumlichen Erfahrungen, in denen ein Übergang vollzogen wird, einerseits ein Wechsel in den jeweiligen situativen Fremd- und Selbstpositionierungen einher. Andererseits vollziehen sich in den Arbeitsräumen situative Wechsel der jeweiligen Raumbedeutungen durch die praktische Verwendung von Artefakten, etwa indem durch die Lichtinszenierung ein Übergang vom Arbeitszimmer zum privaten Schlafzimmer vollzogen wird, oder durch die Bekleidungspraktiken, die einen Wechsel von pausierenden zu arbeitenden Körpern markieren. Hier zeigt sich der Schwellenraum in seiner Bedeutung als Aktions- und Rückzugsraum. Entsprechend konstituieren sowohl die (An-)Ordnung der Körper und Artefakte *im* materiellen Raum als auch die je situativen Praktiken *mit* dem Raum einen Schwellenraum. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um einen statischen, klar von außen erkennbaren Raum als Schwelle. Vielmehr begründet sich die Charakterisierung des Raums als Schwellenraum in den räumlichen Erfahrungen, die zum einen anhand der Anordnung der Körper und Artefakte, zum anderen anhand der jeweiligen situativen Praktiken *mit* dem Raum zustande kommen. Im Anschluss an Arnold van Gennep (2005, S. 28) lässt sich der Schwellenraum als eine „räumliche Transitionsphase“ und damit als eine „Schwellenphase“ verstehen, in der sich je situative Praktiken rekonstruieren lassen, die den Übergang von einer sozialen Situation zu einer anderen begleiten. So verstanden offerieren Schwellenräume räumliche Erfahrungen, die sowohl Fremdheitserfahrungen (vgl. Waldenfels 2008) wie auch Erfahrungen der Gleichzeitigkeit von Raumbedeutungen sein können. Durch soziale Praktiken mit den jeweiligen Räumen werden an Prostitutionsorten Räume zusammengebracht, die in ihrer sozialen Bedeutung zunächst unvereinbar und zuweilen fremd erscheinen. Solch „andere Räume“ wie Rückzugs- und Erholungsräume, aber auch private Räume an institutionell gerahmten Orten wie Orten der Prostitution, werden von Michel Foucault (2005; 2013a) auch als Heterotopien bezeichnet. Für eine weiterführende analytische Betrachtung von Prostitutionsorten als Schwellenräumen lässt sich im Folgenden insofern an Foucaults Überlegungen anschließen,⁷⁹ als mit dem Begriff eine Bezeichnung „für Orte und Räume der Abweichung, der Differenz und des Andersseins [vorliegt], die Reflexion, Problematisierung und

79 Insgesamt werden von Foucault (2013a, S. 11 f.) fünf charakteristische Merkmale von Heterotopien beschrieben: (1) Jede Kultur bringt ihre eigenen vielfältigen Heterotopien hervor. (2) Diese können sowohl aufgelöst werden als auch verschwinden; in jeder Kultur können aber auch neue Heterotopien geschaffen werden. (3) Zudem kann es an ein und demselben Ort mehrere unvereinbare Räume geben. (4) Heterotopien stehen in Verbindung mit zeitlichen Brüchen. (5) Sie sind durch ein System der Öffnung und Schließung gekennzeichnet. Vgl. hierzu: Mörgen/Schär 2018; in Bezug auf Bordelle: Ziemann 2017.

Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Verhältnissen ermöglichen“ (Mörzen/Schär 2018, S. 115).

Heterotopien werden von Foucault als „andere Räume“ beschrieben, die nicht nur „vollkommen anders“ sind, sondern „die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen“ (Foucault 2013, S. 10). Diese „anderen Räume“ versucht Foucault als „Gegenräume“ in ihrer gesellschaftlichen Situiertheit zu fassen, wenn er darauf verweist, dass die Gesellschaft „ihre eigenen Gegenräume [...], diese lokalisierten Orte, diese realen Orte jenseits aller Orte“ (ebd., S. 10f.) erfunden hat. Neben Friedhöfen, Gärten und Gefängnissen werden Bordelle als solche „Gegenorte“ bezeichnet, die für Foucault im Unterschied zu Utopien einen realen und damit wirklichen und wirksamen Ort darstellen. Heterotopien spiegeln und begründen die Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Gebrauchsformen desselben lokalisierten Ortes. Situative und situierte Praktiken machen aus Orten veränderliche Räume und unterliegen zugleich selbst einer beständigen Umdeutung durch die Gesellschaft. Inwiefern das Bordell hierbei als Illusions- und Kompensationsraum fungiert, macht etwa Ziemann (2017, S. 23) deutlich, wenn er auf eine Reproduktion sowohl der topographischen Situierung zwischen Peripherie und Stadt als auch der hierarchischen Verhältnisse innerhalb des Prostitutionsgewerbes bis in die Gegenwart aufmerksam macht. Mit dem Bordell „als heterotopische[r] Institution“ und Organisation gehe es um einen Ort der Generierung und Institutionalisierung des „sexuellen Lust- und Glücksbegehren[s]“ sowie der „unternehmerischen Ökonomie“, aber auch um einen Ort der „mikropolitischen Macht“ (ebd., S. 131). Sowohl in Ziemanns Rekonstruktionen als auch anhand der in diesem Kapitel vollzogenen empirischen Analysen lässt sich auf ein Spannungsverhältnis verweisen, das Terminwohnungen und Kontaktbars inhärent ist: die Herstellung sexueller Lustentfaltung durch räumliche wie soziale Inszenierungspraktiken auf der einen, durchorganisierte Tages- und Beschäftigungsabläufe in Verbindung mit Wohn- und Rückzugsräumen innerhalb eines Bordells auf der anderen Seite (vgl. Kap. 6.3). Es ist die innere Struktur von Prostitutionsorten, die bedingt, dass sich mehrere Räume, die eigentlich unvereinbar sind, an einem Ort vereinen und zueinander in Beziehung gesetzt werden: So deuten die Analysen darauf hin, dass die Orte der Lustökonomie zur Zeit der Abwesenheit von Kunden zugleich als Wohn- und Ruheräume oder als Ort einer sexuellen Gesundheitsprävention (vgl. Kap. 9) dienen. Vereinbar gemacht werden die scheinbar unvereinbaren Räume durch praktizierte Übergangsrituale wie den atmosphärischen Wechsel in dem Arbeitszimmer, den Wechsel der Bekleidungspraktiken oder die Tätigkeit des Schlafens. Darüber hinaus wird die Zugänglichkeit zu heterotopischen Orten durch ein System von Öffnung und Schließung geregelt (Foucault 2013, S. 18). Anhand der empirischen Analysen konnte rekonstruiert werden, dass Formen von Eintrittsschwellen Orte sexueller Dienstleistung nicht ohne weiteres für

jeden zugänglich machen. Der Ein- und Zutritt ist an spezifische Ein- und Ausgangsrituale geknüpft, durch die der Übergang praktisch vollzogen wird (vgl. Kap. 7). Wie sich jene Rituale während der Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen vollziehen, wird im weiteren Verlauf geklärt; dabei wird auch deutlich, inwiefern mit dem Verlassen der – aus Perspektive der Sozialarbeiterinnen – „vertrauten Zone“ (Walter 2011, S. 328) und dem praktischen Übertreten der Schwelle eine Situation entsteht, in der weder die jeweiligen sozialen Rollen noch die Beziehungen zwischen den Akteuren in diesem Schwellenraum eindeutig festgelegt sind.

Kapitel 7

Zugang erhalten und Zugang herstellen: Praktiken der Kontaktaufnahme

Fragen nach den Möglichkeiten und Formen der Kontaktaufnahme bilden die zentralen „Anfangsprobleme“ (Miltner 1982, S. 116) der aufsuchenden Sozialen Arbeit (vgl. hierfür auch: Mörgen 2018a⁸⁰). Die Phase der Kontaktaufnahme löst Miltner (ebd.) zufolge die „größten Ängste und Unsicherheiten“ bei den Sozialarbeiter*innen aus (vgl. auch, S. Gillich 2006). Denn der erste Kontakt zwischen den Sozialarbeiterinnen und ihren Adressat*innen entscheide „über alle folgenden Formen und zukünftigen Möglichkeiten pädagogischen Handelns“ (ebd., S. 117). Entsprechend wird der Prozess der Kontaktaufnahme als ein zentrales Moment betrachtet, wenn es darum geht, Hilfe zu vermitteln und Beratung zu ermöglichen (Gillich 2006, S. 56). Für die Sozialarbeiter*innen ist dieser Prozess insofern mit Unsicherheitsmomenten verbunden, als sie nicht wissen, wie sie „von der Gruppe aufgenommen werden und welche Reaktionen das Erscheinen hervorruft“ (ebd.). Darüber hinaus kann es auch sein, dass die Adressat*innen kein Interesse an einem Kontakt mit den Sozialarbeiter*innen haben und die Kontaktaufnahme abblocken, da nicht ersichtlich sei, „was [...] der Kontakt bringen soll“ (ebd., S. 57) oder die Sozialarbeiter*innen eine institutionelle Kontrollinstanz repräsentieren. Den Sozialarbeiter*innen könne der Status eines ungebetenen Gastes zugewiesen werden oder sie würden gar als „Eindringling[e]“ (ebd.) adressiert. Vor dem Hintergrund der Forschungsergebnisse zur aufsuchenden Sozialen Arbeit im Feld der offenen Kinder- und Jugendarbeit lässt sich der Prozess des Zugangs und die damit verbundene Kontaktaufnahme als eine „krisenhafte Übergangssituation“ (Cloos et al. 2009, S. 55; Cloos/Köngeter 2006, S. 69) bezeichnen. In diesen Situationen müssen die Sozialarbeiter*innen wie auch Adressat*innen „blitzschnell entscheiden, welcher soziale Rahmen [...] vorliegt und ob und wie er hergestellt werden kann“ (Cloos/Köngeter 2006, S. 69). Im Unterschied zu Angeboten der offenen Kinder- und Jugendarbeit (vgl. Cloos et al. 2009) suchen die Sozialarbeiter*innen ihre anvisierte Adressat*innengruppe – ähnlich wie im Kontext der Mobilien Jugendarbeit (vgl. Miltner 1982; Gillich 2006) oder der ambulant-aufsuchenden Palliativversorgung (vgl. Müller 2017) – auf und begeben sich an die Arbeitsorte der Sexarbeiter*innen (vgl. Kap. 6).

80 Die dem Kapitel zugrundeliegenden Ausführungen sind in einer verkürzten Fassung in Mörgen 2018a erschienen.

Der Zugang der Sozialarbeiterinnen zu den Adressatinnen lässt sich im Rahmen der vorliegenden Studie als eine im Alltag der aufsuchenden Sozialarbeiterinnen wiederkehrende Praxis⁸¹ (Schäfer 2013) betrachten: Während eines Tages in der aufsuchenden Arbeit werden mehrere Orte des sexuellen Dienstleistungsgewerbes besucht. Die näheren Umstände differieren nach den jeweiligen Arbeitsorten (Terminwohnungen; Kontaktbars); der Besuch findet aber jedenfalls zu bestimmten Tageszeiten (Nachmittag bis später Abend) und – bis auf wenige Ausnahmen – in der Regel unangemeldet statt (vgl. Kap. 4.1.3). Nicht immer werden an allen Orten Personen angetroffen und nicht immer kann überhaupt Zutritt zu den Arbeitsorten erlangt werden. Hinzu kommt, dass die Sozialarbeiterinnen nicht immer von einer zeitlichen Verfügbarkeit und Bereitschaft der Sexarbeiterinnen im Moment des Besuches ausgehen können. Darüber hinaus ist das Feld der Prostitution durch eine hohe Mobilität der Sexarbeiterinnen gekennzeichnet, die sich zum einen durch Formen der transnationalen Arbeitsmigration und zum anderen durch eine Form der Binnenmigration charakterisieren lässt (vgl. Kap. 1.2; Kap. 4.1.3). Daher treffen die Sozialarbeiterinnen nur in seltenen Fällen am selben Ort mehrmals dieselben Sexarbeiterinnen während der aufsuchenden Sozialen Arbeit an. Entsprechend wird davon ausgegangen, dass sich der Zugang zu den Adressatinnen unter Bedingungen der Diskontinuität vollzieht und mit besonderen Herausforderungen für die Sozialarbeiterinnen einhergehen kann.

Vor diesem Hintergrund gestaltet sich im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution eine sozialpädagogische Arbeitsbeziehung insofern als voraussetzungsreich, als die Akteurinnen *als* Sozialarbeiterinnen und als Sexarbeiterinnen zunächst situativ *in Beziehung miteinander treten* müssen, um eine Arbeitsbeziehung zu etablieren. Die hier zu etablierende Arbeitsbeziehung entsteht dabei weniger „in einem allmählichen stufenweisen Prozess der Entwicklung von [...] emotional tragfähigen Beziehungen“ (Cloos et al 2009, S. 24). Vielmehr beruht sie auf einem situativen Aushandlungsprozess, der sich gleichzeitig als temporär beschränkt charakterisieren lässt: Die Etablierung einer „tragfähigen“ (ebd.) Arbeitsbeziehung bleibt somit reduziert auf den situativen Moment der Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen, und bei dieser Gelegenheit werden verschiedene Arbeitsformen – ein informelles Gespräch und/oder eine Kurzberatung der sexuellen Gesundheitsprävention – gemeinsam vollzogen (vgl. Kap. 8). Entsprechend sind Eintritt und Zugang zu den Terminwohnungen und Kontaktbars als liminale Phänomene des Übergangs (vgl. Kap. 6) aufzufassen. Die Analyse des Zugangs

81 Als eine wiederkehrende Praxisform ist der Zugang ein sowohl zeitliches als auch räumliches Ereignis, das in der Wiederholung insofern nicht dasselbe ist, als die kontextuellen Bedingungen, unter denen sich die jeweiligen Einzelpraktiken des Zugangs vollziehen, sich unterscheiden und daher zu differenzieren sind (Schäfer 2013, S. 45).

und der Praktiken der Kontaktaufnahme, so die These, geben markante Hinweise auf die situative Hervorbringung und praktische Aushandlung einer zeitlichen und auf einzelne Begegnungssituationen begrenzten sozialpädagogischen Arbeitsbeziehung. Wie Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen dieses Miteinander-in-Beziehung-Treten im situativen Moment des Zugangs gestalten und was es für die Sozialarbeiterinnen bedeutet, aufsuchend zu arbeiten, bzw. was es für die Sexarbeiterinnen bedeutet, von den Fachkräften unangemeldet aufgesucht zu werden, zeigt das vorliegende Kapitel auf. Dabei werden folgende Fragen verfolgt: Wie vollzieht sich der Prozess des Zugangs? Welche Praktiken der Kontaktaufnahme zu den Adressatinnen vollziehen sich in diesem Prozess? Wie treten Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen körperleiblich miteinander in Beziehung?

Für die empirische Analyse des Zugangs ist zu berücksichtigen, dass sowohl die jeweiligen Orte wie Terminwohnungen oder Kontaktbars als auch die konkrete, teils zufällige Art und Weise der Begegnung die Zugänglichkeit (Goffman 2009, S. 118) und die Praktiken der Kontaktaufnahme auf je unterschiedliche Art und Weise strukturieren und mit unterschiedlichen Unsicherheitsmomenten für die Sozialarbeiterinnen verbunden sind (vgl. Kap. 5). In Bezug auf Terminwohnungen vollzieht sich der Zugang an Orten, die sich als Privatwohnungen charakterisieren lassen. Hier verfügen die Sexarbeiterinnen in der Regel über eine Kontrolle des Zugangs und die erste Kontaktaufnahme vollzieht sich an der Wohnungstür. Im Unterschied dazu können Kontaktbars als öffentlich zugängliche Orte aufgefasst werden, die von den Sozialarbeiterinnen in der Regel ohne Hindernisse betreten werden können. In den Kontaktbars verfügen die Sozialarbeiterinnen meist über zentrale Ansprechpersonen, die als Vermittlungsinstanz den Kontakt zu den Frauen herstellen. Des Weiteren kann davon ausgegangen werden, dass die Ausübung der unangemeldeten Besuche der Sozialarbeiterinnen den Prozess des Zugangs und die Praktiken der Kontaktaufnahme als Kontrollmoment strukturieren (vgl. Kap. 6).

Im Folgenden wird mit Bezug auf die Schwellenphase des Zugang-Findens und des Zugang-Herstellens (vgl. Kap. 4.3.3; Abb. 2) in der empirischen Rekonstruktion den oben aufgeworfenen Fragen mikroanalytisch nachgegangen. Auf Basis ethnographischer Beobachtungsprotokolle werden die dem Prozess des Zugangs zugrundeliegenden sozialen und situativen Praktiken und damit die praktische Herstellung des Zugangs sowie die Praktiken der Kontaktaufnahme herausgearbeitet. Hierbei lassen sich Praktiken der Begrüßung und des In-Kontakt-Kommens einerseits als etablierte Praktiken betrachten, die durch spezifische Routinen und „stumme“ (Hirschauer 2001, S. 345) Erwartungen charakterisiert sind. Andererseits müssen jene Praktiken situationspezifisch immer wieder neu ausgehandelt und gestaltet werden. Über eine vergleichende Analyse der Zugangspraktiken kann gezeigt werden, wie situationspezifische und kontextuelle Bedingungen die jeweiligen Praktiken auf unterschiedliche Art und

Weise strukturieren. Zunächst wird der Fokus auf jene Zugangspraktiken gelegt, mittels derer die Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen miteinander ins Gespräch kommen (Kap. 7.1), bevor in den Blick genommen wird, inwiefern sich die Zugangspraktiken zwischen Kontrollpraxis und professioneller Unsicherheitsbearbeitung bewegen (Kap. 7.2).

7.1 Zugangspraktiken I: Miteinander ins Gespräch kommen

In den situativen Momenten der Kontaktaufnahme – die sich sowohl während des Eintretens in die Kontaktbar als auch an der Tür einer Terminwohnung ereignen – vollziehen sich Begrüßungs- wie auch Abschiedsrituale, die als Zugangsrituale (Goffman 2009) das Überqueren der (situativen) Schwelle deutend und regulierend begleiten (Waldenfels 2015). Solche Rituale lassen sich mit Bernhard Waldenfels als Rituale der Herstellung, der Aufrechterhaltung und Erneuerung sozialer Kontakte deuten, „mittels derer das eigene Selbst gegenüber dem fremden Selbst territoriale Ansprüche geltend macht“ (ebd., S. 224). Territoriale Ansprüche werden hierbei situativ und „situationell“ (Goffman 2009, S. 55) geltend gemacht und beziehen sich im vorliegenden Fall auf die Herstellung von Begegnungsgelegenheiten durch die Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen. Neben Begrüßungsritualen (Kap. 7.1.1) vollzieht sich die Aushandlung eines geduldeten Gaststatus (Kap. 7.1.2; 7.1.4) sowie die Herstellung von Begegnungsgelegenheiten (Kap. 7.1.3; 7.1.5). Alle drei im Folgenden beleuchteten Elemente von Zugangspraktiken verweisen auf die sich anbahnende und zu etablierende sozialpädagogische Arbeitsbeziehung als Akt der Ko-Produktion.

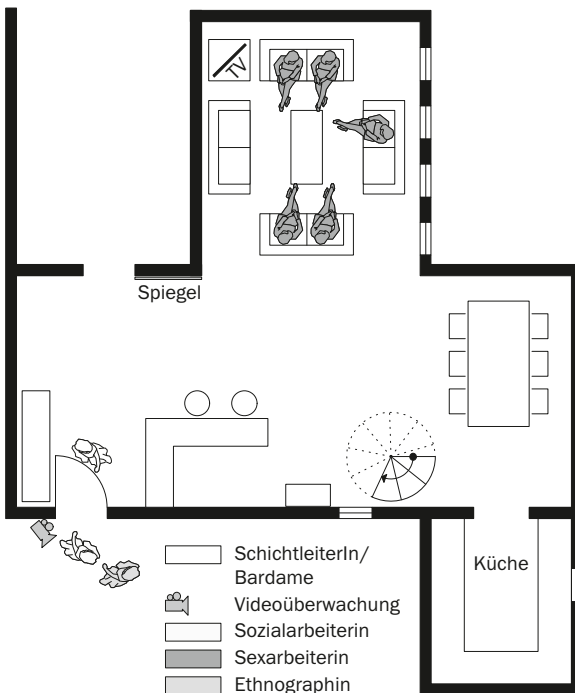
7.1.1 Begrüßungsrituale als Zugangspraktiken

Die erste Szene dokumentiert einen unangemeldeten Besuch der Sozialarbeiterin Olivia in einer größeren Terminwohnung in einer Kleinstadt einer ländlichen Region der Schweiz. Der Besuch findet am frühen Nachmittag statt. In der Wohnung sind zur Zeit des Besuches sechs Frauen anwesend, die Olivia – mit einer Ausnahme – schon von Besuchen an anderen Arbeitsorten kennt. Vor der Wohnungstür ist eine Kamera installiert, in die Olivia zur Ankündigung ihres Besuches hineinwinkt. Die Tür wird kurz darauf von der Sexarbeiterin Miranda geöffnet:

Eine große blonde Frau in einer Corsage – Miranda, wie ich später erfahre – steht vor uns und Olivia [Sozialarbeiterin] sagt ihr mit angehobener, heller Stimme „Hallo. Hoi“ – sie scheinen sich zu kennen. Olivia reicht ihr die Hand und tritt in die

Wohnung ein. Auch ich reiche Miranda die Hand und begrüße sie mit einem Hallo, während Olivia schon zu den Sofas unterwegs ist, die von der Eingangstür sehr gut zu sehen sind. [...] Während Miranda die Tür schließt, gehe ich ebenfalls zu den Sofas. Olivia hat sich zwischen die zwei Sofas gestellt [...] und ruft mit lauter Stimme „Hallo zusammen. So, wie geht’s?“ Auf dem einen Sofa sitzen zwei Frauen – beide in Bademäntel gekleidet – ihnen gegenüber sitzt eine weitere Frau, die ein Handtuch um ihren Körper gewickelt hat. Während Olivia ihnen die Hand gibt, sagt sie zu der einen Frau im Bademantel „Ah, wir kennen uns“ und zu der anderen Frau, die ich als jünger wie die anderen einschätze, „Ich bin Olivia.“ Dann stellt sie mich vor und während ich den Frauen jeweils die Hand gebe, erklärt Olivia, dass ich eine Arbeit über die Arbeit der Sozialarbeiterinnen schreibe. Dann fragt sie in die Runde „Habt ihr schnell Zeit?“ und gibt im gleichen Atemzug Miranda ein Kompliment für ihr Negligé – es ist dunkelblau und wirkt elegant. Die Frauen nicken [...] und Miranda bedankt sich für das Kompliment, erzählt Olivia in gebrochenem Deutsch, woher sie das Negligé habe und setzt sich neben mich auf die Couch. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_II/I, Z. 173–210)

Abb. 8: Der Eintritt in eine Terminwohnung



Die Sequenz zeigt die Kontaktaufnahme der Sozialarbeiterin zu den Frauen. In dem die Sozialarbeiterin Olivia der Sexarbeiterin Miranda die Hand zur Begrüßung gibt, wird der Eintritt in die Wohnung von einem klassischen Begrüßungsritual zwischen den beiden Personen begleitet. Aufgrund der räumlichen Verhältnisse (vgl. Abb. 8)⁸² kann sowohl die Sozialarbeiterin als auch die Beobachterin von der Wohnungstür aus einen Blick in das Wohnzimmer werfen, in dem neben Miranda weitere Frauen anwesend sind.

Die von der Ethnographin wahrgenommene laute Stimme, mit der sich die Begrüßung vollzieht, steht im Gegensatz zu der beschriebenen Bekleidung der Frauen, die Assoziationen eines ruhenden Körpers wecken. Mit ihrer lauten Stimme macht die Sozialarbeiterin nicht nur auf sich aufmerksam, sie lässt sich vielmehr auch als eine raumeinnehmende Geste deuten.

Die Begrüßung zwischen der Sozialarbeiterin und den weiteren anwesenden Frauen vollzieht sich dann sowohl nonverbal (Hände geben) als auch verbal („Hallo“) und integriert die als rhetorisch zu deutende Frage nach dem Wohlbefinden („Wie geht es?“), die eine Antwort weder erfordert noch in diesem Fall erfährt. Olivia wechselt von einer kollektiven zu einer individuellen Begrüßung, die einerseits als Akt der Wiedererkennung („Ah, wir kennen uns“) und andererseits als Akt der persönlichen Vorstellung („Ich bin Olivia“) gedeutet werden kann und es Olivia zugleich ermöglicht, die in der Situation anwesenden Frauen in ihrem Bekanntheitsgrad einzuordnen. Das von Olivia vollzogene Begrüßungsritual kann als Strategie (Certeau 1988)⁸³ gedeutet werden, um mit

82 In der beobachteten Situation waren nicht zu jedem Zeitpunkt des Besuches alle Sexarbeiterinnen gleichzeitig anwesend.

83 Michel de Certeaus Untersuchung von Alltagspraktiken (Certeau 1988) bietet eine theoretische Perspektive an, die für die Analyse von Handlungsweisen im Alltag der aufstehenden Sozialen Arbeit fruchtbar gemacht werden kann. Certeau unterscheidet zwischen „Strategien“ und „Taktiken“, die ihm zur Untersuchung von „Kombinationsmöglichkeiten von Handlungsweisen“ (ebd., S. 12) sowie zur Beschreibung der konkreten Ausführungsweise der jeweiligen Praktiken (ebd., S. 86) dienen. „Strategie“ setze „ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt“ (ebd., S. 87) und einen eigenen Ort voraus. Certeau argumentiert, dass Strategien es zum einen ermöglichen, „aus den errungenen Vorteilen Gewinn zu schlagen“. Zum anderen können Strategien über die visuelle Beherrschung der Orte bestimmte Handlungstypen erzeugen: „Die Gliederung des Raumes ermöglicht eine panoptische Praktik ausgehend von einem Ort, von dem aus der Blick die fremden Kräfte in Objekte verwandelt, die man beobachtet, vermessen, kontrollieren und somit seiner eigenen Sichtweise ‚einverleiben‘ kann“ (ebd., S. 88). Des Weiteren ist den Strategien eine „Macht des Wissens“ (ebd., S. 88) inhärent, die eine Fähigkeit darstelle, die Ungewissheit der Situation zu definieren und sich „einen eigenen Ort zu verschaffen“. Certeau verweist darauf, dass die Voraussetzung eines spezifischen Wissens die Voraussetzung für „eine gewisse Macht“ ist. Entsprechend sei die Macht eine Funktion des Wissens. In diesem Sinne kann die Äußerung von auf das körperliche Erscheinungsbild der Prostituierten bezogenen Komplimenten als eine Strategie interpretiert werden: Das Verteilen von Komplimenten lässt sich als eine Anerkennungspraxis deuten, die Olivia strategisch ein-

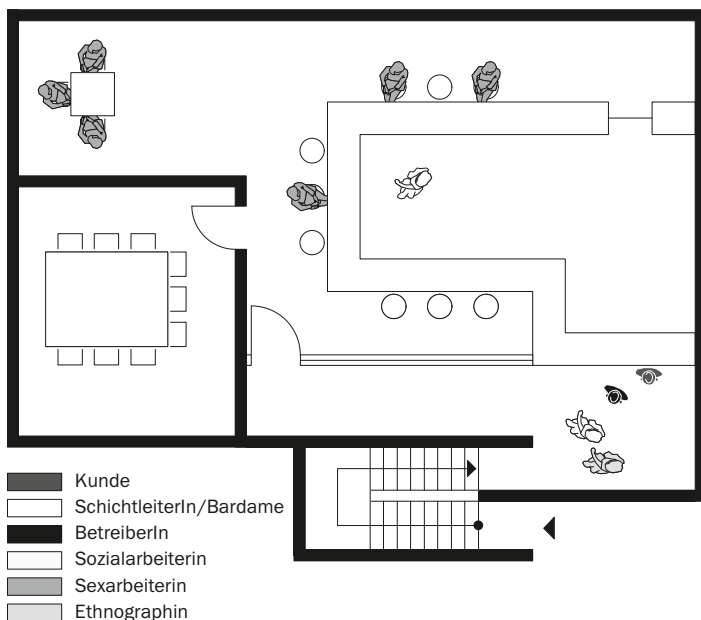
den Frauen auf irgendeine einfache Art und Weise ins Gespräch zu kommen. Zugleich werden damit spezifische Höflichkeitsregeln beim Betreten einer fremden Wohnung eingehalten. Die sodann erfolgende Frage von Olivia „Habt ihr schnell Zeit?“ verweist auf das sozialpädagogische Anliegen der Beratung, das Zeit und Aufmerksamkeit seitens der Sexarbeiterinnen erfordere. Gleichzeitig fungiert diese Frage durch das nachgeschobene Kompliment für die Bekleidung von Miranda als Form der individuellen und persönlichen Ansprache. Die Verteilung von Komplimenten für das Erscheinungsbild der Sexarbeiterin lässt sich als strategischer Einsatz deuten, der als Einstieg in die Situation dient. Die Sozialarbeiterin nutzt die soziale Beziehung zu Miranda für die direkte Kommunikation unter den Anwesenden auf einer persönlichen Ebene. Die erste Kommunikation zwischen den Sozialarbeiterinnen und den Sexarbeiterinnen findet spontan in Form lockerer Alltagsgespräche statt, wodurch eine vertraute „Atmosphäre“ aufgebaut werde, wie es die Sozialarbeiterin an anderer Stelle formuliert (Beobachtungsprotokoll_Olivia_I, Z. 68). Das sich vollziehende Begrüßungsritual ist also als Zugänglichkeitsritual zu deuten, mit dem eine *Adressierbarkeit der Frauen* für das institutionelle Beratungsangebot hergestellt wird und das durch die situative Bezugnahme auf die anwesenden Frauen als *professioneller Prozess der Annäherung* gedeutet werden kann.

7.1.2 Die Aushandlung eines geduldeten Gaststatus

Wie über Praktiken der Kontaktaufnahme zugleich die Aushandlung eines geduldeten Gaststatus der Sozialarbeiterinnen erfolgt, wird in der folgenden Szene dokumentiert. In der Kontaktbar halten sich zum Zeitpunkt des Besuches, neben ungefähr dreizehn Sexarbeiterinnen, der Betreiber und Kunden auf. Beim Betreten der Kontaktbar durch die Sozialarbeiterin und die Ethnographin vollzieht sich zunächst eine Kontaktaufnahme zwischen der Sozialarbeiterin und dem Betreiber, der im Vorraum der Bar steht (vgl. Kap. 6.2; Abb. 9).

setzt. Sie weiß um die Körperarbeit, die die Frauen leisten, und setzt dieses Wissen machtvoll ein, um Kontakt zu den Frauen aufzubauen. Von der Strategie unterscheidet Certeau die Taktik, die er als „ein Handeln aus Berechnung“ bezeichnet, „das durch das Fehlen von etwas Eigenem bestimmt ist“ (ebd., S. 89). Es fehle sowohl der eigene Ort als auch die Macht. Während Strategien neue Handlungstypen produzieren, können Taktiken die aufgezwungenen strategischen Handlungsweisen „nur gebrauchen, manipulieren und umfunktionieren“ (ebd., S. 78). Taktiken können als „gelungene Tricks des ‚Schwachen‘ in der vom ‚Starken‘ etablierten Ordnung“ (ebd., S. 92) gedeutet werden, wobei der Schwache durch „geschickten Gebrauch der Zeit“, eine günstige Gelegenheit abwartend, einen „Coup landet“ (ebd., S. 90).

Abb. 9: Das Betreten einer Kontaktbar und die Aushandlung des Gaststatus



Die Sozialarbeiterin Ava stellt sich vor:

Sie sei von der Beratungsstelle KK und wolle den Frauen „Geschenke“ vorbeibringen, ob das in Ordnung sei. Der Betreiber lächelt sie „schmierig“ an und meint mit süffisantem Lachen, „Ah, ihr bringt den Frauen Geschenke. Das haben sie gerne und bekommen nie genug davon.“ Dabei schaut er den Kunden, den ich als seinen Kollegen wahrnehme, mit verdrehten Augen an und die beiden fangen schallend an zu lachen. Ich finde seine Reaktion unmöglich und bin fasziniert davon, wie gelassen Ava auf ihn reagiert. [...] Mit einer Handbewegung zeigt der Betreiber auf den hinteren Raum der Bar und meint zu Ava, dass die Frauen alle dort seien. Dann gibt er ihr zu verstehen, dass sie nicht zu lange da sein könne. Ava nickt und meint nach wie vor mit ihrer ruhigen Stimme, dass wir nicht so viel Zeit bräuchten. Dann dreht sie sich um, schaut mich kurz an und zeigt mit ihrer Hand auf die nächste Tür, die in die Bar hineinführt. Von außen kann man sehr gut in die Bar hineinschauen, da sie durch eine Art Glaswand abgetrennt ist. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/IV, Z. 6–27)

Indem die Sozialarbeiterin Ava sich in ihrer professionellen Rolle und Funktion als Vertreterin der Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe vorstellt, vollzieht sich zunächst ein klassisches Begrüßungsritual zwischen ihr und dem Betreiber. Gleichzeitig artikuliert die Sozialarbeiterin dem Betreiber gegenüber ihr Anliegen für den Besuch, das darin bestehe, den „Frauen nur Geschenke“ vorbeizu-

bringen. Damit wird das Anliegen der Sozialarbeiterin klar gerahmt und sie signalisiert dem Betreiber, dass sie während der Hauptgeschäftszeit die Zeit der Sexarbeiterinnen, die als Arbeitszeit konnotiert ist, nicht über Gebühr in Anspruch nehmen wird. Die Formulierung „Geschenke“ lässt sich als eine symbolische Form der schenkenden Zuwendung an die Sexarbeiterinnen deuten, mit der sich die Sozialarbeiterin als Gast positioniert und gleichzeitig die Sexarbeiterinnen – vor dem Hintergrund des spezifischen Kontextes – als Bedürftige konstruiert, denen mit dem Geschenk Aufmerksamkeit zuteilwerde (vgl. Kap. 8.4).⁸⁴ Hierbei wird das Geschenk an die Sexarbeiterinnen jedoch nicht symbolisch durch eine entsprechende Verpackung erzeugt, die den zu schenkenden Gegenstand verhüllt und dann von der Beschenkten entfernt wird, sondern allein durch die Formulierung „Geschenke“ (Hillebrandt 2009, S. 176). Das mit dem Geschenk verbundene Ziel der Kontaktaufnahme zu den Frauen und des Ins-Gespräch-Kommens thematisiert die Sozialarbeiterin dem Betreiber gegenüber genauso wenig wie den institutionellen Auftrag der sexuellen Gesundheitsprävention. Das Geschenk als Gabe (Mauss 1990) legitimiert dem Betreiber gegenüber die situative Anwesenheit der Sozialarbeiterin – sie erhält im Gegenzug und damit als Gegengabe die Möglichkeit des Zugangs zu den Sexarbeiterinnen (vgl. Kap. 8.4⁸⁵). Die im Protokoll deutlich werdenden situativen Deutungen der Beobachterin, die den Betreiber als „schmierig“ und als „süffisant“ lachend beschreiben, lassen seine Reaktion auf das von der Sozialarbeiterin vorgebrachte Anliegen zunächst als eine Abwertung der Sexarbeiterinnen erscheinen, zumal er auch seinen Kollegen mit einer männlich-solidarisierenden Geste in die Interaktion einbindet. Beschrieben wird eine Situation der Geschlechterallianzen: der Betreiber, der den männlichen Kollegen als Komplizen adressiert, und die Beobachterin, die sich mit der weiblichen, von ihr als abgewertet empfundenen Sozialarbeiterin solidarisiert. Vor diesem Hintergrund lassen sich an der Formulierung „Ah, ihr bringt den Frauen Geschenke. Das haben sie gerne und bekommen nie genug davon“ zwei für das Feld der Prostitution im Allgemeinen und für die Situation im Besonderen wesentliche Aspekte aufzeigen. Zum einen lässt sich die Aussage des Betreibers insofern als eine Abwertung der Sexarbeiterinnen deuten, als der Betreiber ihnen eine infantile und zugleich bedürftige Position zuweist, die sich in dem Geschenk als Gabe symbolisiert. Zugleich ließe sich die Abwertung in Bezug auf das Anliegen der Sozialarbeiterin dahingehend deuten, dass ihre soziale Funktion als professionell handelnde Fachkraft in gewisser Weise entprofessionalisiert wird, denn sie

84 Für eine Auseinandersetzung mit Praktiken des Tauschs und den ihnen inhärenten symbolischen Dimensionen des Gebens von Gaben vgl. Hillebrandt 2009.

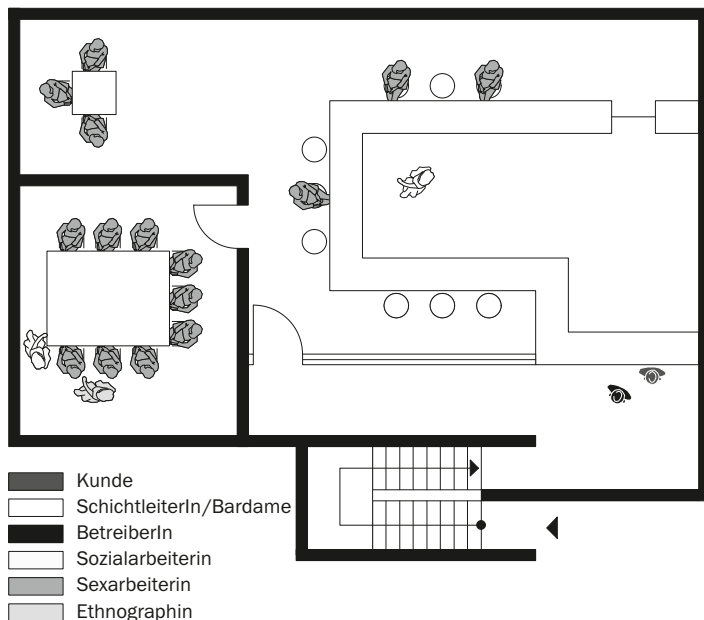
85 Die Praxis des Schenkens resp. des Tauschens (Hillebrandt 2009) wird in Kapitel 8.4 ausführlicher als konstitutive Praktik für die Etablierung der sozialpädagogischen Arbeitsbeziehung sowie die Konstitution der Arbeitsform Kurzberatung rekonstruiert.

bringe „nur Geschenke“. Zum anderen vollzieht sich eine Bestätigung der von der Sozialarbeiterin selbst vorgenommenen Positionierung als Schenkende den Frauen gegenüber und der damit einhergehenden Konstruktion der Frauen als „Objekt der Barmherzigkeit“. Damit ist der Situationsdynamik implizit auch eine Bestätigung und Legitimierung der situativen Anwesenheit der Sozialarbeiterin inhärent. Diese Lesart der legitimierenden Bestätigung wird auf der manifesten Textebene des Beobachtungsprotokolls jedoch durch die situative Deutung der Beobachterin überlagert, die das abstoßende Verhalten des Betreibers gegenüber der Sozialarbeiterin und ihr selbst in den Vordergrund rückt. Mit dem Akt der bestätigenden Legitimation durch den Betreiber wird der Sozialarbeiterin der Status eines geduldeten Gastes zugewiesen, was zugleich bedeutet, dass der Einsatz der Geschenke als Zugangsstrategie zu den Frauen für die Sozialarbeiterin funktioniert. Denn der Betreiber, als durchaus wichtige und zentrale Ansprechperson für die Sozialarbeiterin, wird von der Fachkraft nicht in ein professionelles Gespräch verwickelt. Ihr Ziel ist der Zugang zu den Sexarbeiterinnen und die damit verbundene Kontaktaufnahme, und dieses Ziel wird über das Geschenk als „Gabe“ strategisch verfolgt. Auf die männlichen Gebärden reagiert die Sozialarbeiterin mit professioneller Zurückhaltung und wird von der Ethnographin als „gelassen“ wahrgenommen. Indem sie die Interaktion mit Zurückhaltung und Gelassenheit lenkt und den Betreiber in seiner Selbstpositionierung bestätigt, erreicht die Sozialarbeiterin das von ihr verfolgte Ziel, nämlich den Kontakt zu den Sexarbeiterinnen als ihren Adressatinnen herzustellen. Gleichzeitig vollzieht sich durch die Formulierung „nicht zu lange da sein können“ ein Akt der zeitlichen Reglementierung des Besuches der Sozialarbeiterin, worin sich manifestiert, dass der Status der Sozialarbeiterin eben nur derjenige eines geduldeten Gastes ist. Im Unterschied zum Aufenthalt der Kunden wird der Aufenthalt der Sozialarbeiterinnen in den Räumen dieser Kontaktbar zeitlich eingeschränkt, so dass für ihren institutionellen Auftrag nur eingeschränkte situative Handlungsmöglichkeiten bestehen.

7.1.3 Ein Balanceakt zwischen Sich-nicht-Aufdrängen und Sich-Näherbringen

Im Folgenden wird an den weiteren Verlauf der Situation angeknüpft und der Fokus analytisch auf die Kontaktaufnahme zwischen der Sozialarbeiterin und den Sexarbeiterinnen gelegt, die sich als ein Balanceakt zwischen Sich-nicht-Aufdrängen und Sich-Näherbringen bzw. Sich-ansprechbar-Machen deuten lässt. Nach der Interaktion mit dem Betreiber betreten die Sozialarbeiterin und die Ethnographin das Herzstück der Kontaktbar, einen von der Bar abgetrennten Raum, in dem ungefähr zehn Frauen im Kreis um einen quadratischen Tisch auf Barhockern sitzen (vgl. Abb. 10):

Abb. 10: Gespräch in einem Aufenthaltsraum in einer Kontaktbar



Die Frauen sind am Rauchen, tippen mit ihren Fingern in ihre Smartphones und wirken mit sich selbst beschäftigt. Keine blickt auf, als wir eintreten, und Ava sagt auch erst mal nicht ihr gewohntes Hallo, sondern stellt ihren Korb in der linken Ecke des Raumes ab und beobachtet für einen Moment die Situation. Die Atmosphäre macht einen friedlichen Eindruck auf mich, den Ava anscheinend mit ihrer Anwesenheit nicht stören möchte, daher verhält sie sich zunächst sehr unauffällig. Dann greift sie in ihre Tasche, nimmt ihre Zigaretten raus und gibt mir ein Zeichen, dass wir uns an die noch freie Fläche des Tisches stellen. Ich nicke und laufe hinter ihr her. Als wir am anderen Ende angekommen sind, blickt eine der Frauen, die direkt neben Ava steht, auf und ein Lächeln erscheint in ihrem Gesicht. „Hallo“, meint Ava und reicht ihre Hand zur Begrüßung, um sich im gleichen Atemzug vorzustellen. Die Frau nickt, greift die Hand und kennt zwar Ava als Person nicht, aber ihre Rolle, überlege ich mir. „Wie geht es dir?“, erkundigt sich Ava nach ihrem Wohlergehen. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/IV, Z. 40–51)

Die Tätigkeiten, denen die Frauen der Beschreibung zufolge während des Eintretens der Sozialarbeiterin und der Ethnographin nachgehen, können als klassische Warte- und Überbrückungstätigkeiten im Arbeitsalltag der Sexarbeiterinnen gedeutet werden. Zwar ist der Akt des Wartens durch als gleich beschriebene Tätigkeiten als kollektiver Akt gerahmt, zugleich lässt sich aber eine Vereinzelung beobachten, insoweit in der Deutung der Ethnographin die Frau-

en „wirken, als seien sie mit sich selbst beschäftigt“. Die Sozialarbeiterin und die Ethnographin betreten entsprechend einen Raum, der von einer ruhigen Atmosphäre gekennzeichnet ist („friedlicher Eindruck“) und in dem sich die anwesenden Personen nicht miteinander unterhalten. Die Sexarbeiterinnen nehmen zudem weder verbal noch nonverbal, etwa in Form von Gestik und Mimik, Kontakt zu den eintretenden Personen auf. Insofern keine der Frauen „aufblickt“ und somit die Besucherinnen nicht adressiert werden, wird das Eintreten der beiden in einem normalisierenden Akt ignoriert. Die Sozialarbeiterinnen und die Ethnographin erscheinen als der Situation in gewisser Weise zugehörig, obwohl ihnen zuvor durch den Betreiber nur ein temporärer Gaststatus zugewiesen wurde (vgl. Kap. 7.1.2). Das daraus resultierende „Spiel auf Zeit“ und damit einhergehende situative Unsicherheiten werden von der Sozialarbeiterin auf zwei Arten bearbeitet: Den Korb abzustellen, lässt sich als Praktik des Ankommens deuten, während die Einnahme einer beobachtenden Position es ermöglicht, die Situation zu erfassen und sich nächste situative Handlungsschritte zu überlegen.

Für die situativen Möglichkeitsbedingungen der Kontaktaufnahme ist die räumlich-materielle Formation und die Anordnung der Personen im Raum von Relevanz. Die Sexarbeiterinnen sitzen in Form eines Kreises um einen quadratischen Tisch. Diese räumlich-materielle Formation produziert einerseits spezifische Blickverhältnisse der gegenseitigen Sichtbarkeit sowie des Sich-gegenseitig-Beobachtens und ermöglicht andererseits nur bedingte Möglichkeiten der Integration von weiteren Personen (vgl. auch: Kuhn/Magyar-Haas 2011). Die sich sodann vollziehende Platzierung am Tisch der Sexarbeiterinnen stellt einen Akt des Sich-Näherbringens dar, mit der die Sozialarbeiterin und die Ethnographin – über zeigende, richtungsweisende und darüber verbindende Gesten – in den Kreis eintreten und sich für die Frauen nicht nur sichtbar, sondern auch ansprechbar machen. Der Akt des Rauchens, den die Sozialarbeiterin und die Ethnographin vollziehen, spiegelt zum einen die Praktik der Sexarbeiterinnen wider, wodurch das Sich-Eingliedern in die vorhandene Situation weiter vollzogen wird. Zum anderen lässt sich der Akt des Rauchens als eine Praktik des Zeit-Überbrückens lesen. Anders als in anderen ethnographierten Situationen können die hier vollzogenen Praktiken der Kontaktaufnahme als defensive, zurückhaltende und die Situation der Adressat*innen beobachtende Vorgehensweise betrachtet werden, die den Sexarbeiterinnen die Möglichkeit eröffnet, Kontakt zu der Sozialarbeiterin aufzunehmen oder eben nicht.

Im weiteren Verlauf wird die Sozialarbeiterin von einer der Sexarbeiterinnen, zu der sie durch die räumliche Platzierung eine Nähe hergestellt hat, angeblickt. Das Anblicken stellt eine nonverbale Form der Kontaktaufnahme mit Ava dar, die für die sich konstituierende situative professionelle Arbeitsbeziehung zwischen den beiden und damit insbesondere für die Sozialarbeiterin einen Ermöglichungscharakter hat. Das heißt: Der Akt des Anblickens eröffnet

Anschlussmöglichkeiten; Ava kann sich der Sexarbeiterin nunmehr in ihrer sozialen Rolle als professionelle Fachkraft vorstellen. Die anschließende Frage nach dem Wohlbefinden lässt sich zugleich als eine direkte und offensive Möglichkeit deuten, mit der Frau in Kontakt zu kommen. In der Situationsdynamik wechselt die Kommunikation mit diesem In-den-Kreis-Treten sodann von der nonverbalen auf die verbale Ebene:

Mit einem Lächeln im Gesicht meint die Frau in gebrochenem Deutsch: „Ganz gut.“ Dann zeigt sie auf ihr Smartphone und erzählt, dass sie gerade ihrer Familie in Brasilien ein Bild von dem gestrigen Essen geschickt habe. Daraufhin horcht die Frau neben ihr auf und die beiden beginnen zu kichern. Ava beugt sich interessiert rüber, lässt sich das Bild zeigen und bindet mich in das Geschehen ein, indem sie mir mit einer zuwinkenden Handbewegung bedeutet näher zu treten. Wir erfahren, dass die Frauen gestern gemeinsam gekocht haben. Die Möglichkeiten zu essen seien hier in der Umgebung eher spärlich und ab und an kocht jede der Frauen ihr Nationalgericht. „Weißt du wie lecker!“, sagt die Frau mit fröhlichem Lachen. „Und hast du Kinder?“, erkundigt sich Ava. Ein Strahlen und die Frau nickt: „Magst du sehen?“ Wir nicken und bekommen ein Bild von ihrer kleinen Tochter gezeigt. „So ein herziges Töchterchen hast du“, meint Ava und blickt gleichzeitig in die Runde. Eine andere Frau schaut interessiert zu uns rüber und Ava streichelt der Frau mit der Tochter über die Schulter, wendet sich von ihr ab und geht zu ihrem Korb hinüber. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/IV, Z. 51–63)

Die Frage nach dem Wohlbefinden fungiert hier als Aufforderung oder Einladung zum Gespräch. Dem kommt die Sexarbeiterin nicht nur bereitwillig nach, sondern bindet auch die Sozialarbeiterin und die Ethnographin in die Situation ein: Gezeigt werden Bilder von gemeinsamen Kochaktivitäten mit den Kolleginnen sowie von dem eigenen Kind. Durch den Hinweis auf das gemeinsame Essen bezieht die Sexarbeiterin in situ eine weitere Frau ein, während die Sozialarbeiterin die Ethnographin – die bis dahin eine passive, die Situation beobachtende Position eingenommen hat – involviert. Die Erzählung der Frau verweist auf alltägliche Tätigkeiten einer Person, die in der Arbeitsmigration sowohl über digitale Medien den Kontakt zu ihrer Familie aufrechterhält als auch mit ihren Kolleginnen kulturelle Essgewohnheiten praktiziert. Indem die Frau von ihren Alltagsaktivitäten jenseits des Sexdienstleistungsgewerbes berichtet, rücken nicht nur die prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen, sondern auch das Sexdienstleistungsgewerbe situativ in den Hintergrund, strukturieren jedoch als Dimensionen der Situation die Interaktion mit. Und so nimmt die Sozialarbeiterin mit der Frage „Hast du Kinder?“ die von der Sexarbeiterin eingeführten familiären Bezüge auf und adressiert die Frau weniger in ihrer Berufsrolle als Sexarbeiterin denn vielmehr als Mutter und kommentiert das sodann gezeigte Bild der Tochter mit einem Kompliment. Indem die Sozialarbei-

terin die räumliche Distanz zwischen Eltern und Kind, die einem westlichen Verständnis von Elternschaft potentiell widerspricht, nicht thematisiert, wird die Elternschaft der Sexarbeiterin weder problematisiert noch dramatisiert, sondern vielmehr normalisiert. Durch den Akt des Zeigens gemeinsamer Essensaktivitäten sowie die Thematisierung der Elternschaft, die implizit durch das Zeigen der Fotografie des Kindes vollzogen wird, erfolgt eine Entsexualisierung des Settings eines Sexualdienstleistungsortes. Zugleich lässt sich diese Thematisierung als eine Praktik des professionellen „Abcheckens“ der Lebenssituation der Sexarbeiterin durch die Sozialarbeiterin deuten. Angesichts der situativen Rahmenbedingungen – zeitliche Limitierung des Besuchs und Präsenz von einigen anderen Frauen – ist davon auszugehen, dass ein tiefergehendes (Beratungs-)Gespräch zwischen den beiden nicht möglich ist und damit auch potentiell nicht alles in der Situation sagbar ist (vgl. Kap. 8). Während mit der Kommentierung der Fotografie und der Adressierung der Sexarbeiterin als Mutter eine situative Beziehung zu der Frau hergestellt wird, verweist der von der Sozialarbeiterin gleichzeitig „in die Runde“ gerichtete Blick darauf, dass sie die anderen anwesenden Frauen als potentielle Adressatinnen aufmerksam beobachtet. Die sodann erfolgende Kontaktaufnahme über den Blick einer weiteren anwesenden Frau beendet einerseits die Unterhaltung zwischen Ava und der ersten Sexarbeiterin und führt andererseits dazu, dass die Sozialarbeiterin mit weiteren Frauen Kontakt aufnehmen kann.

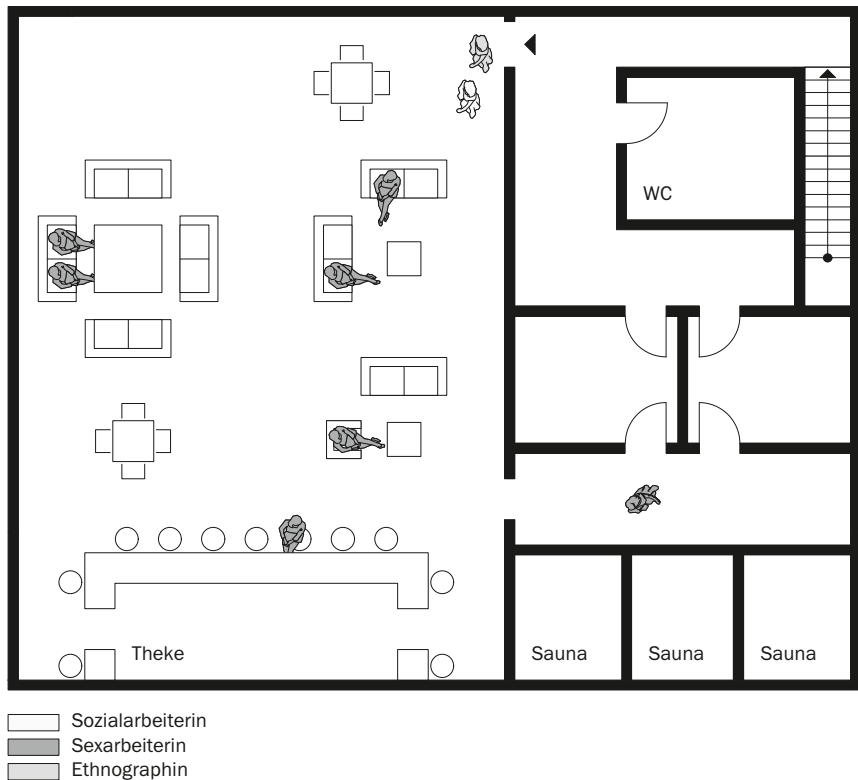
Das sich in der Interaktion vollziehende Gespräch lässt sich als Praktik des Smalltalks deuten. Die Praktik des Smalltalks ermöglicht es, im engeren Kreis der Sexarbeiterinnen zu verbleiben und Einzelheiten aus ihrem Alltag zu erfragen. Die Sozialarbeiterin agiert in Form eines Sich-Näherbringens und knüpft an die situativen Relevanzsetzungen der Sexarbeiterin an. Diese Handlungsweise kann auch als gezielte Nachfragestrategie gedeutet werden, mittels derer die Sozialarbeiterin zielgerichtet Informationen über die individuellen Lebensverhältnisse der jeweiligen Sexarbeiterin erlangt. Insofern lässt sich neben dem Begrüßungsritual (vgl. Kap. 7.1.1) auch die Praktik des Smalltalks als professioneller Prozess der Annäherung interpretieren. Sowohl das Begrüßungsritual als auch der praktizierte Smalltalk stellen eine Balance zwischen Nähe und Distanz, zwischen Sich-nicht-Aufdrängen und gleichzeitigem Sich-Näherbringen im Interaktionsgeschehen her (Wulf 2017) – eine performative Praktik, die auf die sich anbahnende und zu etablierende Arbeitsbeziehung als Resultat einer Ko-Produktion verweist.

7.1.4 Die Herstellung von Begegnungsgelegenheiten

Bis hierher wurde rekonstruiert, inwiefern sich die Kontaktaufnahme als defensive, zurückhaltende und die Situation der Adressatinnen beobachtende Vorge-

hensweise vollzieht und wie die Situation auf Kommunikationsmöglichkeiten und erfolgversprechende Adressierungsweisen hin beobachtet wird. Dabei findet die erste Kommunikationsinteraktion auf der Ebene eines Smalltalks statt, bei dem es um ein Ins-Gespräch-Kommen geht. Nachfolgend wird der analytische Fokus darauf gelegt, wie Begegnungsgelegenheiten gezielt und fast schon invasiv durch die Sozialarbeiter*innen hergestellt werden. Die Herstellung von Begegnungsgelegenheiten und -räumen, die sich in der Regel nach dem Betreten einer Kontaktbar vollzieht, kann als zentral für den Zugang zu den Personen betrachtet werden (Goffman 2009, S. 118f.). Dies ist insbesondere dann von Relevanz, wenn sich die in den jeweiligen Kontaktbars anwesenden Sexarbeiterinnen im Raum verteilt aufhalten und nicht, wie in der vorherigen Sequenz, im Kollektiv angetroffen werden (vgl. Abb. 11).

Abb. 11: Kontaktbar: Räumliche Verteilung der Personen



Die folgende Szene findet in einer großräumigen Kontaktbar statt, die gleichzeitig ein Sauna-Club ist und sich in einem abgelegenen Industriegebiet befindet. Nach dem Betreten der Kontaktbar nimmt die Beobachterin eine „warme, sti-

ckige Luft“ wahr, wie sie für eine Sauna üblich ist. Gleichzeitig wird der von der Sozialarbeiterin und der Ethnographin betretene Raum, in dem sich die Sexarbeiterinnen aufhalten, als eine „fensterlose Halle“ mit „diversen Sitzgelegenheiten“ beschrieben. Die Beschreibung der Kontaktbar ist entsprechend von Differenzen geprägt: Eher negative Eindrücke der Raumluftqualität stehen der Wahrnehmung eines großen, viel Platz bietenden Raumes gegenüber. Die Wahrnehmung der Räumlichkeit und die damit einhergehende Beschreibung der Atmosphäre strukturieren die dann folgende Situationsdeutung und stehen in gewisser Weise in Kontrast zu den sich vollziehenden Zugänglichkeitspraktiken der Sozialarbeiterin:

Klara [Sozialarbeiterin] durchschreitet schnellen Schrittes die Halle und ruft fröhlich „Halli, Hallo Frauen.“ Ich hinterher. Auf einer Empore mit einer großen Couch-Gruppe sitzen zwei Personen. Unterhalb der Empore befindet sich eine weitere Couch mit einem die Beine angewinkelt sitzenden entkleideten Körper – es wird geraucht. Unweit davon liegt zusammengekauert ein sich ausruhend wirkender Körper auf einer weiteren Couch. Der Körper wirkt klein und verliert sich förmlich in dem Raum. Auf den Tischen stehen jeweils kleine Handtaschen. Uniformierte, halb-bekleidete Körper, die sich womöglich in Warteposition befinden. Die Frauen tragen unterschiedliche Formen erotischer Unterwäsche: von der Corsage über einen engen weißen Ganzkörperanzug bis zu einem Balconette-BH, der den Blick auf den nackten Busen freigibt. Langsam bewegen sich die Personen und schauen uns an. Es kommt jedoch kein Hallo zurück. Klara steuert schnellen Schrittes auf die Empore zu. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 26–44)

In dem Beobachtungsprotokoll stehen die Bewegungsabläufe von Klara in Kontrast zur Beschreibung der Situation in der Lokalität. Die Sozialarbeiterin stürmt quasi die Situation und macht mit ihrem begrüßenden Ausruf auf sich aufmerksam. Die Art und Weise, wie sich die Sozialarbeiterin durch den Raum bewegt, kann als zielgerichtet gedeutet werden. Das Ziel stellt in dem Raum die Empore dar, die der Sozialarbeiterin eine Begegnungsmöglichkeit mit den Sexarbeiterinnen offeriert. Ausgehend von der zeitlichen Reglementierung der Besuche der Sozialarbeiterinnen (vgl. Kap. 7.1.2) ist Klara dazu angehalten, blitzschnell die Situation zu erfassen; sie nimmt also keine zurückhaltende und beobachtende Position ein. Die vorgefundene Situation kennzeichnet sich durch eine Beschreibung der Sexarbeiterinnen in „Warteposition“, die sich zudem über den Raum verteilt aufhalten und auf die Begrüßung der eintretenden Personen nicht reagieren. Im Kontrast dazu steht die Beschreibung der schnellen, hastigen Körperbewegungen der Sozialarbeiterin und der Ethnographin durch den Raum. Mit den im Beobachtungsprotokoll abstrakt beschriebenen Praktiken des Wartens und des Sich-Ausruhens werden Grenzziehungen beschrieben, die den Prozess des Zugangs in dieser Situation begleiten und von der Sozial-

arbeiterin bearbeitet werden müssen, möchte sie eine Begegnungs- und Kontaktgelegenheit herstellen (vgl. Abb. 12).

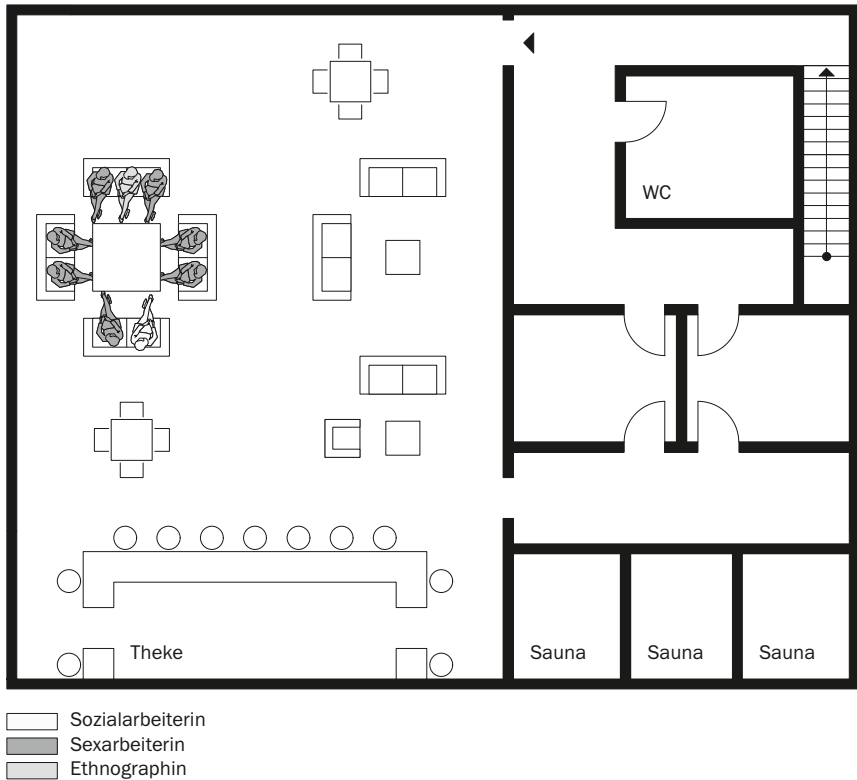
Oben angekommen gibt sie den beiden Frauen lächelnd zur Begrüßung die Hand, dabei beugt sie sich über den Tisch zu den sitzenden Frauen hinüber: „Hallo, ich bin Klara und das ist Rebecca.“ Ein leises „Hallo“ mit einem Lächeln im Gesicht ist zu vernehmen. Ich gebe den Frauen ebenfalls die Hand. Klara legt ihren Korb sowie ihre Jacke auf einem der Sofas ab, während ich gegenüber von Klara stehen bleibe. [...] Unterdessen sind die beiden anderen Frauen uns hinterhergegangen und nehmen auf der Couch Platz. Dann steht eine der Frauen auf und bietet uns etwas zu trinken an – wir nehmen eine Cola und ein Wasser. [...] Während Klara, ihre Beine eng beieinander, auf der Kante der Couch sitzt, fragt sie in die Runde blickend, ob sie wüssten, wer sie sei. Sie wartet die Antwort gar nicht ab, sondern beginnt sofort damit, die Institution KK zu erläutern. Sie seien eine Beratungsstelle für Frauen, die im Sexgewerbe arbeiten, und würden immer mal wieder in den verschiedenen Lokalitäten vorbeischaun, fährt sie mit ihrem aufmunternden Lächeln im Gesicht weiter fort. Dabei greift sie mit der Hand in ihren Korb und nimmt die Plastikbeutel [„Geschenksäckli“] mit den Kondomen raus. [...] Klara gibt die Plastiksäcke in die Runde und erläutert, dass dort Kondome in verschiedenen Größen und mit verschiedenen Geschmäckern drin seien. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 44–72)

Das Beobachtungsprotokoll verweist auf den ritualisierten Ablauf der Kontaktaufnahme, wie er an anderer Stelle bereits rekonstruiert wurde (vgl. Kap. 7.1.1). Die Abfolge der Kontaktaufnahme ist formal geregelt und wird durch das Artefakt des Plastikbeutels gerahmt. Da die Sozialarbeiterin nicht über eine konkrete Ansprechperson verfügt, adressiert sie zielgerichtet zwei Personen. Sie initiiert den ersten Kontakt selbst und stellt ihr Vorhaben, ihre Rolle und Funktion sowie die Einrichtung vor. Die Frage der Sexarbeiterin, ob die Sozialarbeiterin und die Ethnologin etwas trinken möchten, signalisiert, dass die in der Situation gastgebenden Sexarbeiterinnen die beiden Personen als Gäste anerkennen und integrieren. Gleichzeitig symbolisiert das Trinkangebot der Sozialarbeiterin eine Gesprächsbereitschaft und lädt zum Verweilen ein. Die in der Sequenz verteilten Artefakte symbolisieren das institutionelle Angebotsspektrum und übernehmen in der Situation eine soziale Vermittlungsfunktion (vgl. Kap. 7.2.2). Anders als in der zuvor rekonstruierten Sequenz zum Prozess der Kontaktaufnahme in einer Kontaktbar konstituiert sich in dieser Situation der räumlich-materielle Kreis als eine Gesprächsformation,⁸⁶ die es der Sozialarbeiterin Klara ermöglicht, alle anwesenden Sexarbeiterinnen gleichermaßen mit ihrem institu-

86 Zur Analyse von Kreissituationen, Kreisritualen und Kreisformationen im pädagogischen Alltag des Kindergartens wie der Jugendarbeit vgl. Kuhn/Magyar-Haas 2011.

tionellen Auftrag zu adressieren und auf einer formalisierten Gesprächsebene in Kontakt zu treten (vgl. Abb. 12; Kap. 9.2).

Abb. 12: Kontaktbar: Gespräch im Kreis



7.2 Zugangspraktiken II: Die Herstellung von Zugang zwischen Kontrollpraxis und Unsicherheitsbearbeitung

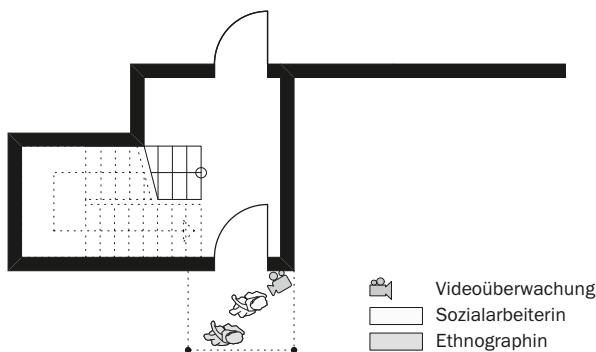
Während zuvor Zugangspraktiken betrachtet worden sind, die nahezu problemlos verlaufen, geht es in den nun angeführten Situationen um die Verhandlung von Zugang und Raumsouveränität sowie den legitimen Zutritt zu der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen – sei es, dass Fragen des Zutritts und damit des Zugangs zu den Räumen wie auch den Personen erst ausgehandelt werden müssen (Kap. 7.2.1) oder die Sozialarbeiterinnen an der Tür abgewiesen werden und sie keinen Zutritt erhalten (Kap. 7.2.2; Kap. 7.2.3). In solchen Momenten lassen sich den Zugangspraktiken inhärente Formen der Ungewissheits- und Unsicherheitsbearbeitung rekonstruieren. Den Einstieg in

diese rahmenden Überlegungen bildet ein ungebetener Besuch in einer Terminwohnung.

7.2.1 Ein ungebetener Besuch und die Verhandlung von Raumsouveränität

Die Sozialarbeiterin Klara verfügt über eine Telefonnummer für diese Terminwohnung, die sich in einem Dorfzentrum befindet. Sie möchte den Besuch vorankündigen, „damit wir auch sicher rein kommen“, wie sie mir im Auto erklärt. Das Telefonat mit einer für die Sozialarbeiterin unbekanntes Frau verläuft sehr schnell und die Sozialarbeiterin teilt mit: „Gut, ich komme jetzt vorbei, in einer Minute sind wir da.“ An dem Haus angekommen, kann der Eintritt in das Mehrfamilienhaus seitens der Sozialarbeiterin und der Beobachterin gleichwohl nicht umstandslos vollzogen werden. Trotz Vorankündigung des Besuches muss zunächst in die Kamera „hinein gewunken“ und „gelächelt“ werden (vgl. Abb. 13; Kap. 6.2).

Abb. 13: An der kameraüberwachten Haupteingangstür zu einer Terminwohnung

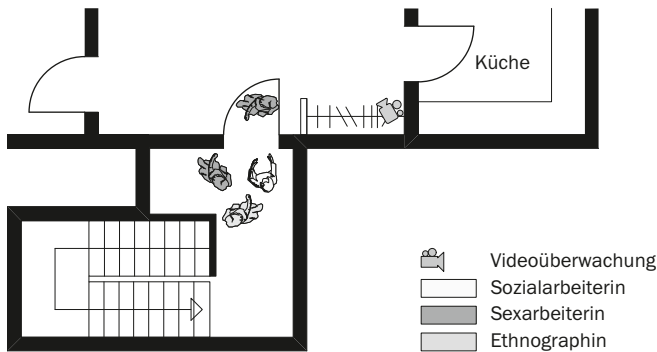


Die Sozialarbeiterin wird seitens der Ethnologin als angespannt wahrgenommen. Es scheinen sich Ungewissheitsmomente des Zugangs zuzuspitzen. Als die Eingangstür geöffnet wird, werden die Sozialarbeiterin und Beobachterin im Treppenhaus erwartet (vgl. Abb. 14) und die Anspannung der Sozialarbeiterin entlädt sich in Form eines invasiven Zutritts:

Oben angekommen, ist die Tür schon einen Spalt auf, das Drehen des Schlüssels halt durch den Flur. Eine kleine, schwarzhäufige Frau mit kunstvoll geschminkten Augen steht an der Tür, sie trägt ein Jogging-Outfit. Energisch hat sie ihre Arme in die Hüfte gestemmt und lacht uns wissend zu. „Alles klar?“, meint sie lächelnd. Klara

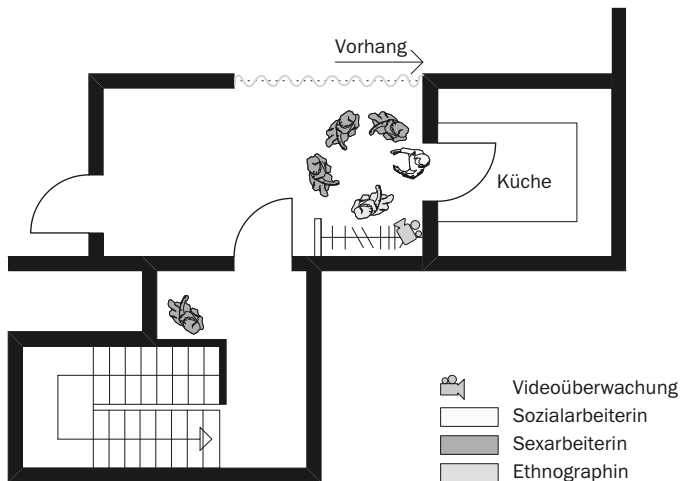
[Sozialarbeiterin] geht super schnell zur Tür und gibt der jungen Frau die Hand, hinter der eine weitere Person im Bademantel steht und etwas scheu blickt. „Hallo zusammen“, ruft Klara laut in die Wohnung rein und schlüpft durch den schmalen Spalt in die Wohnung. [...] Wir bleiben die ganze Zeit bei der Eingangstür stehen und stellen unsere Sachen auf den Boden ab. [...] Jene Frau, die die Tür öffnete, lächelt uns an, während Klara mit nach vorne gebeugtem Körper die Visitenkarten und die Broschüre aus ihrem Korb rauskramt und ich die „Geschenksäckli“ in der Hand halte. Dabei erklärt sie den Frauen, wer sie sei. Die schwarzhaarige Frau nickt und meint: „Ja, ist gut, ich kenn’ das schon“. Sie nennt einen mir unbekanntem Ort, doch Klara reagiert darauf „Ja, das waren aber nicht wir, sondern wahrscheinlich [Name Beratungsstelle]. Das ist ja in einem anderen Kanton.“ Ein schrilles Lachen ertönt und die Frau meint, dass es ja dennoch das Gleiche sei. Sie hakt energisch nach, wie wir denn nun hier reingekommen seien. „Habe ich nicht mit dir telefoniert?“, wendet sich Klara fragend an sie. Etwas irritiert schüttelt sie den Kopf. „Mit der Servicefrau wahrscheinlich“, meint sie dann und erklärt uns, dass es ein Büro gebe, wo die Kunden anrufen können und Termine vereinbaren. Alles laufe über sie. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/II, Z. 21–49)

Abb. 14: An der Wohnungstür einer Terminwohnung



Die Szene macht eine zentrale Konfliktlinie der aufsuchenden Sozialen Arbeit während der Schwellenphase „Zugang-Finden“ deutlich, die in der einen oder anderen Form durch die Situationsteilnehmer*innen zu bearbeiten ist und auf den prekären Charakter des Zugangs verweist. Der Zutritt zu der Wohnung und die damit verbundenen Möglichkeiten der Adressierung der Frauen können auch nach dem Eintreten in das Wohnhaus verwehrt werden und die Handlungsmöglichkeiten der Fachkräfte einschränken (vgl. Abb. 15). Insofern wird in der Situation implizit über die Legitimität des Zutritts der Sozialarbeiterin verhandelt, und dies verweist auf den in vielen Situationen relevanten Aspekt der Raumsouveränität.

Abb. 15: Beratung im Flur einer Terminwohnung



Die körperliche Inszenierung der Frau, die von der Ethnographin als „energisch“ wahrgenommen wird, lässt sich als die einer „Türwächterin“ charakterisieren. Als Türwächterin übt sie eine Hoheit über den Raum aus, die ihr Kontrolle über den Zugang zu der Wohnung verleiht. Der körperliche Ausdruck der Frau kann als Demonstration von Macht bei gleichzeitiger Distanzierung gegenüber den eintretenden Personen gedeutet werden. Die Aussage der Frau „Alles klar“ weist einerseits auf eine Identifikation der eintretenden Personen in ihrer sozialen Rolle als Sozialarbeiterinnen hin. Andererseits wird implizit eine potentielle Verweigerung des Zutritts zu der Wohnung und damit zu den Sexarbeiterinnen angedeutet. Denn in dem situativen Moment des Eintretens vollzieht sich zwar ein Begrüßungsritual zwischen der Frau und der Sozialarbeiterin, das aber seine gewöhnliche Funktion verfehlt: Dem Ritual, das sich im erwartbaren gegenseitigen Händeschütteln als Selbstverständlichkeit zeigt, folgt keine weitere Begrüßungsform im Sinne einer persönlichen Ansprache. Einerseits stellt sich die Sozialarbeiterin selbst nicht vor und andererseits wird sie von der Sexarbeiterin auch nicht explizit hereingebeten. Damit wird ein Begrüßungs- und Vorstellungsritual, das den normativen Zweck erfüllen könnte, den Zugang zu der Wohnung zu legitimieren und eine Kommunikationsbeziehung herzustellen, nicht vollzogen. Vielmehr verschafft sich die Sozialarbeiterin – entgegen der Norm – selbst Zugang, um den Eintritt zu der Wohnung endgültig vollziehen zu können. Hierbei inszeniert sich die Sozialarbeiterin mit dem Ausruf „Hallo zusammen“ als Besucherin für potentiell weitere anwesende Frauen. Die von der Ethnographin beschriebene Praktik des Durch-den-Spalt-der-Tür-Schlüpfens macht nicht nur das invasive Moment des Zutritts deutlich, sondern weist auch darauf hin, dass trotz des konkreten Auf-der-Türschwelle-Stehens

der Zugang noch verwehrt werden könnte, worin sich die Prekarität des Zugangs manifestiert. Um den Übergang über die Türschwelle und damit den Zugang nicht zu gefährden, werden Unsicherheit ausdrückende Verhaltensweisen des Zögerns oder Haderns sowie professionelle Formen der Distanzwahrung, des Abwartens oder der persönlichen Ansprache vermieden. Dass es sich auch nach dem Überschreiten der Schwelle um eine „krisenhafte Übergangssituation“ (Cloos et al. 2007, S. 55) handelt, wird darin deutlich, dass „die Sachen [von der Sozialarbeiterin] auf dem Boden abgestellt“ werden und sich somit eine Praktik der Platzmarkierung vollzieht, die eine situative Bleibeabsicht zum Ausdruck bringt. Dass die Sozialarbeiterin sich in ihrer Funktion vorstellt und gleichzeitig zusammen mit der Beobachterin Informationsmaterialien der Beratungsstelle verteilt, stellt einerseits eine Adressierungspraktik gegenüber den Frauen als Adressatinnen des Beratungsangebotes dar und kann andererseits als ein Versuch der Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiterinnen gedeutet werden; die Türwächterin reagiert darauf aber mit einer zurückweisenden Missbilligung. Ihr Hinweis darauf, dass sie das Angebot schon kenne und nicht selbst darüber entschieden habe, der Sozialarbeiterin Zutritt zu gewähren, rechtfertigt diese zurückweisende Missbilligung zusätzlich und positioniert die Sozialarbeiterin und die Ethnographin als ungebetene Besucherinnen.

7.2.2 Der Ausweis wird gezückt

Während der aufsuchenden Sozialen Arbeit besuchen die Fachkräfte auch Terminwohnungen oder Kontaktbars, die sie nicht kennen. Von der Ethnographin als „Spiel der Suche“ (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/I) oder als „detektivisches Unterwegssein“ (Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/IV) beschrieben, gehen diese Besuche mit situationsspezifischen Ungewissheiten und Unsicherheiten einher, die sowohl von den Sozialarbeiterinnen als auch den Sexarbeiterinnen bearbeitet werden. Die folgende Szene beschreibt den Zugang zu einer Terminwohnung im Anschluss an eine solche „detektivische Suche“, bei der die Klingelschilder verschiedener Hauseingänge kontrolliert wurden:

Die Klingel wird betätigt, der Summer geht und wir treten ein. Im Aufzug kramt Zoé nervös in ihrer Tasche und flucht vor sich her: „Nein! Sag’ nicht, dass ich ihn vergessen habe.“ Ich weiß nicht, was sie meint und habe keine Zeit zu fragen, denn wir sind schon im obersten Stock angekommen. Die Aufzugtür öffnet sich und plötzlich wirkt Zoé wieder erleichtert. Das Portemonnaie in der Hand, zieht sie einen weißen Ausweis mit einem Lichtbild von ihr raus. „Da ist er ja! Mein Ausweis vom Gesundheitsdepartement“, sagt sie zu sich selbst. Ich frage mich, wofür sie den Ausweis wohl braucht? Inwiefern ist sie unsicher? Bisher hat noch keine der anderen Sozialarbeiterinnen, die ich begleiten durfte, den Ausweis verwendet. Die Wohnungstür

befindet sich gleich links vom Aufzug und Zoé klingelt dort nochmals. Etwas zaghaft wird die Tür einen Spalt geöffnet und es ist nur schemenhaft eine Frau zu erkennen. Zoé hält der Frau ihren Ausweis durch den Spalt direkt vor die Nase: „Hallo, Gesundheitsdepartement [Stadt], ich bin Zoé.“ Etwas irritiert öffnet die Frau die Tür und scheint verunsichert. Zoé schiebt noch nach, dass sie von einer Beratungsstelle sei und nimmt aus ihrer Tasche das ‚Geschenksäckli‘. Erleichtert atmet die dunkelhäutige Frau auf, öffnet die Tür ganz und bittet uns freundlich herein. Ich spüre, wie ich irritiert bin von der Form des Sich-Ausweisens und es auch als eine Form der Kontrolle wahrnehme. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/III, Z. 22–37)

In dieser Szene lässt sich einerseits zeigen, wie über den Verweis auf staatlich legitimierte Kontrollorgane Zutritt zu der Terminwohnung erlangt wird, und andererseits, wie Unsicherheiten, die dann auftreten können, wenn die Fachkräfte und die Sexarbeiterinnen sich nicht kennen, situationsspezifisch bearbeitet werden. Die von der Ethnologin wahrgenommene Nervosität der Fachkraft lässt sich als Ausdruck einer situationsspezifischen Unsicherheit deuten, die die Fachkraft mit der Suche nach ihrem Ausweis des Gesundheitsdepartements zu bearbeiten versucht und die in eine erleichterte Haltung übergeht, als sie den Ausweis findet. Zum einen fungiert der Ausweis als ein Schutzartefakt, auf das die Sozialarbeiterin in für sie prekären Situationen zurückgreifen kann, um eine Form der professionellen Sicherheit für sich herzustellen. Zum anderen stellt der Ausweis eine staatlich legitimierte Zugangsberechtigung dar, deren Verwendung bei der Ethnologin Verwunderung auslöst und die von ihr als Macht- und Kontrollinstrument wahrgenommen wird. Dass der Ausweis eine sozialstaatliche Kontrollpraxis symbolisiert, macht die Interaktion zwischen der Fachkraft und der Frau an der Tür deutlich: Während die nur einen Spalt geöffnete Tür noch keinen Einlass gewährt, rückt die Fachkraft mit dem Ausweis der Frau förmlich auf den Leib. Diese reagiert mit Irritation auf die Aussage „Gesundheitsdepartement“, und die „Formalität des Ausweises“ erweckt aus Perspektive der Ethnologin den Eindruck, dass der Zugang potentiell „erzwungen“ werden kann. Mit der Übergabe des „Geschenksäcklis“ – bei dem es sich um einen kleinen Plastikbeutel handelt, der Kondome, Gleitgel und Informationsmaterial über die Beratungsstelle enthält – löst sich sodann die spannungsgeladene Situation an der Tür auf. Das „Geschenksäckli“ ermöglicht es der Sexarbeiterin, die ihr gegenüberstehenden unbekanntenen Personen in ihrer sozialen Rolle als Sozialarbeiterinnen zu erkennen. Dies geht mit einer Erleichterung ihrerseits einher, die implizit darauf verweist, dass ihr die Übergabe der Plastikbeutel aus anderen Kontexten vertraut ist. Für die Sozialarbeiterin hingegen fungiert das „Geschenksäckli“ in der durch den Ausweis und die sprachlichen Verständigungsprobleme entstandenen prekären Situation als „Türöffner“ und ermöglicht es, die spürbare Distanz zwischen ihr und der Frau zu überwinden. Sowohl der sozialstaatliche Ausweis als auch das „Geschenksäckli“

kontextualisieren in dieser Situation das wohlfahrtsstaatliche Beratungsangebot der Gesundheitsprävention. Der Zugang zu der Wohnung und die Adressierung der Sexarbeiterin als Adressatin des Angebotes erfolgt also über in den Zugangspraktiken situierte Artefakte, die ein die Situation bedingendes Element darstellen und zur Aushandlung der Situationsdefinition beitragen (vgl. Clarke 2012, S. 112). Hierbei wird das Fragile und Prekäre der Interaktionssituation mit Hilfe des Artefakts „Geschenksäckli“ überwunden.

7.2.3 „Closed Door“: Praktiken der Zurückweisung der aufsuchenden Sozialarbeiterinnen und die Bearbeitung situativer Unsicherheitsmomente

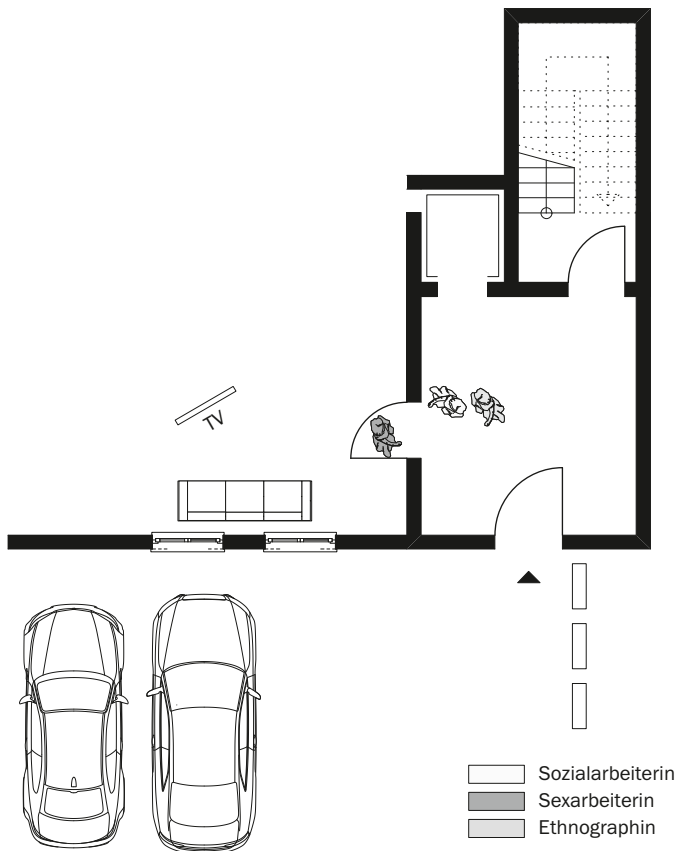
Bislang wurden Situationen betrachtet, in denen die Sozialarbeiterinnen die Türschwelle erfolgreich passieren konnten. Während der Feldaufenthalte wurden aber auch Zugangssituationen beobachtet, die von den Sozialarbeiterinnen als „Closed Door“ bezeichnet werden (vgl. Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/III; Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/I). In diesen Situationen standen die Sozialarbeiterinnen entweder vor verschlossenen Türen oder wurden an der Tür von den Sexarbeiterinnen zurückgewiesen, so bei dem folgenden beobachteten Besuch. Closed-Door-Situationen entstehen in der Regel ausschließlich bei Besuchen in Terminwohnungen, da hier der Eintritt in die Räumlichkeiten im Unterschied zu Kontaktbars nicht selbstverständlich vollzogen werden kann (vgl. Kap. 6). In solchen Momenten lassen sich Formen der situativen Unsicherheitsbearbeitung seitens aller Akteurinnen und Akteure rekonstruieren, die sich im Moment des In-Beziehung-Tretens zeigen und mitunter dazu führen können, dass der Prozess der Etablierung einer Arbeitsbeziehung abbricht.

Die hier aufgesuchte Terminwohnung befindet sich im Souterrain eines Mehrfamilienhauses in einer Wohnsiedlung einer Kleinstadt. Es handelt sich um einen sogenannten „thailändischen Massagesalon“, auf den durch einen Schriftzug am Fenster aufmerksam gemacht wird. Da die Haupteingangstür offen ist, können die Sozialarbeiterin Klara und die Ethnographin direkt bis zur Wohnungstür gehen (vgl. Abb. 16).

Die Begegnung zwischen der Sozialarbeiterin und der Sexarbeiterin findet im Flur des Wohnhauses statt und ist so für andere eventuell eintretende Personen, mithin für eine potentielle Öffentlichkeit sichtbar.

Eine kleine zierliche Frau steht vor uns. Sie trägt eine kurze, blaue, satinschimmernde Hose und ein schwarzes Shirt. „Ja“, murmelt sie leise, uns anblickend. Klara beginnt sofort mit angehobener Stimme und mit leicht vorgebeugtem Körper – der Frau zugewandt – schnell zu sprechen: „Ich bin Klara von KK und ich wollte bei euch vorbeischaun.“ Mit abwinkenden Händen signalisiert die Frau, dass sie Klara

Abb. 16: „Closed Door“



nicht verstehe, so vermute ich. „Kann ich reinkommen?“, fragt Klara freundlich mit forschem Blick in die Wohnung reinschauend – sie steht schon fast in der Wohnung. [...] Die Frau schüttelt den Kopf, während Klara ihr kleines Faltblatt sowie eine Visitenkarte in der Hand hält. [...] Klara fragt die Frau: „Thai?“ und hält gleichzeitig der jungen Frau die Broschüre – die Schrift auf dem Kopf – vor die Nase. Diese geht einen Schritt zurück und legt ihren einen Arm vor den Körper, mit dem anderen hält sie den Türknauf in der Hand. Sie blickt mit weit aufgerissenen Augen auf das Faltblatt und murmelt etwas für mich Unverständliches. „Da steht meine Nummer, du kannst mich anrufen“, meint Klara etwas ruppig, mit dem einen Finger auf die Visitenkarte zeigend und im nächsten Moment eine Handbewegung zum Ohr, einen Telefonhörer nachahmend. „Kann ich kurz reinkommen?“, fragt Klara erneut. „Besetzt“, sagt die Frau schüchtern. Klara blickt mich an und zeigt auf den Korb. Ich nehme zwei der Säckli raus, die ich der Frau in die Hand drücke. „Gut“, meint Klara sehr freundlich, „ich komme dann einfach ein anderes Mal wieder.“ Lächelnd nickt

die Frau, wendet sich ab und schließt die Tür hinter uns. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/II, Z. 9–29)

Die Szene, die eine Verweigerung des Zutritts zu der Terminwohnung dokumentiert, ist von Strategien des Zugang-Findens seitens der Sozialarbeiterin und Taktiken der Zurückweisung seitens der Sexarbeiterin geprägt. Hinsichtlich der Frage, wie sich Zugangspraktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit vollziehen, können an dieser Szene zwei Aspekte gezeigt werden: Zum einen kann verdeutlicht werden, in welcher Form die von den Fachkräften adressierten Frauen als Adressatinnen des wohlfahrtsstaatlichen Beratungsangebotes den Zutritt zu der Wohnung verweigern und damit implizit die soziale Positionierung als Personen, die aufgrund ihrer Berufstätigkeit unterstützungsbedürftig sind, zurückweisen können. Zum anderen lässt sich aufzeigen, wie wichtig der Zugang zu den Terminwohnungen für die Sozialarbeiterinnen ist, um in Bezug auf ihren institutionellen Arbeitsauftrag der Gesundheitsprävention handlungsfähig zu bleiben.

Durch die direkt an die Vorstellung der Person anknüpfende Frage („Kann ich reinkommen?“), mit der die Sozialarbeiterin den Grund des unerwarteten Besuches gegenüber der Sexarbeiterin rahmt und diese auffordert, ihr Zutritt zu gewähren, konstruiert die Sozialarbeiterin eine für sie selbstverständliche Berechtigung des Besuches als Bezugsrahmen: Ihre institutionelle Zugehörigkeit zu einer Beratungsstelle legitimiert nicht nur den unangemeldeten Besuch, sondern berechtigt sie auch dazu, Zutritt zu der Wohnung zu erhalten. Die Formulierung „Ich bin Klara von KK. Kann ich reinkommen?“ legt nahe, dass der institutionelle Auftrag der Gesundheitsprävention nicht vor der Tür vollzogen werden kann und die Sozialarbeiterin entsprechend darauf angewiesen ist, die Türschwelle zu übertreten. Signalisiert die Sexarbeiterin mit einer zweifachen verneinenden Geste („mit abwinkenden Händen“; „schüttelt den Kopf“) zunächst, dass sie die ungebetenen Besucherinnen nicht eintreten lassen wird, führt sie auf die Frage von Klara, welche Sprache sie spreche, eine körperlich vermittelte Geste der Distanzierung aus. Sowohl die Körperhaltung („verschränkte Arme“) als auch die Körperpositionierung im Raum („einen Schritt zurück“) weisen auf die Herstellung einer räumlichen Distanz hin, die als eine soziale Distanz zwischen den Personen gedeutet werden kann. Auf diese Weise vermittelt die Sexarbeiterin der Sozialarbeiterin symbolisch, dass der Zutritt zu der Wohnung für sie nicht verhandelbar sei. Diese von der Sexarbeiterin vollzogenen und körperlich vermittelten Abweisungssignale werden jedoch von der Fachkraft ignoriert. Dass die Sozialarbeiterin nach der Muttersprache bzw. Herkunft fragt und der Frau eine Broschüre „die Schrift auf dem Kopf vor die Nase“ hält, lässt sich als ein Versuch der Kontaktaufnahme, als eine habitualisierte Praktik der Sozialarbeiterin in schwierigen Zugangssituationen interpretieren. Der sodann erfolgende Hinweis der Sozialarbeiterin, wie die Sexarbeiterin mit

ihr Kontakt aufnehmen könne, kann als eine Strategie gedeutet werden, mit der Klara wiederholt versucht, der Sexarbeiterin das von ihr präsentierte Unterstützungsangebot nicht nur anzupreisen, sondern auch auf dem Zugang zu der Terminwohnung zu insistieren. Mittels der zur Verfügung stehenden Artefakte (Faltblatt, Visitenkarte) wird die Sexarbeiterin – trotz der situativen Zurückweisung – weiterhin als unterstützungsbedürftig positioniert und zugleich eine Selbstverständlichkeit des Wertes des Beratungsangebotes konstruiert. Andererseits gerät die Sozialarbeiterin durch das wiederholte Nachfragen nach dem Zutritt zu der Wohnung in situ in die Position der Bittstellerin, die für die Ausführung des institutionellen Auftrags darauf angewiesen ist, Zutritt zu der Wohnung zu erhalten.

Nach dem wiederholten Fragen seitens der Sozialarbeiterin, ob diese nun in die Wohnung eintreten dürfe, wechselt die Frau von der nonverbalen zur verbalen Zurückweisung. Die Formulierung „Besetzt“, die von der aufgesuchten Frau in letzter Instanz zur Abweisung der Sozialarbeiterin eingesetzt wird, macht die Frau für die Fachkraft als Person, die ihr den Zutritt verweigern kann, nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar. Denn in dem „Besetzt“ manifestiert sich nicht nur die eigentliche Berufstätigkeit der Sexarbeiterin, vielmehr stellt die Formulierung performativ eine potentielle Anwesenheit der Kundschaft her. Dass in der aufgesuchten Situation hinter der Tür ein Kunde anwesend sein könnte, weist der Frau situativ eine machtvolle Position zu und entmachtet vice versa die Sozialarbeiterin, da die Aussage keinen Widerspruch mehr zulässt. Vor diesem Hintergrund wechselt die Sozialarbeiterin gewissermaßen zu einer anderen der ihr zur Verfügung stehenden Zugangsstrategien und bindet über Blickverhältnisse die Beobachterin in die Situation ein. Diese agierte bislang als Zuschauerin und reicht nun routiniert der Sozialarbeiterin die „Geschenksäckli“. Die Übergabe der „Geschenksäckli“ als auch die Freundlichkeit, mit der die Sozialarbeiterin sich einerseits verabschiedet und andererseits auf einen erneuten Besuch hinweist („Ich komme dann wieder“) lassen sich als Versuch der Sicherung einer professionellen Integrität gegenüber der Sexarbeiterin deuten. Einerseits erkennt die Sozialarbeiterin die Zurückweisung ihres Besuches und damit die Ablehnung des von ihr formulierten Beratungsangebotes durch die Übergabe der „Geschenksäckli“ an. Andererseits schränkt sie den Geltungsbereich der situativen Zurückweisung ihres Besuches ein. Ihr Hinweis darauf, dass sie „einfach ein anderes Mal“ wiederkomme, hält nicht nur die professionelle Legitimation des unangemeldeten Besuches seitens der Sozialarbeiterin aufrecht, sondern positioniert die Sexarbeiterin auch weiterhin als unterstützungsbedürftig. Als die Sozialarbeiterin und die Ethnographin den Eingangsbereich des Wohnhauses verlassen, entlädt sich die Anspannung der Situation bei der Sozialarbeiterin wie folgt:

Schnellen Schrittes rafft Klara ihre Sachen zusammen und geht nach draußen. Dann schnauft sie laut auf: „Hast du bemerkt, was ich gemacht habe?“ Irritiert von ihrer Reaktion frage ich sie, „dass du das Papier falsch herum gehalten hast?“ und denke mir, ja, sie ist vermutlich Analphabetin. „Ja, es war ein Test,“ sagt sie, „sie kann nicht lesen und schreiben.“ Ich nicke und bin entsetzt, während Klara die Sachen wieder auf der Hinterbank verstaut. Dann steigen wir ein und die Fahrt geht weiter. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/II, Z. 30–35)

Zunächst äußert Klara der Ethnographin gegenüber eine Empörung („schnauft sie laut auf“) über den zurückgewiesenen Besuch in der Arbeitsumgebung, durch den sie situativ als Bittstellerin positioniert wurde. Die Empörung von Klara kann darin begründet liegen, dass die in die Krise geratene Machtbalance zwischen der Sozialarbeiterin und der Sexarbeiterin gegenüber der Ethnographin wiederhergestellt werden muss.

Die Formulierung „Hast du bemerkt, was ich gemacht habe?“ legt hierbei zweierlei nahe: Einerseits positioniert sich die Sozialarbeiterin der Ethnographin gegenüber als Lehrende, womit die Frage einen Akt der Wissensvermittlung symbolisiert und die Ethnographin als anzuleitende Praktikantin adressiert. Andererseits manifestiert sich in der Frage ein Legitimationszwang der Sozialarbeiterin, d.h. es entsteht der Eindruck, dass der zurückgewiesene Besuch gegenüber der Ethnographin begründet werden müsse. Damit nimmt die Ethnographin eine spezifische Position in der Situation ein: Sie ist nicht nur Praktikantin und Handlangerin der Sozialarbeiterin, die ihr im passenden Moment die Gaben für die Frauen reicht, vielmehr transformiert ihre situative Anwesenheit das Setting und potenziert in gewisser Weise die prekäre Situation. Denn aus Perspektive der Sozialarbeiterin ließe sich die Situation insofern als ein gescheiterter Zugang interpretieren, als sie ihren institutionellen Auftrag nicht ausführen konnte, das Beratungsangebot nicht angenommen wurde und die Sozialarbeiterin in ihrer sozialen Rolle als soziale Unterstützung anbietende Fachkraft von der Sexarbeiterin zurückgewiesen wurde. Das Scheitern wird nun nicht nur durch die situative Anwesenheit der Forscherin dokumentiert. Die Sozialarbeiterin kann auch aufgrund der Zurückweisung ihre professionelle Kompetenz gegenüber der Forscherin nicht präsentieren. Deshalb erklärt und begründet die Sozialarbeiterin gegenüber der Ethnographin das zurückweisende Verhalten der Sexarbeiterin mit „sie kann nicht lesen und schreiben“ und legitimiert ihr eigenes Handeln mit dem Hinweis darauf, dass es ein „Test“ gewesen sei.

Durch den Verweis auf das Nicht-lesen-Können der Sexarbeiterin wird deren zurückweisendes Verhalten auf eine mangelnde Kommunikationskompetenz zurückgeführt und die Frau als defizitär positioniert. Damit konstruiert die Sozialarbeiterin die Sexarbeiterin gegenüber der Beobachterin als unterstützungsbedürftig und sich selbst als professionell handelnde Fachkraft, die durch

den Verweis auf das Testmoment ihres Handelns auch ihre eigene professionelle Handlungskompetenz wiederherstellt. Das daraufhin von der Ethnologin notierte stumme Entsetzen über die von der Fachkraft vollzogene Kontrollpraktik des Tests lässt sich dahingehend deuten, dass die Fachkraft ihr gegenüber explizit eine die Sexarbeiterin potentiell beschämende Kontrollpraktik beschreibt und durch den Verweis auf das Nicht-lesen-Können nicht nur einen Akt der Reduktion der autonomen Handlungsmöglichkeiten der Sexarbeiterin vollzieht, sondern auch deren sozialen Status reduziert, indem sie sie als Analphabetin positioniert. Dass die von Klara als unterstützungsbedürftig adressierte Sexarbeiterin in der Situation für sich selbst spricht und damit als autonom handelnde Person auf ihre eigene professionelle Berufstätigkeit rekurriert, scheint für Klara zweitrangig und in der Situation reflexiv nicht zugänglich. Gleichzeitig wird in der Legitimationspraktik und der damit verbundenen einseitigen Auflösung der prekären Situation der Sozialarbeiterin auch deutlich, welchen Herausforderungen die Sozialarbeiter*innen in ihrem ganz gewöhnlichen Alltag, unter dem immensen Handlungsdruck der je konkreten Situationen, ausgesetzt sind. Das latent Fragile, Brüchige resp. das mögliche Scheitern der Zugangspraktiken stellt vor diesem Hintergrund ein konstitutives Moment des aufsuchenden Alltags der Sozialarbeiter*innen dar, dem sie in der aufsuchenden Sozialen Arbeit immer wieder begegnen und das sie in der performativen Wiederholung für sich bearbeiten müssen.

7.2.4 Die Zuschreibung von Verstehensdefiziten als Begründung für die Zurückweisung

An einer Interviewsequenz mit der Sozialarbeiterin Zoé können Fragilität und Misserfolgsrisiko des sozialpädagogischen Alltags während der Schwellenphase des Zugang-Findens zu den Adressatinnen in das Zentrum der Analyse gerückt werden:

Z.: In solchen Lokalen ist man natürlich immer gerne, wo man merkt, dass man nicht willkommen ist, das macht auch mit einem was, macht einen sicher wütend und ist selber unverstanden und es ist unklar, was haben die Frauen jetzt falsch verstanden oder wollten sie mir überhaupt nicht zuhören oder haben sie Anweisungen, einfach nichts was mit dem Gewerbe zu tun hat, Tür zu und wegschicken. Kann man ja, und wenn Sprachbarrieren da ist, zum Beispiel wenn Thailänderinnen, dann fühlt man sich so ein bisschen hilflos aber ja [...]. (Interview_Zoé_I, Z. 183–190)

Die subjektiv erfahrenen Grenzen des Zugangs sowie die damit einhergehenden Grenzziehungen sind für Zoé mit starken Emotionen verbunden. Das von Zoé gewählte rhetorische Mittel der Ironie („In solchen Lokalen ist man natürlich

immer gerne“) beschreibt und verstärkt zugleich das beschriebene Gefühl, als Sozialarbeiterin unwillkommen zu sein und von den Frauen als ungebetene Besucherin adressiert zu werden. Die Erfahrung, unerwünscht zu sein, lässt Zoé nicht gleichgültig („das macht auch mit einem was“), sondern evoziert bei ihr zunächst Wut. Das hier artikuliert Betroffensein, das sie mit „wütend“ umschreibt, lässt sich als Frustrationserfahrung und als Kränkung der professionellen Rolle deuten. Das Wort „unklar“ markiert hierbei deutlich, dass es sich um fragile und für Zoé ungewisse Situationen handelt, die einer Mehrdeutigkeit unterliegen. Entsprechend führt sie zunächst drei Erklärungsmöglichkeiten an: Erstens könne die Grenzziehung der Frauen daran liegen, dass diese etwas falsch verstanden haben, diesen Umstand der Sozialarbeiterin gegenüber aber nicht artikuliert haben bzw. nicht artikulieren wollen. Zweitens deutet Zoé die Grenzziehung ihr gegenüber als eine institutionell systematische Zurückweisung infolge der dahinterliegenden Machtstrukturen („haben sie Anweisungen“). In letzterem Deutungsvorschlag tritt, drittens, die Position der Außenstehenden und die damit verbundene Konstruktion der Bittstellerinnenposition, in der sich Zoé als Vertreterin einer institutionellen Beratungsstelle befindet, deutlich hervor. Alle drei Erklärungen, die auf eine situative Grenzziehung verweisen, stellen für Zoé zwar noch eine legitime Form der Zurückweisung dar („kann man ja“), machen jedoch gleichzeitig deutlich, dass im Falle eines verweigerten Zugangs ihre eigenen Handlungsabsichten – nämlich den Frauen Unterstützung anzubieten – nicht nur durchkreuzt, sondern auch verkannt werden. Keine weiterführende Erklärung findet Zoé dann, wenn sie sich in Momenten der aufsuchenden Arbeit sprachlich nicht mehr verständigen kann: Die Sprache – als zentrales Medium der Verständigung – zieht eine Grenze im Zugang, die nicht bearbeitet und verschoben werden kann. Sprachlos zu sein wird von Zoé als Hilflosigkeit charakterisiert, die zu einer Handlungsohnmacht führt. Dabei wird in der Sequenz implizit auch augenscheinlich, dass – wie in der zuvor geschilderten Beobachtungssituation – offensichtlich nicht in Erwägung gezogen wird, dass das durch die Sozialarbeiterin verkörperte und den Sexarbeiterinnen angetragene institutionelle Beratungsangebot möglicherweise unpassend sein könnte, etwa weil die Sexarbeiterinnen sich selbst nicht als unterstützungsbedürftig positionieren und das Angebot für sie irrelevant ist. Insofern werden den Sexarbeiterinnen gewissermaßen autonome Handlungs- und Entscheidungsfähigkeiten in Bezug auf den subjektiven Wert des Beratungsangebotes abgesprochen und eine Ablehnung des Angebotes wird entweder auf Verstehensdefizite oder feldspezifische Abhängigkeitsverhältnisse der Frauen zurückgeführt.

7.3 Zwischenfazit: Zugangspraktiken als Element der Beziehungsarbeit

Ziel der voranstehenden Analysen war es, zu rekonstruieren, inwiefern Praktiken des Zugangs und damit verbundene Praktiken der Kontaktaufnahme in zeitlich und auf einzelne Begegnungssituationen begrenzten Kontexten sozialpädagogische Arbeitsbeziehungen situativ hervorbringen. Damit verbunden war die Frage, wie Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen im Moment des Zugangs situativ in Beziehung treten und mit welchen Praktiken der Unsicherheits- und Ungewissheitsbearbeitung der Zugang einhergeht.

In den Momenten des Zugangs zu den Terminwohnungen und Kontaktbars treten die Sozialarbeiter*innen und die Sexarbeiter*innen während der aufsuchenden Sozialen Arbeit zum ersten Mal wechselseitig körperleiblich miteinander in Beziehung (Crossley 2017, S. 327). Dies ist als Bedingung der Möglichkeit von Verständigungs- und Abstimmungsprozessen zu betrachten. In den situativen Momenten an der Tür von Terminwohnungen oder bei der ersten Ansprache der Sexarbeiter*innen resp. der Geschäftsführer*innen in Kontaktbars lässt sich der Zugang als eine unmittelbare, reziproke, (zwischen)leibliche Interaktion zwischen den anwesenden Beteiligten charakterisieren. Die zwischenleibliche Kommunikation zwischen den Sozialarbeiterinnen und Sexarbeiterinnen ist hierbei – so konnte aufgezeigt werden – nicht als „ein Ort völliger Übereinstimmung“ (Fuchs 2000, S. 250) zu verstehen. Vielmehr vollziehen sich mit dem Zugang Formen wechselseitigen „Abtastens“ als Voraussetzung für die Aushandlung der Situationsdefinition. Entsprechend lassen sich Zugangspraktiken als ein Element der zu leistenden Beziehungsarbeit interpretieren, das auf die zu etablierende sozialpädagogische Arbeitsbeziehung als Akt der Ko-Produktion zwischen den Sozialarbeiter*innen und den Adressat*innen hinweist (vgl. Kap. 7.1). Im Zugang sind es hierbei sowohl die Körperpositionierungen im Raum als auch Körperhaltungen der Sexarbeiter*innen, die eine Gesprächsbereitschaft signalisieren oder in Bezug auf den Körper der Sozialarbeiter*innen eine räumliche Nähe bzw. Distanz herstellen (vgl. Kap. 7.1). Im Vollzug des Zugangs und der Kontaktaufnahme erfolgt über das körperleibliche Ausdrucksverhalten der Akteur*innen, über Gestik, Mimik, Körperhaltungen und -bewegungen ein Abtasten und Annähern zwischen den Sozialarbeiter*innen, Betreiber*innen, Schichtleiter*innen und Sexarbeiter*innen. Die Prozesse des „Abtastens“ und Annäherns sind als Klärung zu verstehen, wie im Zugang die jeweiligen Praktiken aufeinander bezogen (re)produziert werden und welches Wissen im Kontext der Situationen dafür benötigt wird (vgl. Klein 2010, S. 465; Hörning 2004, S. 22 f.). In der gegenseitigen Beobachtung und Teilnahme an gemeinsamen Kontakt- und Kommunikationspraktiken werden seitens der Akteur*innen Anschlusshandlungen hervorgebracht, die zwischen einem Gelingen und Nicht-Gelingen der Kontaktaufnahme changieren. Damit wird auch deutlich, dass die

Akteur*innen über ein praktisches Wissen dafür verfügen, welche Handlungen als unpassend oder passend deklariert werden. Dies wird insbesondere in Situationen des Bruches einer Interaktion sichtbar, da Kriterien herangezogen werden, die auf das stillschweigende Einverständnis stoßen, wie z. B. die Formulierung „Besetzt“ oder „Ich komme dann zu einem anderen Zeitpunkt wieder“.

Die Herstellung des Zugangs zu den Adressat*innen ist als eine wiederkehrende Praxis der Sozialarbeiterinnen zu betrachten, die ihren professionellen Alltag wesentlich strukturiert. Dabei handelt es sich bei den rekonstruierten Praktiken der Kontaktaufnahme nicht um idealtypische Praktiken, da sie in hohem Maße von den situationsspezifischen und kontextuellen Bedingungen abhängen (vgl. Schäfer 2013, S. 45). Für die aufsuchende Soziale Arbeit zeigt sich als spezifisches Charakteristikum, dass die Beziehung zu den Adressat*innen *im Zugang* hergestellt und ausgehandelt werden muss. Der Vollzug der Zugangspraktiken ermöglicht es den Sozialarbeiter*innen, mit den Sexarbeiter*innen in Kontakt zu kommen. Einerseits wird über Begrüßungsrituale wie auch Praktiken des Smalltalks eine Adressierbarkeit der Sexarbeiter*innen für das institutionelle Beratungsangebot hergestellt. Andererseits vollzieht sich ein Prozess der sozialpädagogischen Annäherung, der sich wie folgt beschreiben lässt: Die sich vollziehenden Praktiken der Kontaktaufnahme changieren zwischen einer beobachtenden Zurückhaltung, die Handlungsmöglichkeiten offenhält, und einem aktiven, auffordernden Zugehen auf die Sexarbeiterinnen (vgl. Kap. 7.1.3; 7.1.4). Darüber hinaus werden die jeweiligen Zugangspraktiken durch die Verwendung feldimmanenter Artefakte – z. B. das „Geschenksäckli“ – begleitet (vgl. Kap. 7.2.1), die eine soziale Vermittlungs- und Übersetzungsfunktion erfüllen und sich als Grenzobjekte betrachten lassen (vgl. hierzu: Hörster et al. 2013, S. 14; Bowker et al. 2015; Star 2017). Diese Artefakte stellen ein die Situation bedingendes Element dar und begleiten den situativen Prozess der Aushandlung des Zugangs. Als Grenzobjekte vermitteln die „Geschenksäckli“, aber auch die übergebenen Informationsmaterialien (Broschüren) zwischen den Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen, so dass eine Verständigung zwischen den Akteur*innen möglich wird. Diese Verständigung muss nicht immer – das haben die Rekonstruktionen gezeigt – dazu führen, dass den Sozialarbeiter*innen Eintritt gewährt wird (Kap. 7.2.3). Zumindest stellt sie aber eine Erkennbarkeit der Sozialarbeiter*innen in ihrer sozialen Rolle *als* Sozialarbeiter*in für die Sexarbeiter*innen her. Die Grenzobjekte situieren in gewisser Weise die Sozialarbeiter*innen als Repräsentant*innen des wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungs- und Beratungsangebots. Damit vermitteln die in der aufsuchenden Sozialen Arbeit verwendeten Artefakte – wie bereits anhand der Bekleidungspraktiken dargelegt (vgl. Kap. 5) – zwischen den sozialen Welten der Sozialarbeiter*innen und der Sexarbeiter*innen, da sie auf der Grenze zwischen diesen Welten – der sozialen Welt der sexuellen Gesundheitsprävention und der sozialen Welt der Sexarbeit – angesiedelt sind (vgl. Star 2010; Hörster et al. 2013). Das „Geschenksäckli“ als

Grenzobjekt dient insbesondere den Sozialarbeiter*innen zur Bearbeitung jener Ungewissheits- und Unsicherheitsmomente, die im Zugang und in der Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiter*innen auftreten können (vgl. hierzu auch Kap. 9).

Bei der Beantwortung der zu Beginn dieses Kapitels aufgeworfenen Fragen nach den situationsspezifischen Bedingungen und Möglichkeiten des Zugangs, aber auch der Frage nach den damit einhergehenden Unsicherheits- und Ungewissheitsmomenten wurden zwei Dimensionen des Zugangs unterschieden: die des problemlosen Zugangs und die des (potentiell) scheiternden bzw. (zunächst) zurückgewiesenen Zugangs. In Bezug auf den problemlosen Zugang konnte nachgezeichnet werden, dass sich mit dem Zugang die Herstellung von Begegnungsgelegenheiten und -räumen vollzieht, die seitens der Sozialarbeiter*innen mit einer Beobachtung der Sexarbeiter*innen unter dem Aspekt von Kommunikationschancen einhergeht; es geht mit anderen Worten darum, ins Gespräch zu kommen (vgl. Kap. 7.1; hierfür auch: Mayrhofer 2012, S. 183). In der praktischen Bearbeitung des Zugangs und der Kontaktaufnahme manifestiert sich zugleich eine Fragilität und Brüchigkeit der jeweiligen Situationen im sozialarbeiterischen Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit, die sowohl mit dem Status als geduldeter Gasts wie auch einer zeitlichen Reglementierung verbunden ist (vgl. Kap. 7.1.2). Diese Fragilität führt zu situationsspezifischen Umgangsweisen, die zwischen Momenten des Zögerns und Haderns, professionellen Formen der Distanzwahrung, des Abwartens oder der persönlichen Ansprache und Momenten der direkten, invasiven und kontrollierenden Adressierung der Sexarbeiter*innen als Adressat*innen des wohlfahrtsstaatlichen Beratungsangebots changieren. Dabei ist insbesondere anhand der (potentiell) scheiternden bzw. durch die Sexarbeiterinnen zurückgewiesenen Besuche deutlich geworden, dass sich der Akt der Zugangsverweigerung und die damit einhergehenden Praktiken der Zurückweisung als Zugriff auf das professionelle Selbstverständnis der Sozialarbeiterinnen, die „für Andere“ handeln (Heite 2008, S. 151; Herv. i. O.), deuten lassen (Kap. 7.2.3; 7.2.4). Insofern dieses „Handeln für Andere“ als eine advokatorische sozialpädagogische Praktik beschrieben werden kann, die eigentlich auf die Herstellung und Ausweitung der Autonomie der Adressat*innen zielt, erfolgt hier eine Entmündigung der Adressat*innen, die zugleich eine Ermächtigung für die Sozialarbeiter*innen bedeutet (vgl. Kuhn 2013, S. 274). Indem die Zurückweisung der Sozialarbeiter*innen durch die Sexarbeiter*innen an der Tür (eine Zurückweisung, die sich nicht nur explizit auf den Besuch, sondern vor allem implizit auf den zugewiesenen sozialen Status der Hilfs- und Unterstützungsbedürftigkeit beziehen kann) von den Sozialarbeiter*innen übergangen oder nicht anerkannt wird, formiert sich eine machtvolle Strategie, die der Herstellung der eigenen professionellen Handlungsfähigkeit dient. Dies setzt jedoch zugleich schon an der Tür und im Zugang die auszuhandelnde und zu etablierende (Arbeits-)Beziehung aufs Spiel und macht die prekären Bedingungen des Zugangs und Beziehungsaufbaus deutlich.

Kapitel 8

Hinter der Tür: Die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und das Setting der Kurzberatung

Während in dem vorherigen Kapitel der Fokus auf den jeweiligen Zugangspraktiken zu den Lokalitäten und der damit verbundenen Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiterinnen als Adressatinnen des wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungs- und Beratungsangebotes lag, verschiebt sich der Fokus nun auf die Phase *nach* der ersten Kontaktaufnahme. Eine der praktischen Herausforderungen, die die Sozialarbeiterinnen in dieser Phase zu bewältigen haben, ist die Etablierung einer Arbeitsbeziehung, die Formen von Kurzberatung in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen ermöglicht. Die bislang rekonstruierten Zugangspraktiken haben thematisiert, wie die Akteur*innen in Beziehung miteinander treten, sie haben aber die Gestaltung der Arbeitsbeziehung nicht zum Hauptgegenstand gemacht. Das nachfolgende Kapitel rückt diesen Aspekt in den Mittelpunkt.

In der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution spielt die situative Herstellung einer gemeinsam etablierten Arbeitsbeziehung, die sich während der Besuche der Fachkräfte in der Arbeitsumgebung vollzieht, eine eminente Rolle. Die Etablierung der Arbeitsbeziehung dient den Sozialarbeiterinnen zugleich zur Aushandlung und Ausgestaltung einer situativen Arbeitsform:

Nachdem die Sozialarbeiterinnen Kontakt mit den Betreiber*innen und/oder den Sexarbeiterinnen aufgenommen haben (vgl. Kap. 7), werden in der Regel Informationsmaterialien verteilt und Kurzberatungen angeboten, um den primären Auftrag der Gesundheitsprävention zu verfolgen. Das Ziel der Kurzberatungen ist die Vermittlung von Informationen zu Fragen der Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung im Allgemeinen und zu Fragen der sexuellen Gesundheitsprävention – etwa Safer-Sex-Praktiken und Prävention gegen sexuell übertragbare Krankheiten wie HIV/Aids und Syphilis (STI⁸⁷) – im Besonderen. Die spezifische Arbeitsform der Kurzberatung, die im Folgenden als Setting verstanden wird, und die Umsetzung der „Kernaufgabe“ der Präventionsarbeit kann situationsbedingt mit ambivalenten Herausforderungen für alle beteilig-

87 Im Folgenden werden sexuell übertragbare Krankheiten wie Hepatitis B oder HIV/Aids mit STI (sexually transmitted infections) abgekürzt.

ten Akteure verbunden sein. Besonderes Merkmal der situativen Herstellung der Arbeitsbeziehung ist hierbei die temporäre Begrenzung des Besuchs. Entsprechend lässt sich die Frage aufwerfen: Wie vollzieht sich die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und damit verbunden das Setting der Kurzberatung, nachdem die Akteure als Fachkräfte mit den Adressat*innen in Kontakt getreten sind? Welche Aussagen lassen sich über die situativen Möglichkeitsbedingungen treffen?

Der Begriff des Settings bezeichnet im Anschluss an Burkhard Müller und Mathias Schwabe (2009, S. 28) zunächst eine „Menge von Elementen“, die „für einen spezifischen (z. B. pädagogischen oder therapeutischen) Zweck absichtsvoll gruppiert und umgruppiert werden“. So können beispielsweise Einrichtungsgegenstände in einem Raum so angeordnet werden, dass ein für die Situation (etwa für Gruppen- oder Einzelgespräche) passendes Setting hergestellt wird. Aber auch Personen können sich in einem Raum so positionieren, dass ein für die Situation passendes Setting etabliert wird. Durch die Gruppierung der Elemente und/oder durch die Positionierung der Akteure im Raum werden die Akteure in Beziehung zueinander gesetzt bzw. treten in Beziehung miteinander. Mithin wird ein Zusammenhang zwischen Setting und Beziehungsform angedeutet, der auf die Frage nach der Gestaltung von Arbeitsbeziehungen verweist. Hierfür ist das weitere Verständnis von Setting als Herstellung von „Gelegenheitsstrukturen“ (ebd., S. 31) weiterführend. Denn damit werde angedeutet, so Falko Müller (2017, S. 297) in Anlehnung an Müller und Schwabe, dass die Gestaltung des Settings „auch eine Frage von Begrenzungen und Ermöglichkeiten dessen ist, was Gegenstand von (Arbeits-)Beziehungen“ sein könne.

Es wird somit davon ausgegangen, dass sich *nach* dem Überschreiten der Schwelle und der ersten Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiter*innen die *Etablierung* einer Arbeitsbeziehung als *organisierte und situierte Tätigkeit* (vgl. Müller 2015) vollzieht (vgl. Kap. 7). Eine solche Betrachtung setzt voraus, dass der Prozess der Etablierung an spezifischen Strukturen und Abläufen orientiert ist. Wenn in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen die Akteure *als* Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen miteinander interagieren und nonverbal wie auch verbal in Beziehung zueinander treten, kann innerhalb des etablierten Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit ein Beratungsraum entstehen, der die Arbeitsform der Kurzberatung umfasst (vgl. Müller 2017, S. 297). Der Beratungsraum lässt sich, im Anschluss an Müllers Überlegungen (ebd.), analytisch an der Schnittstelle zwischen der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen und professioneller Organisation der Kurzberatung der aufsuchenden Sozialen Arbeit verorten. Durch die Transformation in ein Setting der aufsuchenden Sozialen Arbeit wird die Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen zu einem Arbeitsort für die Sozialarbeiter*innen und es gilt den analytischen Fokus auf die situativen Aushandlungsprozesse zu legen. Die Arbeitsbeziehung unterliegt also einer prozesshaften Aushandlung und ist in Anlehnung an Strauss et al. (1997)

als „processual and negotiated space“ zu verstehen. Mit dem Konzept der „negotiated order“ von Anselm Strauss (1978b) kann davon ausgegangen werden, dass soziale Ordnung nie festgelegt ist, sondern stets in Bewegung. Somit geht es um die soziale Ordnung in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen, die zugleich den Arbeitsort der Sozialarbeiter*innen darstellt. Unter sozialer Ordnung werden dabei all jene sozialen Platzierungen, räumliche wie auch strukturelle Anordnungen verstanden, die Akteur*innen vorfinden, die sie aber in situ auch selbst erzeugen, in Bewegung bringen und aufbrechen können (vgl. hierzu auch: Bose 2017; Strauss et al. 1997). Durch die fortwährende Arbeit an der Situation seitens der beteiligten Akteure wird nicht nur die Arbeitsbeziehung, sondern auch die Arbeitsform ausgehandelt, angepasst und verändert (vgl. Müller 2017; Nadai/Mäder 2008). Mit einem so ausgerichteten Verständnis werden Dynamik und Prozessualität der jeweiligen Situationen betont, wie sie auch für sozialpädagogische Hausbesuche beschrieben werden (vgl. Gerull 2014), und die Aufmerksamkeit wird auf die Ko-Produktion gerichtet (vgl. Müller 2017). Die zu etablierende Arbeitsbeziehung ist zwar eine zeitlich, räumlich und sozial eingegrenzte Praxis, in der die Akteure wechselseitig aufeinander einwirken. Allerdings stellen weder die zu etablierende Arbeitsbeziehung noch das Setting der Kurzberatung eine fixe, statische Praxis dar, sondern werden *in* der Situation hervorgebracht. Mit einem solchen Fokus wird deutlich werden, dass das, was nach dem Betreten der Lokalitäten und der ersten Kontaktaufnahme entsteht, nicht eindeutig feststeht. In der Situation des Besuchs der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen wird die jeweils zu etablierende Arbeitsform zum Aushandlungsgegenstand zwischen den anwesenden Akteurinnen.

Für eine körpertheoretisch interessierte Studie ist hierbei von Interesse, wie Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen in Face-to-face-Situationen *körperlich interagieren*. Unter Aushandlungsprozessen werden daher im Anschluss an leibphänomenologische Überlegungen nicht nur sprachlich vermittelte Diskussionen, Unterhaltungen und Gespräche zwischen den Akteurinnen und Akteuren gefasst, sondern auch solche Aushandlungen, die sich wortlos und nonverbal vollziehen (vgl. Kap. 2.1). Damit widmet sich das Kapitel der Klärung der grundlegenden Frage, wie eine Arbeitsbeziehung von den beteiligten Akteur*innen performativ hervorgebracht wird: Wie wird die Arbeitsbeziehung etabliert, ausgehandelt, angepasst und verändert?

Zunächst werden Interviewpassagen aus Gesprächen mit den Sozialarbeiterinnen in den Blick genommen, die sich konkret auf den Anlass, das Ziel und die situativen Handlungsmöglichkeiten der Herstellung einer Kurzberatung beziehen (Kap. 8.1). Diese werden sodann mit der Sichtweise der Forscherin auf die situativen Praktiken kontrastiert; es wird ein idealtypischer Ablauf des Etablierungsprozesses einer Arbeitsbeziehung rekonstruiert (Kap. 8.2), bevor auf ausgewählte konstitutive Elemente des Etablierungsprozesses – wie die Aus-

handlung situativer Positionierungen (Kap. 8.3) und die Praxis des Schenkens (Kap. 8.4) – dezidiert eingegangen wird.

8.1 Die Etablierung der Kurzberatung in der Arbeitsumgebung aus Perspektive der Sozialarbeiter*innen

Das Angebot der Beratungsstelle orientiert sich, wie es der Homepage zu entnehmen ist, an „gesundheitspolitischen Grundvorstellungen“, die zum einen auf die im kantonalen Gesundheitsgesetz formulierte und verankerte Gesundheitsvorsorge, zum anderen auf die grundlegenden Bedingungen von Gesundheit gemäß der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zurückgehen. Der Selbstbeschreibung der Institution ist dabei ein umfassendes Verständnis von Gesundheit zu entnehmen: Sie umfasse „körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden sowie die Fähigkeit und Motivation, das Leben selbstständig aktiv zu gestalten, eine Bedeutung im Leben zu erkennen und einen Beitrag zum Leben der Gemeinschaft zu leisten. Gesundheit ist also nicht nur Schicksal, sondern aktiv gestaltbar. Sie ist mehr als das Nichtvorhandensein von Krankheit oder unfallbedingter Beeinträchtigung“ (Konzeptpapier der Institution, S. 5). Vor diesem Hintergrund wird für die aufsuchende Soziale Arbeit – im Allgemeinen, aber auch speziell im Kontext Prostitution – insbesondere der Auftrag der Prävention und Gesundheitsförderung⁸⁸ formuliert. Entsprechend nehmen die damit verbundenen Themen eine hohe Relevanz in den Gesprächen vor Ort ein und werden in der Regel von den Sozialarbeiterinnen direkt angesprochen. Ziel der Präventionsgespräche ist gemäß dem Konzept der Institution, im Sinne des gesundheitspolitischen Aktionsprogramms der WHO den Sexarbeiter*innen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit zu ermöglichen, sowie die Förderung eines „risiko-armen und gesundheitsbewussten Sexualverhaltens“ (Jahresbericht der Institution). In dem Themenbereich Gesundheitsfürsorge und Prävention werden Themen wie sexuell übertragbare Krankheiten (STI) und deren Anzeichen, welche die Sexarbeiterinnen an den Kund*innen oder sich selbst wahrnehmen, der Kondom- und Femidomgebrauch, Hygienemittel, Kund*innenwünsche und sexuelle Praktiken sowie Möglichkeiten der

88 Gesundheitsförderung kann als ein gesundheitspolitisches Aktionsprogramm verstanden werden, das von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bis Mitte der 1980er Jahre entwickelt wurde. Die Ottawa-Charta stellt das Kerndokument des gesundheitspolitischen Programms der Gesundheitsförderung dar, das 1997 durch die Jakarta-Erklärung erweitert wurde. Gesundheitsförderung wird von Franzkowiak (2006) verstanden als ein „Prozess, der Menschen befähigen soll, mehr Kontrolle über ihre Gesundheit zu erlangen und diese durch Beeinflussung aller individuellen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Determinanten für Gesundheit zu verbessern“ (ebd., S. 17).

Schwangerschaftsverhütung besprochen. Auf die Frage der Ethnologin an eine der begleiteten Sozialarbeiterinnen, wie sie ihre alltägliche Arbeit bei der Beratungsstelle beschreiben würde, antwortet diese wie folgt:

Es ist so, wie soll ich sagen, bei uns, wir sind zu dritt im Moment bei der Beratungsstelle, unsere Kernaufgabe ist Aufsuche das heißt wir (I: mhm) besuchen Frauen vor Ort, dort wo sie arbeiten und natürlich dann Präventionsarbeit (I: mhm) Geschlechtskrankheiten ((atmet ein)) Gesundheitsförderung machen wir auch und das heißt dann auch Beratung und zwar zu egal welchen Themen weil wenn die Frau irgendwelche Probleme hat, kann sie sich auch nicht ja der Prävention so richtig widmen oder (I: mhm) zum Beispiel wenn eine Frau finanzielle Probleme hat dann nimmt sie eher jeden Kunden an weil sie braucht das Geld (I: ja) oder, und es gibt auch oft Kunden, die (I: mhm) zum Beispiel Sex ohne Kondome verlangen (I: mhm). Wenn sie keine finanziellen Probleme hat dann kann sie auch sagen nein auch wenn sie weiß, er geht dann weg, aber sie hat keine finanziellen Probleme, so kann sie ihn auch ablehnen, wenn sie finanzielle Probleme hat, wenn sie die Stromrechnung nicht bezahlt hat, dann (I: kann sie es nicht ablehnen) ja (I: mhm) also eher nicht (I: ja, mhm). (Interview_Klara_I, Z. 189–245)

Als Kernaufgabe der Beratungsstelle hebt die Sozialarbeiterin zum einen die aufsuchende Soziale Arbeit „vor Ort“ und zum anderen die Präventionsarbeit und Gesundheitsförderung sowie Beratung im Allgemeinen hervor. Der primäre Auftrag der Prävention und Gesundheitsförderung lässt sich an der Schnittstelle zwischen der aufsuchenden Sozialen Arbeit und der Beratung in den institutionseigenen Räumlichkeiten der Beratungsstelle verorten. Aus Perspektive der Sozialarbeiterin ist die allgemeine Beratung, die soziale und rechtliche Themen umfasst, nicht von der Präventions- und Gesundheitsberatung zu trennen. So können ihrer Ansicht nach finanzielle Problemlagen bei den Sexarbeiterinnen dazu führen, dass die Bereitschaft, sexuelle Dienstleistungen ohne Verhütung anzubieten, höher ist, da die Kunden hierfür mehr bezahlen. Die Argumentation der Sozialarbeiterin macht deutlich, dass soziale Ungleichheitslagen sich auf die Gesundheit der Sozialarbeiterin auswirken können, etwa indem sie für ihren Körper und ihre Gesundheit nicht „angemessen“ Sorge tragen könne („wenn die Frau irgendwelche Probleme hat, kann sie sich auch nicht ja der Prävention so richtig widmen“) und damit die Befähigung zur Selbstbestimmung im Umgang mit der eigenen Gesundheit (vgl. Homfeldt/Sting 2006) eingeschränkt sei. Genau dies umfasse jedoch implizit auch die „Gesundheitsförderung“ vor Ort. So führt sie aus:

[...] und wenn wir so das aufteilen, einerseits Aufsuchen vor Ort und dann andererseits Beratung und gehen wir dann mal ist es hier durchführen im Büro weil vor Ort ist es oft, es gibt schon so Situationen wo wir Beratung vor Ort machen, aber es ist

nicht immer möglich, weil vielleicht sind die anderen Frauen auch da und die Frau, die eine Fragestellung hat, will nicht, dass die anderen das mitbekommen, oder es sind Gäste da es ist oder die Betreiberin oder der Betreiber vom Lokal da, einfach Setting passt nicht, dann sagen wir, komm melde dich einfach, komm hier zu uns, da haben wir auch die ganze Infrastruktur, dass wir dann auch, wenn eine wie weiterführende Beratung nötig ist, dann kommt sie hierher (I: mhm) und so, vielleicht fragt sie etwas und wir brauchen noch weitere Informationen, etwas abzuklären, dann kann man auch so wie, ja ich telefoniere dir, sobald ich das abgeklärt habe (I: mhm), und das wäre dann so wie Beratung vor Ort [...]. (Interview_ Klara_I, Z. 189–245)

Deutlich wird im weiteren Verlauf der Aussage, dass die Beratung vor Ort – hier die Einzelfallberatung – während der aufsuchenden Sozialen Arbeit eine besondere Herausforderung darstellt („es ist nicht immer möglich“). Begründet wird dies einerseits mit der Anwesenheit von weiteren Frauen, die es aus Sicht der Sozialarbeiterin potentiell verunmöglicht, dass einzelne Frauen ein Anliegen gegenüber den Sozialarbeiterinnen formulieren. Andererseits stelle die Anwesenheit der Kund*innen sowie der Betreiber*innen eine Herausforderung für die konkrete Beratungsarbeit vor Ort dar. In solchen Situationen, „wenn das Setting nicht passt“, wie es die Sozialarbeiterin formuliert, bestehe die Möglichkeit einer weiterführenden Beratung, die in den institutionseigenen Räumlichkeiten der Beratungsstelle stattfindet.

Welche spezifischen Artefakte für die alltägliche aufsuchende Soziale Arbeit zentral sind, macht eine Fachkraft auf die Frage hin, wie sich die Ethnographin die Organisation der aufsuchenden Sozialen Arbeit konkret vorzustellen habe, wie folgt deutlich:

Also wenn ich zum Beispiel in die Aufsuche gehe (I: mhm), bereite ich meine Sachen vor, also Materialien, Infomaterial, Broschüre was ich eh vor Ort abgebe ((schnalzt)) dann Säckli (I: mhm) so kleine Säckli mit ein paar Kondomen, Gleitmittel, meine Gesundheitstasche, wo dann auch so die, die ähm: Hygieneartikelbestände da sind, zum Beispiel so Menstruationsschwämmli, oder ja, so paar Sachen, also das geben wir dann nicht ab, aber wenn die Frau mehr Interesse hat an der Prävention, an Intimhygiene zeigt, dann ist die Gesundheitstasche da, die wir ihr dann auch zeigen, wo wir auch eine Mappe haben, wenn Frauen sich mehr so über die Krankheiten interessieren, wie sehen sie aus oder woran kann ich das erkennen [...]. (Interview_ Klara_I, Z. 243–253)

In der Sequenz wird deutlich, dass die aufsuchende Soziale Arbeit für die Sozialarbeiterin eine organisierte und situierte Tätigkeit darstellt, bei der die Mitnahme von Artefakten wie Informationsmaterialien und sexuellen Verhütungsmitteln eine Rolle spielt. Hierbei differenziert die Sozialarbeiterin zwischen

Artefakten, die in der Arbeitsumgebung der Frauen bleiben („kleine Säckli mit ein paar Kondomen, Gleitmittel“) und Artefakten, die nur bei Bedarf und bei erkennbarem Interesse der Frauen Eingang in die Situation finden. Insbesondere für die Präventionsarbeit und die Gesundheitsfürsorge misst die Sozialarbeiterin der „Gesundheitstasche“ besondere Bedeutung zu, da diese ihr ermöglicht, individuelle Beratungen vor Ort durchzuführen. Die Beratung könne allerdings nur dann durchgeführt werden, wenn die Sexarbeiterinnen tatsächlich Interesse „an der Prävention“ haben. Implizit wird damit deutlich, dass die Sozialarbeiterinnen darauf angewiesen sind, dass sich die Sexarbeiterinnen nicht nur als Adressatinnen, sondern als aktive Nutzerinnen verstehen, die das von den Sozialarbeiterinnen unterbreitete Angebot in Anspruch nehmen oder eben nicht. Damit wird zugleich auf eine Grenze in der alltäglichen aufsuchenden Sozialen Arbeit hingewiesen, die sich auf die Möglichkeiten der Beratung vor Ort bezieht. Die Sozialarbeiterin berichtet:

wie gesagt, manchmal vor Ort ergibt sich dann eine Beratung, wenn eine Frau so mit bestimmter Fragestellung auf mich zukommt, und manchmal ist es einfach so ein Infogespräch [...]. (Interview_Klara_I, Z. 293–295)

Das zu etablierende Setting während der aufsuchenden Sozialen Arbeit in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen wird von der Sozialarbeiterin unterschieden in eine Beratung und in ein Informationsgespräch. Die Grenzziehung verläuft hierbei auf einer inhaltlichen Ebene, die mit den zuvor angesprochenen situationsbedingten Grenzen zusammenhängen könne. Eine Beratung zeichnet sich für die Sozialarbeiterin dadurch aus, dass die Sexarbeiterin sich mit einem konkreten Anliegen („Fragestellung“) an sie wendet. Erfolgt dies nicht, handele es sich lediglich um ein „Infogespräch“, das sie als ein Minimum der von ihr zu leistenden Arbeit betrachtet und in dem sie auf das Angebot ihrer Institution aufmerksam macht:

Aber zumindest haben sie Informationen (I: mhm) und das ist eigentlich das Wichtigste, auch sonst jetzt nicht nur wegen Gesundheit, Prävention sondern auch andere Themen, wenn sie wissen, ah da ist eine Beratungsstelle, wenn ich irgendein Problem habe, irgendeine Frage habe, dann kann ich mich da (I: mhm) wenden, also das ist eigentlich das Wichtigste (I: mhm) und das das erwarte ich von meinem Besuch in einem Lokal, dass ich einfach mit den Frauen reden kann, ob das jetzt zehn Minuten lang ist, manchmal ist es nur fünf Minuten [...]. (Interview_Klara_I, Z. 265–271)

Die Informationsvermittlung, als eine minimale sozialpädagogische Intervention, stellt für die Sozialarbeiterin ein besonderes Anliegen dar und kann als die oben angesprochene Bildung einer Wissensordnung verstanden werden; denn die Sozialarbeiterin praktiziert über das bestehende Beratungsangebot für die

Sexarbeiterinnen eine Wissensvermittlung. Diese führt dazu, dass das Beratungsangebot nicht nur sichtbar gemacht wird, sondern die Sozialarbeiterin sich in situ zu einer Ansprechpartnerin für die Frauen und damit adressierbar macht. Die Arbeit, die die Sozialarbeiterin also während ihres Besuches in der Arbeitsumgebung zu leisten hat, ist die Herstellung einer Sichtbarkeit bei gleichzeitiger Verfügbarkeit für die Sexarbeiterinnen. In der Formulierung der eigenen Erwartungen an die Begegnung („einfach mit den Frauen reden kann, ob das jetzt zehn Minuten lang ist, manchmal ist es nur fünf Minuten“) wird deutlich, dass die Arbeitsbesuche nicht mit einem klassischen Beratungssetting oder einer Intervention zu vergleichen sind, sondern temporär und situativ begrenzt sind und das Ziel für die Sozialarbeiterin zunächst darin besteht, miteinander gesprochen zu haben und in Kontakt getreten zu sein.

Ein weiterer Aspekt, der die Beziehungsarbeit und die Etablierung des Beratungssettings in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen begleitet, sind Ungewissheiten seitens der Sozialarbeiter*innen in Bezug auf die konkrete Ausgestaltung ihrer alltäglichen Arbeit. In einem Interview mit der Sozialarbeiterin Zoé führt diese aus:

Ich weiß nicht was mich erwartet, wenn ich meine Sachen nehme und ins Auto steige. Und deswegen ist es immer wieder eine neue Situation und ich versuch das Angebot näherzubringen durch unsere Flyer und, wenn ich dann merk, ja, Interesse ist da, dann frag ich noch nach oder wie auch immer. (Interview_Zoé_I, Z. 497–504)

In der Sequenz werden zwei Aspekte deutlich: Zum einen handelt es sich bei den Situationen während der Besuche vor Ort immer um „eine neue Situation“ und zum anderen wird auf die Aushandlung der Arbeitsbeziehung verwiesen. Hinsichtlich des ersten Aspektes zeigt die Formulierung „eine neue Situation“ an, dass jede Besuchssituation und die damit einhergehende professionelle Beziehungsarbeit einem (neuen) Aushandlungsprozess unterliegt, da nicht auf schon etablierte Beziehungsstrukturen zurückgegriffen werden kann („ich weiß nicht was mich erwartet“). Damit wird deutlich, dass das „Neue“ als der Modus operandi der Sozialarbeiterin gedeutet werden kann: Sich beständig auf neue Situationen und damit einhergehende Ungewissheiten einzulassen, ist für sie eine professionelle Routine. Eingebettet in das von der Ethnographin erworbene Feldwissen verweist die Formulierung „eine neue Situation“ darauf, dass die Sozialarbeiterinnen in den seltensten Fällen die gleichen Adressatinnen antreffen und immer neue Lokalitäten aufsuchen. Aber auch an schon bekannten Orten mit schon vertrauten Akteur*innen kann die Sozialarbeiterinnen je nach Beständigkeit des Settings Unterschiedliches erwarten. Das „Neue“ und „Fremde“ tritt hier als konstitutives Moment der Begegnungen mit den Akteur*innen während der alltäglichen Arbeit in Erscheinung. Gleichzeitig kann die Praktik des Das-Angebot-Näherbringens, die in der Regel artefaktvermittelt erfolgt, als

eine routinierte Handlung gedeutet werden, die situationsspezifisch modifiziert und an die Gegebenheiten und Möglichkeitsbedingungen vor Ort angepasst wird.

Zweitens lässt sich die Sequenz im Horizont der Gestaltung der Arbeitsbeziehung deuten. Aus ihrer Perspektive kann die Sozialarbeiterin zwar versuchen, den Sexarbeiterinnen das unterstützende Angebot der Beratungsstelle näherzubringen, aber die Sexarbeiterinnen müssen Interesse an weiterführenden Informationen signalisieren und sich damit als Nutzerinnen des Angebotes positionieren, damit die Sozialarbeiterin in Aktion tritt. Wird dieser Aspekt auf der Ebene der professionellen Beziehungsgestaltung gedeutet, dann lässt sich dies als Hinweis darauf lesen, dass das Interesse der Adressatinnen Voraussetzung für die Entstehung einer tragfähigen, produktiven Arbeitsbeziehung ist – was erneut anzeigt, dass die Herstellung der Arbeitsbeziehung und des Settings als Ko-Produktion zu denken ist.

Während bislang die Sicht- und Deutungsweisen auf die Beratungsmöglichkeiten dargelegt wurden, verlagert sich der Blick nun auf die situativen Handlungsmöglichkeiten der Sozialarbeiterin während der Besuche in der Arbeitsumgebung. Welche Gelegenheitsstrukturen lassen sich aus Sicht der Sozialarbeiterinnen herstellen? Welche Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Herstellung von Gelegenheitsstrukturen für die Etablierung eines Settings bestehen, schildert eine der Sozialarbeiterinnen wie folgt:

Ja, also ich habe von Anfang an keine Berührungängste gehabt, in dem Sinn. Ich hab mich schon am Schnuppertag, am ersten Tag, hab ich mich irgendwie bei den Frauen hingesetzt und hab mit ihnen geredet, weil ich find's irgendwie blöd, wenn ich ihnen alles verteile und dann sitzen sie so im Halbkreis und ich steh davor (I: Mhm) und halt denen irgendwelche Predigten über Prävention. (I: Mhm) Muss ich nicht haben, müssen die Frauen nicht haben und außerdem, sie müssen mir nicht zuhören. (I: Mhm) Und das ist auch das erste was ich sage, wenn der Betreiber zum Beispiel sie alle so versammelt, dann sag ich grad, wenn's nicht, also wenn jemand grad was Besseres zu tun hat oder kein Interesse hat oder keine Zeit oder überhaupt, ihr müsst nicht da sein. Also ich verdonnere niemanden zu irgendwas. Ich habe mich dazugesetzt, wenn irgendwelche Fragen sind, dann schön, wenn nicht, dann bin ich wieder weg und das war's. [...] (Interview_Zoé_I, Z. 700–711)

Die Sozialarbeiterin beschreibt anschaulich, wie sie sich während ihres „Schnuppertages“ als Sozialarbeiterin im Kontext Prostitution nicht nur in den Räumlichkeiten des Sexdienstleistungsgewerbes bewegt hat, sondern wie sie Kontakt zu und Begegnungsgelegenheiten mit den Sexarbeiter*innen für sich hergestellt hat. Sehr deutlich macht sie hierbei, dass sie „keine Berührungängste“ gehabt habe. Diese Formulierung verweist implizit darauf, dass sie keine Vorbehalte gegenüber den Sexarbeiter*innen gehabt habe und diese Haltung in der Tat eine Voraussetzung dafür sei, überhaupt Begegnungsgelegenheiten her-

zustellen. Die Formulierung, „keine Berührungsängste“ zu haben, lässt sich implizit auf Formen der körperlichen „Berührung“ beziehen. Hierbei deutet die Thematisierung der „Berührungsängste“ der Sozialarbeiterin darauf hin, dass eine Berührung der Körper von Sexarbeiter*innen deswegen mit Ängsten verbunden sein könnte, weil ihre Körper als potentiell „krank“, „sexualisiert“ und „anders“ wahrgenommen werden und insofern wirkmächtigen Formen negativer Klassifikation ausgesetzt sind (vgl. Neckel/Sutterlüty 2005; vgl. Kap. 1.1; Kap. 1.4). Damit positioniert sich die Sozialarbeiterin ihren Adressat*innen gegenüber parteilich und begründet ihre eigene professionelle Neutralität und Solidarität. „Keine Berührungsängste“ zu haben, drückt sich für die Sozialarbeiterin darin aus, dass sie ganz räumlich-materielle professionelle Nähe zu den Sexarbeiterinnen aufbaut und das Gespräch mit ihnen sucht. Dahingegen würde eine Stehposition für sie eine hierarchische, distanzierte und beherrschende Position in Bezug auf die sexuelle Gesundheitsprävention implizieren („irgendwelche Predigten über Prävention“). Die Rolle der Predigerin lehnt sie in der wechselseitigen Bezogenheit nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Sexarbeiterinnen ab. Selbst wenn sie predigen und die Frauen damit belehren würde, würde dies aus ihrer Perspektive nicht ziel- und weiterführend sein, denn die Frauen „müssen nicht zuhören“. Damit führt die Sozialarbeiterin die Dimension der Freiwilligkeit des Beratungsangebotes ein und macht die akzeptierende Grundhaltung, die sie ihren Adressatinnen entgegenbringt, deutlich. Die akzeptierende Grundhaltung – als Ausdruck professionellen Handelns – bezieht sich hier jedoch nicht nur auf die Adressatinnen. Auch die Sozialarbeiterin sei darauf angewiesen, von den Sexarbeiterinnen akzeptiert zu werden (vgl. Kap. 5.3). Aus Perspektive der Sozialarbeiterin sind es die konkreten Anliegen und Aufträge der Frauen, die für sie die Möglichkeitsbedingung der Etablierung eines Beratungsraums sind; und ausgehend von diesen Anliegen (und von ihrer Anerkennung dieser Anliegen) werde sie in ihrer Rolle *als* Sozialarbeiterin akzeptiert. Durch die räumliche und körperliche Nähe, die sie aufbaut, indem sie keine „Berührungsängste“ hat, macht sie sich für die Frauen adressierbar. Nutzen diese die Möglichkeit nicht, dann ist die Sozialarbeiterin „wieder weg“.

Auf die Frage, wie ein Beratungsraum seitens der Sozialarbeiterinnen während der Besuche in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen etabliert wird, lässt sich festhalten, dass die Sozialarbeiterinnen eine Grenze zwischen der Arbeit und Beratung vor Ort und der Beratung der Sexarbeiterinnen in den institutseigenen Räumen ziehen. Die *Arbeit vor Ort* ist für die Fachkräfte insofern situativ begrenzt, als sie nicht nur auf die Akzeptanz der Sexarbeiterinnen angewiesen sind, sondern auch nicht alle für sie relevanten Informationen erfragen können. So würden beispielsweise Fragen nach der Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung der Frauen in vielen Situationen „Misstrauen wecken“ (Interview_Klara_II, Z. 438) und die Akzeptanz vor Ort aufs Spiel setzen. Das Vertrauen der Sexarbeiter*innen zu gewinnen, indem die Sozialarbeiter*innen keine „Be-

rührungsängste“ haben, die auf „negativen Klassifikationen“ (Neckel/Sutterlüty 2005) beruhen, ist eine zentrale Möglichkeitsbedingung für die Herstellung von Gelegenheitsstrukturen, die gleichzeitig auf das situative Kontroll- und Zwangsmoment der Sozialarbeiter*innen verweist. Denn in die Beratung in den instituteigenen Räumen kommen die Sexarbeiterinnen freiwillig und „mit ihrem Anliegen“ (Interview_Klara_II, Z. 437), wodurch die Frauen sich als Hilfe- und Ratsuchende (vgl. Schäfter 2010, S. 20) positionieren und sich gleichsam von Adressatinnen zu aktiven Nutzerinnen des Beratungsangebotes wandeln. Das Vertrauen, das hierfür notwendig zu sein scheint, muss jedoch in der professionellen Beratungsbeziehung (vgl. Schäfter 2010) zwischen den Sozialarbeiter*innen und den Sexarbeiter*innen erst hergestellt werden, damit überhaupt eine potentiell hilfreiche Situation konstruiert werden kann (vgl. Galuske 2001, S. 39). Letzteres verweist darauf, dass die Etablierung eines Settings sich als ein Prozess der Ko-Produktion zwischen den Sozialarbeiter*innen und den Sexarbeiter*innen vollzieht, der durch wechselseitige Einwirkung und quasi-symmetrische Interaktion gekennzeichnet ist.

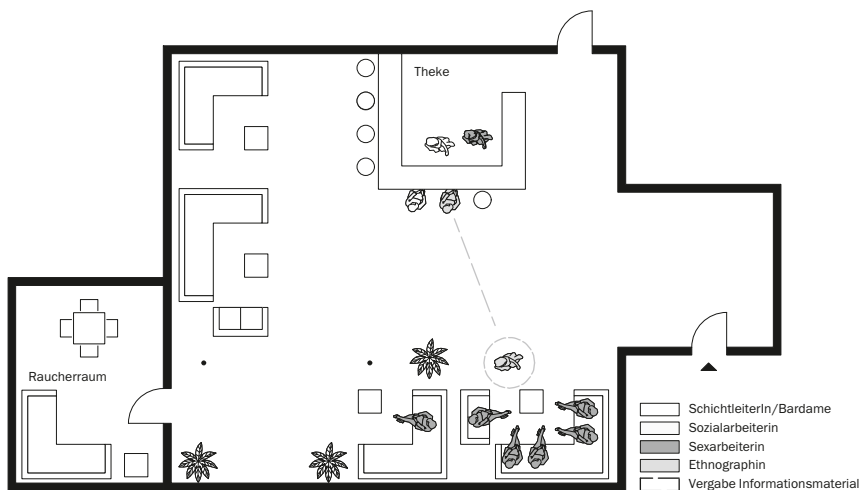
8.2 Das Setting der Kurzberatung: Die Aushandlung einer Arbeitsbeziehung

Nachdem die Deutungs- und Wahrnehmungsweisen der Sozialarbeiterinnen in Bezug auf die Etablierung einer Kurzberatung sowie die damit für sie einhergehenden Grenzen und Möglichkeiten fokussiert wurden, wird im Folgenden der Blick darauf gerichtet, wie sich der Etablierungs- und damit einhergehende Aushandlungsprozess von Arbeitsbeziehungen *praktisch* vollzieht: Wie zeigt sich die Wechselseitigkeit und die Prozesshaftigkeit in Bezug auf die Herstellung von Gelegenheitsstrukturen, die Grenzen und die Möglichkeitsbedingungen der Kurzberatung? Welche Aushandlungsprozesse in Bezug auf das Setting erfolgen und wie wird das Setting angepasst und verändert? Diesen Fragen wird mit Blick auf die situativen Praktiken und auf Basis der ethnographischen Beobachtungsprotokolle nachgegangen. In einem ersten Schritt wird der situative Ablauf einer Etablierung des Settings Kurzberatung rekonstruiert (Kap. 8.2), bevor auf weitere konstitutive Elemente wie die Aushandlung situativer Positionierungen bzw. sozialer Rollen (Kap. 8.3) und die Praxis des Schenkens eingegangen wird (Kap. 8.4).

Um zu verdeutlichen, welche Praktiken ein Setting Kurzberatung ermöglichen, ist es angebracht, eine solche Etablierung in ihrem situativen Ablauf idealtypisch nachzuzeichnen. Zum einen wird deutlich, inwiefern es sich bei der Etablierung einer Arbeitsbeziehung um eine organisierte und situierte Tätigkeit handelt, für die spezifisches praktisches Wissen notwendig ist. Zum anderen wird dadurch die Fragilität des Settings und des In-Beziehung-Tretens der So-

zialarbeiterinnen und der Sexarbeiterinnen sichtbar. Im Folgenden wird ein Besuch einer Sozialarbeiterin in der Arbeitsumgebung „Kontaktbar“ nachgezeichnet, der dadurch gekennzeichnet ist, dass eine ungewöhnlich große Zahl von Sexarbeiterinnen anwesend ist, die kreisförmig um einen Tisch sitzen, und ferner eine für die Sozialarbeiterin (zunächst) unbekannte Schichtleiterin als weitere Akteurin in Erscheinung tritt. Beides fordert nicht nur die Sozialarbeiterin, sondern auch die Ethnologin heraus (vgl. Abb. 17).

Abb. 17: Miteinander in Beziehung treten in einer Kontaktbar



Die Rekonstruktion des Verlaufs beginnt mit der Phase der *ersten* Kontaktaufnahme, die sich wie folgt darstellt:

Auf den Sofas sitzen Frauen: alle sind mit ihrem Handy beschäftigt und schauen nur kurz auf, als wir eintreten und sie mit einem „Hallo“ begrüßen. Ob sie wohl gelangweilt sind und sich ihre Zeit vertreiben? frage ich mich, denn ich stelle fest, dass keine Kunden anwesend sind. Als wir an der Bar ankommen, begrüßt [die Sozialarbeiterin] Zoé die Barfrau mit einem herzlichen „Hallo“ und reicht ihr die Hand rüber. Dabei erwähnt sie noch, dass sie von KK komme. Die Barfrau nickt wissend und meint, dass sie sich doch kennen würden. „Stimmt“, lacht Zoé auf. Sie zieht ihre Jacke aus und deponiert diese gemeinsam mit ihrer Arbeitstasche auf einem der Barhocker. Dann erfolgt eine Arbeitsteilung, die Zoé und ich schon im Auto geklärt hatten: Wenn viel los sei, bittet sie mich, die ‚Geschenksäckli‘ zu verteilen, damit sie mit der Barfrau sprechen kann. Während Zoé also beginnt, sich mit der Barfrau zu unterhalten, drehe ich mich zu den Frauen und zähle die anwesenden Personen einmal ab, um die entsprechende Anzahl an ‚Säckli‘ zu verteilen. Insgesamt sind acht Frauen

im Raum. Dann greife ich in die Tasche, nehme die ‚Säckli‘ und Visitenkarten in die Hand. Da ich mich unsicher fühle und nicht genau weiß, wie ich nun vorgehen soll, bleibe ich für einen Moment noch neben Zoé stehen und hoffe auf eine Gesprächspause, sodass ich sie fragen kann, wie ich es am besten mache. Was und wie soll ich den Frauen die Informationen geben? Ich weiß ja gar nicht, welche Sprache sie sprechen. [...] Dann eine Pause und ich ergreife die Gelegenheit, Zoé zu fragen, wie ich am besten vorgehe. Zoé blickt mich an und beginnt zu lachen. „Sie ist neu und begleitet mich heute“, meint sie zur Barfrau. Diese strahlt mich ermutigend an und ich ärgere mich ein wenig. „Einfach losgehen und verteilen“, weist mich Zoé an. Also gut, denke ich mir und gehe los. Erst die Frau an der Säule: Ich beuge mich leicht zu ihr runter, begrüße sie, indem ich ihr die Hand gebe, und stelle mich mit „wir sind von KK, das ist eine Beratungsstelle in [Stadt]“ vor. Die Frau nimmt ihre Kopfhörer aus dem Ohr, schaut mich ohne eine Miene zu verziehen an. Sie versteht mich nicht, überlege ich. „Welche Sprache?“, frage ich sie. „Rumänisch“, meint sie und blickt auf ihr Handy. In der Informationsbroschüre suche ich die entsprechende Seite auf Rumänisch, reiche sie samt dem Säckli, während sie sich bedankt und die Kopfhörer schon wieder einsetzt. Dann mache ich meine Runde. Da so viele Frauen anwesend sind, gehe ich zweimal nach dem gleichen Muster vor: die Hand zur Begrüßung, die Vorstellung von der Beratungsstelle, dann die Visitenkarte und in der nächsten Runde die ‚Säckli‘. Zwei Frauen, die quasi gegenüber von der Theke sitzen und diese somit sehr gut im Blick haben, lächeln mich freundlich an, während ich ihnen erkläre, was KK mache, auf die entsprechenden Stellen der Visitenkarten zeige und ihnen noch das ‚Säckli‘ reiche. Nachdem die beiden Frauen die ‚Säckli‘ erhalten haben, packen sie den Inhalt aus und fangen an zu kichern. „So viele Kondome?“, kichert die Frau, „für was?“, kichert sie weiter, während ich mich wieder zu Zoé an die Theke geselle. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/VI, Z. 15–63)

Obwohl die Sequenz an Praktiken der Kontaktaufnahme erinnert, die sich während des Zugangs vollziehen (vgl. Kap. 7.1), wird sie hier unter dem Aspekt der Etablierung der Arbeitsbeziehung analytisch in den Blick genommen. Denn die Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiterinnen ist zentraler Bestandteil der Aushandlung der Arbeitsbeziehung und damit Teil einer organisierten Tätigkeit der Sozialarbeiterinnen. Sie dient dazu, eine Ordnung innerhalb des geplanten Ablaufs – hier zwischen der Sozialarbeiterin und der Ethnographin – aufrechtzuerhalten, die Kontaktaufnahme – hier zwischen der Sozialarbeiterin und der Schichtleiterin sowie zwischen der Ethnographin und den Sexarbeiterinnen – zu koordinieren und Informationen hinsichtlich der gesprochenen Sprache der Frauen und ihrer Staatsangehörigkeit zu sammeln (vgl. auch Kap. 8.3). Für die organisierte Tätigkeit und die Aufrechterhaltung der Ordnung ist die Mitwirkung der Sexarbeiterinnen an der Aktion der Sozialarbeiterin und der Ethnographin notwendig. Über die Kontaktaufnahme werden *in situ* Informationen generiert, die für den weiteren Verlauf der Situation wegweisend sein können.

Mit diesen Informationen als *situierten Informationen* können gleichzeitig machtvolle Kategorisierungen und Zuordnungsprozesse einhergehen. Bei der gewählten Sequenz handelt es sich insofern um eine besondere Situation, als die Ethnographin in ihrer situativen Rolle der Praktikantin der Sozialarbeiterin agiert. Die Perspektive der Ethnographin vermag zu verdeutlichen, dass die Etablierung der Arbeitsbeziehung mit dem Überschreiten der Türschwelle beginnt und auf sich wiederholenden Praktiken der Adressierung der Sexarbeiterinnen als Adressatinnen beruht.

Die Ethnographin findet sich nach dem Betreten der großräumigen Kontaktbar in der Situation wieder, dass aufgrund der von der Sozialarbeiterin im Auto angekündigten erhöhten Anzahl von Sexarbeiterinnen in der Kontaktbar ein Rollenwechsel von der Beobachterin zur Praktikantin („Sie ist neu und begleitet mich heute!“) notwendig wird. Dadurch, dass die Ordnung innerhalb des von der Sozialarbeiterin anvisierten Ablaufs eingehalten werden soll, wird zunächst eine Umsetzungsunsicherheit bei der Ethnographin deutlich, die nun nicht mehr in der ihr gewohnten zurückhaltenden und habitualisierten Position der beobachtenden Wissenschaftlerin agiert. Es ist nun ihre Aufgabe, das von ihr durch die bisherigen Feldaufenthalte beobachtete Agieren der Sozialarbeiterinnen selbst umzusetzen und damit ihre Feldkenntnisse „anzuwenden“. Die auftretende situative Unsicherheit der Ethnographin („Was und wie soll ich den Frauen die Informationen geben?“), die auch gegenüber der Sozialarbeiterin geäußert wird, wird mit der Formulierung „Einfach losgehen und verteilen“ in gewisser Weise abgetan. Was für die Sozialarbeiterin eine routinierte und wiederkehrende Tätigkeit im Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit ist, stellt für die Ethnographin zunächst eine Hürde dar, die es zu überwinden gilt. Im weiteren Verlauf werden sodann nicht nur die Feldkenntnisse der Ethnographin sichtbar, sondern auch, dass es sich bei der von ihr zu vollziehenden Kontaktaufnahme zu den Frauen um eine routinierte Praktik handelt: Sie agiert im Modus operandi der Sozialarbeiterinnen (vgl. Kap. 7). Ein typischer und wiederholt während der Adressierung der Sexarbeiterinnen als Adressatinnen des Beratungsangebotes auftretender Aspekt zeigt sich in der Frage „Welche Sprache?“ und der Befürchtung der Ethnographin, dass die Sexarbeiterin sie nicht verstehe (vgl. Kap. 8.3). Diese Befürchtung konkretisiert den grundsätzlichen Umstand, dass während der Interaktionen zwischen den Akteurinnen als Fachkräften und als Sexarbeiterinnen resp. als Adressatinnen Kommunikationsschwierigkeiten auftreten können, wenn keine gemeinsame Erstsprache besteht. Hierbei nimmt das Artefakt „Flyer“ eine Vermittlungsfunktion ein, wodurch die potentiellen sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten zunächst umgangen werden: Der in der passenden Sprache überreichte Flyer ersetzt weitere verbale Aushandlungsprozesse.

Gleichwohl entzieht sich die Sexarbeiterin dem von der Ethnographin formulierten Beratungsangebot. Sie macht durch ihre körperliche Haltung, indem

sie zwar die Kopfhörer aus dem Ohr nimmt und damit signalisiert, dass sie zuhört, gleichzeitig aber eine unbeteiligte Miene aufsetzt und sich nach der Übergabe der Informationsmaterialien die Kopfhörer sofort wieder ins Ohr steckt, deutlich, dass sie kein (weiteres) Interesse hat. Der Einsatz der Kopfhörer ließe sich als eine Art Abschottung gegenüber dem, was um sie herum passiert, deuten – sie möchte nicht weiter angesprochen und adressiert werden. Durch die Annahme des Flyers und des „Geschenksäckli“ beteiligt sie sich jedoch an der organisierten Tätigkeit. Dahingegen reagieren die zwei weiteren von der Ethnographin angesprochenen Sexarbeiterinnen „freundlich“. Während die körperliche Reaktion des „Lächelns“ als ein situatives Beziehungsangebot (vgl. Thimm/Augenstein 1996) gedeutet werden kann, ließe sich das „Kichern“ als Reaktion auf den Inhalt der überreichten „Säckli“, als „Frotzelei“ (Günthner 1996) interpretieren, die den Inhalt – die Kondome – für die Sexarbeiterinnen inadäquat erscheinen lässt („So viele Kondome?“ – „Für was?“). Gefrotzelt wird hier über die geschenkten Kondome. „Frotzelobjekt“ (Günthner 1996, S. 83) sind also weniger die anderen anwesenden Personen als vielmehr das Artefakt, dessen Inhalt den Frauen inadäquat erscheint.

Hierbei wird eine Fragilität des Settings erkennbar, die sich einerseits in den Reaktionen der Sexarbeiterinnen sowie in den von der Ethnographin artikulierten Unsicherheiten in der Kontaktaufnahme zeigt. Andererseits äußert sich diese Fragilität in der Herausforderung, in der Kontaktbar einen Raum herzustellen, in dem die Sexarbeiterinnen als Adressatinnen des wohlfahrtsstaatlichen Beratungsangebotes adressiert und ihnen zur Unterstützung ihrer Erwerbstätigkeit Arbeitsmaterialien zur Verfügung gestellt werden, die sie nicht zu benötigen scheinen. Das Lachen der Sexarbeiterinnen lenkt im weiteren Situationsverlauf die Aufmerksamkeit der Sozialarbeiterin auf sie:

Nachdem ich mich wieder zu Zoé an die Theke gesellt habe, setzen wir uns auf die Barhocker und bekommen einen Kaffee angeboten. [...] Dann verändert sich das Kichern der beiden Frauen. Es ist ein lautes, fast ansteckendes Lachen, das von der Couch zu hören ist, während die ganzen Kondome aus den Plastiksäcken ausgepackt werden. Auf Grund des lauten Lachens wendet sich Zoé den Frauen mit ihrem Körper zu – sie hatte vorher mit dem Rücken zu ihnen gesessen – und kommentiert mir gegenüber: „So schön, dass sie so eine Freude haben, oder!“ Ich nicke. [...] (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/VI, Z. 80–95)

Zunächst ist auffällig, dass die Sozialarbeiterin bislang nicht die Gelegenheit nutzt, einen persönlichen Kontakt zu den Adressatinnen herzustellen, der ihr eine Beratungsgelegenheit verschaffen würde. Mit ihrer Platzierung im Raum – an der Theke – bleibt sie in einer beobachtenden Position. Dem hier zu etablierenden Setting wohnen konstitutive Machtverhältnisse inne, die sich in den Blickverhältnissen einerseits, in der Anordnung von Körpern im Raum ande-

rerseits widerspiegeln. Denn nicht nur die Sozialarbeiterin, sondern auch die Sexarbeiterinnen nehmen einen den Raum kontrollierende und überwachende – fast „panoptische“ (Foucault 1994) – Beobachungsposition ein. Die räumliche Anordnung der Körper evoziert eine beiderseitige Beobachtbarkeit, die das Verhältnis von Sehen und Gesehenwerden strukturiert. Diese Blickverhältnisse ermöglichen es den Akteurinnen, die Aktionen und Reaktionen der anwesenden Personen im Auge zu behalten und potentiell für Anschlusshandlungen zu nutzen. Denn das lauter werdende Lachen der Sexarbeiterinnen lenkt die Aufmerksamkeit der Sozialarbeiterin – die sich bis dahin ausschließlich mit der Schichtleiterin unterhalten hat – auf die beiden Frauen und stiftet hier eine Quasi-Gemeinsamkeit, wenn die Ethnographin das Lachen als „ansteckend“ bezeichnet. Allerdings fungiert das Lachen hier weniger als ein Beziehungsangebot zwischen der Sozialarbeiterin und den Sexarbeiterinnen, das mit einer expliziten Kontaktaufnahme einhergehen könnte. Vielmehr wird das Lachen der Sexarbeiterinnen – das zuvor als Kichern und als eine Form des Herumalberns beschrieben wurde – infantilisiert, wenn Zoé der Ethnographin gegenüber bemerkt: „So schön, dass sie so eine Freude haben, oder!“ Dass die überreichten Gaben der Sozialarbeiterin ein lautes Lachen evozieren und dieses Lachen die Praktik des Überreichens lächerlich erscheinen lassen oder gar die Qualität des Angebots in Frage stellen könnte, wird hierbei überspielt. Damit lässt sich die Bemerkung der Sozialarbeiterin als ein Versuch der Reparatur der Situation deuten, mit der sie als professionell handelnde Fachkraft in der Situation handlungsfähig bleibt und gegenüber der Ethnographin die überreichten Gaben nicht in Frage stellen muss. Dass die potentielle Infragestellung der Artefakte der Sozialarbeiterin nicht zugelassen wird – bzw. sie zwar registriert, dass über die Kondome gefrotzelt wird, aber dies nicht gemeinsam mit den Frauen zum Thema macht –, deutet darauf hin, dass die Praktik der Übergabe der „Geschenksäckli“ als konstitutives Element der Etablierung der Arbeitsbeziehung für sie auch weiterhin und zukünftig abrufbar bleibt. Damit wird das eigene professionelle Selbstverständnis als aufsuchende Sozialarbeiterin im Kontext Prostitution aufrechterhalten und die für sie fragile Situation bearbeitet. Gleichzeitig ist das hier platzierte Lachen und Kichern als Aufmerksamkeitsmarker in seiner Bedeutung und Funktion entscheidend für den weiteren Situationsverlauf.

Plötzlich fragt mich Zoé, ob wir eine rauchen gehen. „Klar, warum nicht“, reagiere ich. Dann stehen wir auf und Zoé wendet sich mit der Kaffeetasse in der Hand zu den Frauen hin und teilt ihnen mit, dass wir nun hinten in den Raucherraum gehen würden. Die Frauen schauen Zoé an und nicken. Die ältere Frau nimmt ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und hält sie uns aus der Entfernung entgegen, um uns eine anzubieten. Zoé bedankt sich freundlich und meint lachend, dass sie selber welche hat. Wir gehen einmal durch den großen Raum hindurch. [...] Während wir

im Raucherraum stehen – er ist durch eine Glasschiebetür vom Hauptraum abgetrennt – und eine Zigarette rauchen, informiert mich Zoé darüber, dass sie sich manchmal in ‚abgeschottete Räume‘ zurückzieht, um den Frauen die Möglichkeit zu geben, mit ihr ein vertrauensvolles Gespräch zu führen. Die Frauen würden diese Situation eher nutzen, um auch dazu zu kommen und um in einer privateren Atmosphäre ihre Fragen gegenüber Zoé zu stellen, die sie womöglich in der Gegenwart der anderen Frauen nicht thematisieren wollen, erfahre ich von Zoé. „Sei das der Menstruationsschwamm, das Femidom oder Schwangerschaft. Heute ist aber alles anders“, meinte Zoé dann. Ob die Frauen das wohl wissen? frage ich mich. Denn die Frauen kommen nicht. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/VI, Z. 97–116)

Mit der Frage, „ob wir eine rauchen gehen“,⁸⁹ wird implizit deutlich, dass sich die krisenhafte Situation, die durch das Lachen der Sexarbeiterinnen evoziert wird, für die Sozialarbeiterin zuspitzt: Eine Zigarette rauchen lässt sich als ein beruhigendes Moment deuten. Denn das dann erfolgende Aufstehen von den Stühlen an der Theke und die direkte Ansprache der Sexarbeiterinnen erzeugt einen situativen Wechsel, der hier sowohl körperlich als auch räumlich vollzogen wird. Der Gang in den Raucherraum lässt sich einerseits als eine Strategie der Sozialarbeiterin deuten, mit der ungewissen Situation umzugehen. Andererseits vollzieht sich der Gang – ganz materiell – als eine Praktik des Übergangs: der Übergang von der Situation (Verteilung der Informationsmaterialien; Gespräch mit der Schichtleiterin) hin zur eigentlichen Kernphase des Besuches – der Kurzberatung. Für die Sozialarbeiterin stellt der räumliche Wechsel ihrer Position, über den sie die Sexarbeiterinnen informiert, implizit ein konkretes Adressierungsangebot von ihr als Fachkraft dar, das diese nutzen können oder nicht. Gleichzeitig wird das Beziehungsangebot der Sexarbeiterin, das sich in der angebotenen Zigarette ausdrückt, von der Sozialarbeiterin zurückgewiesen. Gegenüber der Ethnographin fungiert der Raucherraum – als ein „abgeschotteter Raum“ – für die Sozialarbeiterin in situ als ein Raum, der den Sexarbeiterinnen ein vertrauliches Gespräch mit ihr ermöglicht („um den Frauen die Möglichkeit zu geben, mit ihr ein vertrauensvolles Gespräch zu führen“). Implizit wird damit darauf hingewiesen, dass ihre vorherige Positionierung an der Theke kein „guter Ort“ für ein Gespräch zwischen der Fachkraft und einer Sex-

89 Die Einzelpraktik des Rauchens lässt sich als eine für das Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution typische Praktik der organisierten Tätigkeit betrachten. Sie vollzieht sich einerseits als eine Einzelpraktik, die der übergeordneten Praktik des Übergangs dann zugeordnet werden kann, wenn damit ein Situationswechsel seitens der Sozialarbeiterinnen vollzogen wird. Andererseits vollzieht sie sich als ein Akt der Vergemeinschaftung, sofern die Sexarbeiterinnen selbst in der Situation rauchen: Das gemeinsame Rauchen hat einen situativen Ermöglichungscharakter, sei es im Hinblick auf ein informelles Gespräch, sei es im Sinne einer Überbrückungstätigkeit.

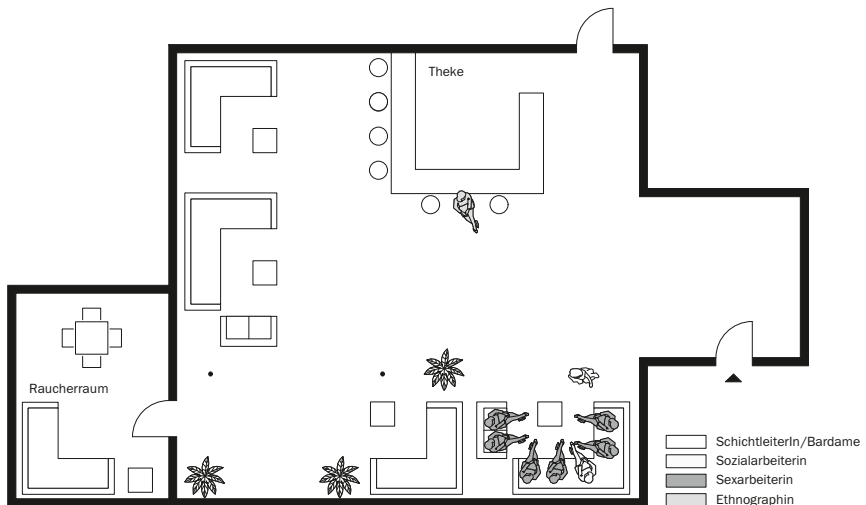
arbeiterin gewesen sei. Dort sei eine Überwachung durch die anderen anwesenden Personen möglich, die dem Gespräch lauschen können, was eine „privatere Atmosphäre“ sowie die Ansprache ganz persönlicher Anliegen der Sexarbeiterinnen verhindere. Das Angebot, die Sozialarbeiterin in ihrer Rolle *als* Sozialarbeiterin zu adressieren (vgl. Kap. 8.1), bleibt hier jedoch genauso implizit wie die Herstellung eines Rückzugsraumes für eine Einzelfallberatung. Es wird den Sexarbeiterinnen gegenüber gar nicht erst (explizit) offenbart, sondern gesetzt, dass diese einen solchen Rückzugsraum benötigen würden. Damit stützt sich die Sozialarbeiterin auf ein handlungspraktisches Wissen. Diese Lesart verweist darauf, dass die Etablierung einer Kurzberatung gerade auf jenes implizite Wissen angewiesen sein könnte. Würde die Sozialarbeiterin die Möglichkeit einer Kurzberatung explizit ansprechen, könnte dies die Annahme durch die Sexarbeiterinnen verhindern. Denn dadurch würden diese sich gegenüber ihren Kolleginnen und der Schichtleiterin, die hierarchisch über den Frauen steht, als beratungsbedürftig positionieren. Damit wird vor dem Hintergrund der Situationsdynamik deutlich, dass der räumlich-materielle Ortswechsel der Sozialarbeiterin eine Bearbeitung der fragilen Situation ist. Denn durch die Anwesenheit der Ethnographin in dem Raucherraum müsste zumindest die Herstellung einer vertraulichen Atmosphäre für eine Einzelfallberatung in Frage gestellt werden. Die situativen Unsicherheiten der Sozialarbeiterin, so ließe sich deuten, werden hier einerseits gegenüber der Ethnographin durch die Erläuterung des Verhaltens als wohlüberlegte, pädagogisch begründete Handlung – hier die Herstellung einer Möglichkeit für die Sexarbeiterinnen, ein „vertrauensvolles Gespräch“ mit ihr zu führen – rationalisiert, andererseits aber auch überspielt.

Statt einer direkten Ansprache der Frauen verschafft sich die Sozialarbeiterin durch ihren Aufenthalt im Raucherraum darüber hinaus Zeit, um sich die nächsten Schritte der direkten Adressierung zu überlegen. Ihre vorherige beobachtende Position, die gleichzeitig eine abwartende darstellt, bleibt hierbei aufrechterhalten: Sie wartet nicht nur ab, ob sie in ihrer Rolle als Fachkraft adressiert wird, sondern sie kann vom Raucherraum aus auch die Sexarbeiterinnen weiterhin beobachten. Dass die Sozialarbeiterin situativ ihre Strategien der Kontaktaufnahme und die damit verbundene Etablierung der Arbeitsbeziehung an die Situation anpassen muss, macht die Aussage „Heute ist aber alles anders“ deutlich. Für die situative Anpassung der Adressierungsstrategien sorgt ein erneuter räumlicher Wechsel nach dem Beenden des Rauchens: der Gang zurück an die Theke. Während die Ethnographin wieder auf einem der Barhocker Platz nimmt, bleibt die Sozialarbeiterin, die Hände in den Hosentaschen und der Ethnographin den Rücken zuwendend, stehen, und beobachtet die Sexarbeiterinnen (vgl. Abb. 18):

Dann geht sie näher zu den Frauen und fragt, ob sie spezielle Fragen hätten. Die Frauen schauen bei Zoés Ansprache diese sehr genau und aufmerksam an und rich-

ten ihre Blicke von den Mobiltelefonen auf. Eine der Frauen – die in einer entspannten Haltung auf der Couch sitzt – meint dann, dass sie eine Frage habe. Mit einer winkenden Handbewegung signalisiert sie Zoé zu ihr zu kommen und erkundigt sich nach dem Menstruationsschwamm. Zoé schüttelt bedauernd den Kopf und meint, dass sie heute keine dabei habe. Zoé setzt sich neben sie, lässt sich auf die Couch fallen und hat ihr eines Bein angewinkelt unter das andere geschoben – sie nimmt eine entspannte Körperhaltung ein und versucht ein Gespräch mit der Frau zu beginnen, in dem sie ihr von der Durchführung eines medizinischen Gratistests für die Sexarbeiterinnen erzählt. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/VI, Z. 123–133)

Abb. 18: Kurzberatung in der Kontaktbar



Der zu Beginn der Sequenz die Sexarbeiterinnen beobachtende und taxierende Blick sowie die körperliche Position weisen der Sozialarbeiterin einerseits eine distanzierte Position zu und manifestieren andererseits ihre Unschlüssigkeit, wie in der Situation nun weiter fortzufahren sei. Nachdem sie sich zu den Sexarbeiterinnen begeben hat, setzt die Sozialarbeiterin mit der direkten und sehr konkreten Ansprache, ob die Sexarbeiterinnen „spezielle Fragen hätten“, einen Aufmerksamkeitsfokus, mit dem die Sozialarbeiterin sich den Sexarbeiterinnen in ihrer Rolle als professionelle Fachkraft näherbringt. Der Fortgang der Situation macht deutlich, dass sich die Aushandlungsprozesse als Verhandlung über die Begegnung in situ begreifen lassen, wobei sich die Etablierung der Arbeitsbeziehung als wesentliches situatives Orientierungsprinzip manifestiert. Ausgehandelt wird hier nun die Definition der Situation, nicht aber die Definition des materiellen Raums, in dem die Begegnung stattfinden wird (vgl. Abb. 18): Während die Sozialarbeiterin sich innerhalb ihrer Rolle als professionelle Fachkraft

bewegt und näherbringt, haben die Sexarbeiterinnen durch das Sitzenbleiben auf der Couch deutlich gegen den Raucherraum als Ort für die Kurzberatung interveniert, sich aber noch nicht gegen das Angebot (und damit als Nicht-Nutzerinnen des Angebots) positioniert. Durch die körperliche Geste des Winkens der Sexarbeiterin wird die Sozialarbeiterin aufgefordert, herbeizukommen und neben ihr Platz zu nehmen. Die Handbewegung, mit der die Sozialarbeiterin herbeigewunken wird, stellt einerseits eine machtvolle Geste dar, die zumindest situativ die hierarchischen Positionen umdreht. Es ist die Sexarbeiterin, die hier über den Fortgang der Situation entscheidet und damit auch darüber, ob sie es der Sozialarbeiterin ermöglicht, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Andererseits ist es jene Geste, die die *körperlich-räumliche* Distanz überwindet und damit einen Ermöglichungscharakter für das Setting der Kurzberatung aufweist: Mit dieser Geste geht die Sexarbeiterin körperlich eine Beziehung zu der Sozialarbeiterin ein, macht gleichzeitig ein Beziehungsangebot und positioniert diese über die Frage nach dem Menstruationsschwamm als „aufklärende Gesundheitsfürsorgerin“ und zugleich als „unterstützende Sozialarbeiterin“ (Vorheyer 2010, S. 365). Mit der Frage nach dem Menstruationsschwamm erfolgt nicht nur eine performative Kontextualisierung des Settings Gesundheitsprävention, vielmehr kommt nun der Körper der Sexarbeiterinnen als Objekt der Prävention ins Spiel (vgl. Kap. 9). Ins Spiel gebracht hat diesen hierbei die Sexarbeiterin selbst, indem sie sich für den Menstruationsschwamm interessiert. Nach dem von der Ethnologin erworbenen Feldwissen handelt es sich bei dem Menstruationsschwamm um einen Naturschwamm oder um einen hautverträglichen Schaumstoff, der als eine Methode der Monatshygiene angewendet wird. Der Schwamm wird während der Menstruation, nachdem er befeuchtet wurde, in die Vagina eingeführt. Nach acht Stunden sollte er gereinigt und neu eingesetzt werden. Der Menstruationsschwamm wird gegenüber Tampons insofern als vorteilhaft betrachtet, als er von außen – und damit im Kontext der Prostitution, für die Blicke der Kund*innen – nicht sichtbar ist und trotz Menstruation sexuelle Praktiken wie vaginaler oder oraler Geschlechtsverkehr vollzogen werden können. Das Interesse der Sexarbeiterin am Menstruationsschwamm, der symbolisch für die Herstellung der Arbeitsfähigkeit während der Menstruation steht, kann die Sozialarbeiterin jedoch nicht bedienen („Zoé schüttelt bedauernd den Kopf und meint, dass sie heute keine dabei habe“) und sie vollzieht einen Themenwechsel. Hierbei wird aus der Sequenz nicht nachvollziehbar, ob sich die Nachfrage der Sexarbeiterin auf die Dimension der Wissensvermittlung – also die Vermittlung von Informationen über den Gebrauch und Möglichkeiten des käuflichen Erwerbs des Menstruationsschwamms – oder auf die Dimension der Verteilung von hilfreichen Arbeitsmitteln bezieht. Stattdessen rückt die Sozialarbeiterin mit dem Hinweis auf einen HIV-Syphilis-Schnelltest den Körper der Sexarbeiterin als (Über-)Träger von Krankheiten ins Zentrum, wodurch dieser zum Untersuchungs- und Be-

handlungsobjekt und damit zum Objekt fürsorgender Kontrolle gemacht wird. Diese Konstruktion des Körpers als Kontrollobjekt vollzieht sich situativ als ein Akt der Ko-Produktion. Sowohl die Sexarbeiterin als auch die Sozialarbeiterin beziehen sich auf Formen der körperbezogenen Kontrolle, wenngleich auf unterschiedliche Weisen. Der Menstruationsschwamm ermöglicht es der Sexarbeiterin, ihren physischen Körper so weit zu kontrollieren, dass sie trotz der Menstruation arbeitsfähig bleibt und ihren Körper für die Arbeit einsetzen kann. Damit bezieht sich die Sexarbeiterin auf ihren eigenen Körper, wohingegen die Sozialarbeiterin sich auf das überwachende Moment der Körperkontrolle bezieht, das den Körper der Sexarbeiterin betrifft und diesen als gesundheitsgefährdend und gesundheitsgefährdet positioniert. Gleichzeitig setzt die Sozialarbeiterin das institutionelle Ziel der Gesundheitsarbeit um. Dieses besteht darin, das ganz individuelle Gesundheitsverhalten der Sexarbeiter*innen durch freiwillige, kostenlose und anonyme Angebote zu fördern und durch die Besuche in der Arbeitsumgebung das Angebot für die Sexarbeiter*innen nicht nur zugänglich, sondern auch attraktiv zu machen (vgl. Steffan et al. 2002, S. 4). Hierfür ist jedoch ein weiterer situativer Aushandlungsprozess konstitutiv, der in situ die gemeinsam gesprochene Sprache betrifft:

Die Frau macht sehr schnell etwas lachend deutlich, dass sie Zoé nicht verstehe, da sie nur rumänisch oder italienisch sprechen bzw. verstehen würde. Zoé erzählt dennoch einfach weiter über den Test, hält dann kurz inne und fragt die Frau, ob sie englisch sprechen würde. Dabei schaut die Frau sie mit großen, weit aufgerissenen Augen an und blickt immer wieder fragend zu ihrer Kollegin rüber und schüttelt mit ihrem Kopf. Die Kollegin zeigt sich auf den Arm, um zu signalisieren, dass es sich um einen Bluttest handelt, woraufhin die Frau, die sich mit Zoé im Gespräch befindet, mit ihrem Finger hin und her winkt und den Kopf verneinend schüttelt. Wie um das Zeichen zu geben, dass es für sie nicht in Frage kommen würde. Die Frau ist auf Grund der Blutabnahme dem nicht so positiv eingestellt, denn sie verzieht ständig ihr Gesicht, wobei Zoé ihr lachend versichert, dass es bei dem Schnelltest nur einen ‚Pieker‘ geben würde. In der Zwischenzeit hat Zoé ihre Körperhaltung verändert, sitzt nach vorne gerutscht und versucht immer mit denjenigen, die gerade sprechen, Blickkontakt zu halten. Später stellt sich heraus, dass Zoé zwar kein Rumänisch spricht, aber sehr gut versteht (möglicherweise hält sie deswegen so intensiven Blickkontakt mit den Frauen, um über die Lippenbewegungen die Inhalte mitzubekommen). [...] In dem Moment kommt eine Kollegin aus der hinteren Tür wieder zurück und quetscht sich zu Zoé und der älteren Kollegin auf die Couch. Diese kann wohl englisch sprechen und sie wird von der Kollegin auf Rumänisch lachend in das Gespräch involviert, damit sie übersetzen soll. [...] Die Frauen unterhalten sich über die Tests und es wird wild durcheinander gesprochen. Dann kommt plötzlich die Barfrau wieder in den Raum und setzt sich zu den Frauen auf die Couch. Da die beiden anderen Frauen wohl Zoé nicht ganz verstanden haben, beginnt Zoé nun aus-

schließlich mit der Bardame zu sprechen. Dafür setzt sie sich aufrecht auf der Couch hin, um im Blickkontakt mit dieser zu sein. Die Bardame übersetzt ins Rumänische, dabei meint die ältere Frau, dass sie diesen nicht braucht, da sie gerade erst einen gemacht habe und zeigt demonstrativ auf ihre Armbeuge. [...] Sie habe einen Test zu Hause gemacht, da sie dort krankenversichert sei, informiert sie die Bardame und Zoé. Dann bietet Zoé an, dass sie die Frauen auch abholen kommen könnte, um die Frauen ins Krankenhaus zu bringen. Das scheint großes Interesse, insbesondere bei der Bardame, zu wecken und sie fragt in die Runde, wer das denn gerne machen möchte. [...] Insgesamt wollen am Ende 6 Frauen den Test machen. Dann steht Zoé auf und kommt gemeinsam mit der Bardame zur Theke um einen Termin zu vereinbaren. [...] Es wird der Donnerstag – also in zwei Tagen. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/VI, Z. 133–188)

In dieser Sequenz werden zwei Aspekte deutlich, die in Relation zueinander stehen und sich gegenseitig bedingen: Erstens lässt sich ein Prozess der Aushandlung der gemeinsam gesprochenen Sprache rekonstruieren, der im Sinne *praktizierter Mehrsprachigkeit*⁹⁰ am Arbeitsplatz (vgl. Coray/Duchêne 2017, S. 55; Wille/Bres/Franziskus 2002) sowohl der Sexarbeiterinnen als auch der Sozialarbeiterinnen gedeutet werden kann und konstitutiv für das Setting Kurzberatung im Kontext Prostitution ist. Zweitens erfolgt gleichzeitig eine Aushandlung des von der Sozialarbeiterin unterbreiteten Beratungsangebotes.

Im Anschluss an die situative Einführung des HIV-Syphilis-Schnelltests durch die Sozialarbeiterin, der von dem regionalen Krankenhaus für Personen im Sexgewerbe kostenlos angeboten wird, macht eine Sexarbeiterin deutlich, dass sie die von der Sozialarbeiterin gesprochene Sprache – Deutsch – nicht

90 Forschungsergebnisse zu praktizierter Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz liegen in Bezug auf den Bereich der Sozialen Arbeit nicht vor. Dies ist insofern verwunderlich, als im Kontext einer Migrationsgesellschaft von einer Zunahme einer praktizierten Mehrsprachigkeit im Bereich des Sozialen ausgegangen werden kann. Studien, die sich mit Mehrsprachigkeitspraktiken im Kontext der frühkindlichen Bildung (vgl. Kuhn/Diehm 2015) oder im Kontext der Schule und des Jugendalters (vgl. Schnitzer 2017) beschäftigen, fokussieren insbesondere ungleichheitstheoretisch informierte Fragen, die sich mit Prozessen sozialer Positionierung qua Mehrsprachigkeit beschäftigen, aber wichtige Hinweise auf sprachliche Machtverhältnisse geben, die mit der Verwendung der Lingua franca einhergehen können. Eine Ausnahme bildet hierbei die Arbeit von Claudia Seele (2016), die die Herstellung pädagogischer Räume über sprachliche Praktiken und in diesem Zuge auch Aushandlungsprozesse einer praktizierten Mehrsprachigkeit zwischen Eltern und Fachkräften im Kontext der frühkindlichen Bildung rekonstruiert. Dahingegen fokussieren Studien, die sich Praktiken der *Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz* widmen, vor allem die „Managementperspektive“ (Coray/Duchêne 2017, S. 57), also Kontexte, „in welchen die Akteure tatsächlich über mehrsprachige Ressourcen verfügen und mehr oder weniger derselben Sozialschicht angehören“ (ebd., S. 59), und analysieren weniger mehrsprachige Prozesse „auf unteren Hierarchiestufen“ (Coray/Duchêne 2017, S. 57).

verstehe, aber sowohl Rumänisch als auch Italienisch spreche und verstehe. Der Hinweis darauf, dass in der Situation keine gemeinsam gesprochene Sprache zur Verfügung steht, die es ermöglichen würde, die Interaktion zwischen den beiden zu organisieren, wird von der Sozialarbeiterin nahezu übergangen: Sie agiert zunächst einsprachig in der hegemonialen Sprache „Deutsch“ weiter. Erst nachdem die Sexarbeiterinnen deutlich markieren, dass sie die deutsche Sprache nicht sprechen, erfolgt eine Suche nach einer situativen Standardisierung der Sprache durch eine *Lingua franca*,⁹¹ die hier von der Sozialarbeiterin als Englisch markiert wird. Da sich die Sozialarbeiterin nicht an die gesprochene Sprache ihrer Adressatinnen anpassen kann und eine Standardisierung zugunsten einer *Lingua franca* ebenfalls nicht möglich ist, werden die Strategien im Umgang mit der Mehrsprachigkeit des Settings in situ angepasst. Die Sexarbeiterin sucht sich eine Übersetzerin und setzt gleichzeitig gegenüber der Sozialarbeiterin nonverbale kommunikative Mittel ein, um ihre Ablehnung gegenüber dem medizinischen Test deutlich zu machen. Dahingegen verändert die Sozialarbeiterin ihre Körperhaltung: Sie rückt auf der Couch nach vorne und hält Blickkontakt mit den gerade sprechenden Personen, da sie die gesprochene Sprache (Rumänisch) der anwesenden Frauen versteht, aber nicht spricht. Im weiteren Verlauf der Situation agieren sodann zwei Personen – hier die Kollegin der Sexarbeiterin und die Schichtleiterin – als Übersetzerinnen des Gesagten, wodurch die Interaktion aufrechterhalten werden kann. Während jedoch mit der Kollegin als Übersetzerin die Aufmerksamkeit der Sozialarbeiterin noch bei den Sexarbeiterinnen selbst ist, verändert sich dies mit der Schichtleiterin als Übersetzerin. Denn die Sozialarbeiterin wendet sich nur noch an die Schichtleiterin als Gesprächspartnerin und es erfolgt durch den unvermeidlichen Einbezug der in dem Feld der Prostitution hierarchiehöheren Position eine situative Ausgrenzung der anwesenden Sexarbeiterinnen. Die Schichtleiterin nimmt allerdings nicht nur aufgrund der ihr mit ihrem sprachlichen Repertoire zur Verfügung stehenden Mittel eine wichtige Funktion in der Situation für die Sozialarbeiterin ein. Vielmehr vermittelt sie zwischen dem Anliegen der Sozialarbeiterin und dem der Sexarbeiterinnen und legitimiert implizit das von der Sozialarbeiterin unterbreitete Angebot des HIV-Syphilis-Schnelltests.

Insgesamt ist es eine für den Forschungskontext typische situative Dynamik des Settings Kurzberatung, dass mehrere Sprachen gesprochen werden und die praktizierte Mehrsprachigkeit als situativ-kommunikative Rahmenbedingung der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext von Prostitution zu betrachten ist. Bemerkenswert ist hierbei, dass die Situation aufrechterhalten bleibt – nie-

91 Der Begriff *Lingua franca* meint hier die Verwendung einer dritten und gemeinsam gesprochenen Kommunikationssprache, die den Wechsel aller Akteure in eine andere Sprache erfordert (vgl. Wille/Bres/Franziskus 2002, S. 80).

mand verstummt oder schweigt, vielmehr wird mit dem Körper gesprochen. Dieses Sprechen mit dem Körper wird insbesondere seitens der ersten Sexarbeiterin eingesetzt, um zu verdeutlichen, dass sie das von der Sozialarbeiterin unterbreitete Angebot ablehnt: sei es, weil sie Angst vor der medizinischen Untersuchung hat, sei es, weil sie in ihrem Herkunftsland krankenversichert ist und daher die Notwendigkeit der Untersuchung ihres Körpers nicht sieht. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und die Aushandlung der Arbeitsform auf sprachlich vermittelte Praktiken angewiesen ist. Interessanterweise führt die von der Sozialarbeiterin hergestellte Möglichkeit des Abholens der Frauen an ihrem Arbeitsplatz zu einer Annahme des Angebots und die vorherige Zurückweisung des Angebotes durch die Sexarbeiterinnen wird revidiert. Das Abholen der Frauen an ihrem Arbeitsplatz kann hierbei als eine gezielte Berücksichtigung der (infra-)strukturell bedingten Hindernisse, Beratungsangebote in der Stadt anzunehmen, gedeutet werden. Dabei macht das Abholen auch deutlich, dass sich die Beratungsangebote der aufsuchenden Sozialen Arbeit nicht auf Besuche in der Arbeitsumgebung beschränken, sondern über die in vorliegender Arbeit berücksichtigten Situationen hinausweisen; die Arbeitsbeziehung zu den Sexarbeiter*innen als Adressat*innen des wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungs- und Beratungsangebotes kann außerhalb ihres Arbeitsplatzes weitergeknüpft und fortgeführt werden.

Die Nachzeichnung des Ablaufs der Etablierung eines Settings als Ko-Produktion hat gezeigt, dass die Situation stets eine situative Anpassung der Strategien erfordert, mit der prozessual auf die positiven wie negativen Dynamiken der Etablierung einer Arbeitsbeziehung reagiert wird. Die Situation wird in und durch wechselseitige Adressierungsprozesse balanciert und macht gleichzeitig die Fragilität der Etablierung eines Settings Kurzberatung sowie des Miteinander-in-Beziehung-Tretens sichtbar. Deutlich wird, dass grundsätzlich nicht davon ausgegangen werden kann, dass die Sexarbeiterinnen durch den Besuch der Sozialarbeitenden in ihrer Arbeitsumgebung motiviert werden, eine Arbeitsbeziehung mit diesen einzugehen. Am Anfang des Etablierungsprozesses der situativen Arbeitsbeziehung bestehen die Praktiken der Sozialarbeiterinnen idealtypisch darin,⁹² die Situation auf Gelegenheitsstrukturen zu beobachten und abzuwarten, ob sich Möglichkeiten der Adressierung der Sexarbeiterinnen und damit der Etablierung einer Arbeitsbeziehung ergeben. In der rekonstruierten

92 Der hier rekonstruierte Ablauf des Etablierungsprozesses einer Arbeitsbeziehung ist insofern als idealtypisch zu betrachten, als solche Prozesse vor dem Hintergrund der situativen Möglichkeitsbedingungen unterschiedlich verlaufen. Der sich vollziehende Aushandlungsprozess einer Arbeitsbeziehung wie auch der Arbeitsform ist von unterschiedlichen Faktoren abhängig, etwa der Anzahl der anwesenden Sexarbeiterinnen, der gesprochenen Sprachen, der Anwesenheit von Kunden, ferner auch davon, ob sich Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiterinnen bereits kennen oder nicht.

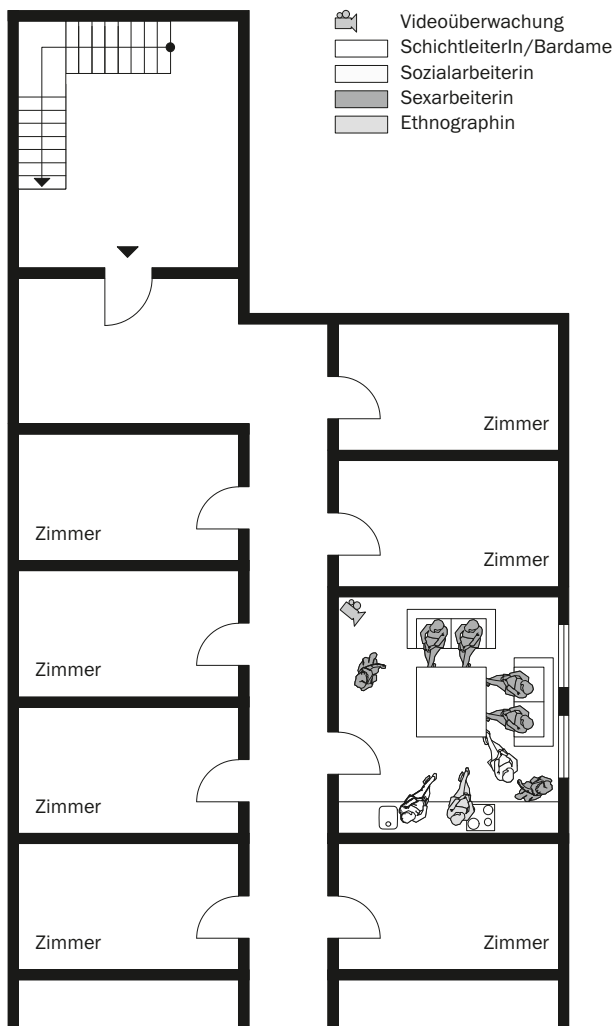
Situation bearbeitet die Sozialarbeiterin die Situation durch einen räumlichen Wechsel, mit dem der Übergang zur direkten Ansprache der Sexarbeiterinnen praktisch gestaltet wird. Der sich in der Situation vollziehende Aushandlungsprozess, der das Setting begleitet und immer wieder – im Sinne eines „preparing next actions“ (Dausendschön-Gay/Krafft 2009) – verändert wird, zeigt sich als eine Verhandlung über die Art und Weise der Begegnung. Hierbei wird auch deutlich, dass der weitere Verlauf der Etablierung der Arbeitsbeziehung von Handlungen der Sexarbeiter*innen abhängt. Denn eine Möglichkeitsbedingung für das Setting liegt zwar in der direkten Ansprache und Adressierung der Sexarbeiterinnen als Adressatinnen, diese müssen jedoch das Angebot dann als aktive Nutzer*innen in Anspruch nehmen oder explizit zurückweisen. Die Beziehungsarbeit, die zugleich als Ausgestaltung der sich gemeinsam vollziehenden Arbeitsform zu betrachten ist, ist hier begleitet vom Aushandlungsprozess hinsichtlich der gesprochenen Sprache sowie einer Verhandlung über den Beratungsbedarf in Bezug auf sexuelle Gesundheitsprävention. Diese Beziehungsarbeit kann sich jedoch erst dann vollziehen, wenn die räumlich-materiellen Gelegenheitsstrukturen hergestellt und die Akteur*innen in Beziehung miteinander getreten sind. Aus der Sequenzierung der verschiedenen Elemente lässt sich verdeutlichen, dass die Etablierung einer situativen und temporär begrenzten Arbeitsbeziehung als eine Abfolge von miteinander vernetzten und ineinandergreifenden Praktiken rekonstruiert werden kann.

8.3 „Welche Sprache?“, ambivalente Positionierungsakte in der situativen Beziehungsarbeit

Die Etablierung des Settings als ein „preparing next actions“ (Dausendschön-Gay/Krafft 2009) ist auch durch einen Aushandlungsprozess der Rolle der interagierenden Personen *als* Fachkräfte und *als* Adressat*innen gekennzeichnet. Diese Aushandlungen vollziehen sich einerseits während der Phase des Zugangs (vgl. Kap. 6.2) und der damit verbundenen Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiter*innen (vgl. Kap. 7.1). Durch die Verteilung der Informationsmaterialien, die von der Vorstellung der Institution begleitet wird, positionieren sich die Sozialarbeiter*innen in der Regel selbst als Fachkräfte, mithin in ihrer Rolle und ihrer Funktion, und machen sich in dieser für die Sexarbeiter*innen sichtbar. Es gibt aber auch Situationen, in denen nicht alle Sexarbeiter*innen bei der Begrüßung und Vorstellung anwesend sind, sondern manche kommen später dazu. Dann wird nicht nur die Grenze zwischen Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen und Arbeitsort der Sozialarbeiter*innen, sondern auch die Rolle der Fachkraft ausgehandelt und es lassen sich spezifische Positionierungsakte rekonstruieren.

Im Aufenthaltsraum der Sexarbeiterinnen einer Terminwohnung angekommen (vgl. Kap. 6.3; Abb. 19), begrüßen die Sozialarbeiterin und die Ethnogra-

Abb. 19: Kurzberatung im Aufenthaltsraum einer Terminwohnung



phin die dort anwesenden Sexarbeiterinnen und werden durch die Schichtleiterin kurz vorgestellt. Im Aufenthaltsraum sitzen vier Sexarbeiterinnen auf einem Sofa und es herrscht ein „Kommen und Gehen“ weiterer Sexarbeiterinnen, die in dem Raum nur kurz verweilen. Nach dem Betreten des Raumes nimmt die Sozialarbeiterin Ava auf einem Klappstuhl Platz, der es ihr ermöglicht, eine körperliche Nähe zu den in dem Raum anwesenden Sexarbeiterinnen aufzubauen.

Dann lehnt sie [die Sozialarbeiterin] sich auf ihrem Stuhl für einen Moment zurück und nimmt einen Schluck Wasser. Sie scheint das Treiben in dem Aufenthaltsraum

zu beobachten und hakt ab und an ein oder informiert eher nebenbei über Verhütungsmethoden und Beratungsangebote. Dann kramt Ava in ihrer Tasche, die unter ihr auf dem Boden steht, verteilt ihre Visitenkarte und erwähnt, dass sie [die Frauen] wann immer sie ein Anliegen oder Problem haben, bei ihr anrufen können. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/I, Z. 59–65)

Indem Ava sich auf den Klappstuhl setzt, sich zurücklehnt und einen Schluck Wasser nimmt, wird sie von der Forscherin in einer Beobachterinnenposition beschrieben, die auch als solche auf der Textebene manifest wird: „sie scheint das Treiben in dem Aufenthaltsraum zu beobachten“. Ava verkörpert eine unaufgeregte, zurückhaltende Position, die es ihr ermöglicht, ihren institutionellen (sozialstaatlichen) Auftrag der Gesundheitsprävention zu verfolgen: jedoch weniger offensiv als vielmehr „nebenbei“. Diese Beiläufigkeit der Etablierung des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit wurde in der vorherigen Sequenz durch den räumlich-materiellen Wechsel und die dann erfolgende explizite Adressierung der Sexarbeiterinnen deutlich. In der hier vorliegenden Situation bringt der Besuch die parallel ablaufende Situation des (Arbeits-)Alltags jedoch nicht aus dem Gefüge. Vielmehr wird die im Protokoll als „Treiben“ beschriebene situative Ordnung sowohl durch die Position von Ava im Raum als auch durch ihre körperlichen Praktiken aufrechterhalten. Mit der Einnahme dieser zurückhaltenden Position gliedert sie sich einerseits in die situative Ordnung ein und scheint in der Rolle der Besucherin zu bleiben. Andererseits agiert sie über die Praktik der Verteilung der Informationsmaterialien in ihrer Rolle als Sozialarbeiterin. Während der Besuch in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen bis dahin eher ruhig und gelassen verläuft, verändert sich die Situation mit dem Betreten des Raumes durch eine weitere Sexarbeiterin und es entsteht eine fragile und unsichere Situation, die durch alle anwesenden Akteurinnen bearbeitet wird:

Dann öffnet sich wieder die Tür und eine weitere Person betritt den Raum. Sie setzt sich neben die auf der Couch schlafende Frau und raunt ein Hallo in den Raum, während sie Ava und mich kritisch beäugt. Sie wird von den anderen informiert, wer wir seien, und Ava hakt mit der Frage nach, welche Sprache sie denn sprechen würde. Daraufhin wirkt die Frau etwas verängstigt und wedelt mit ihrem Zeigefinger wild hin und her – „Nix Kontrolle, alles gut bei mir.“ Besänftigend und sie überzeugend betont Ava, dass sie nicht vom Ordnungsamt sei und nicht ihre Papiere kontrollieren wolle. „Also, welche Sprache sprichst du?“, wiederholt Ava. „Russisch“, murmelt die Frau. Daraufhin sucht Ava in ihrer Tasche nach einem Flyer auf Russisch, den sie dann der Frau in die Hand gibt. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/I, Z. 78–85)

Die Sexarbeiterin platziert sich selbstverständlich neben dem schlafenden Körper (vgl. Kap. 6.3.2) auf der Couch, begrüßt die anderen anwesenden Personen

und reagiert gegenüber der Sozialarbeiterin und der Ethnographin⁹³ mit Skepsis. Während für diejenigen Sexarbeiterinnen, die sich seit Beginn des Besuches der Sozialarbeiterin in dem Raum aufhalten, die Anwesenheit der beiden Personen durch die Begrüßung und Vorstellung ihres Anliegens normalisiert wurde, ist deren Anwesenheit für die neu eintretende Sexarbeiterin fremd und unvertraut – und somit alles andere als „normal“. Zwar wird die Sexarbeiterin von ihren Kolleginnen über die soziale Rolle und die Funktion der anwesenden Personen informiert, es ist aber vor allem die Frage nach ihrer gesprochenen Sprache und die damit verbundene Adressierung, die bei ihr eine Abwehrhaltung hervorruft. Die Situation entwickelt sich also insofern krisenhaft, als der bis anhin geltende „working consensus“ (Goffman 1996a, S. 13; vgl. auch: Wolff/Meier 1995, S. 65) zwischen der Sozialarbeiterin und den anwesenden Sexarbeiterinnen durch die Frage nach der Sprache, die an die eintretende Frau gerichtet ist, irritiert wird. Zwar muss die bereits etablierte Arbeitsbeziehung zu den anwesenden Frauen nicht erneut ausgehandelt werden, wohl aber die Beziehung zu der neu eintretenden Frau. Die hier entstehende Krisensituation wird einerseits an der Beschreibung der Blickverhältnisse und andererseits an der sprachlichen Interaktion zwischen der Sozialarbeiterin und der Sexarbeiterin deutlich. Der kritische Blick, mit dem die Sozialarbeiterin und die Ethnographin angesehen werden, positioniert diese als „Fremdkörper“ in der Situation, und die performativen Unterschiede der Teilnehmerinnenpositionen werden zunächst durch den skeptischen Blick der Sexarbeiterin, sodann durch die Frage der Sozialarbeiterin nach der Sprache produziert. Die Frage der Sozialarbeiterin, welche Sprache die Sexarbeiterin spreche, beinhaltet in diesem Kontext mehrere „Positionierungsaspekte“⁹⁴ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 169) und lässt sich

93 Dass die Ethnographin in der Rolle als Forscherin hier ist, wird lediglich der Schichtleiterin offenbart. Für die anderen anwesenden Frauen wird sie in der Rolle der Sozialarbeiterin vorgestellt; entsprechend wird sie seitens der Sexarbeiterinnen in dieser Rolle adressiert.

94 Zwar wird das Konzept der Positionierung von Lucius-Hoene und Deppermann (2004) zur empirischen Erforschung narrativer Identitäten vorgeschlagen und richtet sich damit insbesondere an „Analytiker“, die an „Fragestellungen der Identitätskonstitution interessiert[]“ sind, es kann aber für ethnographisch ausgerichtete Fragestellungen der Aushandlung von Positionierungen, die situativ zwischen Personen erfolgen, fruchtbar gemacht werden. Denn „Positionierung bezeichnet zunächst ganz allgemein die diskursiven Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen auf einander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben“ (ebd., S. 168); der Begriff erfasst also verschiedenste diskursive Praktiken, die funktional für die situative Aushandlung der jeweiligen Positionierungen und damit die Ko-Produktion des Settings sind. In Erweiterung des von Lucius-Hoene und Deppermann vorgeschlagenen Konzepts der Positionierung ist hierbei nicht nur auf „Aspekte sprachlicher Handlung“

auf verschiedene Aspekte hin ausdeuten. Zum einen positioniert sich die Sozialarbeiterin mit einem spezifischen Interesse an der gesprochenen Sprache. Dieses Interesse lässt sich als Beziehungszeichen und als Klärung der Möglichkeit der Fortführung des Gesprächs in einer gemeinsamen Sprache deuten. Zum anderen wird mit der Frage die soziale Position in Anspruch genommen, relevante Informationen zu sammeln, die über die situative Interaktion hinausweisen: Die Sozialarbeiterinnen sind verpflichtet, während ihrer Besuche in der Arbeitsumgebung ihrer Adressat*innen für die Statistik der Institution nicht nur die Anzahl der anwesenden Sexarbeiter*innen, sondern auch deren nationale Herkunft zu notieren. Letzteres erfolgt über die Frage nach der jeweils gesprochenen Sprache. Entsprechend bringt die Frage für die Sexarbeiterin performativ eine Kontrolldimension in der Situation hervor, die ihr vertraut zu sein scheint. Ihre Abwehrreaktion lässt die Interpretation zu, dass die Sexarbeiterin Erfahrungen mit ordnungspolitischen Kontrollen – wie durch die Polizei, die nicht selten in Zivil kommt – gemacht hat. Mit der Frage nach der jeweiligen Sprache kann entsprechend ein machtvoller Prozess der Kategorisierung und Zuschreibung qua Staatsangehörigkeit einhergehen (vgl. Busch 2015), dem auch die Beratungsstelle unterliegt. So betrachtet, positioniert die Frage der Sozialarbeiterin die Sexarbeiterin als migrantisches Subjekt, das einen potentiellen Unterstützungsbedarf habe. Die Sexarbeiterin hingegen hat verschiedene Möglichkeiten, mit der Frage umzugehen. Sie kann einerseits das Beziehungsangebot annehmen und angeben, welche Sprache sie spricht, sich damit als adressierbare Gesprächspartnerin für die Sozialarbeiterin und als Nutzerin des Beratungsangebotes positionieren und die Situationsdefinition der Sozialarbeiterin annehmen. Oder sie positioniert – wie es in der Situation erfolgt – mit der Aussage „Nix Kontrolle, alles gut bei mir“ die Sozialarbeiterin als „Agentin des Ordnungsamtes“ und grenzt sich von der Behörde, die die Sozialarbeiterin für sie verkörpert, sowie von der Adressierung als Adressatin des Beratungsangebotes ab. Mit der von der Ethnologin als besänftigend und beruhigend wahrgenommenen Reaktion der Sozialarbeiterin versucht diese wiederum ihre Rolle als Sozialarbeiterin – die mit guten Absichten der Unterstützung gekommen sei – deutlich zu machen und distanziert sich von der Fremdpositionierung als „Agentin des Ordnungsamtes“, ohne zu erklären, was der Grund für die Frage nach der Sprache der Sexarbeiterin ist. Erst im weiteren Verlauf der Situation und auf erneutes Wiederholen der Frage wird deutlich, dass das praktische Wissen um die gesprochene Sprache es der Sozialarbeiterin ermöglicht, den Flyer mit den Informationen über das Beratungsangebot zu übergeben. Der Flyer agiert hier als Interaktionsmedium, das die Sozialarbeiterin als Person mit einem Unterstüt-

(ebd.), sondern auch auf Aspekte körperlicher Handlungen zu fokussieren, mit denen sich Positionierungsakte vollziehen.

zungsangebot und die Sexarbeiterin als Adressatin positioniert und Teil der zu etablierenden Arbeitsbeziehung ist. Damit wird die Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen temporär in ein Setting sozialpädagogischer Arbeitsbeziehung transformiert:

„Dort steht alles drauf“, zeigt sie der Frau mit ihrem Finger. „Ich bin von einer Beratungsstelle. Du kannst dich bei mir melden, falls du mal einen Arzttermin brauchst oder was anderes. Ja?!“ – Worauf die rothaarige Frau [Schichtleiterin], Ava unterstützend, nochmals betont, dass es keine Kontrolle sei. Dann lächelt die Frau zaghaft, nimmt das ‚Geschenksäckli‘, welches vor ihr liegt, in die Hand und murmelt ein leises „Danke“. Ich habe den Eindruck, dass ihre Zweifel aus dem Weg geräumt sind, da sie mit gebrochenem Deutsch zu Ava gewandt meint, dass sie keine Krankenversicherung habe. Ava lächelt ihr zu, beugt sich mit ihrem Körper etwas weiter über den Tisch und meint, dass das doch in Ordnung sei und sie sich einfach bei ihr melden solle, dann könnten sie das gemeinsam regeln. Dann ertönt ein Schrillen im Raum – die Klingel, vermute ich. (Beobachtungsprotokoll_Ava_I/I, Z. 85–103)

Die Sozialarbeiterin nutzt den Flyer als Gelegenheit, sozialarbeiterisch tätig zu werden: Sie informiert, schafft eine Beratungsgelegenheit und widmet der Frau besondere Aufmerksamkeit. Damit leistet sie Arbeit gegen jene Flüchtigkeit des Moments, die dem temporär begrenzten Setting der aufsuchenden Sozialen Arbeit inhärent ist. Neben dem Flyer und den erklärenden Worten, mit denen sie ihren Besuch begründet und sich in ihrer Rolle positioniert, ist die Sozialarbeiterin jedoch zur Legitimation ihrer (dennoch kontrollierenden) Anwesenheit und des der Frau unterbreiteten Beratungs- und Unterstützungsangebotes auf die situative Hilfe der Schichtleiterin angewiesen. Da dieser die Raumsouveränität (vgl. Kap. 6.3.1) zukommt, ist sie in der Lage, die kontrollierende und unterstützende Funktion der Sozialarbeiterin und deren Unterstützungsangebot zu legitimieren, indem sie der Sexarbeiterin gegenüber die Vertrauenswürdigkeit von Ava herstellt („dass es keine Kontrolle sei“). Ohne die vermittelnde Position der Schichtleiterin wäre das von der Sozialarbeiterin formulierte Beratungsangebot vermutlich erfolglos geblieben. Erst dadurch erreicht das Beratungsangebot eine situative Akzeptanz und ermöglicht die Etablierung eines Beratungsraums, der sodann auch von der Sexarbeiterin genutzt wird.

Die Situation ist von bestimmten Hierarchieverhältnissen geprägt, was in der sich verändernden Reaktion der Sexarbeiterin deutlich wird: Nachdem die Schichtleiterin betont hat, dass es sich hier nicht um das Ordnungsamte handelt, wendet sich die Sexarbeiterin der Sozialarbeiterin zu, nimmt das Unterstützungsangebot insofern an, als sie ihr Anliegen – nämlich das Fehlen einer Krankenversicherung – deponiert. Dieses Anliegen wird von Ava aus der Situation wiederum ausgelagert, jedoch an die Institution, die sie verkörpert, gekoppelt. Gleichzeitig bietet das Wissen um das Nicht-Vorhandensein einer Krankenver-

sicherung der Sozialarbeiterin die Möglichkeit, bei ihrem nächsten Besuch daran anzuknüpfen, falls die Frau sich nicht gemeldet haben sollte. Damit wird auch deutlich, dass das hierarchische Verhältnis in der Situation, namentlich die Angewiesenheit der Sozialarbeiterin auf ein kooperatives Verhalten der Schichtleiterin, eine Gefahr für die Offenheit des sozialpädagogischen Angebotes bedeuten kann. Während das Angebot, einen Arzttermin für die Sexarbeiterin zu vereinbaren, performativ die Gesundheitsprävention hervorbringt und sagbar ist, scheint „was anderes“ in dem situativen Kontext für die Sozialarbeiterin aus Perspektive der Ethnographin nicht sagbar zu sein. Medizinische Aspekte, auf die sodann auch die Sexarbeiterin eingeht, wenn sie offenbart, dass sie über keine Krankenversicherung verfüge, sind in dem Kontext sagbar und dienen dazu, die Rolle der gesundheitsfürsorgenden Sozialarbeiterin aufrechtzuerhalten. „Anderes“, wie Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung, familiäre Lebensverhältnisse, ein beruflicher Umschulungskurs oder gar eine Ausstiegsberatung scheinen weder für die Sexarbeiterinnen noch die Sozialarbeiterinnen in der Situation ansprechbar und potentiell nicht sagbar zu sein. Die Lesart, dass nicht alles sagbar – zumindest nicht ansprechbar – ist, wird durch die in dem Raum anwesende Kamera unterstützt (vgl. Kap. 6.3.1). Es kann davon ausgegangen werden, dass das bloße Wissen um eine Kamera ein Gefühl des Beobachtetwerdens evoziert, das bestimmte Handlungsmöglichkeiten und inhaltliche Gespräche einschränkt.

Die Sozialarbeiterin ist den oben genannten Hierarchieverhältnissen jedoch nicht schutzlos ausgeliefert, sondern sie weiß sie auch zu nutzen. Denn in der spezifischen Situation vollzieht sich ein Wechsel auf der Ebene der Beziehungsarbeit von der größeren Gruppe hin zu einem partiellen Einzelgespräch mit der Sexarbeiterin. Dies ist eine bemerkenswerte Leistung angesichts des Treibens, die sich als Erfolg organisierter Tätigkeit deuten lässt. Der Wechsel manifestiert sich hierbei insbesondere in den Körperpraktiken: Während Ava sich körperlich zu Beginn der Situation beobachtend und zurückhaltend – fast passiv – verhält, wechselt sie in den konkreten Adressierungen der Frauen in eine eher aktive, zugewandte Rolle, ohne dabei übergriffig zu wirken.

Mit Blick auf die Frage, wie sich der Prozess der Etablierung des Settings Kurzberatung vollzieht, kann festgehalten werden, dass dieser Prozess auf die Aushandlung der jeweiligen situativen Positionen angewiesen ist, durch die auch soziale Positionen aktualisiert werden: Die Sozialarbeiterin und die Sexarbeiterin agieren *als* Sozialarbeiterin und *als* Adressatin miteinander. Diesem Miteinander-Agieren muss jedoch eine übereinstimmende Rollendefinition für das Setting der Kurzberatung zugrunde liegen, die zunächst ausgehandelt wird. Beim Übergang von der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterin hin zu dem Arbeitsort Kurzberatung wird diese Rolle für die Dauer des Besuches aufrechterhalten.

8.4 „Ist auch gratis“: Praktiken des Schenkens und Tauschens

Für die Etablierung der Arbeitsbeziehung spielen neben der Aushandlung der jeweiligen sozialen wie auch situativen Rollen spezifische Artefakte, die von den Sozialarbeiter*innen in die Situation hineingetragen werden, eine relevante Rolle (vgl. Kap. 7.3; Kap. 9). Sowohl die Übergabe von „Geschenksäckli“ als auch die Verteilung von Informationsmaterialien begleiten, wie bereits aufgezeigt wurde, den dynamischen Übergang von der ersten Kontaktaufnahme zu einem Setting der Kurzberatung. Das Schenken von spezifischen Gebrauchsgegenständen kann – wie bereits in Kapitel 7 und Kapitel 8.1 aufgezeigt – als konstitutive Praktik im Etablierungsprozess der Arbeitsbeziehung und den damit einhergehenden Aushandlungsprozessen betrachtet werden. Die Praxis des Schenkens ermöglicht nicht nur „eine Bewältigung der Situation“ (Hillebrandt 2009, S. 145), sondern ist als Teilpraktik der situativen Aushandlungsprozesse zu deuten. Wie in der Rekonstruktion des gesamten Ablaufs aufgezeigt, stellt die Praxis des Schenkens damit eine von unterschiedlichen zur Verfügung stehenden Vorbereitungen – im Sinne des „preparation work“ (Dausendschön-Gay/Krafft 2009) – für den weiteren Verlauf der Situation dar.

Die Praxis des Schenkens kann zunächst als eine schenkende Zuwendung an die Sexarbeiterinnen gedeutet werden, mit der die Sozialarbeiterin sich als Gast positioniert (vgl. Kap. 6.2; Kap. 7.1.2). Im Anschluss an Marcel Mauss (1990) kann jedoch davon ausgegangen werden, dass jede Gabe eine Gegengabe erfordert, wenn mit dem Geschenk die Reziprozität der Beziehung „auf Dauer“ (Hillebrandt 2009, S. 177) gestellt werden soll.⁹⁵ Die Erwidrung des Geschenks sei weniger für den Vollzug des Schenkprozesses als vielmehr für den Abschluss des Tauschprozesses, als welcher sich die Praxis des Schenkens mit Hillebrandt (2009) deuten lässt, eine notwendige Bedingung. Bezogen auf den vorliegenden Forschungskontext könnte dies bedeuten, dass die Erwidrung des Geschenks durch die Sexarbeiter*innen für die Etablierung der Arbeitsbeziehung notwendig ist. Vor diesem Hintergrund erschiene die Positionierung als Gast, die die Sozialarbeiter*innen vornehmen, und das Mitbringen eines Gastgeschenkes zunächst nicht als ungewöhnlich, wenn das Schenken im Horizont von Freundschaftsbeziehungen gedeutet würde. Nun handelt es sich aber in Bezug auf den Inhalt und die Form der Geschenke, die von den Sozialarbeiterinnen überreicht werden, zugleich um Arbeitsutensilien, die nicht nur von den Sexarbeiterinnen für die Ausübung ihrer Tätigkeit benötigt werden, sondern auch den Kontext der sexuellen Gesundheitsprävention der Beratungsstelle performativ hervor-

95 Hillebrandt (2009, S. 177) macht darauf aufmerksam, dass die Gegengabe nicht just im Moment des Erhalts der Gabe erfolgen muss, sondern auch zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen kann. Deutlich mache dies die Überreichung von Geschenken zu Geburtstagen, die in der Regel dazu verpflichten, eine Gegengabe zu tätigen.

bringen. Zudem handelt es sich nicht um eine Freundschaftsbeziehung, sondern – wie die bereits rekonstruierten Analysen deutlich machen – um die Aus handlung einer Arbeitsbeziehung.

Vor diesem Hintergrund ist einerseits die Frage aufzuwerfen, inwiefern die Sexarbeiterinnen als Bedürftige konstruiert werden⁹⁶ und die Gabe in der jeweiligen Situation für die Sexarbeiterinnen zuweilen ein „Almosen“ resp. eine „Spende“ symbolisiert. Andererseits ist die Frage danach zu stellen, welche Funktion das Schenken für die situative Etablierung der Arbeitsbeziehung hat und wie sich das Schenken vollzieht. Zur Unterscheidung zwischen Geschenken und Almosen resp. Spenden formuliert etwa Gerhard Schmied (1996) wie folgt: „Die Spende unterscheidet sich von den ‚normalen‘ Geschenken weiterhin dadurch, daß es legitim ist, auch Dinge zu geben, die sonst als nicht geschenkgeeignet angesehen werden“ (ebd., S. 47). Darüber hinaus sei bei der Gabe von Almosen die Erwidmung der Gabe im Sinne einer Gegengabe keine notwendige Bedingung. Vielmehr werde die Reziprozität, so Hillebrandt (2009), „vollständig generalisiert, weil sie als abstrakte Form der Dankbarkeit praktisch wird, die keine konkrete soziale Beziehung zwischen gebendem und nehmendem Akteur erzeugt“ (ebd., S. 177). Almosen wie auch Spenden werden hierbei als eine Grenzform des Schenkens (Schmied 1996, S. 39) resp. des Tauschens (Hillebrandt 2009, S. 177) betrachtet und können den zuvor erwähnten Gaststatus durchaus in Frage stellen. Doch was genau wird – nebst den „Geschenksäckli“ – zwischen den Sozialarbeiterinnen und den Sexarbeiterinnen getauscht?⁹⁷ Inwiefern bringen die Geschenke Ambivalenzen in dem Sinne hervor, dass in den Situationen konkurrierende Deutungen über die Art der Gabe entstehen? Welche Erkenntnisse ergeben sich aus der Rekonstruktion der Praxis des Schenkens für die übergeordnete Frage nach der Etablierung eines Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit?

Diesen Fragen wird im Folgenden anhand zweier Beobachtungssequenzen nachgegangen. Beide thematisieren auf unterschiedliche Art und Weise eine weitere, während der Feldaufenthalte beobachtete Form des Schenkens, die sich von der Übergabe der „Geschenksäckli“ unterscheidet und darüber hinausgeht: die Verteilung von Gutscheinen und das Schenken von Schminke. Charakteris-

96 Der Konstruktionsprozess der Bedürftigkeit, der hier der Praxis des Schenkens in Form von Almosen inhärent ist, unterscheidet diese Praxis des Schenkens von derjenigen in Freundschafts- und Familienbeziehungen (vgl. Schmied 1996; Hillebrandt 2009).

97 Um symbolische Formen des Tauschens exakt zu bestimmen, unterscheidet Hillebrandt (2009, S. 165) die Sach-, Sozial- und Zeitdimension; dies im Sinne einer theoretischen Unterscheidung und aus heuristischen Gründen. Die beiden hier formulierten Fragen lassen sich in der Sach- und Sozialdimension verorten. Zu beachten ist, dass gerade die Praxis des Schenkens die Sozial- und Sachdimension auf besondere Weise miteinander verbindet.

tisches Merkmal der „Geschenksäckli“ ist, dass sie explizit Arbeitsutensilien wie Kondome und Gleitgel enthalten, die von den Sozialarbeiterinnen vor allem für die Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiterinnen eingesetzt werden und von diesen dann auch als Geschenk angenommen werden. Insofern lassen sich die „Geschenksäckli“ als Gastgeschenk interpretieren, in denen sich der Gaststatus der Sozialarbeiterinnen manifestiert. Im Unterschied dazu werden Gutscheine oder Schminke von den Sozialarbeiterinnen während der auszuhandelnden Arbeitsbeziehung strategisch für die Etablierung eines Settings der Kurzberatung eingesetzt und sind an spezifische Bedingungen der Arbeitsbeziehung geknüpft.

8.4.1 Die Verteilung von Gutscheinen für medizinische Kontrolluntersuchungen

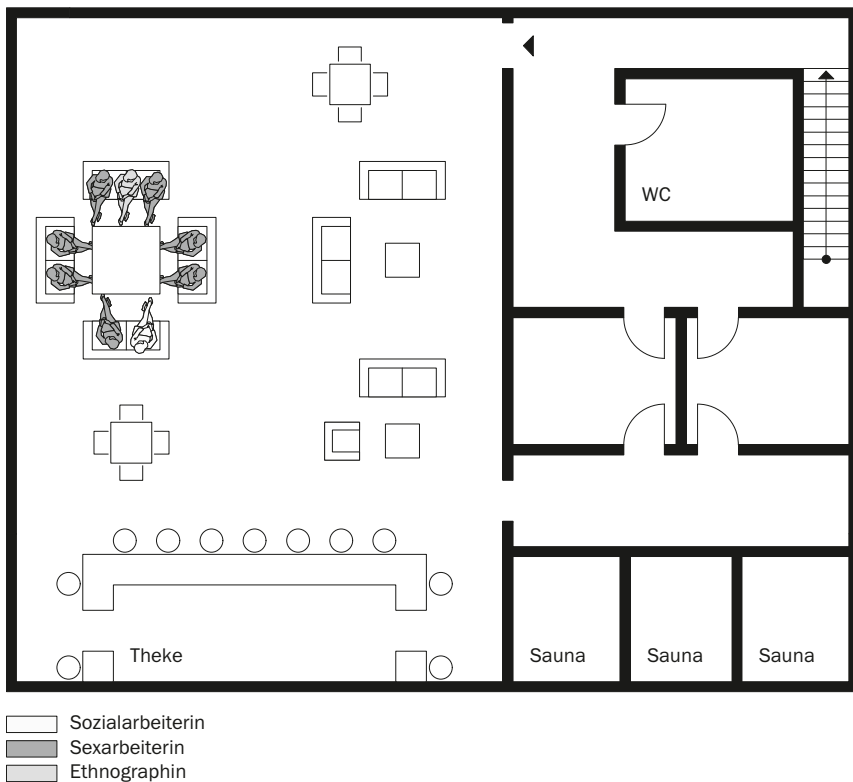
Die folgende Szene findet in einer großräumigen Kontaktbar statt. Die kreisförmige Sitzformation, in der sich die Sexarbeiterinnen und Sozialarbeiterinnen gegenüber sitzen (vgl. Abb. 20; Kap. 7.1.4), ermöglicht es der Sozialarbeiterin, die anwesenden Sexarbeiterinnen im Einklang mit ihrem institutionellen Auftrag zu adressieren und die „Gaben“ an die Frauen zu verteilen:

Klara [Sozialarbeiterin] gibt die Plastiksäcke in die Runde und erläutert, dass dort Kondome in verschiedenen Größen und mit verschiedenen Geschmäckern drin seien. Gleichzeitig herrscht auf der anderen Couch Gemurmel – einer Frau [Sexarbeiterin], die mit ihrem Blick die Lippen von Klara zu fokussieren und von diesen zu lesen scheint, wird von einer anderen übersetzt. Derweil wartet Klara nicht lange ab und erzählt, dass sie auch die Möglichkeit hätten, von ihr einen Gutschein für medizinische Untersuchungen zu erhalten. „Seid ihr schon gegen Hepatitis B geimpft?“, fragt sie in die Runde. Eine der Frauen ergreift sofort das Wort, dabei schiebt sie ihr Kleidungsstück am Arm hoch und zeigt, dass sie dort am Oberarm damals geimpft worden sei. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 69–77)

Nachdem die Sozialarbeiterin die „Geschenksäckli“ verteilt hat, offeriert sie den Sexarbeiterinnen einen Gutschein für medizinische Kontrolluntersuchungen. Mit dem Gutschein wird zum einen der institutionelle Auftrag der Sozialarbeiterin als ein Auftrag des Gesundheitsamts situiert. Denn dieser Gutschein stellt in der Situation implizit die Kooperation mit einem Krankenhaus her, das körperbezogene Kontrolluntersuchungen kostenlos für Menschen, die im Sexgewerbe tätig sind, anbietet. Zum anderen nimmt der Gutschein eine relevante Rolle für die zu etablierende Arbeitsbeziehung ein.

Der Gutschein symbolisiert eine Gabe, die den Sexarbeiterinnen einen Anspruch auf eine medizinische Leistung offeriert, die kostenfrei ist. Diese Gabe wird jedoch an die Sexarbeiterinnen nicht bedingungslos verteilt, sondern ist

Abb. 20: Die Verteilung von Gutscheinen in einer Kontaktbar



verbunden mit einer konkreten Frage seitens der Sozialarbeiterin. Die Frage danach, ob die Frauen schon gegen Hepatitis B geimpft seien, stellt eine Wissensordnung her, die im Horizont der organisierten Tätigkeit gedeutet werden kann. Denn die Frage kann als Erklärung und Begründung dafür gedeutet werden, warum die Frauen den Gutschein annehmen sollten. Über diese explizite Erwähnung von sexuell übertragbaren Krankheiten (STI) wird gleichzeitig ein konkretes Problem im Arbeitsfeld des Sexgewerbes angesprochen, das mit der Praxis des ungeschützten Geschlechtsverkehrs einhergehen kann. Darüber hinaus wird mit der Wissensordnung – nämlich dem Wissen darüber, dass der sexuell arbeitende Körper sich schützen müsse – eine kontrollierend-fürsorgende Praxis hergestellt. Die Sexarbeiterinnen und ihre Körper, die sie „haben“ (vgl. Plessner 1982; Kap. 2.1), werden *durch* das Angebot des Gutscheins als potentiell *gefährdete* wie auch *gefährdende* Körper adressiert. Als gefährdeter Körper werden sie insofern adressiert, als die Sexarbeiterinnen aufgrund der sexuellen Dienstleistungen in besonderer Art und Weise für ihren Körper Sorge zu tragen haben. Der offerierte Gutschein symbolisiert die Möglichkeit der Inanspruch-

nahme von präventiven Maßnahmen, die den Körper zugleich als Objekt der medizinischen Überwachung wie auch der Fürsorge konstruieren. Zugleich wird der sexuell arbeitende Körper insofern als potentiell gefährdender Körper sowohl für die Kund*innen als auch die Kolleg*innen adressiert, als er als Überträger von STI positioniert wird, wenn er nicht „schon geimpft“ sei. Der geimpfte und damit geschützte Körper ist der zu erstrebende Zustand, der hier implizit als Erwartungshaltung konstruiert wird. Dieser Konstruktionsprozess des gefährdeten und zugleich gefährdenden Körpers, der sich über die offerierte Gabe des Gutscheins vollzieht, strukturiert den situativen Aushandlungsprozess.

Im weiteren Verlauf der Situation reagiert eine der Sexarbeiterinnen auf die Frage nach der Impfung mit einer körpersprachlichen Geste und signalisiert, dass sie schon geimpft sei und keinen Gutschein benötige. Vor diesem Hintergrund lässt sich der Gutschein im Horizont der Praxis des Tauschens – der Gabe und der Gegengabe – deuten. Die Sozialarbeiterin agiert über das Gutscheinsangebot als gebende Akteurin, während die Sexarbeiterin als die Gabe ablehnende Akteurin agiert. Streng genommen wäre mit Hillebrandt (2009) der Tauschprozess hier nicht vollendet. Denn wird die Gabe, wie hier, nicht angenommen, so wird sie nicht als etwas erkannt, „das einen Wert hat“ (ebd., S. 95) – mit der Wirkung, dass eine Gegengabe nicht „wahrscheinlich werden kann“ (ebd.). Gleichzeitig erkennt die Sexarbeiterin insofern den Wert der Gabe an, als sie deutlich macht, dass sie das Angebot zwar nicht benötige, es aber für wichtig erachte. Die von ihr getätigte Gegengabe liegt hier also zum einen in der Information, die die Sozialarbeiterin über den Gesundheitszustand der Sexarbeiterin erhält, als auch in der Gewährung von Aufmerksamkeit (vgl. Hillebrandt 2009, S. 166), die die Sexarbeiterin ihr entgegenbringt. Inwiefern die Frage nach der Impfung jedoch auch zu einer fragilen und unsicheren Situation führen kann, wird im weiteren Verlauf deutlich:

Die neben mir sitzende Frau verdreht schmunzelnd ihre Augen und meint im flüsternden Ton mir zugewandt, dass man die Impfung aber immer wieder erneuern müsste. Ihr Wissen gibt sie jedoch nicht in die Runde und ich wundere mich, dass Klara es den Frauen auch nicht mitteilt. Derweil nickt Klara der Anderen zustimmend zu und schaut die anderen Frauen fragend an. „Was ist mit HIV-Test?“ – keine Reaktion, sondern lediglich Blicke auf den Tisch oder in die Leere. Es wirkt ein wenig so, als wenn keine von ihnen einen Gutschein bräuchte, und Klara macht auch keine Anstalten, ihnen welche auszustellen. Plötzlich taucht aus dem hinteren Raum eine weitere Frau auf. Sie kommt zu uns und setzt sich in die Nähe von Klara. (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 77–85)

Auf die von der einen Sexarbeiterin mitgeteilte Information, dass sie schon gegen die übertragbare Infektionskrankheit Hepatitis B geimpft sei, wendet sich

eine andere Sexarbeiterin in „flüsterndem Ton“ an die Ethnographin, worin sich etwas Komplizenhaftes und zugleich Spöttisches („verdreh schmunzelnd ihre Augen“) materialisiert. Indem die Sexarbeiterin gegenüber der Ethnographin darauf hinweist, dass die Impfung zu erneuern sei, spricht sie ihrer Kollegin ab, Sorge für ihren gefährdeten und gefährdenden Körper zu tragen. Gleichzeitig ist diese Information nur „flüsternd“ sagbar und in der spezifischen Situation an alle gerichtet unsagbar, da damit ein potentieller Gesichtsverlust für die Kollegin einhergehen könnte. Denn würden die Frauen den Test nicht erneuern und damit die Sorge für ihren sexuell arbeitenden Körper vernachlässigen, würden sie sich in der Situation gleichzeitig als gefährdet und die anderen sexuell arbeitenden Körper gefährdend positionieren. Dahingegen hinterfragt die Sozialarbeiterin die ihr übermittelte Information der Frau nicht, sondern blickt die anderen Frauen an und führt dann – ohne abzuwarten – die nächste Frage nach dem HIV-Test in die Situation ein. Die Frage nach dem HIV-Test, die möglicherweise nur auf die Eruierung eines Gutscheinbedarfs abzielt, ist für die Sexarbeiterinnen in diesem kollektiven Zusammenhang der Begegnungsgelegenheiten nicht nur nicht beantwortbar, sondern ruft Verlegenheit hervor, in die soziale Formen der Beschämung eingelassen sind (Neckel 1991, S. 107). Angesichts des heiklen und tabuisierten Themas, das durch die Frage nach dem HIV-Test hervorgebracht wird, deuten die Blicke der Sexarbeiterinnen auf Verlegenheit und damit einhergehende Formen der Beschämung hin: Sie schauen entweder ins Leere oder lenken ihre Blicke auf den Tisch; sie blicken weder die Sozialarbeiterin noch eine ihrer Kolleginnen an – sondern wenden die Blicke potentiell beschämt ab. Es ist ein betretenes Schweigen, das die Situation nunmehr kennzeichnet: Denn würde eine der Sexarbeiterinnen die Frage nach dem Test bejahen – also die Notwendigkeit einer (erneuten) Untersuchung anerkennen und die Gabe annehmen – könnte dies für ihre Kolleginnen ein Hinweis darauf sein, dass sie entweder sexuelle Dienstleistungen ohne Verhütungsschutz anbietet oder noch nie einen Test resp. seit geraumer Zeit keinen erneuten Kontrolltest gemacht hat. Indem die Sexarbeiterinnen schweigen und auf die Frage der Sozialarbeiterin nicht reagieren, positionieren sie sich der offerierten Gabe gegenüber ablehnend, oder aber sie vermögen ihr Interesse in diesem Rahmen nicht kundzutun.

Die Verteilung der „Geschenksäckli“ und die Erwähnung der Gutscheine, deren Verteilung in dieser Situation insofern scheitert, als die Sexarbeiterinnen sie nicht annehmen, können als routinierte Praktiken der Sozialarbeiterin gedeutet werden. Die Art und Weise, wie die Sozialarbeiterin die auf die medizinischen Kontrolluntersuchungen des sexuell arbeitenden Körpers bezogenen Themen einbringt, legen die Deutung nahe, dass es sich hier um verinnerlichte Arbeitsroutinen handelt. Ein handlungspraktisches und situationsbezogenes Wissen wird eingesetzt, um die Sexarbeiterinnen für das Angebot der Beratungsstelle zu gewinnen. In der Sequenz wird deutlich, dass es hierbei weniger darum

geht, den Sexarbeiterinnen weiterführende Hinweise im Sinne einer sexuellen Bildung (vgl. Probst 2015, S. 119 ff.) zu vermitteln, als vielmehr darum, das Unterstützungsangebot der Beratungsstelle bekannt zu machen und die Adressatinnen zu seiner Nutzung zu motivieren. Dort, wo weiterführende Erklärungen benötigt würden – wie bspw. hinsichtlich der regelmäßigen Erneuerung einer Hepatitis-B-Impfung –, bleibt die Sozialarbeiterin stumm. Den situativen Ambivalenzen Rechnung tragend kann jedoch davon ausgegangen werden, dass die Möglichkeiten der Ansprache von Themen, die sich auf sexuell übertragbare Krankheiten beziehen, in der Gruppenkonstellation begrenzt sind. Diese Thematik erfordert höchstwahrscheinlich ein Einzelgespräch, um den potentiell gefährdeten Körper der Sexarbeiterin nicht als einen gefährdenden Körper gegenüber ihren Kolleginnen zu positionieren. Die damit einhergehende potentielle Beschämung könnte entsprechend nicht nur darin liegen, andere Personen mit dem eigenen Körper zu gefährden und die Sorge darum zu vernachlässigen, sondern es könnte ebenso beschämend sein, den eigenen Körper der Gefahr sexuell übertragbarer Krankheiten auszusetzen und sich nicht verantwortungsbewusst darum zu kümmern.

Um den sozialarbeiterischen Auftrag zu erfüllen, greift die Sozialarbeiterin gewissermaßen in ihre Trickkiste: Indem sie einen Gutschein für medizinische Kontrolluntersuchungen gegen STI anbietet, inszeniert und positioniert sie sich als Sozialarbeiterin mit wohlmeinenden – fast gönnerhaft anmutenden – Absichten und konstruiert gleichzeitig die Sexarbeiterinnen als bedürftige Körper. Diese Taktik und die Adressierung der Bedürftigkeit bewirkt jedoch eine Ablehnung seitens der Frauen. Immerhin ermöglicht das Artefakt „Gutschein“ es der Sozialarbeiterin trotz eingeschränkter Handlungsmöglichkeiten, die Thematik sexuell übertragbarer Krankheiten überhaupt anzusprechen. Die Art und Weise, wie die Frauen körpersprachlich auf die Thematisierung von STI reagieren, lässt jedoch vermuten, dass das Thema einer Tabuisierung in diesem Kontext unterliegt, so dass ein offenes Gespräch mit einem Gesichtsverlust für die sexuell arbeitenden Frauen gegenüber ihren Kolleginnen einhergehen könnte. Die Fragen der Sozialarbeiterin sind insofern nicht beantwortbar. Mit der offerierten Gabe des Gutscheins wird entsprechend ein Grenzgang für alle in der Situation Beteiligten hergestellt, der sich in der Art und Weise der Thematisierung bzw. der De-Thematisierung sexuell übertragbarer Krankheiten ausdrückt. Die Lesart des Gutscheins als Gabe gibt einen Hinweis darauf, dass es in der Situation, mit Lévi-Strauss gesprochen, um „mehr“ (1981, S. 116, zit. n. Hillebrandt 2009, S. 10) geht als nur um die ausgetauschten Dinge, etwa Gutschein gegen Informationen. Die anwesenden Personen, die einander zunächst fremd sind, kommen durch die Verteilung der „Geschenksäckli“ und das Offerieren des Gutscheins miteinander ins Gespräch und treten damit zumindest für die Zeit ihrer Anwesenheit und des Zusammenseins in eine soziale Beziehung zueinander. Dieses Miteinander-in-Beziehung-Treten erfolgt hier unter

Bedingungen der Etablierung des Settings Kurzberatung. Das Prinzip der Gabe und Gegengabe trägt in der gegebenen Situation dazu bei, die Arbeitsabläufe des Settings Kurzberatung aufrechtzuerhalten, für die es der Mitarbeit der Sexarbeiterinnen bedarf.

Während über die Gabe des Gutscheins für medizinische Kontrolluntersuchungen der Körper der Sexarbeiterinnen als gefährdender und zugleich gefährdeter Körper adressiert wird und damit Teil der medizinisch fokussierten Gesundheitskontrolle ist, die den Körper als Objekt der fürsorgenden Überwachung (Foucault 1994) konstruiert, wird im Folgenden der Blick auf einen anders gelagerten Geschenkgegenstand gelenkt, der nicht als Teil einer Gesundheitskontrolle betrachtet und nicht im Kontext der sexuellen Gesundheitsprävention situiert werden kann: Als Spende einer Apotheke verschenkt die Sozialarbeiterin Schminke an die Sexarbeiterinnen.

8.4.2 Das Schenken von Schminke

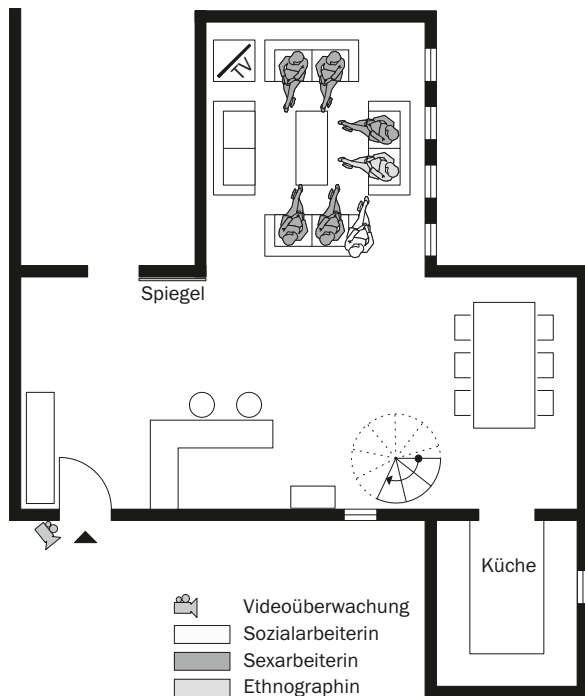
In der folgenden Situation erfolgt nach der Begrüßung der anwesenden Sexarbeiterinnen in einem Salon (vgl. Kap. 7.1.1) eine Praktik der Übergangsgestaltung, die sich als langsame Annäherung der Sozialarbeiterin an die vorgefundene Situation deuten lässt. Um die Praxis des Schenkens resp. des Tauschens angemessen rekonstruieren zu können, wird im Folgenden einerseits der Frage nachgegangen, *was* gegeben wird und was als Erwidierung des Gegebenen zurückgegeben wird. Andererseits wird gefragt, *wer* hier in der Situation *wem* etwas gibt.

Während die Sexarbeiterinnen sich in einer Unterhaltung befinden, an der sich die Sozialarbeiterin und die Ethnographin aufgrund der gesprochenen (Fremd-)Sprachen nicht beteiligen, lässt sich die sodann von der Sozialarbeiterin vollzogene Handlung als Aufmerksamkeitspraktik deuten, mit der sie in situ versucht, das Interesse der Sexarbeiterinnen für sich zu gewinnen.

Für einen Moment herrscht Stille und dann steht Miranda [Sexarbeiterin] auf, sie bietet uns etwas zu trinken an. Wir wählen eine Cola. Sie geht um die Sofas herum in die Küche und kommt mit zwei gefüllten Cola-Gläsern zurück. Währenddessen unterhalten sich die Frauen in einer mir unbekanntem Sprache. Dann nimmt Olivia [Sozialarbeiterin] einen orangenen Seidensack aus ihrer Tasche und schüttet diesen auf der Couch neben sich aus. Er ist voll mit Schminksachen: Lippenstift, Puder, Lidschatten. Die Frauen [Sexarbeiterinnen] unterbrechen ihre Unterhaltung und die dunkelhaarige Frau rückt ein wenig zur Seite, damit die Utensilien Platz haben. „Wenn die Frauen möchten, kann sich jede was aussuchen“, sagt Olivia zu Miranda und macht eine kreisende Handbewegung über die Artefakte. „Möchtest du auch was?“, blickt sie die dunkelhaarige Frau fragend an, „ist auch gratis, kannst du dir

was aussuchen.“ Die auf mich jung wirkende Frau scheint erfreut und sagt „Ah, cool.“ Sie blickt Miranda an und zeigt auf die Schminke, während Olivia erklärt, dass sie die Dinge von einer Apotheke erhalten haben, die ihr Sortiment erneuert habe. „Normalerweise sind die Produkte sehr teuer“, hebt sie betonend hervor, als ob sie die Großzügigkeit der Gabe nochmals unterstreichen möchte, denke ich mir. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_II/I, Z. 259–272)

Abb. 21: Die Verteilung von Schminke in einer Terminwohnung



Die Verteilung der Schminke, die sich auf dem Sofa vollzieht, auf dem auch die dunkelhaarige Sexarbeiterin sitzt (vgl. Abb. 21), führt dazu, dass die Sexarbeiterinnen ihr Gespräch unterbrechen und mit ihrer Aufmerksamkeit bei der Sozialarbeiterin sind. Mit der Formulierung „wenn die Frauen möchten, kann sich jede was aussuchen“ rahmt die Sozialarbeiterin zum einen die Situation und erzeugt zum anderen die Praktik des Schenkens. Dabei wird eine deutliche situative Hierarchie zwischen den Akteurinnen sichtbar. Denn die Sozialarbeiterin wendet sich mit der rahmenden Formulierung zunächst an die Sexarbeiterin Miranda (die als Hauptansprechperson fungiert), bevor sie die neben ihr sitzende Sexarbeiterin persönlich anspricht. Während die Formulierung „jede kann sich was aussuchen“ noch offen lässt, ob der Prozess des Tauschens sich hier im

Horizont des „Austausch[es] von Waren im Tauschmedium des Geldes“ (Hillebrandt 2009, S. 90) vollzieht – also die Sexarbeiterinnen die ausgewählte Schminke bezahlen müssen –, erzeugt die Formulierung „ist auch gratis“ die Schminke performativ als Geschenk. Als Gegengabe gewähren einzelne Sexarbeiterinnen der Sozialarbeiterin ihre Aufmerksamkeit. Mit dieser Inszenierung der Übergabe durch die Sozialarbeiterin, die dem Geschenk symbolisch Ausdruck verschafft, überreicht die Sozialarbeiterin zunächst nicht einfach nur Gebrauchsgegenstände, die die Sexarbeiterinnen für ihre alltägliche Arbeit benötigen. Denn die Schminke symbolisiert – anders als der Gutschein für medizinische Kontrolluntersuchungen – ein körperbezogenes Geschenk, das sich konkret auf die zu leistende Körperarbeit der Sexarbeiterinnen *für die sexuelle Dienstleistung* bezieht und sie darin unterstützt. Die Arbeit als Sexarbeiterin, so ließe sich argumentieren, erfordere geschminkte Arbeiterinnen, und dies sei ein Teil der Inszenierungsleistung der Sexarbeiterinnen (vgl. Löw/Ruhne 2011). Somit werden die Sexarbeiterinnen in dieser Situation weniger auf der Ebene der körperbezogenen Gesundheitskontrolle und sexuellen Gesundheitsprävention adressiert als vielmehr auf der Ebene des körperbezogenen Schönheitshandelns, auf der sie von der Sozialarbeiterin durch das Geschenk Unterstützung erhalten. Die Praktik des Schminkens bezieht sich auf die Darstellung von Weiblichkeit, die nicht nur „doing gender, sondern auch doing heterosexuality“ ist, wie es Nina Degele (2004, S. 125) im Anschluss an Dellinger und Williams formuliert; über diese Darstellung von Weiblichkeit wird im spezifischen Kontext des Sexdienstleistungsgewerbes das äußere körperliche Erscheinungsbild der Sexarbeiterinnen implizit verhandelt.

Interessant ist nun in der Situation, dass die Schminke nicht ein Geschenk der Beratungsstelle selbst, sondern *eine Spende* ist, die durch eine Apotheke erfolgte. Diese Spende macht die sich hier vollziehende Praxis des Schenkens zu einem Grenzfall (vgl. Schmied 1996, S. 47) und deutet darauf hin, dass die Sozialarbeiterinnen in der Regel keine Schminke als Geschenk verteilen. Zu einem Grenzfall wird das Schenken aber dadurch, dass es die Apotheke ist, die in der Rolle der großzügigen Spenderin in Erscheinung tritt, die Sozialarbeiterin mithin die Übergabe stellvertretend vollzieht und die Sexarbeiterinnen als Adressatinnen der Spende in der Sozialdimension – wie bereits im Falle des Gutscheins – implizit als „bedürftig konstruiert“ (Hillebrandt 2009, S. 177) werden. Die Konstruktion der wohlthätigen Großzügigkeit der Spende bei gleichzeitiger Konstruktion der Bedürftigkeit der Sexarbeiterinnen wird durch die Formulierung „Normalerweise sind die Produkte sehr teuer“ verstärkt. Implizit kommen damit spezifische Positionierungs- und Adressierungsweisen ins Spiel: Die Sexarbeiterinnen werden als Personen adressiert und positioniert, die sich den Kauf dieser Produkte nicht leisten können, weil ihnen die finanziellen Ressourcen fehlen. Die Konstruktion der Bedürftigkeit, die der Spende innewohnt, macht nicht nur eine Schwierigkeit der Praxis des Schenkens aus, sondern führt in

dieser Situation – durch das Hinzukommen einer weiteren Sexarbeiterin – auch zu Formen des Widerstandes, die auf die Fragilität der Arbeitsbeziehung hinweisen:

Dann kommt die Frau, die zuvor im Handtuch bekleidet war und auf der Couch Olivia gegenüber saß, wieder. Die schwarzhäufige Frau scheint ihr zu sagen, dass sie sich hier was aussuchen könne. Sie blickt kurz auf das Schmink-Sammelsurium und schüttelt mit dem Kopf: „Ich habe selbst Geld, kann ich mir kaufen“, sagt sie und gibt deutlich zu verstehen, dass sie darauf nicht angewiesen ist. Während sie auf der Couch Platz nimmt, schiebt sie noch hinterher, dass es andere vielleicht brauchen würden. Olivia nickt und meint freundlich zu ihr, dass es kein Problem sei, sie müsse es nicht nehmen. Miranda und die schwarzhäufige Frau hingegen nehmen sich jeweils etwas, nachdem sie die verschiedenen Make-up-Flaschen und Lippenstifttöne ausprobiert habe. Allerdings scheint es die schwarzhäufige Frau zu irritieren, dass ihre Kollegin nichts nimmt, und sie fragt in einer mir unbekanntem Sprache anscheinend nochmals nach, ob es gratis sei. Daraufhin meint Olivia nachdrücklich und mit erhobener Stimme, dass es gratis sei und sie ruhig mehrere Dinge nehmen könne. Die Frau, ihr gegenüber, betont ruhig, dass sie selbst Geld habe, um es sich zu kaufen. „Ahh“, meint Olivia, und sagt etwas auf Ungarisch. Alle beginnen zu lachen. Dann nimmt die schwarzhäufige Frau das Puder und bedankt sich, während Olivia mit einem „Bitte schön“ antwortet [...]. Währenddessen kommt der Kunde, der oben bedient wurde, die Treppe hinunter, geht an uns vorbei zur Haustür, begleitet von der Frau, die noch in der Runde fehlt. Er verabschiedet sich von der Frau und ruft ein „Tschüß“ in den Raum, was die anderen Frauen erwidern. Olivia hebt kurz ihren Kopf und schaut zur Tür, um ihn dann aber wieder zu senken und in ihre Tasche zu greifen: „Kennt ihr das Femidom?“, fragt sie in die Runde. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_II/I, Z. 289–320)

Die neu hinzugekommene Sexarbeiterin weist im Gegensatz zu ihren Kolleginnen das Geschenk explizit zurück und konstruiert das Geschenk nicht nur als eine Spende, sondern als ein *Almosen*, auf das sie nicht angewiesen sei. Ihre Formulierung „Ich habe selbst Geld, kann ich mir kaufen“ macht dabei deutlich, dass mit der hier erfolgten Gabe für sie eine Adressierung der Bedürftigkeit einhergeht, die – im Sinne des Almosens – negativ konnotiert ist und implizit auf die mit dem Geben und Annehmen von Gaben einhergehenden Machtbeziehungen verweist. Denn Spenden wie auch Almosen werden in der Regel von „oben nach unten“ (Schmied 1996, S. 43) gegeben. Gleichzeitig legitimiert die Sexarbeiterin durch das Hinterherschieben der Bemerkung, „dass es andere vielleicht brauchen würden“, die Annahme der Geschenke durch ihre Kolleginnen, die sie damit – im Unterschied zu ihr – durchaus als bedürftig positioniert. Die vehement ablehnende Reaktion der Sexarbeiterin führt bei der anderen Sexarbeiterin zu einer Verunsicherung über die Art der erwarteten Gegengabe.

Diese versichert sich sodann bei der Sozialarbeiterin, ob es sich *tatsächlich* um ein Geschenk handele, bei dem keine materielle Gegengabe – im Sinne einer monetären Bezahlung – erwartet werde, woraufhin die Sozialarbeiterin nochmals betont, dass es gratis sei. Im weiteren Verlauf der Situation wird deutlich, inwiefern dem Schenken ein Übergangsmoment innewohnt. Nachdem die Geschenke von der Sozialarbeiterin verteilt und von den Sexarbeiterinnen angenommen oder auch abgelehnt wurden, gewähren die Sexarbeiterinnen der Sozialarbeiterin ihre Aufmerksamkeit und die Situation kann in die Phase der sexuellen Gesundheitsprävention („Kennt ihr das Femidom?“) überführt werden.

Das Geben und das Annehmen wie auch das Ablehnen von Geschenken und Spenden kann mitunter „symbolische Macht- und/oder Solidaritätsbeziehungen“ (Hillebrandt 2009, S. 150) erzeugen. In der angeführten Szene kann das Schenken der Sozialarbeiterin einerseits als eine freundliche und aufmerksame Geste und andererseits als eine Form der symbolischen Machtausübung gedeutet werden. Die Praxis des Schenkens beruht hier auf asymmetrischen Akteurskonstellationen und wirkt daher als „soziale Ungleichheit strukturierende Praxisform“ (Hillebrandt 2009, S. 204). In der Praxis des Schenkens, der Gabe und des Tauschens lassen sich in Bezug auf die beiden Sequenzen zwei Dimensionen der Adressierung des sexuell arbeitenden Körpers rekonstruieren. Einerseits wird über die Praktik der Gabe der sexuell arbeitende Körper als unterstützungs- und hilfsbedürftiger Körper und andererseits als kranker – gefährdeter wie gefährdender – Körper adressiert. Während der kranke Körper Teil der medizinisch fokussierten Gesundheitskontrolle im Kontext der sexuellen Gesundheitsprävention (vgl. Kap. 9; auch: Vorheyer 2018) ist und im Zusammenhang mit der Verteilung von Gutscheinen für medizinische Kontrollen adressiert wird, erfolgt die Adressierung des unterstützungsbedürftigen Körpers auch jenseits der sexuellen Gesundheitsprävention. Diese Form von symbolischer Machtbeziehung, die dem Schenken zugrunde liegt und sich in ambivalenten Positionierungsakten ausdrückt, wird zumindest von der das Geschenk ablehnenden und zurückweisenden Sexarbeiterin erkannt, wenn sie das Geschenk als Almosen entlarvt. Dies verweist darauf, dass das Schenken eine „spannungsreiche [...] Reziprozität zwischen Ungleichen in der sozialen [...] Ordnung“ (Davis 2002, S. 67) ausdrückt. Zugleich hat die Praxisform des Tauschens eine situative Bedeutung für die „Anbahnung und Pflege“ (Hillebrandt 2009, S. 159) der (informellen) Arbeitsbeziehung zwischen den Sexarbeiter*innen und den Sozialarbeiter*innen und ist somit als konstitutiv für den Prozess der Etablierung des Settings Kurzberatung zu betrachten.

8.5 Zwischenfazit: Die Konstitution von Arbeitsbeziehungen als ein situatives Grenzgeschehen

Ziel der voranstehenden Analysen war es, zu rekonstruieren, wie sich während der Besuche der Sozialarbeiterinnen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen die Etablierung einer Arbeitsbeziehung als situativer und prozessualer Aushandlungsprozess vollzieht. Damit verbunden war die Frage, wie ein Setting der Kurzberatung etabliert, ausgehandelt, angepasst und verändert und hierbei durch alle beteiligten Akteure performativ hervorgebracht wird.

Die Rekonstruktionen zeigen deutlich, dass für die aufsuchende Soziale Arbeit im Kontext Prostitution konstitutiv ist, dass mit dem Überschreiten der Türschwellen (Kap. 7) nicht gleichzeitig schon eine Arbeitsbeziehung zwischen den Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen etabliert werden kann. Im Unterschied zum klassischen Arbeitsbündnis einer Therapie oder sozialpädagogischen Beratung (vgl. Oevermann 1996; kritisch hierzu: Köngeter 2009; Müller 2015) zeigt sich die Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen als ein Ort, an dem die Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen zuallererst in Kontakt miteinander treten müssen, um dann in Beziehung kommen zu können (vgl. Kap. 8.2). Dabei geht es nicht um ein dauerhaftes Arbeitsbündnis, sondern überhaupt erst um die *konkrete, situativ und temporär begrenzte Aushandlung* dessen, was als Arbeitsbeziehung bezeichnet werden kann. Die Arbeitsbeziehung beschränkt sich zunächst auf die situative Aushandlung des zu etablierenden Settings, etwa der Kurzberatung oder eines Informationsgesprächs. Der Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung zwischen den Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen ist ungesichert und fragil und verlangt von allen beteiligten Akteur*innen situative Anpassungen der jeweiligen Praktiken. Die beobachteten Situationen lassen sich insofern als ein *situatives Grenzgeschehen* charakterisieren, als es sich um einen Prozess handelt, in dem die Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen temporär in ein *Setting sozialpädagogischer Beziehungsarbeit* transformiert wird. Die Etablierung des Settings, welche sich als Akt der Ko-Produktion zwischen Fachkräften und Adressat*innen vollzieht (vgl. Müller 2015), hat einen zeitlichen Anfangs- und Endpunkt und kennzeichnet sich insbesondere durch Gesprächssituationen, die, bedingt durch die jeweiligen räumlichen Ordnungen des Sexgewerbes, weniger Merkmale klassischer sozialpädagogischer Beratungssituationen aufweisen als vielmehr an eine informelle Unterhaltung erinnern.

Zunächst wird hierbei die professionelle Herausforderung sichtbar, jene räumlich-materiellen Gelegenheitsstrukturen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen herzustellen, die Möglichkeitsbedingung dafür sind, mit den Sexarbeiter*innen in Kontakt zu treten und eine Arbeitsbeziehung herzustellen. Damit die Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen zu einem Arbeitsort der Sozialarbeiter*in wird, müssen nicht nur die Sexarbeiter*innen *als Adressat*innen*

des Beratungsangebotes direkt angesprochen und als solche positioniert werden. Die Sexarbeiter*innen müssen sich auch selbst *als Nutzer*innen* des Angebotes positionieren und als solche – im Sinne der Interessensbekundung – in den Situationen agieren. Hierbei lässt sich der Etablierungsprozess als ein *körperliches Vollzugsgeschehen* rekonstruieren, das sowohl auf verbale als auch auf nonverbale Kommunikationsformen angewiesen ist (vgl. Schäfter 2010, S. 117 ff.). Die Arbeitsbeziehung entsteht aus der zwischenleiblichen Kommunikation der Akteur*innen, die nicht zwangsläufig in einer übereinstimmenden, intersubjektiven Situationsdefinition münden muss. Für die Situationsdynamik spielen hierbei erstens *Blickverhältnisse* eine Rolle. Insoweit sich die Situationen durch eine gegenseitige Beobachtbarkeit charakterisieren lassen, ist das Verhältnis von Sehen und Gesehenwerden sowie der Blickkontakt relevant für die Kontaktaufnahme. Die Blickverhältnisse deuten jedoch nicht immer nur eine Gesprächsbereitschaft an, sondern vermitteln auch als nach unten gerichtete oder abgewendete Blicke körperlich eine mögliche Zurückweisung der Ansprache durch Andere sowie potentielle Formen der Beschämung. Zweitens konnte rekonstruiert werden, wie sich über die *Körperhaltung*, *Körperbewegung* wie auch die *Körperorientierung* der Sozialarbeiter*innen und der Sexarbeiter*innen der Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung zwischen professioneller Annäherung und Distanznahme bewegt. Sich gegenseitig anschauen, nach unten gerichtete Blicke, vorgebeugte Körperhaltung, zugewandte oder abgewandte Körper sowie der Aufbau einer körperlich-räumlichen Nähe sind körperlich vermittelte Kommunikationsformen, über die sich der Aushandlungsprozess einer Arbeitsbeziehung der aufsuchenden Sozialen Arbeit vollzieht (vgl. Kap. 8.2). Zugleich machen die empirischen Rekonstruktionen auch deutlich, dass es sich gerade nicht nur um ein nonverbal vermitteltes Geschehen handelt, sondern dass die sich vollziehenden Aushandlungsprozesse und Praktiken *sprachlich vermittelt* sind. Die praktizierte Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz (vgl. Kap. 8.2), die als Aushandlungsprozess über die jeweils gesprochene bzw. gemeinsam zu sprechende Sprache die Etablierung einer Arbeitsbeziehung begleitet, ist hierbei durch die Körpersprache zu erweitern. Denn im Rahmen einer Fokussierung auf den Aushandlungsprozess der sozialen Ordnung kommt weder die Körperlichkeit ohne die Sprache noch die Sprache ohne die Körperlichkeit aus.

Die Etablierung des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit und die sich darin potentiell vollziehenden Beratungssituationen, die auch die Gestalt eines informellen Gespräches annehmen können, sind flüchtige und episodische Ereignisse. Die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und die Aushandlung der Arbeitsform vollzieht sich in Form von „preparation work“ (Dausendschön-Gay/Krafft 2009, S. 265), wodurch Bedingungen der Adressierung und Beratung durch die Sozialarbeiter*innen erzeugt werden. Auf die spezifischen Adressierungsweisen der Sozialarbeiter*innen – in Form der Übergabe der „Geschenksäckli“ oder der Frage nach der jeweils gesprochenen Sprache (vgl. Kap. 8.3; 8.4) –

erfolgt eine Aktion der Sexarbeiter*innen, die wiederum eine Reaktion der Sozialarbeiter*innen evoziert (vgl. hierfür auch Herrle 2013, S. 59): Changiert und ausbalanciert wird hier zwischen Anbietenden und Nutzenden, zwischen Fachkraft und Adressat*innen, zwischen Annahme und Zurückweisung des zur Unterstützung gedachten Angebots. Die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und das Ziel der Sozialarbeiter*innen, das Setting der Kurzberatung zu etablieren, zeigt sich somit als *ein Prozess der Ko-Produktion* (vgl. Kap. 8.2).

Als konstitutiv für die performative Herstellung einer Arbeitsbeziehung erweisen sich für die körperlich vermittelten Praktiken der Annäherung der Sozialarbeiter*innen an die Sexarbeiter*innen vor allem die in dem Feld verwendeten spezifischen Artefakte wie die „Geschenksäckli“, Gutscheine für medizinische Kontrolluntersuchungen, die zu verschenkende Schminke, aber auch die Informationsbroschüre; die Akte der Übergabe solcher Artefakte können als wiederkehrende und routinierte Praktiken der Sozialarbeiterinnen in der Etablierungsphase betrachtet werden (vgl. Kap. 8.4). Allerdings ersetzen die Artefakte nicht nur die körperleiblichen und damit auch sprachlichen Aushandlungsprozesse über die Relevanz des Angebotes der Beratungsstelle und damit über das Anliegen der Sozialarbeiter*innen. Als machtvoll fokussierende- und Aufmerksamkeitstechniken sind sie ein Teil der sozialarbeiterischen Tätigkeit und stellen situativ eine Wissensordnung über den gesundheitsgefährdeten wie zugleich gefährdenden sexuell arbeitenden Körper her (vgl. Kap. 9).

Hierarchisch strukturierte Machtverhältnisse zeigen sich hierbei nicht nur offensichtlich auf der Ebene der organisierten Tätigkeit, sondern auch subtil. Sie drücken sich einerseits in der subtil erscheinenden Beiläufigkeit aus, mit der die Sexarbeiter*innen als Adressat*innen von den Sozialarbeiter*innen positioniert werden. Andererseits drücken sie sich in dem uneingeschränkten und nur selten hinterfragten, kaum begründungspflichtigen Recht der Sozialarbeiter*innen aus, in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen beratend zu agieren (vgl. Kap. 8.1). Dabei kann die Transformation der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen in einen Arbeitsort der Sozialarbeiter*innen mit potentiell integritätsverletzenden Praktiken einhergehen (vgl. Kap. 8.4.1). Die körperleiblichen Signale der Sexarbeiter*innen, die den Etablierungsprozess der Arbeitsbeziehung begleiten, etwa das Lachen oder die nach unten gerichteten Blicke wie auch die expliziten verbalen Zurückweisungen, können als körperlich mitgeteilte Re-Aktionen gedeutet werden, die darauf verweisen, dass der Aushandlungsprozess über die Art und Weise der Arbeitsbeziehung, die Arbeitsform und die Arbeitsinhalte fragil und unsicher ist (vgl. Kap. 8.2). Die Fragilität zeigt sich zum einen darin, dass immer wieder neue Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse vollzogen werden müssen. Zum anderen wird damit deutlich, dass Irritationen und Störungen konstitutiver Bestandteil der sozialen Besuchssituationen sind und die Akteur*innen über ein praktisches Wissen verfügen, das es ihnen ermöglicht, in den Situationen miteinander tätig zu werden.

Das Ziel und die Funktion der Besuche der Fachkräfte in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen ließe sich mit Stephan Wolff (1983, S. 139–144) als „ausgelagerte Produktionsstätte“ beschreiben.⁹⁸ Mit diesem Begriff wird einerseits darauf Bezug genommen, dass der Zugang der Fachkräfte zu den Räumen der Adressat*innen konstitutiv für die weitere Hilfeerbringung sei. Andererseits rekuriert der Begriff auf die Verfügungsmacht der Fachkräfte *über* den Raum der Adressat*innen und betont, dass durch den Hausbesuch „das Büro bzw. die Produktionsstätte von ‚Fürsorglichkeit‘ in die Privaträume der Klienten verlagert wird, und diese dadurch eine ganz neue Qualität und Nutzbarkeit erhalten“ (ebd., S. 106; vgl. hierfür auch: Meuth 2017, S. 6; Müller 2017, S. 298). Hausbesuche werden von Wolff (1983) als eine *optionale methodische Strategie* zu dem sonst in der Institution stattfindenden Beratungs- und Unterstützungsangebot betrachtet (vgl. auch Gerull 2014). Was mit den Hausbesuchen durch Sozialarbeiter*innen erreicht werden solle, ließe sich Wolff (1983) und Gerull (2014) zufolge auch auf einem anderen Weg, etwa durch eine offene Sprechstunde der Beratungsstelle erreichen. Eine so ausgerichtete Perspektive auf die Besuche der Fachkräfte in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen ist jedoch nur partiell überzeugend, wenn davon ausgegangen werden muss, dass es sich um eine schwer erreichbare Ziel- und Adressat*innengruppe für das wohlfahrtsstaatliche Beratungsangebot handelt; die Beratungs- und Präventionsarbeit muss dann auch vor Ort stattfinden können (vgl. auch Müller 2017). Vor diesem Hintergrund aufsuchende Soziale Arbeit gerade *nicht* als optionale methodische Strategie zu betrachten, trägt hierbei nicht nur den Deutungsweisen der Sozialarbeiter*innen Rechnung, sondern auch dem Umstand, dass die Besuche vor Ort zentraler Teil des programmatisch ausgerichteten Arbeitsauftrages der Sozialarbeiter*innen ist. Daher wäre mit dem Begriff der „ausgelagerten Produktionsstätte“ die Beziehung von Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen und temporärem Arbeitsort der Sozialarbeiter*innen unzureichend gefasst. An dieser Stelle wird dem von Müller vorgeschlagenen Verständnis gefolgt, das Setting der Arbeitsumgebung als eine an die Organisation der Institution und der jeweiligen Sozialarbeiter*innen „gekoppelte Produktionsstätte“ (Müller 2017, S. 298; Herv. i. O.) zu verstehen. Die Kopplung der Arbeitsumgebung an die Organisation der Institution vollzieht sich zum einen durch „wiederkehrende Praktiken“ (ebd.), nämlich die Besuche in der Arbeitsumgebung (vgl. Kap. 7), zum anderen durch die situative Etablierung des Settings Kurzberatung *in* der Arbeitsumgebung. Für die Etablierung des Settings spielt, so Müller, „die Bildung einer Wissensordnung“ wie auch „das Hereintragen von Artefakten“ eine relevante Rolle

98 Der Begriff der „ausgelagerten Produktionsstätten“ bezeichnet bei Stephan Wolff die Wohnungsumgebung der Adressat*innen, die während der Hausbesuche des Allgemeinen Sozialen Dienstes aufgesucht werden.

(Müller 2017, S. 298): Durch sie wird den Sexarbeiter*innen ein bestimmter Hilfe- und Unterstützungsbedarf attestiert und werden diese somit als Adressat*innen konstruiert (vgl. Kap. 8.4). Das Setting als gekoppelte Produktionsstätte weist mithin sowohl situative als auch situierte Elemente auf (Clarke 2012, S. 74). Diese Elemente strukturieren auf unterschiedliche Art und Weise die jeweiligen Praktiken und Interaktionen der Akteur*innen *als* Fachkräfte und *als* Adressat*innen und sind in den Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit *sozial situiert*. In Bezug auf die Etablierung einer Arbeitsbeziehung werden Artefakte wie die „Geschenksäckli“ oder die Informationsbroschüre, aber auch die Schminke *in* den Situationen wirksam und begleiten den Etablierungs- und Aushandlungsprozess einer Arbeitsbeziehung auf machtvoller Art und Weise.

Kapitel 9

Mit Körpern am fürsorgenden Schutz des Körpers arbeiten: Praktiken des Zeigens während der sexuellen Gesundheitsprävention

Die Verteilung und Präsentation von sexuellen Verhütungsmitteln wie Kondomen, Dental Dam oder Femidom sind zentraler Bestandteil einer auf die sexuelle Gesundheit bezogenen Präventionsarbeit der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution. Diese richtet sich in erster Linie an die in der Sexarbeit Tätigen und weniger an die Kund*innen. Neben der Thematisierung sexueller Gesundheitsprävention geht es dabei auch um die Frage, wie im Kontext des Sexdienstleistungsgewerbes die jeweiligen sexuellen Verhütungsmittel verwendet werden können, ohne die Inszenierungsleistung einer lustvoll erlebten Sexualität zu unterlaufen (vgl. Löw/Ruhne 2011; Probst 2015). Neben der funktionalen Bedeutung von Verhütungsmitteln wie dem Schutz vor ungewollter Schwangerschaft und vor sexuell übertragbaren Krankheiten ist in der vorliegenden Studie die Frage nach deren symbolischer Bedeutung relevant (vgl. Sardadvar 2010).

Während im vorherigen Kapitel die Frage nach der Etablierung der Arbeitsbeziehung sowie der Herstellung der Arbeitsform der Kurzberatung mit ihren spezifischen Strukturmerkmalen und Möglichkeitsbedingungen im Zentrum stand, wird der Blick nun auf das Setting der Kurzberatung und die sich darin vollziehenden spezifischen Praktiken gerichtet.⁹⁹ Konstitutiver Teil des Settings Kurzberatung sind Gesprächssituationen, die im Kern auf die sexuelle Gesundheitsprävention zielen und zugleich als professionelle Beziehungsarbeit fungieren. Die Gespräche der Gesundheitsprävention werden in der Regel durch den Einsatz spezifischer Artefakte wie des Femidoms und des Dental Dams strukturiert, die zugleich eine der Bedingungen der Situation darstellen (vgl. Clarke 2012, S. 112). Konkret geht es um Praktiken des Zeigens von sexuellen Verhütungsmitteln und damit um das Einbringen von ganz spezifischen Artefakten in die Situation. Diese Praktiken geben Aufschluss darüber, wie über die Handhabung von Artefakten spezifische Wissensordnungen hervorgebracht werden,

99 Damit werden in der vorliegenden Studie solche Gesprächspraktiken ausgeklammert, die das Setting der Kurzberatung mit inhaltlichem Bezug auf Themen der Arbeits- oder Aufenthaltsgewilligung hervorbringen.

die auf den gesundheitsgefährdenden und gefährdeten Körper der Sexarbeiter*innen Bezug nehmen (vgl. Kap. 8).¹⁰⁰ Das Kapitel fokussiert entsprechend ein spezifisches Moment, das sich innerhalb des Settings Kurzberatung vollzieht: die situative Praktik des Zeigens von Verhütungsmitteln. Empirisch wird rekonstruiert, wie *mit* Körpern *am* Schutz des Körpers gearbeitet wird. Die Formulierung „am Schutz des Körpers“ bezieht sich auf Fragen institutioneller Körperdisziplinierung, die sowohl kontrollierende als auch fürsorgende Momente umfassen. Mit dem Begriff werden die auf den normativ richtigen Gebrauch des Körpers der Sexarbeiter*innen gerichteten Praktiken sexueller Gesundheitsprävention fokussiert. Aus dieser analytischen Perspektive wird der Körper als Objekt beschrieben, als Produkt bestimmter soziokultureller Praktiken der Wahrnehmung, des Sehens und des Handelns (vgl. u. a. Stadelbacher 2016, S. 14). Diese Perspektive erscheint reduktionistisch, insofern in ihr der Körper ausschließlich als *Objekt* von disziplinierenden, eingreifenden und steuernden Zugriffen denkbar und thematisierbar ist (vgl. Hoffarth 2015, S. 245). Daher bezieht sich die Formulierung „mit Körpern“ erkenntnistheoretisch auf die phänomenologische Grundannahme der körperleiblichen Anwesenheit von Akteur*innen in sozialen Situationen (vgl. Kap. 2.1). Es wird im Folgenden also davon ausgegangen, dass sich Zeigepraktiken als intersubjektives Geschehen vollziehen (vgl. Brinkmann 2016). Durch diese Erweiterung der Perspektive rückt die Körperlichkeit sozialer Praktiken in den Fokus der Betrachtung. Es wird herausgearbeitet, wie die Sozialarbeiter*innen ebenso wie die Sexarbeiter*innen ihren Körper, ihre Gestik und Mimik einsetzen und *was* dadurch *wie* im Zeigen entsteht. Denn Zeigepraktiken erschöpfen sich nicht nur im Zeigen von etwas (vgl. Reh/Rabenstein 2013; Ricken 2009a; 2009b). Vielmehr lassen sich Zeigepraktiken analytisch unterscheiden: in Bezug auf unterschiedliche Zeigeformen wie darstellendes, erklärendes oder appellierendes Zeigen (Prange 2005, S. 134f.) bzw. visuelle Formen der Wissensvermittlung (Schindler 2010); in Bezug auf die inhaltliche Ausrichtung dessen, was gezeigt wird; und in Bezug auf den Modus des Zeigens, also wie etwas gezeigt wird (Heimerl 2014; Prange 2005, S. 134f.; Schindler 2011; Thompson 2011, S. 71).¹⁰¹

100 Die dem Kapitel zugrundeliegenden Ausführungen sind in verkürzter Fassung in Mörgen 2018b erschienen.

101 Das Phänomen des Zeigens wird je nach theoretischer und disziplinärer Perspektive unterschiedlich konzeptualisiert. In erziehungswissenschaftlicher Perspektive wird im Anschluss an Klaus Prange (2005) das Zeigen als eine „Grundform des Erziehens“ (ebd., S. 57) empirisch rekonstruiert und kritisch diskutiert (vgl. u. a. Reh/Rabenstein 2013; Ricken 2009a; 2009b; Thompson 2011). Während für Prange (2005) Erziehung Zeigen ist, stellen für Michael Winkler (2010, S. 73) neben dem Zeigen die Initiierung und Impulsgebung Handlungsformen von Erziehung dar. Winkler geht davon aus, dass durch die „Bereitstellung eines gegenständlichen Momentes und das Zeigen auf dieses“ (ebd.) nicht nur eine Aneignungstätigkeit angestoßen, sondern auch eine Erziehungssituation erst

Das Verhältnis, das durch die Formulierung „mit Körpern am fürsorgenden Schutz des Körpers“ beschrieben wird, ist mithin in zwei Dimensionen angelegt: Zum einen fungiert der sexuell arbeitende, von der bürgerlichen Norm abweichende Körper als diskursiver Gegenstand und dient als Legitimierung für ein wohlfahrtsstaatliches Unterstützungsangebot, das wesentlich durch Soziale Arbeit erbracht wird. Zum anderen werden Praktiken des Zeigens von Verhütungsmitteln während der Besuche der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen über soziale (Körper-)Praktiken performativ hervorgebracht. Indem die körperlich-materielle Dimension sozialer Praktiken in den Fokus gerückt wird, geraten Thematisierungsweisen einer auf den Körper bezogenen Vermittlung von sexuellen Wert- und Normvorstellungen wie auch Professionalisierungsweisen des sexuell arbeitenden Körpers in den Blick. Hierbei geht es nicht um die subjektiven Bedeutungszuschreibungen, sondern um die Rekonstruktion der Zeigepraktik und damit einhergehender Adressierungsweisen des professionell sexuell arbeitenden Körpers. Somit geht es auch darum, zu rekonstruieren, inwiefern Praktiken des Zeigens bestimmte Formen der körperleiblichen Adressierung inhärent sind, die im Zeigen vollzogen werden. Mit Bezug auf Sabine Reh und Norbert Ricken (2012) sind Adressierungen „in körperlichen Aktionen – jenseits oder zusätzlich zu Sprechakten – möglich. Adressiert wird körperlich in Blicken, Gesten, aber auch mit Berührungen, in Bewegungen, etwa auf einen anderen Körper zu, in Ausrichtung der Körper, [...] im direkten Anblicken oder im direkten Zeigen auf jemanden“ (ebd., S. 43).¹⁰²

ausgelöst werde. Norbert Ricken (2009b) hingegen konzeptualisiert, im Anschluss an die anerkennungstheoretischen Überlegungen von Judith Butler, Zeigen als pädagogisches Anerkennungshandeln: Die Frage, „wie man das tut, was man tut“, zielt auf Dimensionen der Adressierung und Konstituierung von jemandem als jemand im Zeigen (ebd., S. 127). Der Frage danach, wie Praktiken sich beobachtbar und lernbar machen bzw. wie im Zeigen von etwas Wissen vermittelt wird, wird in (körper-)soziologischen Studien empirisch rekonstruiert (Heimerl 2014; Schindler 2011). Zeigen wird als eine Praktik der Demonstration und der visuellen Wissensvermittlung mit unterschiedlichen Vermittlungsmodi rekonstruiert, für die neben dem spezifischen Einsatz des Körpers auch der Verwendung von Artefakten eine besondere Relevanz beigemessen wird (vgl. ebd.). Gemeinsam ist den unterschiedlichen Perspektiven, dass das Zeigen im Sinne eines vermittelnden Aktes, also einer Praktik der Vermittlung von etwas zwischen mindestens zwei Personen konzipiert wird.

102 Die von Reh und Ricken (2012) geführte methodologische Diskussion zur Rekonstruktion von Adressierungsweisen ist dabei durch anerkennungstheoretische Überlegungen gerahmt. Die Autor*innen spitzen „Anerkennung als Adressierung“ zu, wobei sie im Anschluss an Butler von einem machtstheoretischen Anerkennungsbegriff ausgehen und Anerkennung als ein „performatives Adressierungs- und Konstituierungsgeschehen begreifen“ (Ricken 2009a, S. 88). Eine so ausgerichtete Betrachtung von Anerkennung nimmt stets auch Formen der Missachtung in den Blick. Entsprechend verschieben die Autor*innen die Bedeutung des Begriffs der Anerkennung gegenüber einer „lebensweltlich einge-

In Bezug auf das Zeigen von Artefakten wird zu rekonstruieren sein, inwiefern im Setting der sexuellen Gesundheitsprävention Adressierungsweisen sich auch artefaktvermittelt vollziehen, wenn der symbolischen Bedeutung sexueller Verhütungsmittel Rechnung getragen wird.

Im Folgenden wird entsprechend rekonstruiert, wie mit Körpern am fürsorgenden Schutz des Körpers gearbeitet wird. Hierfür erfolgt in einem ersten Schritt eine Beschreibung der Artefakte „Dental Dam“ und „Femidom“ aus Perspektive der Ethnographin (Kap. 9.1), bevor die Herstellung der räumlich-materiellen Bedingungen in den Blick genommen wird, unter denen sich Praktiken des Zeigens von Verhütungsmitteln wie auch Gesprächspraktiken vollziehen (Kap. 9.2). Anhand von drei ethnographischen Beobachtungssequenzen wird im Weiteren aufgezeigt, wie die Körper der Sozialarbeiterinnen während des Zeigens eingesetzt werden: *Mit* Körpern wird das Femidom und das Dental Dam „zu sehen gegeben“ und es vollzieht sich eine körperbezogene Wissensvermittlung (Kap. 9.3). Sodann wird fokussiert, wie durch die Praktik des Zeigens mit Körpern über Sexualität gesprochen wird, was zuweilen Unsicherheiten produzieren kann (Kap. 9.4), und welche spezifischen Anrufungsweisen *am* sexuell arbeitenden Körper vollzogen werden (Kap. 9.5).

9.1 Das Dental Dam und das Femidom als Artefakte der Gesundheitsprävention – eine Beschreibung

Da das Femidom und das Dental Dam als spezifische Artefakte der Gesundheitsprävention den Orientierungspunkt für die nachfolgenden Analysen bilden, wird zunächst eine Artefaktbeschreibung aus Perspektive der Ethnographin vorgenommen, um der empirischen Vielschichtigkeit des Einsatzes von Artefakten und damit deren körperpraktischer Verwendung Rechnung zu tragen (Reckwitz 2008a; Hillebrandt 2014).

Beim *Dental Dam* handelt es sich um ein Latextuch, das von den Sexarbeiterinnen wie den Sozialarbeiterinnen umgangssprachlich auch als „Lecktuch“ (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/IV) bezeichnet wird. Das Dental Dam befindet sich in einer rechteckigen Verpackung, die in einem grauen Grundton gehalten ist. Die obere Hälfte der Verpackung ist in schwarzer Schrift mit „Oralsafe“ beschriftet, wobei das Wort „safe“ durch Kursivierung hervorgehoben wird. Darunter befindet sich in weißer Schrift die Formulierung „schützt vor sexuell übertragbaren Infektionen bei oral-genital Kontakt“ sowie ein Hinweis auf die Herstellungsfirma. Auf der unteren Hälfte der Verpackung sind symbolhaft

wöhnten Perspektive“ (Reh/Ricken 2012, S. 42) auf Anerkennung als ein wertschätzendes, akzeptierendes Handeln.

Tücher in den Farben Orange, Rot und Hellgelb abgebildet. Nach dem Öffnen hält man ein feines, weißes, leicht durchsichtiges Latextuch in der Hand, in quadratischer Form mit etwa 10 cm Kantenlänge. Das Tuch kann für den oralen wie auch analen Geschlechtsverkehr als eine Schutzfolie eingesetzt werden. Es wird auf die Vulva oder den Anus gelegt, um sich während des Oralverkehrs vor sexuell übertragbaren Krankheiten zu schützen.

Beim *Femidom* handelt es sich um ein Kondom für die Frau, welches seit 1990 für den Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten und für den Empfängnischutz angeboten wird. Das von den Sozialarbeiterinnen in der aufsuchenden Arbeit gezeigte Femidom befindet sich in einer rechteckigen Plastikverpackung, die im Farbton lila gehalten ist. Die Vorderseite der Verpackung ist mit „Female Condom“ beschriftet sowie mit einem Hinweis auf das Verfallsdatum versehen. Auf der Rückseite der Verpackung befinden sich zum einen der Herstellername, der Verweis auf die Homepage der „Female Health Company“ sowie sieben kleine Piktogramme in Schwarz-weiß. Diese verbildlichen, wie das Femidom in die Vagina eingeführt werden soll. Am oberen Teil der Verpackung befindet sich ein Hinweis, wo die Verpackung geöffnet und das Femidom entnommen werden kann. Nach dem Öffnen hält man eine hauchdünne, reißfeste Kunststoffolie in der Hand, die sich zunächst als schlauchförmige Hülle zu erkennen gibt und etwa 8 cm lang ist. Die Kunststoffhülle ist mit etwas Gleitgel benetzt. An beiden Enden befindet sich jeweils ein Ring in unterschiedlicher Größe. Einer der Ringe ist mit der Kunststoffhülle überzogen und bildet das geschlossene Ende, wohingegen der andere Ring über eine Öffnung verfügt und wesentlich größer ist. Wenn das Femidom in die Vagina eingeführt wird, muss der Ring am geschlossenen Ende mit beiden Fingern zusammengedrückt werden. In einer Stehposition mit einem angewinkelten Bein wird der Ring und mit ihm die Kunststoffhülle in der Vagina platziert. Der größere Ring legt sich außerhalb des Scheideneingangs über die großen Schamlippen, sodass er nicht in die Vagina rutschen kann. Nach dem sexuellen Akt muss der äußere Ring in einer liegenden Körperposition so gedreht werden, dass das Sperma nicht aus dem Femidom auslaufen kann.

Nach dieser Beschreibung der feldspezifischen Artefakte wird im Folgenden der Blick auf die räumlich-materiellen Bedingungen gerichtet, bevor rekonstruiert wird, inwiefern die Artefakte Femidom und Dental Dam spezifische Praktiken des Zeigens hervorbringen.

9.2 Die Herstellung einer Zwischenbühne zwischen Kreisformationen und konzentrischen Räumen

Um nachvollziehen zu können, wie das sozialpädagogische Setting der Kurzberatung zur sexuellen Gesundheitsprävention zustande kommt und welche

performativen Aufführungsmöglichkeiten es bietet, ist eine Analyse der räumlichen Umgebung wesentlich. Wie die Räume beschaffen sind, welche Möglichkeiten des Aufenthalts und des Gespräches sie bieten, ist für das Setting der Kurzberatung und die sich darin vollziehende sexuelle Gesundheitsprävention von Bedeutung.¹⁰³ Die sich in dem Setting der Kurzberatung vollziehenden Praktiken finden an einer Vielzahl unterschiedlicher Orte statt und sind entsprechend davon abhängig, welche Möglichkeiten vor Ort geboten werden. Verschiedene Varianten der räumlichen Herstellung und Gestaltung der Kurzberatung können danach unterschieden werden, wie sie jeweils „durch die Erzeugung von Bewegungs-, Positionierungs- und Ausrichtungsmöglichkeiten“ (Herrle 2013, S. 129) formiert werden. Welche Aussagen lassen sich über die räumlich-materiellen Bedingungen machen?

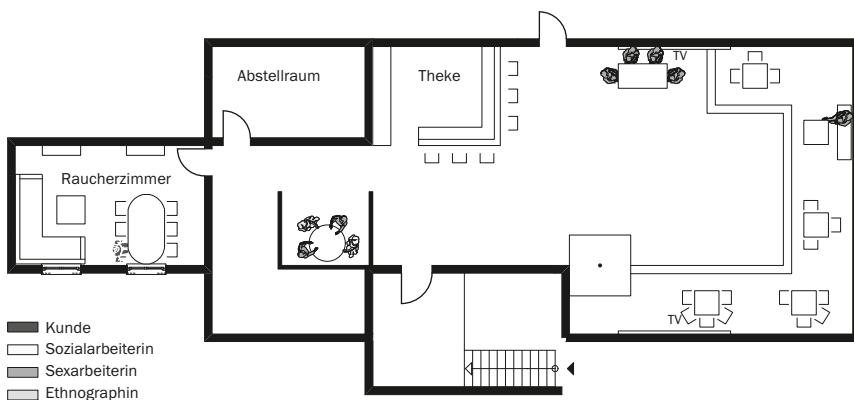
Die Denkfigur einer Vorder- und Hinterbühne hat Antje Langer (2003) im Anschluss an Erving Goffman für die Betrachtung des sogenannten „Drogenstrichs“ fruchtbar gemacht. Mit dieser Unterscheidung lässt sich das sexuelle Dienstleistungsgeschehen als Vorderbühne beschreiben. Demgegenüber lassen sich spezifische lebensweltliche Rückzugsräume der Sexarbeiter*innen innerhalb des sexuellen Dienstleistungskontextes als Hinterbühne fassen. Die sich vollziehenden Praktiken der sexuellen Gesundheitsprävention finden während der sozialen Besuchssituationen weder auf der „Vorderbühne“ des sexuellen Dienstleistungsgeschehens noch auf einer „Hinterbühne“ (Goffman 2000, S. 104) statt. Vielmehr handeln die Sozialarbeiter*innen und die Sexarbeiter*innen in einem Zwischenraum – genauer auf einer Zwischenbühne, die sich zwischen der Vorder- und Hinterbühne, zwischen sexuellem Dienstleistungsgeschehen und lebensweltlichen Rückzugsräumen befindet. Wie die Sozialarbeiter*innen und die Sexarbeiter*innen gemeinsam diese „Zwischenbühne“, die als eine Möglichkeitsbedingung des Vollzugs der Gesundheitsprävention zu betrachten ist, herstellen, wird empirisch rekonstruiert und plausibilisiert. Hierbei wird anhand zweier Schlüsselsequenzen zudem aufgezeigt, welche räumlich-materiellen Arrangements in situ hergestellt werden und wie sich darin das Setting der sexuellen Gesundheitsprävention und damit einhergehende Machtverhältnisse konstituieren.

103 In Kapitel 7 wurde bereits auf den Aspekt der räumlich-materiellen Herstellung von Begegnungsgelegenheiten eingegangen und aufgezeigt, wie die Sozialarbeiterinnen und die Sexarbeiterinnen räumlich-materielle Bedingungen schaffen, um überhaupt miteinander ins Gespräch zu kommen. Die Kurzberatungen der Gesundheitsprävention finden im Verlauf des Schwellenphasenmodells (vgl. Kap. 4.3.3: Abb. 2) nach der Etablierung des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit statt, und entsprechend kann sich das Setting Kurzberatung räumlich nochmals verändern.

Die Suche nach einem geeigneten Ort für die Etablierung des Settings Kurzberatung in einer Kontaktbar und die Herstellung einer räumlich-materiellen Zwischenbühne können mit der folgenden Sequenz illustriert werden:

Als Olivia [Sozialarbeiterin] wieder zurück ist, fragt die Bardame Olivia, ob sie eines dieser „Frauenkondome“ habe. Dabei zeigt die Bardame auf die Frau, die neben ihr steht, und meint lachend zu Olivia, dass sie es unbedingt sehen möchte. Olivia blickt die Frau an und fragt etwas erstaunt nach, ob sie noch nie ein Femidom gesehen habe. Die junge Frau schüttelt den Kopf. Währenddessen macht die Bardame noch einen Scherz über ihren Sohn, der nie dazu komme, Kondome zu kaufen. Olivia lacht laut auf und zeigt gleichzeitig auf die Tür zum Raucherraum – „Komm, dann lass uns dort rübergehen, dort können wir rauchen und sind ungestörter“, und packt ihre Tasche unter den Arm. Bevor wir gehen, bietet uns die Bardame noch einen Kaffee an. Wir warten für einen Moment an der Theke auf den Kaffee und gehen dann mit diesem in Richtung Raucherraum. Während wir auf die Tür zugehen, ruft uns die Bardame hinterher, dass es dort einen Kunden habe. „Okay, das ist ungünstig“, meint Olivia, während sie stehen bleibt. „Bleiben wir doch hier“, sagt sie zu der Frau und mir, während wir nicken. Und so nehmen wir unweit von der Theke in einer Art „Nische“ Platz: Es hat einen kleinen nierenförmigen Bartisch mit drei Stühlen. Dieser Ort wirkt auf mich wie eine Art Rückzugsort: Man ist mehr oder weniger ungestört und nicht so exponiert wie an der Theke, gleichzeitig hat man einen guten Blick auf den Barraum, die Theke und den Eingang. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/II, Z. 169–185)

Abb. 22: Beratung in einer Nische einer Kontaktbar¹⁰⁴



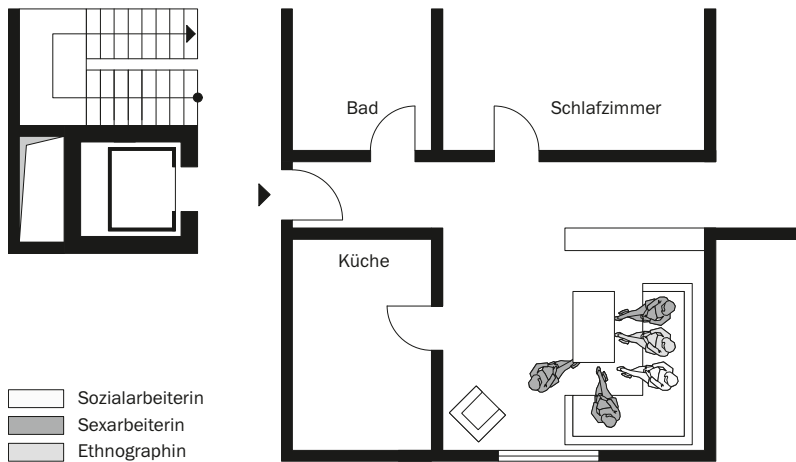
104 Sowohl die Schichtleiterin als auch die zweite Sexarbeiterin sind im weiteren Verlauf der Situation hinzugekommen.

In dieser Sequenz wird bezogen auf die räumlich-materiellen Bedingungen sowie die Anordnung der Körper der Sozialarbeiterin, der Adressatin und der Ethnographin deutlich, dass das sich etablierende Beratungsgeschehen „sexuelle Gesundheitsprävention“ von dem sich parallel dazu vollziehenden und weiterlaufenden Dienstleistungsgeschäft des Erotikgewerbes getrennt wird. Die Sozialarbeiterin und die Sexarbeiterin suchen in der Kontaktbar gewissermaßen nach einem geeigneten Ort, an dem ungestört über das Femidom gesprochen werden kann. Weder der Ort an der Theke noch der Raucherraum weisen die räumlich-materiellen Bedingungen auf, die für die spezifische Begegnungsstruktur des Settings Kurzberatung benötigt werden. Der Raucherraum ist durch die Anwesenheit eines Kunden besetzt und die Theke befindet sich im Eingangsbereich der Kontaktbar, was die Erwartung weckt, dass an diesem Ort „ein geselliger Plausch“ (Herrle 2013, S. 129) stattfinden könnte, wohingegen eine sich hier vollziehende Kurzberatung zwischen Sozialarbeiterin und Sexarbeiterin eine abschreckende Wirkung auf die Kund*innen haben könnte. Entsprechend sind auf der Vorderbühne neben anderen Sexarbeiterinnen auch Kunden in der Situation anwesend, deren Anwesenheit für die zu etablierende Kurzberatung von der Sozialarbeiterin als „ungünstig“ markiert wird. Insofern sich in Kontaktbars „verschiedene Ringe von Privatheit“ (Schmidt 2012, S. 132) um die jeweiligen, unterschiedlichen Interaktionsgeschehen legen, sind die Sozialarbeiterin und die Sexarbeiterin dazu angehalten, einen anderen Ort zu finden. Der von der Ethnographin als räumliche „Nische“ wahrgenommene Ort in der Kontaktbar wird zum „Rückzugsort“ für die Sozialarbeiterin und die Sexarbeiterin (vgl. Abb. 22). Die Zwischenbühne, die hier in Form der Nische hergestellt wird, charakterisiert sich dadurch, dass sich die beteiligten Akteurinnen gegenüber sitzen und ihre Aufmerksamkeit auf die Präsentation des Femidoms richten können. In der Nische wird durch die sich anordnenden Körper der Sozialarbeiterin, der Sexarbeiterin und der Ethnographin das *räumlich-materielle Arrangement des Kreises* hergestellt. Diese Platzierung und räumliche Anordnung ermöglicht es, dass die Akteurinnen sich wechselseitig wahrnehmen können und gleichzeitig „mit ihrem gesamten Körper den Blicken Anderer stets potentiell ausgesetzt“ (Kuhn/Magyar-Haas 2011, S. 27) sind. Die Anwesenden sehen jeweils das Gesicht der Anderen und es wird, wie in einer klassischen Beratungssituation, eine Face-to-face-Kommunikation hergestellt, in der über die räumlich-materielle Anordnung nicht nur die Aufmerksamkeit gelenkt wird, sondern in der die Sozialarbeiterin in ihrer Positionierung als Expertin für die Wissensvermittlung und die Sexarbeiterin als Lernende für die Wissensaneignung verfügbar sind.

In einer anderen Sequenz erfolgt ebenfalls eine Neuordnung der Körper der Situationsteilnehmerinnen, über welche die in situ Anwesenden das Setting einer Kurzberatung formieren; diese Neuordnung unterscheidet sich jedoch vom räumlich-materiellen Arrangement des Kreises in zwei Aspekten. Erstens

findet die Situation im Unterschied zu der vorherigen Sequenz in einer Terminwohnung statt und die Sozialarbeiterin und die Sexarbeiterinnen befinden sich schon in einem etablierten Interaktionsgeschehen. Zweitens sitzen die Sozialarbeiterin und die Ethnographin, bevor es zur Erklärung und Demonstration des Femidoms kommt, flankiert von zwei Sexarbeiterinnen auf einem Sofa (vgl. Abb. 23).¹⁰⁵ Während die eine Sexarbeiterin links von der Sozialarbeiterin direkt angesprochen werden kann, ist die Sexarbeiterin, die rechts von der Ethnographin sitzt, für die Sozialarbeiterin nur dann ansprechbar, wenn sie sich weit nach vorne beugt und diese explizit ins Gespräch einbindet.

Abb. 23: Beratung im Wohnzimmer einer Terminwohnung



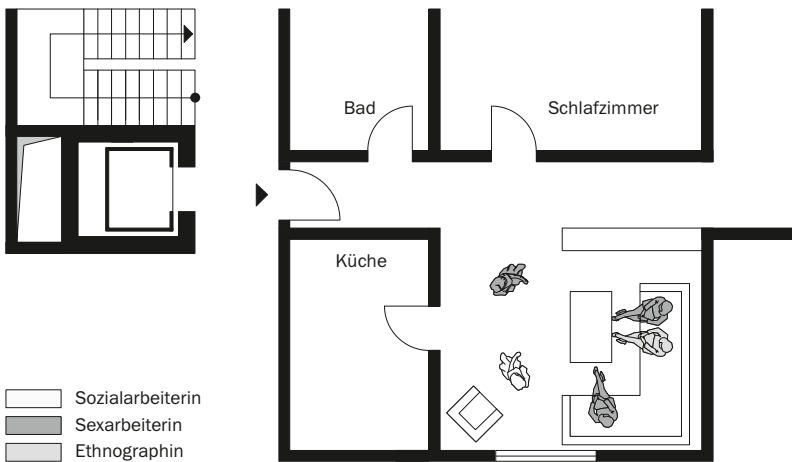
In der Situation erfolgt dann eine räumlich-materielle Neuordnung des Körpers der Sozialarbeiterin, mit der sich die gegenseitigen Blick- und Adressierungsverhältnisse verändern:

Dann blickt Petra [Sexarbeiterin] auf: „Weißt du noch, letztes Kondom für die Mushi, dieses wo die Leute denken, es gibt Sex ohne Kondom, aber es gibt Kondom?“ Mit einem Schmunzeln meint Zoé [Sozialarbeiterin], dass sie das schon lange wisse, steht auf und geht um den Tisch herum. „Hast du?“, fragt Petra ganz aufgeregt. Zoé nimmt den Korb vom Tisch und kniet sich auf den Teppichboden. Während Zoé auf dem Boden kniet und ein selbstverständliches „Ja sicher“ von sich gibt. „Neeeeeinn“,

105 Die in der Abbildung dargestellte dritte Sexarbeiterin, die vor dem Tisch und damit gegenüber den Kolleginnen und der Sozialarbeiterin sitzt, verlässt während des Besuchs der Sozialarbeiterin das Interaktionsgeschehen, weil ein Kunde anwesend ist. Sie kommt später wieder hinzu.

meint Petra erfreut und hält sich die Hand vor den Mund, während ihre Augen strahlen. „Das ist gut!“, meint Petra, sie habe es nicht gefunden in der Apotheke und sie hätte es vorgemacht, aber die in der Apotheke hätten es nicht gewusst. Zoé packt das „Femidom“ aus und reicht Petra eins rüber, „magst du es probieren“ – „Oh mein Gott“, quietscht Petra vergnügt. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/IV, Z. 279–361)

Abb. 24: Beratung auf dem Boden sitzend in einer Terminwohnung



Bedingt durch die Nachfrage von Petra nach dem Femidom („Kondom für die Muschi“) wird die räumlich-materielle Formation transformiert. Dieser Transformationsprozess charakterisiert sich dadurch, dass durch die Neuordnung des Körpers der Sozialarbeiterin im Raum ein konzentrischer Kreis der Anwesenden hergestellt wird. Während die Sexarbeiterinnen und die Ethnographin auf den Sofas sitzen bleiben, steht die Sozialarbeiterin auf und nimmt, auf ihre Knie aufgestützt, Platz auf dem Boden. Im Raum des Wohnzimmers, der gleichzeitig der Aufenthaltsraum der Sexarbeiterinnen ist und in den die in die Terminwohnung eintretenden Kund*innen Einblick haben (vgl. Kap. 6.3), wird ein beratender Raum hergestellt. Schon die Sitzordnung verweist auf eine asymmetrische Interaktionsordnung. Denn der Sozialarbeiterin wird die Rolle der Zeigenden und damit der Wissensvermittlerin, den Sexarbeiterinnen und der Ethnographin die Rolle der Zuschauenden und damit der Lernenden zugewiesen. Der Raumbereich der Sozialarbeiterin – hier auf dem Boden und vor dem Tisch kniend – wird damit zur Zwischenbühne, die die Aufführung des Zeigens ermöglicht und die Konzentrationsrichtung der Lernenden auf das Gezeigte lenkt. Diese Zwischenbühne, die zwischen dem beruflichen Alltag und der Lebenswelt der Sexarbeiterinnen angeordnet ist, erlaubt es den in situ Anwesenden, die Möglichkeiten der sexuellen Verhütung und die damit verbundene

Herstellung der Arbeitsfähigkeit zu thematisieren. Zugleich erfolgt die Präsentation der Artefakte der sexuellen Gesundheitsprävention verdeckt und versteckt vor den potentiell eintretenden Kund*innen: Mit dem Rücken zum Flur sitzend zeigt die Sozialarbeiterin den Sexarbeiterinnen die Artefakte. Im so hergestellten Auditorium können die Sexarbeiterinnen sowohl den Ausführungen bzw. Aufführungen der Sozialarbeiterin folgen als auch den Kamerabildschirm an der Eingangstür im Blick behalten, womit sie sich auf der Zwischenbühne der Gesundheitsprävention und zugleich auf der Vorderbühne des sexuellen Dienstleistungsgeschäftes befinden.

Wird resümierend ein Blick auf die Frage geworfen, wie das Setting der Kurzberatung „sexuelle Gesundheitsprävention“ etabliert wird, so wird deutlich, dass der Raum und die damit einhergehenden Anordnungen der Personen im Raum einen Beitrag zum Vollzug der Wissensvermittlung und Wissensaneignung leisten. Hierbei kann die Herstellung einer Zwischenbühne als eine Möglichkeitsbedingung für den Vollzug der Gesundheitsprävention betrachtet werden. Theaterwissenschaftliche Begriffe aufgreifend, wird das Setting der Kurzberatung „sexuelle Gesundheitsprävention“ durch die räumlich-materielle Formation als eine „Aufführung“ (Fischer-Lichte 2004) zwischen den Sozialarbeiterinnen als Darstellenden und den Sexarbeiterinnen wie auch der Ethnographin als Publikum hervorgebracht. Dabei schreibt die Aufführung in den räumlich-materiellen Arrangements eines konzentrischen Auditoriums den Akteurinnen spezifische Positionen zu. So wird die Sozialarbeiterin als Expertin hervorgebracht, die geschickt die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf das vorzuführende Artefakt lenkt.

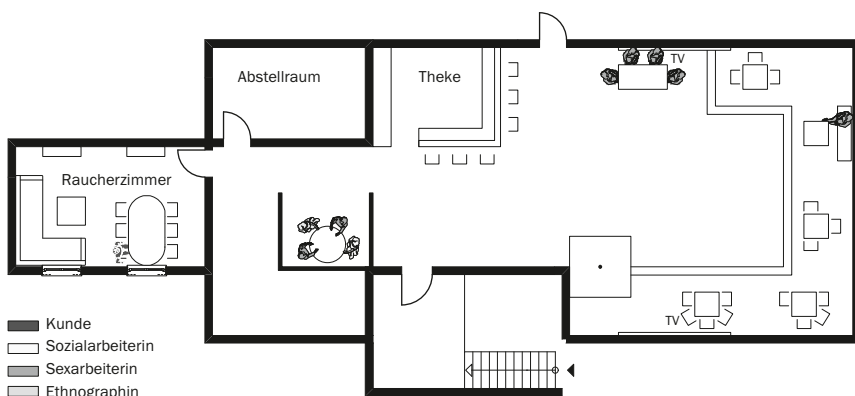
9.3 Mit Körpern zeigen: Ein Akt der körperbezogenen Wissensvermittlung

Inwiefern das Zeigen sowohl eine artefaktvermittelte als auch grundlegende körperliche Geste ist, an der „nicht mehr nur das Gesicht, sondern der ganze Körper beteiligt ist“ (Fuchs 2000, S. 277), wird im Folgenden rekonstruiert. Hierbei wird auch in den Blick genommen, inwiefern die beschriebenen Artefakte spezifische Praktiken des Zeigens hervorbringen, also das Femidom und das Dental Dam die Art und Weise, *wie* etwas gezeigt wird, konstituieren. Der Akt des Zeigens lässt sich als verkörperte wie körperbezogene Wissensvermittlung (vgl. Schindler 2011, S. 89ff.) und damit als Geste für Andere rekonstruieren: Mit dem Körper der Sozialarbeiterin vollzieht sich ein Mit-Teilen für die Sexarbeiterinnen, aber auch für die Ethnographin. Entsprechend liegt der Analysefokus auf dem Körper der Sozialarbeiterin. Wie werden die Körper der Sozialarbeiterinnen während des Zeigens der Artefakte eingesetzt und wie vollziehen sich darin soziale Positionierungsakte?

Die folgende Szene findet in der oben schon eingeführten Kontaktbar statt. Auf Bitten der Schichtleiterin hin erklärt die Sozialarbeiterin der Sexarbeiterin das Femidom. Die Demonstration des Femidoms findet im rekonstruierten räumlich-materiellen Kreisarrangement statt und ermöglicht es der Sozialarbeiterin, den Sexarbeiterinnen während der Arbeitszeit und der Anwesenheit von Kund*innen das Femidom zu zeigen. Gleichzeitig wird damit die Thematisierung sexueller Gesundheitsprävention im Kontext der Prostitution verdeckt gehalten und entzieht sich potentiell den Blicken der anwesenden Kund*innen.

Routiniert nimmt die Sozialarbeiterin Olivia das Femidom in die Hand und hebt es für alle gut sichtbar nach oben. Mit ruhiger Stimme und die Frau [Sexarbeiterin] anblickend erklärt sie, dass dies ein Kondom für die Frau sei und weist im nächsten Atemzug mit bestimmter Stimme darauf hin: „Also der Mann ohne Kondom, sonst ist es gefährlich.“ Den Kopf auf ihrem Arm abgestützt signalisiert die Frau mit leichtem Nicken, dass sie den Hinweis registriert habe. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_IV_I/II, Z. 188–197)

Abb. 25: Das Zeigen eines Femidoms in einer Kontaktbar



Indem das Femidom von der Sozialarbeiterin in die Höhe gehalten wird, wird das Objekt den ihr gegenüberstehenden Personen (der Sexarbeiterin und Ethnographin) „zu sehen gegeben“. Die daraufhin erfolgende Erklärung, dass es sich bei dem zu sehenden Objekt um ein „Kondom für die Frau“ handle, verweist darauf, dass sich das gezeigte und angeblickte Objekt nicht direkt zu erkennen gibt. Das heißt, für die Betrachtenden erschließt sich durch das Anblicken nicht die funktionale Bedeutung des Objektes – so zumindest die Annahme der Zeigenden. Es ist erklärungsbedürftig. Die Formulierung „der Mann ohne Kondom, sonst ist es gefährlich“ verweist einerseits implizit auf die Verwendung während der sexuellen Dienstleistungsinteraktion zwischen der Sexarbei-

terin und dem Kunden und konstruiert andererseits gleichzeitig ein Gefährdungsszenario in Verbindung mit einer *verbalen* Wissensvermittlung in Bezug auf sexuell übertragbare Krankheiten. Darüber hinaus wird im weiteren Verlauf der Situation deutlich, dass der Zeigepraktik ein Modus der *körperbezogenen* Wissensvermittlung eingeschrieben ist.

Dann drückt die Sozialarbeiterin mit ihrem Daumen und Zeigefinger den oberen Ring zusammen, während sie gleichzeitig dazu spricht: „Man nimmt es mit zwei Fingern und drückt den oberen Ring zu.“ Dieser müsse nach innen in die Vagina eingeführt werden und mit einer zeigenden Geste macht die Sozialarbeiterin deutlich, dass der andere große Ring draußen bleiben muss. Mich erinnert die Szene an die Erläuterungen von Flugbegleiter*innen, die während des Starts die Verwendung der Rettungsweste vorführen. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/II, Z. 197–204)

Der hier durch das Artefakt Femidom evozierte Akt des Zeigens der Anwendung desselben kann als eine gängige Alltagspraktik der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution betrachtet werden. Der kontrastive Vergleich mit der Vorführung der Rettungsweste durch Flugbegleiter*innen, der von der Ethnologin formuliert wird, verweist dabei auf zwei Aspekte: Zum einen wird die von der Sozialarbeiterin vollzogene körperliche Praktik als eine routinierte Praktik wahrgenommen und zum anderen führt die Sozialarbeiterin wie auch die Flugbegleiter*innen die Zeigegeste *für* Zuschauer*innen auf. Deutlich wird in der Beobachtungssequenz, dass für die Erläuterung der Anwendung eines Femidoms sowohl der Körper der Sozialarbeiterin als auch das Artefakt Femidom konstitutiv sind: Der Akt des Zeigens vollzieht sich insofern körperlich, als die Sozialarbeiterin mit zwei Fingern das obere Ende des Artefakts zusammendrückt und für die Zuschauerinnen nach oben hält. Zwar ist die Demonstration der Anwendung des gezeigten Gegenstands auf eine sprachliche Kommentierung angewiesen („Man nimmt es mit zwei Fingern und drückt den oberen Ring zusammen“). Diese Kommentierung stellt jedoch weniger einen übergeordneten Aspekt der Demonstration dar als vielmehr eine performative Sprechhandlung: Sie ist Teil des vorführenden Tuns und deckungsgleich mit der in situ körperlich vollzogenen Praktik (vgl. Heimerl 2014, S. 163 ff.). Entsprechend wird die Verwobenheit von Körper- und Sprachpraktiken deutlich: Die verbalen Äußerungen würden ohne den Körpereinsatz der Sozialarbeiterin kaum verstanden werden. Die Anweisungen der Sozialarbeiterin zur Art und Weise des Einsetzens eines Femidoms in den weiblichen Körper müssen am vorführenden Körper gesehen werden, wie auch die Körperbewegungen verbalisiert werden müssen, damit die Zuschauerinnen verstehen, was sie zu tun haben, obwohl das Einsetzen selbst in situ nicht geschieht und damit nicht gemeinsam geübt wird. Gleichzeitig macht der die Tätigkeit begleitende verbale Hinweis den Akt der sich mit dem Körper der Sozialarbeiterin vollziehenden darstellenden Wissensvermittlung explizit.

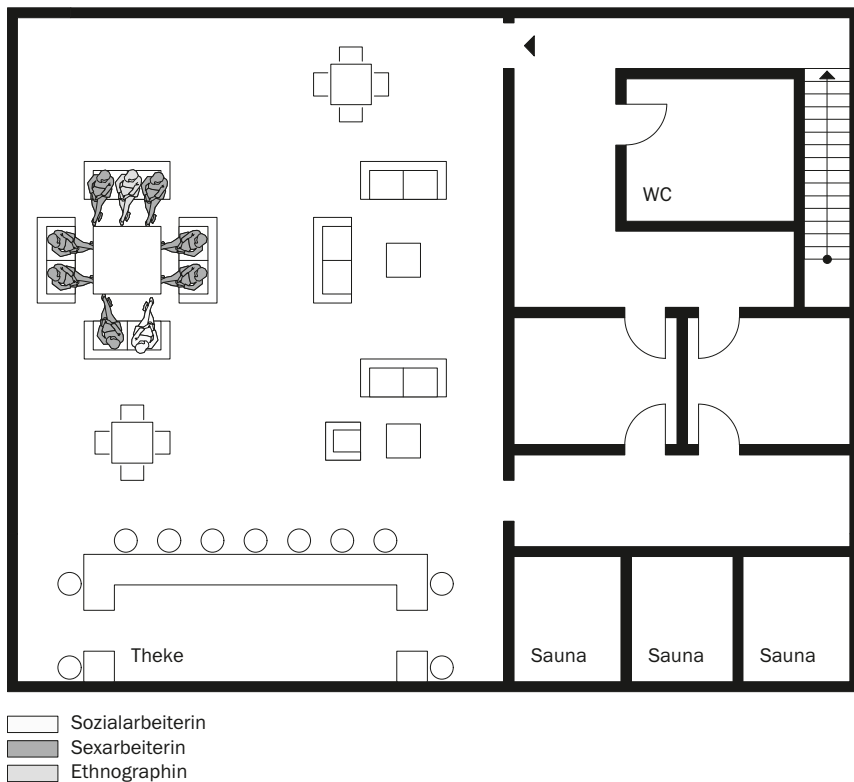
In einer anderen ethnographierten Situation, die in einer großräumigen Kontaktbar stattfindet, vollzieht sich der praktische Akt des Zeigens nicht in Bezug auf das Femidom, sondern auf das Dental Dam. Im Unterschied zu der vorherigen Sequenz erfolgt hier keine explizite Nachfrage seitens der Sexarbeiterinnen, vielmehr führt eine der Sexarbeiterinnen selbst den Akt des Zeigens aus und initiiert damit eine Wissensvermittlung durch die Sozialarbeiterin. Damit verschiebt sich der Analysefokus auf den zeigenden Körper der Sexarbeiterin, der als Artefakt illustrierender und zu-sehen-gebender Körper eingesetzt wird:

Plötzlich taucht aus dem hinteren Raum eine weitere Frau in ihrer Arbeitskleidung auf. Sie kommt zu uns und setzt sich in die Nähe von Klara. Es herrscht für einen kurzen Moment Stille, bis eine der Frauen von einem sogenannten ‚Lecktuch‘ erzählt und die Verwendung des Utensils mit ihren gespreizten Beinen untermalt. Klara lacht auf und greift in ihren Korb hinein. Das Tuch wird ausgepackt und Klara entfaltet es zwischen ihren Fingern. „Kennt ihr das?“, fragt sie in die Runde. Einige Köpfe werden geschüttelt, andere hingegen nicken. Insbesondere die Frau neben mir beginnt murmelnd zu erläutern, wofür es gut sei. Ich habe den Eindruck, dass sie jene Demonstrationen und Besuche von sozialpädagogischen Institutionen schon häufiger erlebt hat. Sie wirkt fast ein wenig gelangweilt, bleibt dennoch die ganze Zeit in der Runde sitzen. „Gut“, beginnt Klara und hält sich das Tuch demonstrativ vor den Mund. „Es ist aus Silikon und ein Schutz bei Oralverkehr vor sexuell übertragbaren Krankheiten“, fügt sie hinzu. Die Frauen beginnen ein wenig laut zu lachen und schütteln ihre Köpfe, als wenn sie die Vorstellung der Verwendung irritierend finden würden. Dann packt Klara das Tuch wieder ein – „Habt ihr noch Fragen?“ – Verneinendes Kopfschütteln. [...] (Beobachtungsprotokoll_Klara_I/IV, Z. 84–101)

Die anwesenden Personen befinden sich auch in dieser Szene in einem räumlich-materiellen konzentrischen Kreisarrangement (vgl. Abb. 26), das es als Gesprächsformation nicht nur der Sozialarbeiterin Klara ermöglicht, die Sexarbeiterinnen mit ihrem institutionellen Auftrag zu adressieren, sondern auch den anwesenden wie neu hinzukommenden Sexarbeiterinnen, mit der Sozialarbeiterin auf einer formalisierten Gesprächsebene in Kontakt zu treten (vgl. Kap. 7.1.4). An dieser Stelle ist es interessant, die auf die „Stille“ folgende Einnahme der Position der Expertin *seitens der Sexarbeiterin* zu betrachten.

Die von der Sexarbeiterin eingenommene Körperhaltung „mit gespreizten Beinen“, die die Erläuterungen über das Dental Dam – in der Szene umgangssprachlich als „Lecktuch“ bezeichnet – begleitet, weist der Sexarbeiterin die Position der Wissensvermittlerin zu und verweist auf explizite Kenntnisse über die Anwendung des beruflichen Hilfsmittels: Die gespreizten Beine zeigen hierbei körperlich-materiell, wie und wo das Dental Dam in der sexuellen Interaktion mit den Kund*innen von den Sexarbeiterinnen eingesetzt wird. Die körperleib-

Abb. 26: Das Zeigen eines Dental Dams in einer Kontaktbar



liche Reaktion der Sozialarbeiterin auf die körperliche Aus- und Vorführung der Sexarbeiterin, die sich in einem Auflachen äußert („lacht auf“), deutet darauf hin, dass für die Sozialarbeiterin eine unsichere Situation entsteht: Nicht mehr sie ist die vorführende Expertin und damit Wissensvermittlerin, sondern die Sexarbeiterin. Anschließend stellt sie für sich eine situative Handlungssicherheit her, indem sie selbst das Dental Dam hervornimmt und sich damit wieder als Expertin für auf die sexuelle Gesundheitsprävention bezogene Wissensvermittlung positionieren kann. Damit lässt sich die vorführende Geste der Sexarbeiterin implizit als eine Aufforderung an die Sozialarbeiterin deuten, für die Tätigkeit als Sexarbeiterin relevante und die Arbeit unterstützende Artefakte zu zeigen. Das Latextuch in der Hand, bindet die Sozialarbeiterin über die Frage „Kennt ihr das?“ auch die anderen in der Situation anwesenden Sexarbeiterinnen explizit ein und erkundigt sich nach deren Kenntnissen über die Existenz des Dental Dams. Interessant ist nun hierbei nicht nur, dass die Art und Weise, wie das Dental Dam von der Sozialarbeiterin gezeigt wird, sich vom körperlichen Zeigemodus der Sexarbeiterin unterscheidet; vielmehr fällt auch auf,

dass die Sozialarbeiterin die Sexarbeiterinnen zwar durch Hinweise auf den sexuellen Gesundheitsschutz berät, nicht aber darüber, wie das Artefakt in der sexuellen Intimkommunikation mit den Kund*innen eingesetzt werden kann. Die Sozialarbeiterin spreizt gerade nicht ihre Beine wie die Sexarbeiterin, sondern hält sich das Latextuch vor den Mund. Während sich die Sexarbeiterin im Akt des Zeigens mit den „gespreizten Beinen“ auf ein erfahrungsbezogenes und berufsspezifisches Wissen der An- und Verwendung des Dental Dams am eigenen Körper bezieht, stellt die hier von der Sozialarbeiterin mit dem Artefakt vollzogene Körperhaltung performativ den imaginierten Blick der Kunden¹⁰⁶ her. Indem sie sich das Latextuch vor den Mund hält, rekurriert sie implizit auf die Körperposition der Kunden während der sexuellen Intiminteraktion mit den Sexarbeiterinnen. Somit setzt der von der Sozialarbeiterin mit dem Artefakt vollzogene körperliche Akt der zeigenden Anwendung nicht nur nicht am erfahrungsbezogenen Wissen des Einsatzes der Artefakte an, über das die Sexarbeiterinnen eventuell verfügen, sondern sie positioniert sich auch als aufklärende Gesundheitsfürsorgerin („Es ist aus Silikon und ein Schutz bei Oralverkehr vor sexuell übertragbaren Krankheiten“). Die Reaktionen der Sexarbeiterinnen („beginnen ein wenig laut zu lachen und schütteln ihre Köpfe“) deuten implizit darauf hin, dass der hier von der Sozialarbeiterin vollzogene zeigende und erklärende Akt nicht an die Berufswelt ihrer Adressatinnen anknüpft. Dass die Thematisierung einer sexuellen Gesundheitsprävention zuweilen „unsexy“ und wenig lustvoll sein kann (Tuider et al. 2012, S. 201 f.), drückt sich hierbei nicht nur in den körperleiblichen Reaktionen der Sexarbeiter*innen aus, sondern auch im Wegpacken des Dental Dams: Denn so schnell wie es die Zwischenbühne der sexuellen Gesundheitsprävention betreten hat, verschwindet es auch schon wieder auf der Hinterbühne der Sozialarbeiterin.

Der von den Sozialarbeiterinnen mit dem Artefakt vollzogene körperliche Akt der zeigenden Wissensvermittlung ist einerseits auf zuschauende Personen angewiesen, die „bezeigt“ (Ricken 2009a, S. 88) werden. Der praktische Akt des Zeigens eines Femidoms vollzieht sich als eine Geste der Sozialarbeiterinnen für die Sexarbeiterinnen, wodurch diese als Adressatinnen der sexuellen Gesundheitsprävention und potentiell als Lernende in Bezug auf die Vermittlung sexueller Verhütungspraxis positioniert werden. Wenn mit Ricken (2009b, S. 119 f.) davon ausgegangen wird, dass die Voraussetzung für die intersubjektive Bedeutung des Zeigens darin liegt, „sich mit anderen auf etwas Drittes beziehen zu können“, erfordert dies, eine Geste des Zeigens nicht nur „aus der eigenen Per-

106 An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass auch Kundinnen von Sexarbeiterinnen, Kundinnen von Sexarbeitern, Sexarbeiterinnen von Kundinnen sexuell oral befriedigt werden können. Da sich diese Konstellationen aber nicht in dem vorliegenden empirischen Material gezeigt haben, wird hier ausschließlich von (männlichen) Kunden und (weiblichen) Sexarbeiterinnen gesprochen.

spektive heraus zu verstehen, sondern sich auch auf die Perspektive der Anderen beziehen zu können“ (ebd.). Das hier bei Ricken unbestimmte Dritte materialisiert sich in den bisherigen Analysen im imaginierten Blick der Kund*innen, auf den implizit Bezug genommen wird. In dieser Bezugnahme wird jedoch auch deutlich, dass die Sozialarbeiter*innen auf ihr ganz eigenes handlungspraktisches Wissen über sexuelle Gesundheitsprävention rekurrieren und nicht auf das erfahrungsbezogene Berufswissen der Sexarbeiter*innen bzw. es zumindest nicht einbinden.

9.4 Mit Körpern über Sexualität sprechen: Situative Unsicherheitsmomente

Durch das Zeigen des Artefakts des Dental Dams wie auch des Femidoms und durch den damit einhergehenden Akt des Sprechens über Sexualität – mit Bezug auf Verhütungspraxis und sexuelle Praktiken – können während des Settings der sexuellen Gesundheitsprävention Momente situativer Unsicherheit evoziert werden, die von den Fachkräften und Adressat*innen bearbeitet werden müssen. Die folgende Sequenz findet in der oben eingeführten Kontaktbar statt, in der sich die Sozialarbeiterin Olivia, die Sexarbeiterin, die Schichtleiterin und die Ethnographin in einer „Nische“ befinden:

Olivia [Sozialarbeiterin] hält kurz inne und blickt in die Runde. Die beiden Frauen und ich verfolgen mit gebanntem Blicken die Vorführung. Olivia führt das Femidom in der Hand zu ihrem Körper hin und meint kichernd, dass man die Beine breit machen müsse, was sie im gleichen Atemzug tut. Die Aussage „die Beine breit machen“ löst ein schallendes Lachen bei den beiden Frauen aus. Unbeirrt fährt Olivia fort, indem sie das Femidom in ihrer Hand zu ihren gespreizten Beinen führt und verdeutlicht, wie es dann eingeführt werden würde. „In die Vagina rein und dann loslassen“, meint sie. (Beobachtungsprotokoll_Olivia_I/II, Z. 205–210)

Die räumlich-materielle Formation der Sitzordnung wie auch die Körper der Anwesenden produzieren hier eine spezifische visuelle Ordnung, die sich durch gegenseitige Sichtbarkeit und Beobachtbarkeit kennzeichnen lässt: Der von der Ethnographin wahrgenommene innehaltende Blick der Sozialarbeiterin „in die Runde“ lässt sich als ein die Zuschauerinnen beobachtender, gleichsam taxierender Blick und zugleich als eine Denkpause interpretieren. Die von der Sozialarbeiterin im weiteren Verlauf der Situation verwendete Formulierung „die Beine breit machen müssen“ lässt sich als eine notwendige verbale Anleitung deuten, um das praktische Einsetzen des Femidoms in den Körper nachvollziehen zu können. Zugleich berührt die von der Sozialarbeiterin verwendete Kommentierung ein schambesetztes und tabuisiertes Thema des Sprechens über

Sexualität: Bei der Formulierung „die Beine breit machen“ handelt es sich umgangssprachlich um eine pejorativ besetzte Metapher, die das Moment der Verfügbarkeit des weiblichen Körpers verdeutlicht und diesen als Objekt der sexuellen (männlichen) Begierde konstruiert. Damit ist der Aussage neben einer beschreibenden Dimension eine symbolische Dimension inhärent. Diese der Aussage eingelagerte symbolische Dimension bringt ein situatives Moment der Unsicherheit hervor, welches sich im körperleiblichen Ausdrucksverhalten der Sozialarbeiterin materialisiert („kichernd“). Einerseits könnte der Aussage für die Sexarbeiterinnen implizit etwas Brüskierendes anhaften, da sie sich durch ihre Arbeit in sozialen Situationen befinden, in denen sie die in der Metapher genannte Handlung körperlich ausführen müssen und somit von der Sozialarbeiterin als Objekte sexuellen Begehrens positioniert werden. Andererseits könnte mit der Aussage insofern mit dem Bild der bürgerlichen Frau – das sowohl die Sozialarbeiterin als auch die Ethnographin in gewisser Weise symbolisieren – performativ gebrochen werden, als eine Sprechnorm durch die Sozialarbeiterin überschritten wird und sie an die beruflichen Lebensrealitäten ihrer Adressatinnen anknüpft. Damit ist der von der Sozialarbeiterin gewählten Formulierung auch ein situativer Ermöglichungscharakter inhärent, der eine Geschlechterallianz herstellt: Denn die Reaktion des „schallenden Lachens“ der Sexarbeiterinnen, die sich offensichtlich nicht brüskiert fühlen, ermöglicht es der Sozialarbeiterin, ihre Rolle als Fachkraft und den zeigenden Akt der Wissensvermittlung „unbeirrt“ fortzuführen. Indem die Aussage der Sozialarbeiterin von einem Kichern begleitet wird, verlässt diese in gewisser Weise in situ ihre professionelle Rolle, wird damit für die Sexarbeiterinnen *als Person* zugänglich und kann gleichzeitig ihr (professionelles) Gesicht wahren. In dieser Situation wird durch das Lachen Vertrauen und Gemeinsamkeit hergestellt, die als Grundvoraussetzungen einer professionellen Arbeitsbeziehung zu deuten sind, so dass die situative Ordnung einer verkörperten Wissensvermittlung über sexuelle Verhütungspraxen trotz der die Situation begleitenden Unsicherheitsmomente aufrechterhalten werden kann.

9.5 Arbeiten am Schutz des Körpers: Anrufungsweisen des professionell sexuell arbeitenden Körpers zwischen Normierung und Normalisierung

Das Artefakt Femidom erfordert im Akt des Zeigens nicht nur ein Arbeiten *mit* dem Körper der Sozialarbeiterin. Vielmehr wird mit dem zeigenden Körper der Sozialarbeiterin auch am gesellschaftlich zu normierenden Körper der Sexarbeiterin als diskursivem Gegenstand gearbeitet. Im Folgenden wird anhand zweier Sequenzen auf Anrufungsweisen des professionell sexuell arbeitenden Körpers fokussiert, die durch das Artefakt Femidom im Akt des Zeigens performativ

hervorgebracht werden. Diese Anrufungsweisen changieren zwischen einer gesundheitspräventiven, für den Schutz sorgenden Normierung des weiblich sexuell arbeitenden Körpers und einer Normalisierung und damit Entdramatisierung der Nachfrage der Kund*innen nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr.

Die Verpackung in der Hand und die Abbildungen anschauend, wiederholt die Frau [Sexarbeiterin] in gebrochenem Deutsch nochmals den Anwendungsablauf, während die Sozialarbeiterin Olivia gleichzeitig mit ihrem Kopf nickt und ab und an ein „genau“ murmelt. Als die Frau verstummt, meint die Sozialarbeiterin bestärkend zu ihr: „Das erste Mal ist ein wenig komisch, aber weißt du, ich habe es auch selbst ausprobiert. Es ist komisch, aber wenn man es mehrmals gemacht hat, dann gewöhnt man sich.“ [...] Mit ernster Miene zeigt sie auf die Verpackung und fügt hinzu: „Jeder hat andere Vorlieben, aber das [tippt mit dem Zeigefinger mehrmals auf die Verpackung] heißt einfach ‚Bleib gesund‘.“ (Beobachtungsprotokoll _Olivia_I/II, Z. 219–227)

Nachdem die Sozialarbeiterin der Sexarbeiterin die Verpackung mit dem Femidom gereicht hat, repetiert diese die Anwendung mit Hilfe der auf der Verpackung abgebildeten Piktogramme. Das „Nicken“ der Sozialarbeiterin markiert die von der Sexarbeiterin wiederholte Trockenübung der Anwendung als gelungene „Zeigebemühung“ (Heimerl 2014, S. 149). Die dann erfolgende Thematisierung einer eigenen alltagsweltlichen Erfahrung mit dem Einsatz des Objekts („ich habe es auch selbst ausprobiert“) vermittelt zwischen den anwesenden Körpern. Indem Olivia das eigene körperleibliche Spüren thematisiert („Das erste Mal ist ein wenig komisch“), agiert sie nicht mehr in ihrer sozialen Rolle als Sozialarbeiterin. Sie positioniert sich damit nicht nur als weibliches Subjekt, sondern inszeniert sich in spezifischer Weise als Nutzerin von Artefakten, die vor sexuell übertragbaren Krankheiten schützen. Aus dieser Positionierung heraus macht sie deutlich, dass durch die mehrmalige Anwendung und das Einüben der spürende Körper – also der Körperleib – mit dem Artefakt vertraut werde. Die Praktik des erfahrungsbezogenen Sprechens lässt sich dabei als eine Beglaubigungs- und damit Legitimierungspraktik (Fegter/Rose 2013) deuten, durch die die Sozialarbeiterin versucht, die funktionale Bedeutung des Artefakts Femidom als „wahr“ zu bezeugen. Diese Lesart verstärkt sich, indem das Artefakt die Praktik des Zeigens in situ als appellierendes und belehrendes Moment erzeugt („mit ernster Miene zeigt sie auf die Verpackung“, „tippt mit dem Zeigefinger mehrmals auf die Verpackung“) und Olivia wieder in ihrer sozialen Rolle als Sozialarbeiterin agiert: Vermittelt wird ein Wissen im Umgang mit dem sexuell arbeitenden Körper, das sich auf den Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten bezieht und den sexuell arbeitenden Körper als potentiell gesundheitsgefährdend und zugleich als gesundheitsgefährdet und damit krankheitsanfällig hervorbringt. Die Formulierung „Bleib gesund“ normiert da-

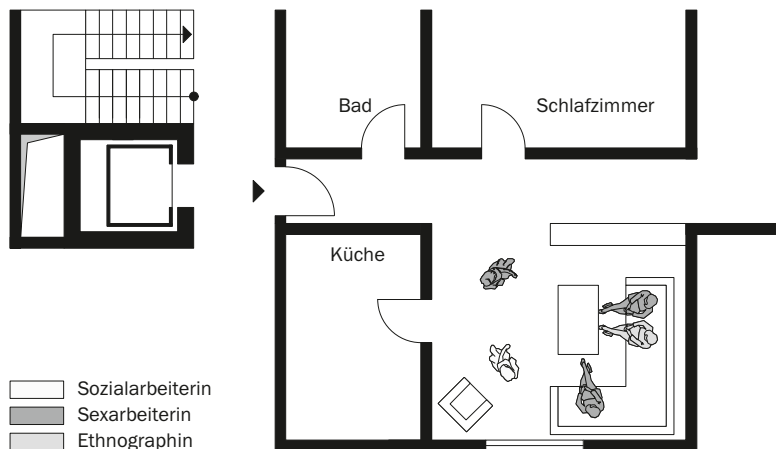
bei die körperbezogene Arbeit insofern, als der Körper der Sexarbeiterin als „Werkzeug“ (Wacquant 2010, S. 131) für die Dienstleistungsarbeit angerufen wird und durch das Sprechen über das Objekt Femidom ein soziales Begehren nach Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten performativ hervorgebracht wird. Implizit erfolgt damit eine Problematisierung der im Kontext Prostitution gängigen sexuellen Praktiken ohne Verhütungsmittel, die von den Kunden nachgefragt werden, bei gleichzeitiger Thematisierung des professionell sexuell arbeitenden Körpers als für die eigene Gesundheit sorgenden Körpers. Diese Problematisierung lässt sich im Kontext der Präventionsarbeit als eine sozialpädagogische Fürsorgepraktik deuten, die ein subjektivierendes und zugleich ein objektivierendes Potential in sich trägt.

Die Normierung des weiblichen sexuell arbeitenden Körpers spitzt sich in der folgenden, aus einer anderen Beobachtungssituation stammenden Sequenz zu: Durch die Vermittlung eines Inszenierungswissens über die sexuelle Interaktion mit dem Kunden erfährt das männlich codierte sexuelle Begehren nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr eine Entdramatisierung, die als Normalisierungsstrategie interpretiert werden kann.

Petra [Sexarbeiterin] quietscht vergnügt auf und winkt der Frau neben mir zu. [...] Daraufhin wiederholt Zoé [Sozialarbeiterin] die Demonstration der Anwendung des Femidoms. Sie weist die Frauen darauf hin, dass ein Teil des Rings unbedingt draußen bleiben müsse. „Wenn der Kunde denkt, es ist zu trocken, dann könnt ihr in den Schlauch auch Gleitgel machen und dann denkt er, er macht Sex ohne Kondom.“ Währenddessen spreizt Petra ihre Beine und richtet ihren Blick nach unten. Ich überlege, ob sie sich innerlich fragt, wie der Teil außerhalb der Vagina bleiben soll. Daraufhin erklärt die Sozialarbeiterin mit einer Selbstverständlichkeit: „Ja, wenn z. B. sie [zeigt auf die andere anwesende Frau] das Frauenkondom jetzt rein macht, dann kann sie damit auf das WC und sich anziehen, es fällt nicht raus. Wenn sie einen Kunden hat, der weiß nicht, dass sie das da hat, sie kann sagen, sie macht es ohne, er merkt es nicht, die sind dünner als normale und wenn du dann noch Gleitgel rein tust, dann spürt man es nicht. Aber einfach nur einmal benutzen.“ Petra ist ganz begeistert von dem Femidom, was sie mit verschiedenen „Ahhs“ und „Ohhs“ ausdrückt. Dann klingelt ihr Handy und sie geht ran. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_II/IV, Z. 303–318)

In dieser Sequenz werden zwei Aspekte deutlich, die miteinander wechselseitig verschränkt sind. Zum einen erfolgt über die plastischen Beschreibungen der Sozialarbeiterin Zoé, wie das Femidom vor der Kundeninteraktion eingesetzt werden kann, eine Normierung des weiblichen sexuell arbeitenden Körpers als für die sexuelle Verhütung Sorge tragenden Körpers. Normalisiert wird implizit die (steigende) Nachfrage nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr seitens der Kunden als eine den sexuell arbeitenden Körper gefährdende Praktik. Dieser Pro-

Abb. 27: Das Zeigen eines Femidoms in einer Terminwohnung



zess der Normalisierung entlässt nicht nur den Kunden aus der sexuellen Fürsorgeverantwortung, sondern ruft den sexuell arbeitenden Körper als den von der Norm abweichenden Körper, der „unter Kontrolle“ (Ruhne 2006) gebracht wird, an. Zum anderen erfolgt durch die Sozialarbeiterin nach der Demonstration der Anwendung des Femidoms die Vermittlung eines Inszenierungswissens, das auf die sinnliche Wahrnehmung des Kunden zielt und für die Sexarbeiterinnen insofern ein notwendiges Wissen im Umgang mit ihrem Körper ist, als sie ihren Körper zeigend in Szene setzen müssen, um einen performativen Kontext der Lustförderung hervorzubringen („dann könnt ihr in den Schlauch auch Gleitgel machen“; „dann spürt man es nicht“). Die Sozialarbeiterin agiert in einer die Arbeitsrealitäten der Frauen akzeptierenden Grundhaltung, die das Wissen um den „Kampf um Glaubwürdigkeit“ (Löw/Ruhne 2011, S. 185) der Darstellung in der sexuellen Dienstleistung einschließt und weder das Angebot noch die Nachfrage nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr seitens der Männer moralisierend problematisiert. Mittels der plastischen Beschreibungen knüpft sie an die Praktiken der Sexualität in der Prostitution an und bettet das Wissen um Verhütungspraktiken in ein Inszenierungswissen des Femidoms ein, das sich auf die sexuelle Interaktion mit dem Kunden bezieht: Inszeniert wird die Bedingung der Möglichkeit sinnlich-sexueller Erfahrungen – trotz Einsatzes des Artefakts – im Zuge einer Professionalisierung des sexuell arbeitenden Körpers, die dem Kunden „ein Gefühl lustvoller Involviertheit“ (ebd., S. 189) vermittelt.

Der Akt der Vermittlung changiert hier zwischen einer Vermittlung von Anwendungswissen über Verhütung, die zugleich eine Verantwortungszuschreibung an die Sexarbeiterinnen bedeutet, und einer Hilfestellung zur Geheimhaltung gegenüber den Kunden („Wenn sie einen Kunden hat, der weiß nicht,

dass sie das da hat“). Beides fungiert in gewisser Weise als eine inszenierte Verschleierungstaktik. Zum einen wird das Sexuelle als das Intimste einer bürgerlichen Gesellschaft adressiert (vgl. Ott 2014). Zum anderen wird die sexuelle Beziehung zwischen dem Kunden und der Sexarbeiterin durch den Bezug auf das leibliche Empfinden des Kunden („denkt er, er macht Sex ohne Kondom“; „spürt man es nicht“) als eine partnerschaftliche Sexualität konstruiert; eine Konstruktion, die auf Vorstellungen einer „Naturhaftigkeit“ des körperlichen Kontakts basiert und die Funktion einer moralischen Entlastung übernimmt (vgl. Löw/Ruhne 2011, S. 146; Wrede 2000). Damit wird eine patriarchale Norm aufrechterhalten, die die Verhütung und den Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten in die Verantwortung des sexuell arbeitenden Körpers stellt. Denn Sexualität in der heterosexuellen Prostitution wird nicht nur durch die Nachfrage der Kunden und das Angebot der Sexarbeiterin hervorgebracht, sondern findet im kapitalistischen Kontext der Sexindustrie statt (vgl. Grenz 2009, S. 210 f.; Ott 2014, S. 150). In der Sexarbeit werden der Körper und die Sexualität kapitalisiert: Für „Sex ohne Kondom“ wird den Sexarbeiterinnen mehr bezahlt.

Mit Blick auf „die performative Kraft des Zeigens“ (Ricken 2009b, S. 121) wird durch den Akt des Zeigens des Femidoms in beiden Sequenzen ein Anrufungsgeschehen hervorgebracht, das den sexuell arbeitenden Körper in doppelter Weise adressiert: sowohl als potentiell gefährdeten und gefährdenden Körper, d. h. als Objekt gesundheitlicher Fürsorge, als auch als professionell arbeitenden Körper und damit als Objekt einer auf die (sexuelle) Sicherheit am Arbeitsplatz bezogenen Berufsberatung.

9.6 Zwischenfazit: Praktiken des Zeigens zwischen kontrollierender Fürsorge und aufklärender Professionalisierung

Zu Beginn des Kapitels wurde die Frage aufgeworfen, wie der Akt des Zeigens der Verhütungsmittel Femidom und Dental Dam während der Besuche der aufsuchenden Sozialen Arbeit in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiterinnen performativ hervorgebracht und dabei mit Körpern am Schutz des Körpers von Sexarbeiterinnen gearbeitet wird. Hierbei ist zunächst zu reflektieren, dass eingangs die Verteilung von sexuellen Verhütungsmitteln wie Kondomen, Femidomen und Dental Dams als zentraler Bestandteil benannt wurde. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass die Kondome als sexuelle Verhütungsmitteln in der Empirie insofern „verschwinden“ und unsichtbar werden, als sie in Form der „Geschenksäckli“ lediglich ausgehändigt werden, aber in ihrer Anwendung nicht erklärungsbedürftig zu sein scheinen. Dies könnte einerseits damit zusammenhängen, dass ein anwendungsbezogenes Wissen über Kondome implizit vorausgesetzt wird, und andererseits damit, dass Kondome, anders als das

Femidom, nicht dienlich sind für die Inszenierung einer verhütungsfreien Sexualität. Da es darüber hinaus in den empirischen Analysen um Femidome und Dental Dams geht, die dem sexuellen Schutz der Frauen dienen und entsprechend in der Regel von weiblichen Sozialarbeiterinnen weiblichen Sexarbeiterinnen vorgestellt werden, beziehen sich die nachfolgenden Aussagen größtenteils auf weibliche Personen. Erst gegen Schluss hin werden verallgemeinerbare Befunde über die Anwendung von Femidomen und Dental Dams hinaus angeführt, die entsprechend geschlechtsneutral formuliert werden.

Wie in den voranstehenden Analysen deutlich wird, bringt der körperpraktische Akt des Zeigens eines Femidoms und Dental Dams das Setting der (sexuellen) Gesundheitsprävention situativ wie performativ zur Aufführung. Bezogen auf die empirischen Ergebnisse lassen sich hierbei verschiedene, eng miteinander verwobene Bedeutungsebenen der sozialen Praktik des Zeigens unterscheiden, die durch die Spezifität der jeweiligen Artefakte konstituiert werden und von der jeweiligen Betrachtungsperspektive abhängen.

Erstens vollzieht sich die soziale Praktik des Zeigens eines Femidoms und eines Dental Dams als eine auf den Körper der Sexarbeiterin bezogene Wissensvermittlung, die im Sinne eines „vorführenden Hinstellens“ (Thompson 2011, S. 76) als zentraler Bestandteil sozialpädagogischen Wirkens verstanden werden kann. Auf der räumlich-materiellen Ebene vollzieht sich die Praktik des Zeigens als körperbezogene Wissensvermittlung wie auch als Wissensaneignung auf einer Zwischenbühne. Die Sozialarbeiterinnen agieren in der durch den Raum zugewiesenen Positionierung als Wissensvermittlerinnen, und die Sexarbeiterinnen bleiben in der Position der zuhörenden Lernenden. Damit vollzieht sich die Praxis des Zeigens als eine pädagogische, die erst dann als solche sichtbar wird, wenn sie systematisch auf das Verhältnis von Wissensvermittlung und Zuweisung spezifischer sozialer Positionen wie Lehrende und Lernende bezogen wird (vgl. Brinkmann 2017; Meyer-Drawe 2008). Entsprechend vollzieht sich die Praxis des Zeigens insofern als eine zwischenleibliche, interkorporale und soziale Praxis, als sie sich in einem ersten Schritt als ein „Aufmerksam-Machen“ bestimmen lässt: Die Sozialarbeiterinnen *oder* die Sexarbeiterinnen machen über die Ansprache des Femidoms bzw. des Dental Dams auf das jeweilige Artefakt aufmerksam. Hierbei stehen Brinkmann zufolge „[l]ernendes Aufmerksamwerden und zeigendes Aufmerksammachen [...] in einem wechselseitigen und unsicheren Bezug, der sich im Wechselspiel von aktiver Sinnstiftung und passiver Sinngebung konstituiert. In der Differenz zwischen Aufmerksam-Machen und Aufmerksam-Werden [...] kann es zum Ereignis einer geteilten Aufmerksamkeit kommen“ (Brinkmann 2016, S. 17). Hierbei macht der rekonstruierte körperleibliche Vollzug der sozialen Praxis des Zeigens deutlich, dass diese nicht als intentionale Handlung zu verstehen ist, sondern als ein situatives und performatives Geschehen, mit dem sich das Setting der sexuellen Gesundheitsprävention vollzieht. Im Zeigen der Artefakte durch die Sozial-

arbeiterinnen erfolgt sowohl eine auf die sexuelle Gesundheit der Sexarbeiterinnen bezogene Wissensvermittlung als auch eine Wert- und Normorientierung in Bezug auf den Umgang mit dem eigenen Körper, für den es Fürsorge und Selbstsorge auszuüben gilt. In den Momenten des Vollzugs der Zeigepraktiken wird dabei der Körper der Sozialarbeiterinnen als ein zeigender Körper eingesetzt, der etwas zu sehen gibt, der aber auch von den Sexarbeiterinnen gesehen wird. In den Rekonstruktionen wird zudem deutlich, dass die Fachkräfte sowohl als „kontrollierende Gesundheitsfürsorgerinnen“ wie auch als „unterstützende und aufklärende Sozialarbeiterinnen“ (Vorheyer 2010, S. 365) agieren. Dabei kommt dem Femidom als Artefakt sexueller Verhütungspraxis im spezifischen Feldkontext mehr als eine rein funktionale Bedeutung – etwa Empfängnisverhütung oder Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten – zu. Es hat darüber hinaus eine symbolische Bedeutung (vgl. Sardadvar 2010), auf die während der Zeigepraktiken in situ zurückgegriffen wird. Damit fungieren Zeigepraktiken als Techniken der Sichtbarmachung. Im performativen Vollzug des Zeigens wird Bezug genommen auf den institutionellen Auftrag der sexuellen Gesundheitsprävention. Implizit wird im Zeigen der Körper der Sexarbeiterin als der „andere“, von der Norm abweichende Körper konstruiert, den es zu kontrollieren gelte: Hervorgebracht wird der potentiell gesundheitsgefährdende und zugleich gefährdete Körper der Sexarbeiterin, der nur als gesunder Körper produktiv ist (vgl. Schulte 1984, S. 185). Ex negativo bedeutet dies, dass im Zeigen von etwas auch immer etwas *nicht* gezeigt wird: Strukturelle Problemlagen – wie etwa die erhöhte Kundennachfrage nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr – werden zugunsten der Responsibilisierung der Sexarbeiterinnen – im Sinne der „Übertragung von Verantwortung“ (Oelkers 2013, S. 163) – im Kontext eines gesellschaftlichen Begehrens nach Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten ausgeblendet. Das subtile situative Machtverhältnis zwischen den Sozialarbeiterinnen als Lehrenden und Vermittelnden einerseits, den Sexarbeiterinnen als Lernenden und Zuhörenden andererseits führt dazu, dass das professionelle Erfahrungswissen der Sexarbeiterinnen in Bezug auf den Umgang, die Anwendung und die Einbindung sexueller Verhütungsmittel in die sexuellen Dienstleistungsinteraktionen mit den Kund*innen seitens der Sozialarbeiterinnen nicht explizit wahrgenommen und anerkannt wird.

Zweitens kommt dem mit dem Körper gezeigten Artefakt eine konstitutive Funktion für die Aushandlung der Situation zu: Wird davon ausgegangen, dass in die Situation Akteur*innen „aus verschiedenen sozialen Welten mit unterschiedlichen Rationalitäten involviert sind“ (Hörster et al. 2013, S. 14), fungieren das Femidom wie auch das Dental Dam als Grenzbjekte. Wie dem Artefakt „Geschenksäckli“ kommt auch den Artefakten der sexuellen Präventionsarbeit eine soziale Vermittlungs- und Übersetzungsfunktion zu (vgl. Kap. 7.3). Diese führt dazu, dass die Sozialarbeiter*innen und die Sexarbeiter*innen in den jeweiligen Situationen einen gemeinsamen Modus operandi für sich herstellen

(vgl. Hörster et al. 2013, S. 14; Star 2017). Indem sie sich im konkreten Tun auf die Grenzobjekte hin orientierten, ermöglichen diese Objekte es den Akteur*innen, gemeinsam praktisch tätig zu werden: also die Präventionsberatung zu praktizieren. Derselbe Objektbezug ermöglicht aber auch situative Unsicherheitsmomente, die etwa durch ein Lachen oder ironisierende Anmerkungen in Bezug auf das *Sprechen über* spezifische sexuelle Praktiken oder Körperhaltungen zu bearbeiten und zu normalisieren sind. Insofern treten die Artefakte als relevante Bedingung der Dynamik situations- und kontextspezifischer Praktiken in Erscheinung (vgl. Hillebrandt 2014, S. 82) und ihnen kommt eine konstitutive Funktion für die Aushandlung der jeweiligen Situationsdefinition wie auch für den Modus der Arbeitsbeziehung zu. Denn als Grenzobjekte fungieren sie als Beziehungszeichen, über die ein situatives Beziehungsangebot zwischen den Sexarbeiter*innen und den Sozialarbeiter*innen erfolgen kann, so dass die Dynamik der Praktiken des Zeigens „als Aushandlungsprozess über die Bedingungen gemeinsamer Arbeit“ (Müller 2015, S. 481) verstanden werden kann. Das Setting der Gesundheitsprävention gewinnt seine Gestalt dann im Prozess der Begegnung der Personen *als* Sozialarbeiter*innen und *als* Sexarbeiter*innen sowie unter Einsatz der spezifischen Artefakte. Somit unterliegt das Setting der Gesundheitsprävention insgesamt situationsspezifischen Aushandlungsprozessen: Es wird erst durch die Praktiken des Zeigens zu einem Setting „professioneller Intervention“ (Müller 2015, S. 483), so wie es erst durch die spezifische Nutzung des Angebotes durch die Sexarbeiter*innen Gestalt annimmt. Die über den Akt des Zeigens erfolgende Bezugnahme auf die soziale Norm der Verhütung als individueller Gesundheitsfürsorge lässt sich infolgedessen zugleich als eine Form der Unterstützung von Professionalisierungsbestrebungen im Feld der Prostitution durch die Sozialarbeiter*innen deuten (vgl. Probst 2015, S. 119f.). Letzteres eröffnet die Möglichkeit, die auf die sexuelle Gesundheit bezogene Beratung und Wissensvermittlung der Sozialarbeiter*innen nicht nur als sexuelle Gesundheitsfürsorge, sondern als Bemühung um Sicherheit am Arbeitsplatz und als Form der Professionalisierung von Sexarbeit als Beruf (Alexander 1998) zu interpretieren, in deren Rahmen auch die Vermittlung eines auf die sexuelle Intimkommunikation bezogenen Inszenierungswissens relevant ist.

Kapitel 10

Ein Balanceakt: Schwangerschaft – Arbeit – Mutterschaft

Fragen nach der Integrität des Leibes, die potentiell durch die Selbstkommerzialisierung des Körpers der Sexarbeiterinnen unmittelbar angegriffen wird (Brenner 2007, S. 157), tauchen in der vorliegenden Ethnographie dann auf, wenn der sexuell arbeitende Körper der Sexarbeiterinnen zugleich ein schwangerer sexuell arbeitender Körper ist.¹⁰⁷ Situationen, in denen die Sozialarbeiterinnen auf schwangere Sexarbeiterinnen treffen, sind für alle Beteiligten auf unterschiedliche Weise herausfordernd. Innerhalb der soziologischen Erforschung stellt dabei sowohl das Thema Schwangerschaft im Allgemeinen (vgl. Hirschauer et al. 2014; Villa et al. 2011) als auch das Thema Schwangerschaft, Elternschaft *und* Sexarbeit im Besonderen ein soziologisches Randthema dar (Bromwich/Dejong 2015; Duff et al. 2015; Sloss/Harper 2004). Die Sichtbarkeit einer Schwangerschaft im Sexgewerbe berührt dabei wie jede Schwangerschaft einer berufstätigen Frau Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, wirft aber auch die Frage auf, welche Auswirkungen eine körperlich anstrengende Arbeit auf die Schwangerschaft haben kann. Andererseits wird die Schwangerschaft der Sexarbeiterin mitunter seitens der Kund*innen als ein spezifisches Angebot sexueller Dienstleistung nachgefragt (vgl. Sloss/Harper 2004). Ganz nach dem Motto „Pregnancy is sexy“ oder „But the guys was like, the pregnant stuff is the best stuff“, wie es Sexarbeiterinnen in der Studie von Sloss und Harper (2004, S. 334) formulieren, eröffnet sich durch die Schwangerschaft für Sexarbeiterinnen die Möglichkeit, den schwangeren Körper gewinnbringend auf dem ökonomischen Markt der sexuellen Dienstleistung einzusetzen.

Wenn wie oben die Frage nach der Integrität des Leibes aufgeworfen wird, ist diese einzubinden in ein die Debatte um Prostitution dominierendes Spannungsverhältnis zweier moralisch-ethischer Betrachtungsweisen von Sexarbeit (vgl. Brenner 2007). Auf der einen Seite kann die Ausübung von Sexarbeit mit der Betrachtung verbunden sein, dass im Kontext der auf individuelle Bedürfnisbefriedigung abgestimmten sexuellen Dienstleistung den Kund*innen im Rahmen der prostitutiven Intiminteraktion ein aktives Zugriffsrecht auf den Körper der Sexarbeiter*in gewährt wird (vgl. Gerheim 2018). Hierbei ließe sich

107 Da ein biologisch männlicher Körper nicht schwanger werden kann, wird im Folgenden ausschließlich von Sexarbeiterinnen gesprochen und damit der biologisch weibliche Körper fokussiert.

argumentieren, dass der Körper der Sexarbeiter*in damit zwar zum Objekt sexueller Befriedigung wird, aber der/die Kund*in nicht den/die Sexarbeiter*in als Person kauft, ebenso wie der/die Sexarbeiter*in nicht ihre Person verkauft, sondern eine Inszenierungsleistung (vgl. Löw/Ruhne 2011; Ott 2017). Einerseits ist die Überschreitung von Körpergrenzen im Rahmen der prostitutiven Intiminteraktion *nicht* zu vergleichen mit anderen Formen der Körperarbeit, wie sie etwa Physiotherapeut*innen, Pflegefachkräfte oder Friseur*innen ausüben,¹⁰⁸ andererseits verfügen Sexarbeiter*innen durchaus über das Recht, die sexuelle Intimkommunikation (Ahlemeyer 1996) jederzeit zu beenden (vgl. Gerheim 2018; Vorheyer 2018). Dieses Recht auf die Beendigung der Begegnung, die Ablehnung der Nachfrage durch den/die Kund*in oder die Verweigerung des Geschlechtsverkehrs mag dann eingeschränkt sein, wenn die Ausübung der Tätigkeit unter prekären Bedingungen von persönlichen wie auch strukturellen Vulnerabilitätsverhältnissen stattfindet; diese können jedoch nicht per se als gegeben angenommen werden. Diese Betrachtungsweise der von den Sexarbeiter*innen geleisteten Körperarbeit und ihres/seines Körpers kann im Kontext der vorliegenden Studie eine entlastende Funktion für die Sozialarbeiterinnen haben, da es mit einer akzeptanzorientierten Sozialen Arbeit in Einklang gebracht werden kann. Denn im Sinne eines „gesunden Liberalismus“ (Brenner 2007, S. 153) lässt sich die Auffassung, dass Menschen Teile ihres Körpers veräußern, sehr wohl vertreten (vgl. ebd.). Eine solche Betrachtungsweise trage dem Umstand Rechnung, dass es – wie Martha Nussbaum (1999) in ihrem Plädoyer *für* Prostitution argumentiert – nicht nur Sexarbeiter*innen sind, die ihren Körper selbst kommerzialisieren. Nussbaum (ebd.) zufolge sind beispielsweise auch Physiotherapeut*innen oder gar Wissenschaftler*innen¹⁰⁹ mit ihren Körpern anwe-

108 Berufe, die sich auf den Körper des Anderen – also eines/eine*r Kund*in – beziehen, so wie solche, die grundsätzlich unter körperlicher Anwesenheit ausgeübt werden und in denen mit dem Körper eine Leistung vollbracht wird, unterliegen in der Regel keiner sittlichen Stigmatisierung.

109 In ihrem Aufsatz „Mit Gründen oder aus Vorurteil. Käufliche Körper“ schreibt Nussbaum (1999, S. 937 f.): „Jeder von uns, ausgenommen die Wohlhabenden und Arbeitslosen, lässt sich den Gebrauch seines Körpers bezahlen. Professoren, Fabrikarbeiter, Anwälte, Opernsänger, Prostituierte, Ärzte, Parlamentarier – alle tun wir Dinge mit Teilen unseres Körpers und erhalten dafür Gegenleistungen in Geld. Die einen werden gut bezahlt, die anderen nicht; die einen können ihre Arbeitsbedingungen relativ weitgehend selbst bestimmen, andere nicht; den einen stehen viele Arbeitsplätze offen, anderen nur sehr wenige. Und die einen sind sozial stigmatisiert, die anderen nicht.“ Sie geht hierbei dem Problem der Kommerzialisierung der Sexualität und des ‚Warencharakters‘ des Körpers am Beispiel der Prostitution nach (ebd., S. 940) und vertritt die Auffassung, „daß eine ergebnisreiche Debatte über die Moralität und Legalität der Prostitution einen doppelten Ausgangspunkt haben sollte. Sie sollte von einer umfassenderen Analyse unserer Überzeugungen und Praktiken in bezug auf den bezahlten Gebrauch des Körpers und von einem erweiterten Bewußtsein der Möglichkeiten und Chancen ausgehen, die wirtschaftlich ar-

send und vollbringen mit ihren Körpern eine körperliche Dienstleistung, „die als besonders intim und entscheidend für das Selbstsein gelten“ kann (ebd., S. 947). Diese Argumentation für Prostitution und die damit einhergehende politische Forderung nach der Anerkennung von Sexarbeit als Beruf ist allerdings einseitig und tendiert dazu, prekäre Verhältnisse auszublenden. Würde man sich ganz auf diese „liberale“ Position kaprizieren, ginge eine moralische und ethische Betrachtungsweise von Sexarbeit als Veräußerung des leiblichen Selbst, als ein „Akt der *Entwürdigung*“ (Brenner 2007, S. 158; Herv. i. O.) und damit als Veräußerung des Leibes, der ich bin (Merleau-Ponty 1996, S. 234), verloren. Entsprechend lautet das ethische Hauptargument gegen Prostitution, dass die Sexarbeiter*innen, indem sie ihren Körper zum Verkauf anbieten, gerade auch sich selbst – d. h. ihre Person bzw. den Leib, der sie sind – verkaufen (vgl. Brenner 2007, S. 158). Ausgehend von diesen knapp skizzierten Argumentationslinien kann davon ausgegangen werden, dass die Einnahme einer akzeptanzorientierten Position und Betrachtungsweise durch die Sozialarbeiter*innen, die sich auf die Anerkennung von Sexarbeit als Beruf und die Trennung von Körper und Person bezieht, eine notwendige Rahmung der konkreten Interaktionen mit den Sexarbeiter*innen darstellt, um situativ (professionell) handlungsfähig zu bleiben.

In diesem Zusammenhang stellt die Sichtbarkeit schwangerer Körper von Sexarbeiterinnen, die gleichzeitig Objekt sexueller Begierde sind, eine Herausforderung dar und scheint nicht nur Fragen nach der Integrität der Person aufzuwerfen, sondern auch danach, wie die Sozialarbeiter*innen situativ damit umgehen: Ist es ethisch vertretbar, dass schwangere Frauen im Sexdienstleistungsgewerbe arbeiten und ihren Körper kapitalisieren? Wie lässt sich die Schwangerschaft innerhalb solcher Situationen, wie sie hier ethnographisch beobachtet worden sind, seitens der verschiedenen Beteiligten thematisieren bzw. inwiefern lässt sie sich eventuell nicht thematisieren? Mit welchen Grenzziehungen und -überschreitungen kann die Sichtbarkeit einer Schwangerschaft im Kontext Prostitution einhergehen? Auf welches professionelle und/oder moralische Problem verweist die Schwangerschaft einer im Sexdienstleistungsgewerbe tätigen Frau für die Sozialarbeiterinnen? Im Folgenden wird diesen Fragen anhand zweier Beobachtungssequenzen sowie einer Interviewsequenz mit einer Sozialarbeiterin in der Rekonstruktion der empirischen Analysen nachgegangen. Die folgenden Analysen stellen hierbei auch dar, welche praktischen, aber

men, arbeitenden Frauen offenstehen“ (ebd., S. 940). Im weiteren Verlauf vergleicht sie dann „die Prostituierte und die Philosophieprofessorin“ (ebd., S. 947) und kommt zu dem Schluss, dass sie eine „interessante Gemeinsamkeit“ haben: Sie erbringen beide eine körperliche Dienstleistung, die als besonders intim zu betrachten sei, denn „[w]ie die Prostituierte Geld für Sex nimmt – der als intimer Selbstausdruck gilt –, nimmt die Professorin Geld dafür, daß sie nachdenkt und über das schreibt, was sie denkt [...]“ (ebd.).

auch moralischen Herausforderungen sich sowohl für die Sozialarbeiterinnen als auch für die Ethnographin ergeben, wenn der sexuell arbeitende Körper der Sexarbeiterinnen zugleich ein schwangerer Körper ist. Das Kapitel beginnt mit einer Analyse der körperleiblichen Wahrnehmungen der Ethnographin, bevor es sich der Frage widmet, wie die Tatsache einer Schwangerschaft in den sozialen Besuchssituationen (nicht) zum Thema gemacht wird.

10.1 Die Sichtbarkeit der Schwangerschaft zwischen Normalisierung und Entsetzen: Die Perspektive der Ethnographin

Mich irritiert vor allem die schwangere Frau – Kann sie noch arbeiten? Wie macht sie das? Die Sozialarbeiterin macht es nicht zum Thema der Unterhaltung – würde es zu übergreifig wirken? (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 97–98)

Im Wohnzimmer steht eine weitere zierliche Frau, der Zoé zur Begrüßung ebenfalls die Hand gibt. Mit einem leisen „Hallo“ antwortet die Frau. Wie immer gebe auch ich der Frau zur Begrüßung meine Hand – sie trägt eine Leggings und ein T-Shirt, darunter ist ein leicht gewölbter Bauch zu erkennen – sie ist schwanger, denke ich mir und bin aber nicht mehr so entsetzt wie bei den vergangenen Malen. Es ist nicht die erste schwangere Frau, der ich in der aufsuchenden Arbeit begegne. Vielmehr wundere ich mich, dass Zoé sie nicht darauf anspricht. Vielleicht hat sie es auch gar nicht bemerkt? (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/IV, Z. 33–39)

In beiden Sequenzen, die aus unterschiedlichen Beobachtungsprotokollen stammen, formuliert die Ethnographin nicht nur explizit Irritationen über die Begegnung mit schwangeren Sexarbeiterinnen, sondern auch ein Entsetztsein, das ein deutliches körperleibliches Empfinden auf der manifesten Textebene sichtbar macht („Mich irritiert vor allem die schwangere Frau“, „sie ist schwanger, denke ich mir und bin aber nicht mehr so entsetzt wie bei den vergangenen Malen“). Das körperleibliche Empfinden und Verstehen der Ethnographin, die als Erkenntnissubjekt eingebunden ist in normative Wahrnehmungsmuster, wird entsprechend als Ausgangspunkt der empirischen Analysen genommen.

Die von der Ethnographin artikulierten Irritationen, die mit der Wahrnehmung und der Sichtbarkeit einer schwangeren Frau in einer Besuchssituation einhergehen, ziehen in der ersten Sequenz eine symbolische Grenze, die sich zum einen in der Frage nach der Arbeitsfähigkeit der Sexarbeiterin materialisiert und zum anderen mit der Überlegung einhergeht, ob die professionelle Thematisierung der Schwangerschaft durch die Sozialarbeiterin eine potentiell integritätsverletzende Praktik sein könnte. Die in der zweiten Sequenz beschriebene Eintritts- und Begrüßungssituation könnte zunächst in verschiedenen

Kontexten stattfinden und verweist – wie in der ersten Sequenz – weder explizit auf den Kontext der Prostitution noch auf den der aufsuchenden Sozialen Arbeit. Es könnte ein Besuch bei einer Freundin sein, bei dem gleichzeitig eine weitere unbekannte Frau anwesend ist, der sich die Besucherinnen zwecks Einhaltung der Höflichkeitsnormen vorstellen. Der Blick der Ethnographin leitet die Leser*innen durch diese erste Situation und richtet die Aufmerksamkeit auf eine als zierlich wahrgenommene Frau mit einem „gewölbten Bauch“. Die Sichtbarkeit des gewölbten Bauches deutet aus Perspektive der Ethnographin auf eine Schwangerschaft der Frau hin. Erst die innere Stimme der Ethnographin, die für sich die Anwesenheit der schwangeren Frau normalisiert und nun nicht mehr mit Entsetzen reagiert, kontextualisiert die Situation im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit: „Es ist nicht die erste schwangere Frau, der ich in der aufsuchenden Arbeit begegne.“ Interessanterweise ist diese Feststellung, mit der schwangere Frauen im Kontext Prostitution für die Forscherin zu einer Normalität werden, verbunden mit der leiblichen Wahrnehmung, „nicht mehr so entsetzt“ zu sein. Dies wirft die Frage auf, worüber die Ethnographin eigentlich entsetzt ist und worin die Irritation gründet. Worauf verweist dieses Entsetztsein?

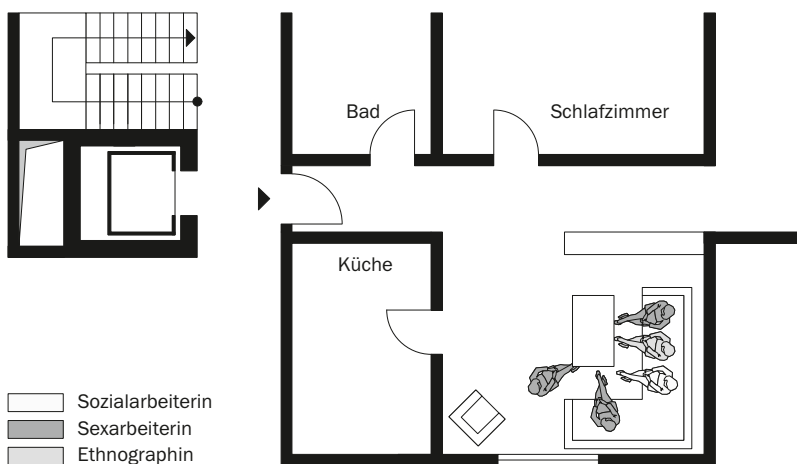
Zunächst verweist das Gefühl des Entsetzens auf eine moralisierende Aufmerksamkeits- und Klassifizierungspraktik, im Rahmen derer *seitens der Ethnographin* eine Konstruktion der Schwangerschaft im Feld der Prostitution als soziales und professionelles Problem erfolgt: als ein Problem, das durch die Sozialarbeiterin angesprochen werden müsste, was aber zur Verwunderung der Ethnographin nicht geschieht. Das Gefühl des Entsetzens muss jedoch auch in den Kontext der Thematisierung sexueller Werte und Verhaltensweisen gestellt werden, die insbesondere dann, wenn es die Werteeinstellungen und Verhaltensweisen von Personen aus deprivilegierten sozialen Schichten betrifft, mit gesellschaftlichen Bedrohungsszenarien (vgl. Klein 2009) verbunden wird. Doch was heißt das nun in Bezug auf das von der Ethnographin geäußerte Entsetzen? Sowohl die soziale, politische und kulturelle als auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Prostitution wird selten emotions- und ideologiefrei geführt (vgl. Brenner 2007), und beim Thema Schwangerschaft und Prostitution scheint sich das noch zu potenzieren. Der sexuell arbeitende wie auch der schwangere weibliche Körper erscheinen „als öffentlicher Ort“ (Duden 1994), beide sind auf unterschiedliche Art und Weise umkämpft. Während der sexuell arbeitende Körper und mit ihm die Prostitution als soziales Problem, als sozial abweichender Körper klassifiziert wird (vgl. Kap. 1.1), verweist der schwangere Körper auf einen spezifischen Aspekt des Körpers, der gesellschaftlich als schützenswert betrachtet wird (vgl. Sloss/Harper 2004). Der Zustand der Schwangerschaft ist jedoch keineswegs frei von subtilen, machtvollen und disziplinierenden Techniken der Überwachung und der Fürsorge (vgl. Duden 1994, S. 19). Über den Körper und den Zustand einer schwangeren Frau werden gesell-

schaftlich-kulturelle Bilder von „guter Mutterschaft“, aber auch vom Wohlergehen der Kinder verhandelt, von denen auch die Ethnologin nicht frei ist und die sich in dem körperleiblichen Entsetzen äußern. Der „gewölbte Bauch“ der Frau verweist implizit auf die Unsichtbarkeit und gleichzeitige Verletzlichkeit des ungeborenen Kindes. Diese Vulnerabilität potenziert sich in dem von der Ethnologin nicht ausgesprochenen Gedanken, dass die Frau als Sexarbeiterin ihren Körper und damit einhergehende sexuelle Dienstleistungen während der Schwangerschaft anbietet und dass es eine Nachfrage seitens der Kunden nach schwangeren Frauen gibt. Die heteronormativ-bürgerliche Vorstellung, dass nicht der sexuelle Lebensgefährte der Frau und damit der Vater des Kindes den schwangeren Körper berühre, sondern ein unbekannter Kunde, der dieses Berührrecht kaufe, und der schwangere Körper somit kapitalisiert werde, produziert dieses Entsetzen. Dahinter liegen gesellschaftlich-kulturelle Bilder von Sexualität als intimer und privater Angelegenheit einer auf gegenseitigem Einvernehmen beruhenden Partnerschaft (vgl. Ott 2004), aber auch von einem gesellschaftlich-kulturell begründeten Schutzbedürfnis, das der schwangeren Frau und dem ungeborenen Kind zugeschrieben wird. Die Schwangerschaft einer Frau, die im Feld der Sexarbeit tätig ist, bewegt sich in diesem normativ aufgeladenen Spannungsfeld, das auf ein professionelles wie professionsethisches Problem verweist. Die Frage, ob es denkbar und angemessen ist, während der Schwangerschaft unter potentiell gesundheitsgefährdenden Bedingungen der beruflichen Tätigkeit als Sexarbeiterin nachzugehen, wie auch Fragen der Vereinbarkeit von Sexarbeit und Familie ließen sich als *professionelles sozialpädagogisches Problem* bezeichnen, welches vor dem Hintergrund einer akzeptanzorientiert ausgerichteten aufsuchenden Sozialen Arbeit situativ bearbeitet werden könnte. Das Spannungsverhältnis, dass mit der Schwangerschaft eine Verpflichtung der Sexarbeiter*in gegenüber dem (ungeborenen) Kind einhergeht, für das es auch während der Schwangerschaft Sorge zu tragen gelte und das durch sexuelle Praktiken sowie das Arbeiten unter prekären Bedingungen potentiell gefährdet werde, ließe sich als *professionsethisches Problem* bezeichnen. Als *moralische Probleme* ließen sich die – oben skizzierte – Frage nach der Integrität des Leibes sowie die allgemeine Verpflichtung, für das (ungeborene) Kind Sorge zu tragen, identifizieren. Beide Aspekte werden durch die Kommerzialisierung des schwangeren Körpers unmittelbar angegriffen und bringen die ethisch-akzeptanzorientierte Betrachtungsweise von Sexarbeit als Berufstätigkeit ins Wanken. Wie sich dieses Spannungsverhältnis situativ zeigt und wie die Sozialarbeiterinnen damit umgehen, wird im Folgenden nachgezeichnet.

10.2 De-Thematisierung der Schwangerschaft: Adressierung als Berufstätige

Wie wird Schwangerschaft in der aufsuchenden Arbeit im Feld Prostitution zum Thema gemacht? Welche Möglichkeiten der Thematisierung werden situativ im Zusammenspiel von Sozialarbeiterin, Ethnographin und Sexarbeiterin sowie der Themen Prostitution und Schwangerschaft eröffnet oder eingeschränkt? Welche Aussagen lassen sich über situative Bedingungen der (Nicht-)Thematisierung treffen? Diesen Fragen wird mittels des oben schon eingeführten Besuches der Sozialarbeiterin und der Ethnographin in einem Salon nachgegangen. Im weiteren Verlauf der Situation sitzen die Sozialarbeiterin, die Ethnographin und die Sexarbeiterinnen in einem Halbkreis im Wohnzimmer des Salons, von dem aus sowohl die Eingangstür als auch die Überwachungskamera sichtbar sind (vgl. Abb. 28). Der Besuch der Sozialarbeiterin findet aufgrund einer Terminvereinbarung mit Petra statt, der Inhaberin des Salons, die dort zugleich als Sexarbeiterin tätig ist. Hintergrund dieses Termins ist die Anmeldung von Petra sowie ihrer Kolleginnen und Mitarbeiterinnen zur Teilnahme an einem beruflichen Umschulungskurs zur Pflegefachfrau.

Abb. 28: Beratung im Halbkreis einer Terminwohnung



Stellt die Ethnographin zu Beginn der Situation noch ihre Verwunderung über die Nicht-Thematisierung der Schwangerschaft fest, wird diese Schwangerschaft nun der Sozialarbeiterin gegenüber durch Petra explizit gemacht:

Während Zoé [Sozialarbeiterin] ihren gebeugten Oberkörper über das Tablet beugt und die Homepage der Caritas für den Umschulungskurs zur häuslichen Pflegearbeit

sucht, unterhalten sich die anderen Frauen auf Rumänisch. Dann bezieht Petra [Sexarbeiterin/Inhaberin] lachend Zoé ins Gespräch ein, indem sie Zoé an den Arm tippt. Zoé blickt kurz auf, während Petra auf die dritte Frau zeigt (die rechts von mir auf der Couch sitzt und mit ihrem Smartphone beschäftigt ist). „Nur noch ein bißchen und dann kommt das Baby raus“, meint sie fröhlich kichernd zu Zoé. Ich schaue die Frau nochmals an, wie um mich zu vergewissern, dass ihre Schwangerschaft tatsächlich schon so weit fortgeschritten ist. Zoé hingegen hat ihren Blick immer noch fokussiert auf das Tablet gerichtet und scheint es nicht verstanden zu haben. Doch dann richtet sie plötzlich ihren Kopf auf und fragt mit schriller, angehobener Stimme: „Wie, was schwanger? Aber dann arbeitet sie nicht!?“ Während sie mich mit weit aufgerissenen Augen entsetzt anschaut. „Ja, siebter Monat“, meint Petra lächelnd und spricht die Frau auf Rumänisch an. „Die Namen ist [Name des Salons] von der Baby“, lacht Petra und die anderen stimmen mit ein. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/IV, Z. 95–120)

Während die Sozialarbeiterin Zoé mit der Technik des Tablets beschäftigt ist und eine Homepage der Caritas sucht, die Informationen zu einem Umschulungskurs zur Pflegekraft beinhaltet, versucht die Inhaberin des Salons, Petra, über die körperliche Berührung der Sozialarbeiterin deren Aufmerksamkeit zu erlangen. Die explizite Ansprache von Petra: „Nur noch ein bißchen und dann kommt das Baby raus“, macht dabei nicht nur den schwangeren Zustand der Frau sichtbar zum Thema, sondern verweist auch darauf, dass die Schwangerschaft fortgeschritten ist und das soziale Ereignis der Geburt kurz bevorsteht. Für Petra stellt es ein freudiges Ereignis dar, das nicht nur mitgeteilt wird; sie möchte vielmehr auch ihre Freude darüber teilen. Darauf reagiert die Ethnographin mit einem den gewölbten Bauch der neben ihr sitzenden Frau kontrollierenden und überprüfenden Blick, um nicht nur in der eigenen Wahrnehmung, sondern auch in Bezug auf die Mitteilung von Petra sicherzugehen. Während die Ethnographin mit einer potentiell taktischen Sprachlosigkeit reagiert und ihr Schweigen noch als ein sprachloses Teilen der Freude gedeutet werden könnte, erzeugt die Mitteilung von Petra bei der Sozialarbeiterin eine leicht verzögerte Reaktion des Entsetzens, das sich in einer schrillen und angehobenen Stimme ausdrückt und sich sowohl in der Frage als auch in der Allianzbildung mit der Ethnographin („Während sie mich mit weit aufgerissenen Augen anschaut“) manifestiert. Die Aussage „Wie, was schwanger? Aber dann arbeitet sie nicht!“ zeigt einerseits Fassungslosigkeit an und verweist andererseits auf ein Spannungsverhältnis, das sich für die Sozialarbeiterin in dieser Situation aus der Thematisierung der Schwangerschaft ergibt und auf ein professionelles wie auch professionsethisches Problem verweist. Die Frage der Sozialarbeiterin lässt sich dabei als eine rhetorische Frage verstehen, der ein Selbstvergewisserungscharakter innewohnt und die zunächst keine Antwort verlangt: Die Anwesenheit der Frau scheint immerhin auf ihre Arbeitsfähigkeit und Erwerbs-

tätigkeit trotz Schwangerschaft hinzudeuten. Die Formulierung „Aber dann arbeitet sie nicht!?“ verweist implizit auf den Aspekt der Vereinbarkeit bzw. Unvereinbarkeit von Schwangerschaft und weiterer Ausübung der beruflichen Erwerbstätigkeit, die sich unter potentiell gesundheitsgefährdenden Bedingungen vollzieht, und konstruiert damit ein situatives Problem, das bearbeitet werden müsste. Hier drücken sich implizit Normalvorstellungen der Sozialarbeiterin aus: Schwanger zu sein und im sexuellen Dienstleistungsgewerbe zu arbeiten, scheint für sie unvereinbar. Petra hingegen reagiert auf die von der Sozialarbeiterin geäußerte Fassungslosigkeit gelassen und teilt nicht nur mit, dass ihre Kollegin und Mitarbeiterin sich im siebten Monat – und damit im fortgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft – befindet, sondern auch, dass das ungeborene Kind den Namen des Salons trage. Für die beiden Sexarbeiterinnen gibt es keine Diskrepanz zwischen der Schwangerschaft und dem Ausüben der auf den Körper der Frau bezogenen Erwerbstätigkeit. Vielmehr ist das ungeborene Kind Teil ihrer Lebenswelt, was sich in der Namensgebung ausdrückt. Im weiteren Verlauf registriert die Sozialarbeiterin die Information über den Status der Schwangerschaft mit einem Lächeln und nimmt nochmals konkret Bezug auf die Körperarbeit, die die Frau leistet:

Während Zoé ebenfalls lächelt, wiederholt sie ihre Frage: „Was arbeitet sie?“, fragt Zoé. Daraufhin meint Petra: „Sie arbeitet, aber Sex nicht, viele Kunde wollen andere Frauen nicht“, und erzählt mit einem Lachen, dass die Kunden kommen würden, denn sie mögen es, über den Bauch zu streicheln und Milch zu trinken. Während sie sich gleichzeitig selbst mit einer kreisenden Handbewegung über ihren Bauch streichelt und an die Brüste fasst. Daraufhin fangen die anderen beiden Frauen an zu kichern, Zoé zieht ihre Augenbrauen hoch und kommentiert es mit einem „Okay“, das ein wenig angewidert auf mich wirkt. „Wenn die einen das wollen. Aber okay, sie muss auf sich aufpassen“, gibt sie den Frauen zu verstehen, dabei ist ihre Stimme etwas dunkler wie sonst. „Sie hat Krankenkasse und alles?“, hakt sie nochmals nach. Petra blickt die schwangere Frau an und übersetzt auf Rumänisch – ein wortloses Nicken. „Okay gut“, meint Zoé etwas beruhigt und geht zunächst nicht weiter auf die Schwangerschaft ein. Ihren Blick wendet sie wieder ihrem Tablet zu, auf dem sie nach wie vor die Homepage von der Caritas sucht. Nachdem ein Kunde angerufen und über Petra mit der schwangeren Frau einen Termin vereinbart hat, nimmt Zoé das Thema Schwangerschaft nochmals auf. Sie erkundigt sich, wer alles bei Petra arbeitet, „du bist da, sie ist da und Gertrud.“ „Ja“, meint Petra und wie um sich zu vergewissern zeigt Zoé auf die schwangere Frau und fragt, ob sie Anal mache. „Und sie macht Anal“, wiederholt Petra mit nickendem Kopf. Dann herrscht für einen Moment Schweigen und es wird nicht mehr weiter darauf eingegangen. Zoé blickt in ihren Korb und packt weitere Sachen aus. (Beobachtungsprotokoll_Zoé_I/IV, Z. 317–328)

Der wiederholende Charakter der Frage danach, welcher konkreten Tätigkeit die Frau in dem Salon nachgeht, verstärkt die oben angesprochene Problemdefinition einer möglichen Unvereinbarkeit von Schwangerschaft und dem Angebot sexueller Dienstleistungen. Dahinter liegt einerseits implizit die Auffassung, dass sich das Praktizieren von (bestimmten) sexuellen Praktiken negativ auf die Schwangerschaft und damit auf das Wohl des ungeborenen Kindes auswirken könnte. Der Gedanke, dass die Frau ihren schwangeren Körper für die sexuelle Körperarbeit einsetzt, scheint insofern eine Grenze zu ziehen, als der schwangere Körper die Frau auf besondere Art und Weise vulnerabel mache und sich das Angebot sexueller Dienstleistungen potentiell integritätsverletzend auf das (ungeborene) Kind auswirken könne. Andererseits wird das Angebot wie auch die Nachfrage sexueller Dienstleistungen von schwangeren Frauen in der Situation mit bürgerlichen Normalvorstellungen konfrontiert, was sich in dem generalisierenden Charakter der Frage ausdrückt. Denn implizit verfügt die Sozialarbeiterin über das Wissen, dass die Frau sexuelle Dienstleistungen anbietet, um welche Dienstleistungen es sich dabei genau handelt, bleibt jedoch ihrerseits unausgesprochen und kann möglicherweise nicht expliziert werden. Es ist die Inhaberin und Sexarbeiterin selbst, die in ihrer Antwort das Tätigkeitsfeld der schwangeren Frau ausdifferenziert und damit die konkrete sexuelle Dienstleistungsarbeit, die die Frau mit ihrem Körper leistet, zur Sprache bringt. Differenziert wird zwischen vaginalem und analem Geschlechtsverkehr sowie dem reinen Berühren des Körpers und dem Trinken von Muttermilch. Während der vaginale Geschlechtsverkehr von den Kunden nicht nachgefragt werde und offenbar eine Grenzüberschreitung wäre, scheint analer Geschlechtsverkehr, das Berühren des schwangeren Bauches sowie das Trinken der Muttermilch ein sexuelles Bedürfnis von Kunden zu sein, das nicht nur nachgefragt wird, sondern sich auch gut vermarkten lässt (vgl. Sloss/Harper 2004). So wie für „Sex ohne Kondom“ wird auch für „Sex mit schwangeren Frauen“ mehr bezahlt (vgl. Kap. 9.5).

Während die beiden Sexarbeiterinnen sich über die von den Kunden nachgefragten sexuellen Bedürfnisse des Über-den-Bauch-Streichelns und des Muttermilch-Trinkens amüsieren („Kichern“), teilt die Sozialarbeiterin sowohl ihre Skepsis als auch Überraschung insbesondere körperlich mit („zieht ihre Augenbrauen hoch“), reagiert auf der verbalen Ebene jedoch eher zurückhaltend. Die Wünsche und Bedürfnisse der Kunden werden von ihr nicht weitergehend problematisiert oder gar skandalisiert, sondern ganz im Sinne einer professionell Handelnden im Kontext einer akzeptierenden Sozialen Arbeit toleriert und damit normalisiert. Stattdessen adressiert die Sozialarbeiterin die Sexarbeiterin auf der Ebene der Selbstfürsorge, die sie für ihren vulnerablen schwangeren Körper zu tragen habe („sie muss aber aufpassen“), der gleichzeitig als Objekt sexueller Bedürfnisse eingesetzt wird. Außer der Erkundigung nach dem Status der Krankenversicherung werden die damit aufgerufenen Responsibilisierungsstra-

tegien der Sozialarbeiterin (vgl. Kap. 8.5) jedoch in der Situation nicht weiter konkretisiert. Fast erweckt die Situation den Eindruck, dass die Sozialarbeiterin aufgrund der ihr mitgeteilten Informationen über die trotz Schwangerschaft angebotenen sexuellen Dienstleistungen sprachlos ist und daher verstummt. Die Bezugnahme auf die Förderung der (sexuellen) Gesundheit und die professionelle Praktik des proaktiven Informierens, etwa über Möglichkeiten der Prävention und Gesundheitsfürsorge, die eine durchaus denkbare Praktik in dieser Situation wäre, wird hier gerade nicht praktiziert. Vielmehr vollzieht sich eine Individualisierung bei gleichzeitiger Auslagerung des Problems an die Krankenkasse und damit implizit an für die Frau zuständige Ärzt*innen. Die Sprachlosigkeit drückt sich auch darin aus, dass die schwangere Frau nicht nur *nicht* in ein konkretes Beratungsgespräch eingebunden wird, sondern von der Sozialarbeiterin gar nicht erst als Adressatin explizit angesprochen wird. Es ist Petra, die hier als Sprachrohr *für* die Frau agiert und gleichzeitig als Übersetzerin die Frau zumindest stellenweise einbindet. Auf der manifesten Textebene wird der „Zustand“ der Frau, der Dreh- und Angelpunkt der Situation ist, durch die namenlose Bezeichnung „schwangere Frau“ nicht nur immer wieder vor Augen geführt, sondern es wird auch *über* sie gesprochen, ohne sie direkt mit einzubeziehen. Die Sichtbarkeit ihres schwangeren Körpers macht sie als Sexarbeiterin, die Adressatin ist, unsichtbar.

Zwischenfazit

In der hier vorgefundenen Situation deutet sich durch die Schwangerschaft implizit eine Ambivalenz an, die alle beteiligten Akteure auf unterschiedliche Art und Weise bearbeiten: Die Sichtbarkeit der Schwangerschaft eröffnet die Ambivalenz zwischen der Vulnerabilität der werdenden Mutter – und damit des ungeborenen Kindes – und der (Un-)Möglichkeit der freien Berufsausübung bzw. der Art und Weise der Tätigkeit. Während die Sexarbeiterinnen explizit auf das ungeborene Kind und die Schwangerschaft als ein freudiges Ereignis eingehen, konzentriert sich die Sozialarbeiterin auf die Thematisierung der Erwerbstätigkeit und praktiziert insofern eine Vermeidungsstrategie, indem sie nicht konkret über die Schwangerschaft spricht. Diese Strategie kann in der Situation einen Ermöglichungscharakter sowohl für die schwangere Sexarbeiterin selbst als auch für die Sozialarbeiterin haben. Für die Sexarbeiterin bedeutet die Nicht-Thematisierung, dass sie nicht über ihre Schwangerschaft sprechen muss und daher auch nicht auf den spezifischen Status künftiger Mutterschaft reduziert wird. Denn das Sprechen über das Verhältnis von Mutterschaft und gleichzeitiger Berufstätigkeit als Sexarbeiter*in könnte auch mit Formen der sozialen Beschämung und Stigmatisierungsängsten einhergehen (vgl. Sloss/Harper 2004, S. 333). Somit ermöglicht die besondere Art der De-Thematisierung der Schwangerschaft es der Sozialarbeiterin einerseits, die Autonomie ihrer Adressatinnen zu wahren und sie in der Wahl ihrer beruflichen Erwerbstätigkeit anzuerken-

nen. Andererseits kann sie durch die De-Thematisierung zumindest situativ ihre eigene professionelle Rolle wahren, indem sie das „Problem“ gerade nicht moralisierend problematisiert, sondern – nach einem ersten Schreck – distanziert und zurückhaltend agiert und die Frau in ihrer vulnerablen Position, die in ihrer Schwangerschaft und in potentiell prekären Lebensbedingungen gründet, nicht diskreditiert. Die Praktik der Vermeidungsstrategie ist hierbei des Weiteren innerhalb der situativen Rahmenbedingungen zu verorten, welche die Möglichkeitsbedingungen des Gespräches strukturieren. Denn die Inhaberin, die die Schwangerschaft ihrer Mitarbeiterin zum Thema macht, befindet sich in der Rolle als Vorgesetzte in einer machtvollen Position sowohl gegenüber der Sexarbeiterin als auch gegenüber der Sozialarbeiterin. Sie entscheidet nicht nur darüber, ob die Sexarbeiterin die Infrastruktur des Salons für ihre Erwerbstätigkeit nutzen kann, sondern auch über den Zugang der Sozialarbeiterin zum Salon, den sie ihr auch verwehren könnte, würde die Sozialarbeiterin in der Situation beispielsweise eine Ausstiegsberatung praktizieren und damit die Autonomie der Adressatin in der Wahl ihrer Erwerbstätigkeit nicht wahren.

10.3 Schwangerschaft und Prostitution: Das Ringen um die Grenzen der professionellen Intervention

Inwiefern das Thema Schwangerschaft im Kontext Prostitution eine heikle Angelegenheit insbesondere für die Sozialarbeiterin, aber auch für die Ethnographin zu sein scheint, wird im Folgenden Interview deutlich, das kurze Zeit nach dem soeben analysierten Besuch in dem Salon geführt wurde. Dabei kennzeichnet sich der Interview-Ausschnitt dadurch, dass sowohl die Ethnographin (R.) als auch die Sozialarbeiterin auf die „gemeinsam erlebte“ Situation rekurrieren und in der Situation auch etwas „Gemeinsames“ herstellen. Die Ethnographin formuliert ihre Frage an die Sozialarbeiterin wie folgt:

R.: also wir waren ja neulich auch gemeinsam bei Petra und Gertrud [Sexarbeiterinnen] im [Name Salon] und da haben wir ja quasi auch gemeinsam erlebt, dass eine schwangere Frau dort arbeitet und genau, also das hat, also ich hab mir da im Nachhinein nochmal so 'n bisschen darüber nachgedacht und hab mich nochmal gefragt, wie du quasi das, die Situation dort beschreiben (M: Mhm) würdest, ja. Wie. (Interview_Zoé_I, Z. 348–353)

Der Form nach fordert die Ethnographin die Sozialarbeiterin auf, die gemeinsam erlebte Situation in ihren eigenen Worten zu beschreiben. Inhaltlich wird jedoch deutlich, dass die Ethnographin nach Worten ringt, um ihr Anliegen deutlich zu machen. Ihr geht es nicht um irgendeine gemeinsam erlebte Situation während der aufsuchenden Sozialen Arbeit, sondern konkret um die An-

wesenheit der schwangeren Frau während des Besuches. Dieses Erlebnis habe dazu geführt, dass die Ethnographin im Nachgang „so 'n bisschen darüber nachgedacht“ habe und nun ihrerseits die Sozialarbeiterin auffordert, ihre Wahrnehmung der Situation zu beschreiben, ohne ein konkretes Problem zu formulieren. Hierbei ist anzunehmen, dass es der Ethnographin nur vordergründig um eine Beschreibung der Situation geht. Denn die Aufforderung, die Situation zu beschreiben und damit nochmals Revue passieren zu lassen, deutet implizit darauf hin, dass es ihr vor allem um ein Nachdenken über die Situation auch auf der Bewertungsebene des Themas „Schwangerschaft und Prostitution“ geht. Das Um-Worte-Ringen der Ethnographin deutet darauf hin, dass es heikel ist, über den Zusammenhang von Schwangerschaft und Prostitution zu sprechen und ihn auch explizit zu thematisieren. Die Sozialarbeiterin reagiert wie folgt:

Z.: Also ich hab so zunächst ein bisschen das Gefühl gehabt, sie würden das alles so ein bisschen ähm, (längere Pause) (R: Bagatellisieren? Also so runterspielen?) Genau, genau, weil sie meinten ja, sie ist schwanger, aber sie arbeitet nicht wirklich, quasi so, sondern die Freier zahlen ihr für die Milch oder fürs Tätscheln vom Bauch, dann hieß es, sie macht auch Anal und dies und jenes. (Holt Luft) Mir war das natürlich nicht egal, (-) die Frau hat kein Wort Deutsch verstanden, das hat mir natürlich den Zugang nochmals erschwert (R: Mhm) und dann hab ich mich dran erinnert, dass ich eine Seite vor kurzer Zeit bekommen hab, bzw. Ava oder Klara, keine Ahnung wer auf die Seite gestoßen ist und da haben wir die Idee gehabt (holt Luft) ja das wär doch was, die Seite vielleicht den Frauen mal ein bisschen näherzubringen, also die Sexual health info (R: Mhm) Seite – die Seite ist zwar für, nicht für Sexarbeiterinnen gedacht, sondern es geht um sexuelle Gesundheit von Frauen, von Migrantinnen hauptsächlich und da ist auch ganz viel mit Schwangerschaft und und und beschrieben, und da hab ich die Seite Petra gezeigt. Und sie meinte ja, das wär doch was für sie, oder? Also für die schwangere Frau und hat mir dann versichert, sie würde ihr das vorlesen und es ihr übersetzen. Und ich kann nur drauf hoffen, dass sie das wirklich gemacht hat. (Interview_Zoé_I, Z. 354–372)

Auf die Aufforderung, der Ethnographin die Situation zu beschreiben, erfolgt in der Sequenz keine Beschreibung der Situation, sondern vielmehr eine Bewertung der vorgefundenen Situation sowie eine Rechtfertigung des eigenen professionellen Handelns in der Situation: Beschrieben wird gerade keine Situation, sondern der Fall „Schwangerschaft im Sexgewerbe“. Damit antwortet die Sozialarbeiterin auf der impliziten Ebene.

Die Thematik „Schwangerschaft im Sexgewerbe“ wird zu Beginn von der Ethnographin wie auch der Sozialarbeiterin als Problem entlarvt, was sich in der Verwendung des Wortes „bagatellisieren“ ausdrückt. Der Akt der Entlarvung erzeugt die geteilte Wahrnehmung von einem Problem, das die Sexarbeiterinnen in den Augen der Ethnographin und der Sozialarbeiterin herunter-

spielen. Der Akt der Bagatellisierung durch die Sexarbeiterinnen besteht aus Perspektive der Sozialarbeiterin darin, dass der Verkauf von körperlichen Berührungen („Tätscheln vom Bauch“) oder der Konsum der Muttermilch zwar als Angebot sexueller Dienstleistungen betrachtet werden, aber nicht als „wirkliches“ Arbeiten. Im weiteren Verlauf erfolgt dann eine Selbstpositionierung der Sozialarbeiterin, die als Verteidigungsplädoyer gegenüber der Ethnologin für das Schweigen gedeutet werden kann: Sie grenzt sich von der „Bagatelle“ ab und macht deutlich, dass das Wissen um das Angebot der sexuellen Dienstleistungen, welches von körperlichen Berührungen bis hin zu analem Geschlechtsverkehr reicht, nicht nebensächlich („mir war das natürlich nicht egal“) für sie ist. Schwangerschaft und zugleich Erwerbstätigkeit im Sexdienstleistungsgewerbe stellen keine Geringfügigkeit für sie dar, sondern implizit ein ernst zu nehmendes Problem. Dabei wird die gemeinsam hergestellte Wahrnehmung des Problems normalisiert („[...] natürlich nicht [...]“), wobei zunächst offenbleibt, ob es sich um ein moralisches oder ein professionelles Problem handelt. Diesbezüglich lässt sich folgende Frage aufwerfen: Skandalisiert sie, dass die Frau arbeitet und zugleich schwanger ist, oder problematisiert sie die von den Sexarbeiterinnen vollzogene Verschleierungstaktik, die mit dem Bagatellisieren angesprochen wird? Auf diese Frage lässt sich auf Basis dieser Sequenz zunächst keine Antwort finden, denn die konkreten Probleme, ob moralisch oder professionell, die sich für die Sozialarbeiterin zu ergeben scheinen, werden nicht benannt.

Ein professionelles und situativ bedingtes Problem, das die Handlungsmöglichkeiten in der Situation und die Bearbeitung des Problems einschränkt, sieht die Sozialarbeiterin vielmehr im Fehlen einer mit der Frau gemeinsam gesprochenen Sprache, das ihr den Zugang „erschwert“. Es ist weniger der Umstand der Schwangerschaft als vielmehr die Sprachbarriere, die aus Sicht der Sozialarbeiterin dem Zugang eine Grenze setzt. Diese Art der Begründung entlastet die Sozialarbeiterin und verlagert das Zugangs- und Thematisierungsproblem – wie bereits im Kap. 7.2.4 dargelegt – auf die nicht beeinflussbare Ebene divergierender Sprachkompetenzen. Die Grenze wird also in dieser Beschreibung durch das Fehlen einer gemeinsam gesprochenen Sprache gezogen und weniger durch eine situativ bedingte Sprachlosigkeit der Sozialarbeiterin, die sich aufgrund der Begegnung mit der schwangeren Frau ergeben und eine Handlungsohnmacht herstellen könnte. Andererseits hat sich die Sozialarbeiterin aus ihrer Perspektive jedoch auch zu helfen gewusst: Statt Petra als Übersetzerin einzubeziehen, um mit der schwangeren Sexarbeiterin ins Gespräch zu kommen, wird das Zeigen einer Homepage der Organisation „Sexuelle Gesundheit Schweiz“ von ihr als eine Intervention konstruiert, die ein Zufallsprodukt darstellt („dann hab ich mich daran erinnert“) und ihre professionelle Handlungsfähigkeit herstellt. Indem Zoé Petra das Wissen über diese Seite vermittelt, die Informationen über sexuelle Gesundheit für Frauen in der Migration enthält, nimmt sie

sich jedoch selbst aus der Verantwortung, mit der Frau Kontakt aufzunehmen. Die Bearbeitung des Problems „Schwangerschaft und Sexarbeit“ habe nun die Geschäftsführerin selbst zu übernehmen. Dass diese jedoch auch ein ökonomisches Interesse an der Schwangerschaft haben könnte, da sowohl die Betreiberin als auch die Sexarbeiterin „mehr verdienen, wenn sie sagen, dass sie schwanger sind“, wie es die Sozialarbeiterin an anderer Stelle formuliert, wird dabei nicht thematisiert. Die Ambivalenz von Hilfe und Kontrolle zeigt sich hier sehr deutlich: Die Hilfe wird externalisiert und ausgeklammert, wobei gleichzeitig über die Versicherung und Hoffnung („hat mir dann versichert sie würde ihr das vorlesen“; „ich kann nur hoffen, dass sie das wirklich macht“) die Kontrolldimension performativ hervorgebracht wird.

Während das professionelle Problem bislang nicht zur Sprache gebracht wurde, wird im weiteren Verlauf das moralische Problem und damit das Ringen um die Grenzen der eigenen professionellen Intervention deutlich betont:

R.: Und also wie gehst du quasi damit um wenn du jetzt zum Beispiel das Bild der Frau im Kasten (M: Mhm), im Schaukasten siehst? (.) Und dann quasi in der alltäglichen Arbeit auf jemanden triffst, wie die Kollegin von Petra und Gertrud.

Z.: Wie gesagt ich kann einfach nur Präventionsarbeit machen. Ich kann nicht mehr als es sagen und nochmal sagen und nochmal sagen. (R: Mhm.) Ich kann den Frauen nichts verbieten. Es steht nirgendwo geschrieben, es ist nicht verboten, dass eine schwangere Frau Sexdienstleistungen anbietet. (.) Und das kann ihr keiner verbieten. (R: Mhm.) Und ich kann einfach nur aufs Gewissen einreden. (R: Mhm.) Mehrfach. Aber mehr kann ich nicht. (Interview_Zoé_I, Z. 386–394)

Der Sequenz vorgelagert ist eine Beschreibung der Sozialarbeiterin, dass sie in Schaukästen, die vor Kontaktbars angebracht sind, Bilder von schwangeren Frauen gesehen hat, die mit ihrem schwangeren Körper werben. Über die Abbildung der schwangeren Körper wird nicht nur eine Sichtbarkeit, sondern auch eine Realität des Angebotes von und der Nachfrage nach schwangeren Körpern für die Sozialarbeiterin hergestellt. Während die Abbildung einer schwangeren Sexarbeiterin, die lediglich von außen betrachtet wird, zu der die Sozialarbeiterin aber keinen persönlichen Kontakt hat, noch Distanzwahrung und Auf-Distanz-Gehen zulässt, verlagern sich diese Grenzziehungsmöglichkeiten in der direkten Begegnung. Die Grenze der professionellen Intervention liegt für die Sozialarbeiterin in der Charakteristik der akzeptierenden Präventionsarbeit, die nicht verhandelbar, sondern normativ gesetzt ist. Als professionell Handelnde einer akzeptierenden aufsuchenden Sozialen Arbeit könne sie zwar auf die gesundheitsgefährdenden Bedingungen und Auswirkungen der Ausübung der Tätigkeit während der Schwangerschaft eingehen und diese Thematisierung in wiederholender Manier praktizieren. Allerdings seien ihre Handlungsmöglichkeiten auf das Hinweisen und Informieren beschränkt („Ich kann nicht mehr

als es sagen und nochmal sagen und nochmal sagen“). Dem „Sagen und Nochmal-Sagen“ ist eine moralische Komponente inhärent, wenn die Sozialarbeiterin darauf hinweist, dass sie „einfach nur aufs Gewissen einreden“ könne. Da ihr die gesetzliche Grundlage keine Handhabe bietet, ein Verbot auszusprechen, bleibe ihr lediglich die Möglichkeit, die Sexarbeiterin zu ermahnen und damit eine Änderung ihres Verhaltens zu bewirken. Schwanger zu sein, Mutter zu werden und *zugleich* als Sexarbeiterin tätig zu sein, wird dabei in seiner moralischen Unvereinbarkeit deutlich; dies stellt einen unauflösbaren Widerspruch für die Sozialarbeiterin in ihrem professionellen Handeln dar. Wer jedoch jemandem „ins Gewissen redet“, spricht gleichzeitig sein inneres ethisches Empfinden an, das sich hier sowohl auf professionsethische als auch ganz eigene moralisch-ethische Einstellungen beziehen mag. Es stellt sich also die Frage, wie damit umgegangen werden kann, wenn die Praktiken der Adressatinnen mit den eigenen Normalitätsvorstellungen als auch Moral- und Wertvorstellungen konfliktieren. Die Thematisierung des Konflikts zwischen der sichtbaren Schwangerschaft und den eigenen Normalitätsvorstellungen macht die Ethnographin im weiteren Interviewverlauf zum Thema, wenn sie in einer Reflexionsfrage auf eine Erklärung dafür abzielt, warum einer bürgerlich-weiblich sozialisierten Person das Thema nun genau auf den Leib rücke:

R.: Und hast du so drüber nachgedacht, oder auch schon mal drüber nachgedacht, warum das vielleicht jetzt jemanden wie mich, oder aber auch dich vielleicht ein bisschen mehr aufwühlt also klar, man kann den Frauen das quasi nicht verbieten, (Z: Mhm) während der Schwangerschaft zu arbeiten. (Z: Mhm.) Man kann Präventionsarbeit machen, so wie du es jetzt auch nochmal gesagt hast und dann sind die Handlungsmöglichkeiten quasi beschränkt, aber trotzdem wühlt es ja irgendwie auf. (Z: Natürlich) Genau, und ich hab mich quasi, ich frag mich, oder hast du 'ne Idee davon, oder so für dich überlegt, warum das quasi aufwühlt? (Interview_Zoé_I, Z. 395–402)

Die von der Ethnographin gestellte Reflexionsfrage, die darauf abzielt, zu erfahren, warum der Zusammenhang von Schwangerschaft und Prostitution keine Möglichkeiten der persönlichen wie auch professionellen Abgrenzung bietet, mutet provokativ an. Zum einen wird eine Grenzziehung zwischen Wir und den Anderen vollzogen, der ein Akt der Vergemeinschaftung inhärent ist. Mit der Formulierung „jemanden wie mich, oder aber auch dich“ positioniert sich die Ethnographin selbst als Außenseiterin des Feldes und weist diese Position auch der Sozialarbeiterin zu. Damit aber nicht genug: Implizit wird auf bürgerlich-weibliche Körpervorstellungen rekurriert, denen eine schwangere Sexarbeiterin in ihrer körperlichen Präsenz nicht nur zu widersprechen scheint, sondern die sie auch „aufwühle“. Ihre Sichtbarkeit verursacht eine Unruhe, erregt Aufmerksamkeit und scheint nach einer Bearbeitung zu verlangen. Zwar

werden die Möglichkeiten der Ansprache und der (moralisch-ethischen) Bearbeitung des Themas honoriert, aber aus Sicht der Ethnologin ermöglicht die Schwangerschaft von Sexarbeiterinnen keine Möglichkeit der Abgrenzung mehr. Vor diesem Hintergrund fordert die Ethnologin die Sozialarbeiterin heraus, sich selbst zu positionieren:

Z.: Ähm, für mich persönlich vielleicht weil sie schlagen Kapital aus ihrer Schwangerschaft. So. Es ist ok, sie können Kapital aus allem schlagen. Aus ihrem Körper und geistliches Wissen und wie auch immer, also die Frauen sind mehrfach nicht nur Sexarbeiterinnen sondern auch Therapeutinnen und Gesprächspartner und sie sind alles Mögliche. Also die Männer zahlen nicht nur für Sex und für irgendwelche Fantasien, sondern sie zahlen auch einfach nur für Gespräche, das gibt es natürlich vermehrt. Für Massagen, für Berührungen, für wie auch immer, also wie zum Beispiel für da Tätscheln vom Bauch oder für Milch, oder ja so. Ähm (.) Sie gefährden ein neues Leben, für das sie eigentlich Verantwortung übernehmen müssten. Für sich selber Verantwortung zu übernehmen ist das eine, aber für ein neues, junges Leben ist auch mal was anderes. Und da[s] ist es, was mich vielleicht noch ein bisschen mehr beschäftigt. (R: Mhm) Und sie sehen es einfach viel zu harmlos an. (R: Mhm) (Interview_Zoé_I, Z. 403–415)

Sehr deutlich zeichnet die Sozialarbeiterin jenes Spannungsverhältnis nach, in dem sie sich als professionell Handelnde einer akzeptierenden Sozialen Arbeit im Feld Prostitution bewegt, und nimmt eine eindeutige Positionierung vor: Die Kapitalisierung des eigenen Körpers ist für sie so lange akzeptabel, wie das Wohl eines ungeborenen Kindes dadurch nicht beeinträchtigt wird. Es ist die Vulnerabilität des Kindes, nicht aber die Vulnerabilität der Sexarbeiterin, die es sodann der Sozialarbeiterin erlaubt, ihr moralisches Problem sehr klar und so gar nicht hadernd oder schwankend zu benennen. Die Gefährdung des neuen und ungeborenen Lebens stellt für die Sozialarbeiterin den Problemhorizont dar („Sie gefährden ein neues Leben, für das sie eigentlich Verantwortung übernehmen müssten“) und weniger die prekären Möglichkeitsbedingungen, unter denen eine schwangere Frau in der Arbeitsmigration ihrer körperlichen Arbeit nachgehen muss und aus denen sich ihre Vulnerabilität ergibt. Unwägbar ökonomische, soziale und rechtliche Konstellationen, welche die prekären Arbeitsverhältnisse von Sexarbeiterinnen bedingen, werden hier zugunsten einer zurechtgelegten Akzeptanz- und Anerkennungsargumentation, in der Sexarbeit als autonome und freiwillig ausgeübte Erwerbstätigkeit konstruiert wird, sowie zugunsten einer Individualisierung des „Problems“ nicht nur nicht benannt, sondern ausgeklammert und unsichtbar gemacht. Die strukturellen Problemlagen – wie etwa die erhöhte Kundennachfrage nach körperlichen Berührungen, aber auch nach analem Geschlechtsverkehr, sowie die prekären, unsicheren Lebensbedingungen der Sexarbeiterinnen – werden zugunsten einer Responsi-

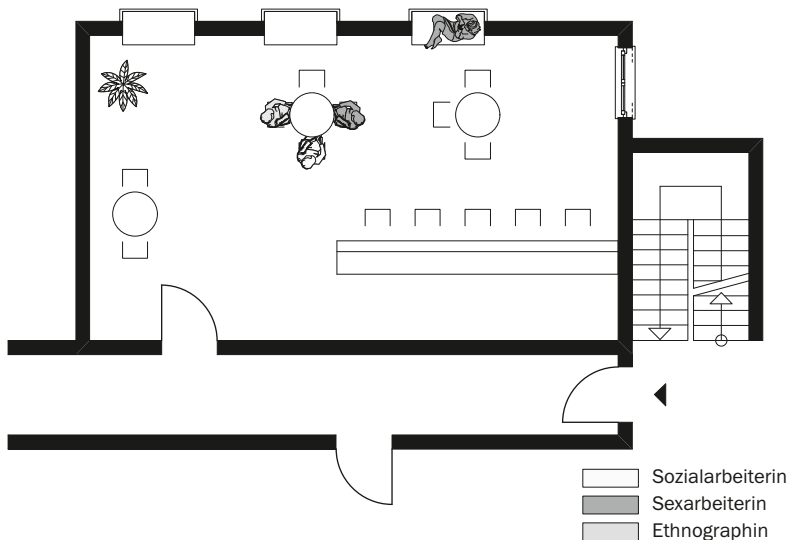
bilisierung der Sexarbeiterinnen ausgeblendet. Damit sind nunmehr die Sexarbeiterinnen implizit nicht mehr Adressatinnen der Sozialarbeiterinnen mit einem potentiellen Unterstützungs- und Beratungsbedarf. Ihnen wird einerseits die Verantwortung übertragen, für sich und für das ungeborene Kind Sorge zu tragen. Andererseits wird ihnen die Übernahme der Verantwortung für ein Kind abgesprochen, solange sie im Sexdienstleistungsgewerbe tätig seien; denn die Sozialarbeiterinnen unterstellen ihnen eine Verharmlosung des „Problems“ („Und sie sehen es einfach viel zu harmlos an“). Das Wohl des Kindes, das hier in den Vordergrund gestellt wird, verklärt den professionellen Blick moralisch-normativ, ohne dass dies in den professionellen Verhandlungsweisen reflektiert würde. Dieser professionell moralisch-normative Blick ist jedoch in der Interviewsituation nicht thematisierbar und wird es erst durch die provokative Herausforderung der Forscherin, selbst Stellung zu beziehen: In der rekonstruierten ethnographierten Situation adressiert die Sozialarbeiterin die Frau in ihrer Rolle als Erwerbstätige und gerade nicht in ihrer Rolle als werdende Mutter. Somit lässt sich die (situations) praktische Bearbeitung der Herausforderung im Horizont der Beziehungs- und Vermittlungsarbeit lesen, die während des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit geleistet wird.

10.4 Die Thematisierung der Schwangerschaft als ein situativer Grenzgang – oder: Von der Großmutter über die Mutter hin zum Apfel

Wie Schwangerschaft und damit einhergehend Elternschaft resp. Mutterschaft von Sexarbeiterinnen während des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit *thematisiert* werden und inwiefern diese Thematisierung mit situativen Grenzüberschreitungen als auch Grenzüberschreitungen für die Adressatinnen einhergeht, wird im Folgenden aufgezeigt. Es wird deutlich werden, dass sich die Anrufungs- und Adressierungsweisen im Unterschied zur zuvor rekonstruierten Situation gerade nicht über die Rolle als erwerbstätige Person, sondern über die Rolle der werdenden Mutter vollziehen.

Ausgangspunkt für die Analyse der Thematisierung der Schwangerschaft als situativer Grenzgang bildet eine ethnographierte Situation, die mit der Sozialarbeiterin Klara nachmittags in einer kleinen Kontaktbar stattfindet. In der Kontaktbar arbeiten zum Zeitpunkt des Besuches zwei Frauen aus der Dominikanischen Republik. Es ist eine ruhige Atmosphäre, die Sozialarbeiterin und die Frauen kennen sich und außer der Sozialarbeiterin, der Ethnographin und den beiden Sexarbeiterinnen ist niemand anwesend. Während die Sozialarbeiterin, die Ethnographin und die Sexarbeiterin Daniela kreisförmig um einen Stehtisch sitzen, sitzt die Sexarbeiterin Rosalina auf einem Fenstersims (vgl. Abb. 29).

Abb. 29: In einer Kontaktbar kreisförmig um den Stehtisch



Das Gespräch wird von der Ethnographin als stockend wahrgenommen und es vollziehen sich thematische Sprünge; auch wechseln die jeweils aktiven Gesprächspartnerinnen. Nachdem die Ethnographin sich den beiden Frauen mit ihrem Forschungsprojekt vorgestellt hat – dies sowohl auf Spanisch als auch auf Deutsch – und die „Geschenksäckli“ verteilt worden sind, entwickelt sich ein Gespräch über den letzten Besuch der beiden Frauen in ihrer Heimat, der Dominikanischen Republik:

Klara [Sozialarbeiterin] wendet sich an Daniela [Sexarbeiterin] und fragt sie nach ihren letzten Ferien. Diese erwidert, dass sie in zwei Wochen [nach Santo Domingo] gehen würde. „Hast du Kinder?“, hakt Klara nach. Mit einem Kopfschütteln meint Daniela: „Nein, noch nicht“, und streichelt gleichzeitig lächelnd ihren Bauch. „Ahhh, schwanger – oje“, ruft Klara irgendwie freudig und gleichzeitig entsetzt aus. Es stellt sich heraus, dass Daniela im vierten Monat schwanger ist. Als wäre diese Nachricht eine Einladung für ein Gesprächsthema beginnt Klara sehr interessiert, tausende von Fragen an Daniela zu richten, ohne eine Antwort abzuwarten: Ob es das erste Kind sei? Ob sie das Kind in Santo Domingo bekommen möchte und ob ihr Mann auch dort sei? Und ob sie dann gar nicht mehr hierher zurückkommen würde? Während der Unterhaltung schaut Klara Daniela direkt an und versucht wahrscheinlich, den Blickkontakt zu halten, wohingegen Daniela etwas nervös mit ihren Fingern an dem ‚Geschenksäckli‘ rumspielt. Auf die Fragen von Klara hin antwortet Daniela mit ruhiger Stimme, dass sie ihr Kind zu Hause gebären wird, dass sie auch verheiratet sei, aber danach wieder zurückkommen würde. Dabei blickt sie Klara nicht an. Lachend

fragt Klara nach, ob denn der Mann dann das Baby hüten würde? Daniela nickt zustimmend: „Ja.“ Dann wechselt Klara das Thema und die Gesprächspartnerin. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 82–96)

Die Frage danach, ob Daniela schon Kinder habe, wird von dieser verneint. Es ist die körperliche Geste des Sich-über-den-Bauch-Streichelns, mit der die Sexarbeiterin, auf die Frage reagierend, die Schwangerschaft und die zukünftige Mutterschaft sichtbar zum Thema macht. Die Sozialarbeiterin reagiert jedoch weniger mit einer Gratulation als vielmehr mit einem Ausruf der Bestürzung („Ahhh, schwanger – oje“), der die Schwangerschaft der Sexarbeiterin implizit als Problem konstruiert. Während das Lächeln der Sexarbeiterin und das Streicheln über den schwangeren Bauch noch als Ausdruck einer Freude gedeutet werden kann, die geteilt werden soll, weckt der Ausruf der Bestürzung der Sozialarbeiterin und die damit einhergehende Problemkonstruktion der Schwangerschaft im weiteren Verlauf bei der Sexarbeiterin nervöses Unbehagen. Die zahlreichen Fragen der Sozialarbeiterin, die sich auf die Lebensplanung *nach* der Geburt beziehen und mit denen sie auf die Information der Schwangerschaft reagiert, produziert implizit Gefühle des Unwohlseins und der Scham, die sich in dem nervösen, nach unten gerichteten Blick der Sexarbeiterin ausdrücken. Ohne dass zuvor abgeklärt worden wäre, ob die Sexarbeiterin über die Schwangerschaft, die bevorstehende Geburt und die Mutterschaft sprechen möchte, scheint die Schwangerschaft für die Sozialarbeiterin ein (einschneidendes) Erlebnis darzustellen, das eine Anpassung an die neuen Lebensumstände erfordert bzw. mit einer Anpassung der werdenden Mutter an die neuen Lebensumstände einhergehen kann. Die Deutung der Ethnographin in der Situation lässt sich dahingehend interpretieren, dass die Fragen der Sozialarbeiterin eine Grenzüberschreitung für die Frau darstellen. Es werden intime Fragen gestellt, die gleichzeitig einen Kontrollcharakter haben. Die Sichtbarkeit wie auch die Thematisierung der Schwangerschaft durch Fremde kann potentiell mit einer Beschämung der Frauen einhergehen (vgl. Sloss/Harper 2004), die auf soziale und situative Machtverhältnisse verweist.

Dass sozialpädagogischen Settings konstitutive Machtverhältnisse innewohnen, die ihren Ausdruck in Anordnungen von Körpern im Raum (vgl. Kap. 9.2), aber auch in *Blickverhältnissen*¹¹⁰ finden können, wird in dieser Sequenz in besonderer Weise deutlich. Der von der Ethnographin als „direkt“ beschriebene Blick, mit dem die Sozialarbeiterin die Sexarbeiterin anschaut, lässt sich als ein an der zukünftigen Lebenssituation interessierter und gleichzeitig taxierender Blick deuten, mit dem die Sexarbeiterin als werdende Mutter zum Beratungs-

110 Zum Zusammenhang von Blick und Macht vgl. Foucault (1994, S. 221 ff.; 251 ff.); Neckel (1991, S. 25–40); Prinz (2014); Sartre (1980, S. 354)

objekt wird. Es ist der Blick der Anderen, der Gefühle der Peinlichkeit und der Scham produzieren kann und in dem sich das wechselseitige Verhältnis von Sehen und Gesehenwerden konstituiert (vgl. Sartre 1980: 354; 467). Durch den Prozess des Angeblicktwerdens und die dem Blick der Anderen – hier der Sozialarbeiterin – zugrundeliegende Verobjektivierung wird die Sexarbeiterin, die zugleich werdende Mutter ist, in ihrem Status als Adressatin sowohl subjektiviert als auch objektiviert (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörigen 2014, S. 116). Die Sexarbeiterin positioniert sich selbst als berufstätige, werdende Mutter, die auch nach der Geburt ihrer Berufstätigkeit nachgehen möchte („dass sie ihr Kind zu Hause gebären wird, dass sie auch verheiratet sei, aber danach wieder zurückkommen würde“). Die Sexarbeiterin versucht, sich den Normalitätskonstruktionen, die den Fragen der Sozialarbeiterin inhärent sind, zu entziehen, was sich in ihrem nach unten gerichteten Blick manifestiert. Implizit könnten die Fragen der Sozialarbeiterin ein Dilemma für die Sexarbeiterin eröffnen; denn sie könnte der Bewertung ausgesetzt sein, eine „schlechte“ Mutter zu sein, die nicht für die Betreuung ihres Kindes Sorge trägt, die aufgrund der Arbeitsmigration körperlich nicht präsent ist und die darüber hinaus in einem für die Erziehung des Kindes schädlichen, moralisch verwerflichen Kontext erwerbstätig ist. Gleichzeitig *muss* sie jedoch erwerbstätig sein. Daher würde der „direkte“ Blick der Sozialarbeiterin weniger als ein Nähe aufbauender und Kontakt herstellender Blick in Erscheinung treten denn als ein aufdringlicher, die Grenze überschreitender Blick, der die Sozialarbeiterin gemeinsam mit den nachhakenden Fragen („Ob denn der Mann das Baby hüten würde?“) als Repräsentantin eines spezifisch kulturell vermittelten Bildes von verantwortlicher Mutterschaft positioniert.

Indem die Sozialarbeiterin ihre ersten Fragen zur Schwangerschaft auf die zukünftige Planung und auf potentielle Veränderungen der Lebensumstände richtet, gibt sie erste Hinweise darauf, dass sich in der Situation eine *Praktik der professionellen Vermeidung* vollzieht. Die Sichtbarkeit der Schwangerschaft könnte dazu führen, dass die Sozialarbeiterin sich nach der aktuellen Lebensführungsweise der Sexarbeiterin erkundigt und vor dem Hintergrund des Auftrags der Gesundheitsprävention agiert. Stattdessen wird ein informelles Gespräch entworfen, das – anders als in der zu Beginn des Kapitels eingeführten Sequenz – nicht im Hier und Jetzt ansetzt, sich nicht auf Fragen der Vereinbarkeit von Schwangerschaft und Ausübung der beruflichen Tätigkeit bezieht, sondern vielmehr auf stereotype Rollenbilder, in denen die *Frau als Mutter die Betreuung für das Kind* und der *Mann als Vater die Ernährerrolle* zu übernehmen habe. Die Sexarbeiterin wird mithin zu einem Gegenentwurf der Sozialarbeiterin, was die Sozialarbeiterin zu irritieren scheint. Diese Irritation drückt sich insbesondere im Wechsel der Gesprächspartnerin aus. Dieser ließe sich dahingehend deuten, dass die Sozialarbeiterin die gerade erhaltenen Informationen zunächst verdauen muss, bevor die Schwangerschaft weiterhin zum Gegenstand des Ge-

spraches gemacht werden kann. Sowohl der Wechsel der Gesprächspartnerin als auch die thematischen Sprünge können als situative Überbrückungstätigkeit gedeutet werden, die nicht zuletzt dazu dient, einen Umgang zu finden mit den situativen Widersprüchlichkeiten. Wie die Schwangerschaft erneut zum Thema gemacht wird, zeigt sich im weiteren Verlauf der Szene:

[...] Plötzlich wechselt Klara wieder abrupt die Gesprächspartnerin und wendet sich Daniela zu. Ob sie denn schon wisse, was es werde, fragt sie nach und zeigt dabei auf ihren Bauch. Daniela erwidert, während sie vom Stuhl aufsteht, dass sie es nicht wisse, und bietet uns was zu trinken an. Klara nickt und bestellt eine Cola und für mich ein Wasser. Daniela geht hinter die Bar und macht die Getränke. Währenddessen erkundigt sich Klara, ob es ihr denn gut ginge mit der Schwangerschaft. Ob sie eine gewisse Müdigkeit spüre. Eine Antwort von Daniela wartet sie gar nicht erst ab, sondern beginnt mit diversen Ratschlägen: Sie müsse immer wieder an die frische Luft gehen, denn sie arbeite hier ja in geschlossenen Räumen. Und viel schlafen müsse sie auch. Währenddessen spüre ich, dass ich von dem Gesprächsverlauf ein wenig irritiert bin – kann Daniela überhaupt noch im Sexgewerbe arbeiten? Welcher Arbeit geht sie hier im Salon nach? Allerdings ist die Arbeitsfähigkeit während der laufenden Unterhaltung überhaupt kein Thema. Ich frage mich, ob es einerseits verwerflich oder übergriffig für Klara gegenüber den Frauen wäre, wenn sie das ansprechen würde. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 107–120)

Die Frage nach dem biologischen Geschlecht des ungeborenen Kindes lässt sich zum einen als eine weitere Technik des informellen Gespräches deuten, mit der auf vermeintlich simple Art und Weise erneut an die Schwangerschaft der Sexarbeiterin angeknüpft werden kann. „Was es wird“, ist eine Frage, mit der nahezu alle Eltern als Erstes konfrontiert werden und deren Beantwortung die Neugierde der Sozialarbeiterin nicht nur stillen, sondern umgekehrt auch dem Gespräch einen roten Faden geben könnte. Den Versuchen der Sozialarbeiterin, in der Distanz eine Nähe aufzubauen, trotz der Sexarbeiterin jedoch und stellt für sich eine räumlich-materielle Distanz her. Ihre körperliche Handlung des Aufstehens kann als eine Praktik des Sich-Abwendens von der Sozialarbeiterin und dem von ihr intendierten Gespräch über die Schwangerschaft und das ungeborene Kind gedeutet werden. Während es auf die konkrete Frage nach dem biologischen Geschlecht keine Antwort für die Sozialarbeiterin gibt und die Sexarbeiterin räumlich-materiell eine distanzierte Position einnimmt, bleibt die Sozialarbeiterin hartnäckig und wechselt ihre Strategie. Nun knüpft sie an den Gesundheitszustand der Sexarbeiterin an und erkundigt sich nach ihrem aktuellen Wohlergehen. Statt eine Antwort abzuwarten oder die distanzierte Haltung der Sexarbeiterin zu akzeptieren, scheint die Sozialarbeiterin von der Norm der höflichen Distanzwahrung befreit zu sein und rückt der Sexarbeiterin mit ungefragten Hinweisen förmlich auf den Leib. Als wenn die Frau nun auf-

grund des sozialen Umstandes der Schwangerschaft „fast ausschließlich als Körper existiere[]“ (Neckel 1991, S. 36), erfolgen Hinweise auf die Förderung des Gesundheitszustandes und auf die Achtsamkeit der eigenen Person gegenüber, die sich implizit auf das Wohl des ungeborenen Kindes beziehen, das durch die momentanen Lebens- und Arbeitsbedingungen nicht gewährleistet zu sein scheint. Mit den gesundheitsfördernden Hinweisen auf *mehr* Bewegung und *mehr* Schlaf wird ein Wahrnehmungsmuster hervorgebracht, dem zufolge die aktuellen Erwerbsarbeitsverhältnisse der Sexarbeiterin dergleichen nicht gewährleisten. Durch die Belehrung der Sexarbeiterin ist den Hinweisen zugleich eine Infantilisierung inhärent. Andererseits deutet sich eine praktische Ambivalenz der Situation an: Der sichtbar schwangere Körper konstruiert ein professionelles und zugleich moralisches Problem, das sich sowohl auf die Wahrung der Autonomie der Adressatinnen, im Sinne der freien Ausübung des Berufes, als auch auf das Wohlergehen der werdenden Mutter und die Integrität des ungeborenen Kindes bezieht. In dem Hinweis auf „mehr Bewegung und mehr Schlaf“ klingen sodann wohlmeinende Praktiken an, die sich als körperbezogene Fürsorge charakterisieren lassen.

Die Ethnographin hingegen reagiert in der Situation, wie auch schon in der oben betrachteten Sequenz, mit einer emotionalen wie auch taktischen Sprachlosigkeit, die sich in der von ihr auf der manifesten Textebene geäußerten Irritation über den Gesprächsverlauf ausdrückt. Während für die Sozialarbeiterin die Vereinbarkeit von Beruf und Familie nach der Geburt im Zentrum stehen, stellt sich für die Beobachterin die unausgesprochene Frage, ob die Frau während der Schwangerschaft überhaupt ihren Job ausüben kann, ohne dabei das Kind und sich selbst durch das Angebot sexueller Dienstleistungen zu gefährden. Die Schwangerschaft der Sexarbeiterin bringt die Normalitätskonstruktionen der Ethnographin durcheinander und verweist auf die situativen wie auch situierten Widersprüchlichkeiten. Denn jene Fragen werden im weiteren Verlauf des Gespräches zwischen der Sozialarbeiterin und der Sexarbeiterin nicht zum Gegenstand gemacht.

Für einen Moment herrscht erneutes Schweigen. Ich frage mich, ob Klara nach Gesprächsthemen sucht. Ihre Körperhaltung hat sie verändert, denn ihre Beine sind nun nicht mehr überkreuzt, sondern das eine Bein ist lang ausgestreckt, während das andere leicht angewinkelt auf der unteren Stange des Barhockers steht. Mit einer offenen Körperhaltung sitzt Klara den beiden Frauen gegenüber und beginnt plötzlich zu erzählen, dass sie auch Großmutter geworden sei, und scheint den Faden zum Thema Schwangerschaft wieder aufzunehmen. Während der Erzählung von Klara legt Daniela ihren Kopf auf den einen Arm auf der Theke ab, schaut Klara mit einem aufmerksamen Blick an und kommentiert die Erzählungen mit einem freudigen „Das ist schön.“ Klara nickt und geht nochmals auf die Schwangerschaft von Daniela ein, denn es sei ja schön, wenn sie Mutter werde, und sie solle doch lieber etwas län-

ger zu Hause bleiben und nicht gleich wieder weg. Daniela bestätigt es mit einem Nicken und meint dann aber gestikulierend, dass sie es nicht anders machen kann. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 143–191)

Der Hinweis zu Beginn des Protokolls auf das „erneute Schweigen“ zeigt an, dass die Kommunikation zwischen der Sozialarbeiterin und den Frauen nicht im Fluss ist. Dies wird durch den Eindruck der Beobachterin, dass der „Faden“ wiederaufgenommen wird, verstärkt. Wenngleich die Schwangerschaft der Sexarbeiterin einerseits das Leitmotiv des Gespräches und damit der Besuchssituation ist, bedarf es einer Orientierungshilfe, um erneut ins Gespräch zu kommen. Hierbei symbolisiert die „offene Körperhaltung“ einerseits die Einnahme einer Zuhörerinnenposition und andererseits die Einnahme einer Position als Sprechende, die sich den Zuhörenden mit einer „offenen Körperhaltung“ präsentiert. Gleichzeitig ließe sich diese Körperhaltung auch als eine den Raum einnehmende Geste deuten, mit der die Sozialarbeiterin der Dominanz ihrer Position Ausdruck verleiht. So gedeutet, verweist die „offene Körperhaltung“ darauf, dass die Sozialarbeiterin einen klaren Standpunkt in Bezug auf das Thema der Elternschaft vertritt: ihre Körperhaltung ist gerade, ihre Beine auf dem Boden. Damit repräsentiert ihre Körperhaltung keinen in sich zusammengesackten Körper, der in der Situation unsicher wirken würde. Im Unterschied zum vorherigen Verlauf verändert sich nun aber die Gesprächssituation.

Die Sozialarbeiterin bleibt nicht mehr in einer die Situation durch Fragen strukturierenden Position, sondern bringt die eigene biographische Erfahrung – Großmutter geworden zu sein – als Erzählung ein, um die Situation zu lenken. Indem Klara ihre Rolle als Großmutter in der Situation zum Thema macht, eröffnet sie einen Gesprächsraum, der jedoch bei ihr beginnt und zugleich durch die Sexarbeiterin mit strukturiert wird. Denn während die Sozialarbeiterin mit offener und aufrechter Körperhaltung am Tisch sitzt, liegt der Kopf der Sexarbeiterin auf dem Tisch. Ihre Körperhaltung erinnert weniger an eine disziplinierte, aufrecht sitzende und die Sozialarbeiterin anblickende Person, wie sie klassischerweise in sozialpädagogischen Beratungssituationen eingenommen wird. Vielmehr symbolisiert der auf der Theke liegende Kopf der Sexarbeiterin die Einnahme einer Zuhörerinnenposition, die mit einem „aufmerksamen Blick“ gespannt, aber auch entspannt den Erzählungen der Sozialarbeiterin über deren Rolle als Großmutter folgt. Hierbei kann die Thematisierung der eigenen biographischen Erfahrung der Sozialarbeiterin in ihrer Rolle als Großmutter funktional auch als Entlastung der Sexarbeiterin gedeutet werden. Denn deren zukünftige Rolle als Mutter rückt zumindest für diesen Moment in den Hintergrund.

Mit der generativen Erfahrung der Großmutter wird in situ erneut das Thema Schwangerschaft aufgegriffen. Dies verweist einerseits auf die Prekarität des Themas: Wie kann die Sozialarbeiterin die Schwangerschaft der Frau zum Thema machen, ohne dabei den Zugang zu verlieren? Andererseits wird die eigene

Rolle als professionelle Fachkraft insofern entschärft, als die Rolle der Sozialarbeiterin durch die generative Erfahrung eine Privatisierung erfährt. Das der Situation inhärente Machtverhältnis wird dadurch jedoch nicht aufgelöst. Stattdessen drückt sich in der Praxis des erfahrungsbezogenen Sprechens eine hierarchisierte Adressatinnenbeziehung aus.

Die eigenen Erfahrungen von Klara, Großmutter zu werden wie auch schwanger gewesen zu sein, werden hier als Ausgangspunkt genommen, um mit Daniela *über ihre* Schwangerschaft und ihre Mutterschaft zu sprechen. Denn die Kommentierung der Großmutterschaft durch die Sexarbeiterin („Das ist schön“) macht es sodann überhaupt erst möglich, über das Mutter-Werden zu sprechen. Dem dann folgenden Rat der Sozialarbeiterin, „länger zu Hause bleiben“, ist eine Doppeldeutigkeit inhärent, welche die Situation auch im weiteren Verlauf strukturiert. Der sichtbar schwangere Körper verweist nicht nur auf die Rolle als werdende Mutter, die für ihr (ungeborenes) Kind Sorge zu tragen habe, sondern er eröffnet auch die Möglichkeit einer Ausstiegsberatung aus der Prostitution, die durch den von der Sozialarbeiterin praktizierten Blick in die Zukunft hervorgebracht wird. Während es für einen kurzen Moment um die aktuellen Gesundheitsverhältnisse der Sexarbeiterin ging, eröffnet der Vorschlag, „länger zu Hause bleiben“, nicht die Möglichkeit, über die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit im Sexdienstleistungsgewerbe oder über die Vereinbarkeit von Schwangerschaft und gesundheitlich riskanter Erwerbstätigkeit zu sprechen. Die dann erfolgende Reaktion der Sexarbeiterin auf den Vorschlag (Nicken) ließe sich als eine bejahende Geste deuten, die jedoch auf der verbalen Ebene keine Entsprechung findet. Denn mit der Aussage „es nicht anders machen können“ wird performativ ein Widerstand hervorgebracht, der den Vorschlag der Sozialarbeiterin explizit zurückweist. „Es nicht anders machen können“ deutet gleichzeitig daraufhin, dass die Sexarbeiterin aufgrund sozio-ökonomischer Rahmenbedingungen gar nicht über die soziale Position und die Möglichkeiten verfügt, nun den von Klara vorgeschlagenen Betreuungspflichten dem Kind gegenüber nachzukommen. Der Wiedereinstieg in die berufliche Tätigkeit nach der Geburt scheint für sie existenziell. Damit ist der Aussage implizit auch ein Aufforderungscharakter inhärent: Welche Alternativen zum Sexgewerbe und dem Leben in der Migration auf der einen Seite und zum Muttersein auf der anderen Seite habe die Sozialarbeiterin der Sexarbeiterin anzubieten? Die Situation geht wie folgt weiter:

Klara nimmt einen Schluck von ihrer Cola und erkundigt sich, wie Daniela das mit dem Stillen machen möchte. Dabei weist sie gleichzeitig darauf hin, dass das Kind die ‚Muttermilch‘ brauche und ja keine Fertignahrung, während sie ermahmend den Zeigefinger hebt. Daraufhin versucht Daniela Klara zu erklären, dass sie das Kind mit einer Flasche füttern möchte, wobei sie das Wort Flasche gestikulierend darstellt und dann verneinend auf ihre Brust zeigt. Das scheint Klara anscheinend zu stören,

denn sie guckt mich mit rollenden Augen an und belehrt Daniela, dass das für das Baby überhaupt nicht gut sei. „Nur über die Muttermilch bekommt das Baby, das was es braucht, dass es stark wird.“ Daniela hebt ihre Schultern, als würde sie das zwar verstehen, aber nichts dagegen machen können, während ich schockiert bin von den Hinweisen von Klara und versuche, mir möglichst nichts anmerken zu lassen. Vehement fährt Klara fort, dass sie das Kind mindestens drei Monate stillen müsse. Daraufhin beginnt Daniela plötzlich zu lachen und erzählt, dass sie Leute kennen würde, die ihre Kinder mit zwei Jahren immer noch stillen würden, und ahmt dabei die Praktik des Stillens nach, indem sie ihre Arme so an die Brust hält, als hätte sie ein Kind auf dem Arm. „Ja, ja“ meint Klara und greift sich dann für mich völlig unerwartet selbst an ihre Brust und betont die Problematik, die die Frauen wegen dem Stillen bei der Arbeit hätten – „es hemme die Frauen eben auch“, meint sie, während sie lauthals lacht, „aber wenn du kannst, dann versuche zu stillen und sonst schickst du eben den Papa arbeiten“, beendet sie Daniela zuzwinkernd den Satz. Daniela lacht auf und wiederholt es nochmals: „Ja, Papi arbeiten und ich zu Hause.“ Währenddessen hat sie ihren Kopf auf ihrem Arm auf dem Tisch liegen, schaut ab und an Klara an oder aber die Broschüre. Die Beratung von Klara geht dabei weiter, sie lässt sich kaum beeindruckt und gibt Daniela noch den Rat, dass sie ja noch jung genug sei zum Arbeiten und dass sie, solange wie es geht, mit ihrem Kind bleiben soll. „Weißt du, die Zeit vergeht so schnell und das Kind wächst so schnell. Es braucht die Mutter und je länger du mit deinem Kind zusammen bist, desto stärker ist das Kind.“ Verständnissvoll nickt Daniela mit ihrem Kopf, während ich die ganzen Hinweise von Klara nicht richtig einordnen kann. Glaubt sie ernsthaft, dass Daniela zu Hause bleiben wird? Warum erkundigt sie sich nicht nach dem Familienkonzept, sie weiß ja schon, dass die Großmutter oder der Vater sich um das Kind kümmern werden? (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 191–218)

Die körperliche Aktion „einen Schluck von ihrer Cola“ nehmen kann auf zwei Ebenen, die relational zu verstehen sind, gedeutet werden: Einerseits wird die ambivalente Situation im phänomenalen Sinne geschluckt und andererseits der Gesprächsverlauf damit überbrückt. „Geschluckt“ wird die von der Sexarbeiterin praktizierte Zurückweisung des in der Situation konstruierten Bildes der Hausfrau und Mutter. So gedeutet, dient die körperlich getätigte Überbrückungsaktion als Übergang zu dem mit der Schwangerschaft eng verknüpften Thema des Stillens, das von der Sozialarbeiterin in die Situation eingeführt wird. Mit dem Hinweis darauf, dass das Kind die Muttermilch brauche, spitzt sich die Lesart, dass sich hier eine implizite Ausstiegsberatung vollzieht, zu. Doch wie genau passiert das in der Situation? Welche kulturellen Bilder und Praktiken werden durch das Sprechen über das Stillen hervorgebracht und potentiell zurückgewiesen?

Die Frage nach dem praktischen Umgang mit dem Stillen ist, wie die Frage danach, wie die Sexarbeiterin *nach* der Geburt ihr Leben organisieren wird, in

die Zukunft gerichtet. Der situative thematische und argumentative Bezugspunkt der Sozialarbeiterin ist das zukünftige Wohl des Kindes wie auch der Aufbau einer „gelingenden“ Beziehung zwischen Mutter und Kind, der zugleich als professionelles Problem in Erscheinung tritt. Mit der Formulierung, „dass das Kind die Muttermilch brauche und ja keine Fertignahrung“, erfolgt ein praktischer Hinweis auf das Stillen, der die Sexarbeiterin in ihrer Mutterrolle adressiert. Eröffnet wird hier eine Differenz zwischen der Muttermilch, die implizit auf das Stillen verweist und als Ernährungsform normal sei, während die Fertignahrung als Ernährungsform nicht dem entspreche, was das Kind braucht, und die werdende Mutter eventuell als „Rabemutter“ kennzeichnet. Für die Sozialarbeiterin ist die Muttermilch aufgrund der biologischen Vorteile des Stillens die beste und einzig richtige Ernährung für das ungeborene Kind (vgl. Seichter 2014, S. 9), denn, so die Sozialarbeiterin in der Situation: „Nur über die Muttermilch bekommt das Baby das, was es braucht, dass es stark wird.“ Die hier erfolgte Grenzziehung und die von der Sozialarbeiterin vehement abgelehnte künstliche Säuglingsnahrung als Ernährungsform lässt sich als Hinweis auf ein gesellschaftlich-kulturelles Bild der Frau als Mutter deuten, mit der implizit eine stigmatisierende Einteilung in die „gute stillende Mutter“ und die „schlechte, nicht stillende Mutter“ erfolgt (Seichter 2014, S. 160). Somit bezieht sich die moralische Bewertung allein auf die Ernährungsform. Denn nur über das Stillen erhalte das werdende Kind das, was es brauche, und nur darüber könne sich eine „echte Beziehung zwischen Mutter und Kind aufbauen“ (Seichter 2014, S. 114). Das Stillen sei nicht nur „authentischer Ausdruck des Liebevollen“ (ebd.), sondern mache das Kind aus Perspektive der Sozialarbeiterin „stark“. Ganz nach dem Motto „Eine gute Mutter stillt“ weist die Sozialarbeiterin die Sexarbeiterin entsprechend der von der WHO empfohlenen Stillzeit darauf hin, dass sie mindestens drei Monate zu stillen habe und dass der werdende Vater sich um das finanzielle Einkommen kümmern solle. Die formelhaft anmutenden Aussagen der Sozialarbeiterin gehen kaum auf die von der Sexarbeiterin als Adressatin formulierten Einsprüche und Widerständigkeiten ein, und ihr soziales Umfeld wird ausgeblendet. Der Einspruch gegen den Ratschlag der Sozialarbeiterin gründet sich in dem von Daniela hergestellten Bezug auf ihre Lebenswelt, auf den die Sozialarbeiterin zu reagieren hätte, wenn sie adressatinnenorientiert agieren würde. Klara belehrt jedoch die Sexarbeiterin mit einem entwicklungspsychologischen und bindungstheoretischen Argument, mit dem das Wohl des Kindes explizit in den Vordergrund gestellt wird. Die Sexarbeiterin in ihrer Rolle als erwerbstätige Frau verschwindet nach und nach.

Die erklärenden Hinweise der Sexarbeiterin, die sich körpersprachlich sehr deutlich ausdrücken, wenn sie auf ihre Brust zeigt und sich auf die schon getroffene Entscheidung des Nicht-Stillens bezieht, werden von der Sozialarbeiterin nicht nur ignoriert, sondern mit nachhaltigem Druck beantwortet. Die Praktik des Nicht-Stillens und die Ernährung des Kindes mit Flaschenmilch

stellt, in der Perspektive der Sozialarbeiterin, eine nicht-legitime Praxis dar. Sie unterliegt – wie aufgezeigt – einem ideologisch geführten Stillediskurs und geht mit der Frage von „guter Mutterschaft“ einher. Im spezifischen Arbeitskontext Prostitution stellt die weibliche Brust ein Arbeitsinstrument dar, unabhängig davon, ob die Frauen schwanger sind oder nicht. Für die Sexarbeiterin könnte die Entscheidung für die „Flaschenernährung“ bedeuten, dass das Kind nicht an die Ernährung über die mütterliche Brust und damit an die Mutter gebunden ist. Vielmehr kann die Versorgung des Kindes dann auch durch andere Personen wie den Vater oder die Großeltern erfolgen. Durch die Praxis des Nicht-Stillens stellt die Frau für sich eine Arbeitsfähigkeit her, die ihr einen schnellen beruflichen Wiedereinstieg ermöglicht, den das Stillen faktisch verunmöglichen würde, was sich die Frau aus finanziellen Gründen offensichtlich gar nicht leisten kann. Die Gründe, warum die Sexarbeiterin sich dafür entscheidet, nach der Geburt wieder in die Schweiz zurückzukehren und unter prekären Bedingungen dem Beruf als Sexarbeiterin nachzugehen, bleiben in der Situation unbekannt, zumal keine entsprechenden Nachfragen erfolgen. Ausgehend davon, dass das Stillen eines Kindes den beruflichen Wiedereinstieg der Frau erschwert, lassen sich die wiederholenden und insistierenden Hinweise der Sozialarbeiterin auf das Stillen als ein Argument betrachten, das hier als moralisches Druckmittel eingesetzt wird: Zu Stillen bedeute, der „Mutterpflicht“ nachzukommen, und die Sozialarbeiterin appelliert implizit an das „mütterliche Gewissen“ (Seichter 2014, S. 145), statt die Sexarbeiterin in ihrer schon getroffenen Entscheidung zu respektieren oder im Sinne einer Adressatinnenorientierung in ihren Anliegen zu unterstützen.

Deutlich werden dabei die situativen Machtbeziehungen. Die Sexarbeiterin wird auf ihren schwangeren Körper reduziert, der nach der Geburt Sorge für das Kind zu tragen habe. Den Einwänden der Sexarbeiterin gegenüber leistet die Sozialarbeiterin insofern Widerstand, als sie die werdende Mutter moralisch unter Druck setzt. Die Reaktionen der Sexarbeiterin hingegen changieren zwischen resignierenden („hebt ihre Schultern“, „wiederholt es nochmals“) und empörten, aufbegehrenden Momenten. So reagiert sie auf den genannten Zeithorizont des Stillens mit Humor („beginnt plötzlich laut zu lachen“) und bringt mit ihrer Erzählung, dass sie Frauen kenne, die ihre Kinder noch im Alter von zwei Jahren stillen, eine deutliche Verwerfung der Ratschläge zum Ausdruck. Das plötzliche Lachen lässt sich als eine Ironisierung der Situation durch die Adressatin deuten, die eine implizite Kritik an der machtvollen Position der Sozialarbeiterin andeutet, mit der um die Deutungshoheit hinsichtlich des Problems „Stillen“ gerungen wird. Damit wird Klara in der Situation jedoch auch in ihrem Expertinnenstatus – sowohl in ihrer Rolle als Fachkraft als auch in ihrer Rolle als Mutter und Großmutter – infrage gestellt. Diese Infragestellung wird von der Sozialarbeiterin in der Situation insofern „repariert“, als sie die Sexarbeiterin gegenüber der Ethnographin als beratungsresistent positioniert,

was sich in den „rollenden Augen“ ausdrückt, mit denen die Sozialarbeiterin die Ethnographin anblickt. Machtvoll ist die Situation auch aufgrund der durch die Sozialarbeiterin körperleiblich erfolgenden Allianzbildung mit der Ethnographin. Während auf der leiblichen Ebene des subjektiven Empfindens der Forscherin ein Schockmoment eintritt, wird ihr innerer Widerstand gegen die Vorgehensweise der Sozialarbeiterin nicht nach außen hin deutlich. Der Schock der Ethnographin bezieht sich hierbei vor allem auf den Eindruck, dass die Sozialarbeiterin in der Situation aus ihrer professionellen Rolle heraustritt und keine Distanz mehr wahren kann. Inwiefern jedoch gerade die körperlichen Handlungen der Sozialarbeiterin auf situative Widersprüchlichkeiten hinweisen, wird im weiteren Verlauf deutlich:

Mit der einen Hand die Cola festhaltend und den Blick in die Ecke gerichtet, fährt Klara dann weiter fort, von ihren eigenen Schwangerschaftserfahrungen zu berichten, die sie dazu nutzt, um Daniela weitere wichtige Hinweise zu geben. Sie hätte Äpfel gehasst, aber man könne die ins Müsli raspeln und mit Honig und Joghurt mischen, denn sie seien wegen der Vitamine besonders gut. Danielas Körper schüttelt sich bei der Vorstellung, einen Apfel essen zu müssen, sie hebt ihren Kopf an und winkt mit erhobenem Zeigefinger verneinend: „Kein Apfel für mich.“ Daraufhin meint Klara, dass Melone oder Banane auch gut sei und Daniela strahlt Klara an, denn Melone möge sie sehr. Wir lachen alle auf und trinken einen Schluck, während Klara dann nochmals bestärkend zu Daniela sagt, wenn sie gut auf sich selbst achtet, dann geht es dem Baby auch gut. Wieder ein strahlendes Nicken von Daniela. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 218–228)

Die Beschreibung der Sozialarbeiterin, die sich mit ihrer Hand am Glas festhält und ihren Blick in die Ecke gerichtet hat, lässt sich im phänomenalen Sinne als Suche nach einem (strategischen) Innehalten und Luftholen deuten, um sich die nächsten Schritte der Unterhaltung zu überlegen. Nachdem sie ihre Fassung wiedererlangt hat, geht sie weiterhin nicht auf die von der Sexarbeiterin benannten Rahmenbedingungen ihrer Lebensführungsweise ein, sondern bringt das Gespräch mit Hinweisen auf ihre ganz eigenen Erfahrungen wieder in Gang. Dabei knüpft sie keineswegs an das zuvor geführte Gespräch über das Stillen an. Vielmehr wird die eigene biographische Schwangerschaftserfahrung von der Sozialarbeiterin nun dazu genutzt, der Sexarbeiterin nicht mehr für die Zukunft „wichtige Hinweise“ zu geben, sondern für das *Hier und Jetzt*. Während zuvor die „richtige Ernährungsform“ des Kindes im Fokus stand, ist es nun die richtige, vitaminreiche Ernährung der schwangeren Frau. Der Apfel wie auch die von der Sexarbeiterin favorisierte Melone oder Banane symbolisieren eine gesunde und ausgewogene Ernährung und dienen als Bezugspunkt für die Hinweise der Sozialarbeiterin. Diese seien aus Sicht der Sozialarbeiterin besonders förderlich für die werdende Mutter und versorgen gleichzeitig das ungeborene Kind mit

„Vitaminen“. Ganz nach dem Motto „an apple a day keeps the doctor away“ wird damit die gesundheitsfördernde Wirkung des Apfels hervorgehoben, die jedoch von der Sexarbeiterin zurückgewiesen wird („sie hebt ihren Kopf an und winkt mit erhobenem Zeigefinger verneinend: ‚Kein Apfel für mich‘“). Die sodann eingeführte Melone wie auch die Banane fungieren als die Situation auflockerndes Element („Wir lachen alle auf“). Denn mit der Revision des Apfels hin zur Melone bzw. Banane wird nicht nur Bezug auf das Herkunftsland der Sexarbeiterin genommen, in das Äpfel eher importiert als exportiert werden, sondern auf die geäußerten Vorlieben der Frau eingegangen und damit im Sinne der Adressatinnenorientierung der Hinweis angepasst. In diesem Moment tritt die zu beratende Frau *als Frau und als Sexarbeiterin* mit ganz eigenen Bedürfnissen in den Vordergrund, während sie zuvor zugunsten des Mutter-Werdens und der zukünftigen Mutterrolle in den Hintergrund gerückt ist. Sie wird jedoch sodann wieder mit dem Hinweis „wenn sie gut auf sich selbst achtet, dann geht es dem Baby auch gut“ auf der Ebene der kontrollierenden Fürsorge als für sich Sorge tragende Frau adressiert: Sie habe nun Verantwortung für sich *und* das ungeborene Kind zu tragen. Das Wohl der werdenden Mutter und des ungeborenen Kindes stehen dann auch in der Verabschiedungsszene im Zentrum und manifestieren die Lesart der in der Situation praktizierten Ausstiegsberatung, wenn die Sozialarbeiterin der Sexarbeiterin abschließend nochmals dazu rät, nicht in die Erwerbstätigkeit zurückzukehren, sondern bei ihrer Familie zu bleiben:

Während wir unsere Jacken anziehen und den Korb greifen, sagt Klara zu den beiden Frauen gewendet: „Also gut, dann komme ich irgendwann mal wieder, vielleicht sehen wir uns mal wieder. In einem Jahr?“ Klara gibt erst Rosalina und dann Daniela die Hand und wünscht beiden alles Gute. Bei Daniela hält sie kurz inne, und meint mit einem Lachen zu ihr, dass sie doch zu Hause bei ihrem Mann und den Kindern bleiben soll, wenn sie jetzt nach Hause geht. (Beobachtungsprotokoll_Klara_II/III, Z. 295–299)

Insofern wird die Verabschiedung funktionalisiert und dazu genutzt, die Normierungen fortzuführen und Überzeugungsarbeit in Richtung Ausstieg aus der Prostitution zu leisten.

Zwischenfazit

In Bezug auf die Rekonstruktion der Situationsdynamik, die sich aus der Sichtbarkeit der Schwangerschaft der Sexarbeiterin ergibt, lassen sich zusammenfassend drei Aspekte festhalten.

Erstens lassen sich die situativen Bedingungen der Thematisierung von Schwangerschaft im Kontext von Prostitution in der hier analysierten Situation vordergründig als ein informelles Gespräch deuten, das sich „von Frau zu Frau“ vollzieht. Ganz im Sinne Barbara Dudens (1994) wird der schwangere Körper

der Sexarbeiterin hier zum „öffentlichen Ort“ gemacht. Über den Rekurs auf die ganz eigenen, subjektiv gemachten Erfahrungen und die Preisgabe eigener, intimer und persönlicher Informationen wird das informelle Gespräch seitens der Sozialarbeiterin dadurch erzeugt, dass sie möglicherweise ein Vertrauen in sie als Person und weniger als Fachkraft herzustellen sucht. Gleichzeitig wird in der Rekonstruktion ein Verlust der eigenen professionellen Rolle deutlich, da es der Sozialarbeiterin nicht mehr möglich zu sein scheint, einen Wechsel von der eigenen Person in die berufliche Rolle zu vollziehen und die Zurückweisungen bzw. die schon getroffenen Entscheidungen der Sexarbeiterinnen anzuerkennen und in das Gespräch einzubinden. Die Atmosphäre des informellen Gespräches wird hierbei auch von der Sexarbeiterin selbst mit hervorgebracht, indem ihre Körperhaltung und Körpersprache eher auf eine passiv-zuhörende Rolle hinweisen und sie sich selbst nicht als unterstützungsbedürftig positioniert, sondern auf die Hinweise der Sozialarbeiterin ihrerseits mit Zurückweisung und im körperleiblichen Ausdruck implizit mit Widerstand und Selbstschutz reagiert.

Zweitens rekurriert die Sozialarbeiterin in der Adressierung von Daniela als werdende Mutter auf Praktiken des erfahrungsbezogenen Sprechens (vgl. Fegter/Rose 2013), die als Praktiken zur Beglaubigung und Legitimierung des Stillens als der einzig richtigen Ernährungsform fungieren. Thematisch geht es hierbei weniger um die Thematisierung von sozialen Unterstützungsmöglichkeiten als vielmehr um eine Konfrontation mit oder Aushandlung von bürgerlich-normativen Vorstellungen von „guter Mutterschaft“ und „guter Familie“. Dieses Bild konterkariert jedoch gleichzeitig eine ökonomische Marktlogik des Sexgewerbes, in dem eine Nachfrage nach schwangeren Frauen besteht. Dass nicht über die aktuelle berufliche Tätigkeit gesprochen wird, wurde in der Rekonstruktion als eine Vermeidungsstrategie der Sozialarbeiterin gedeutet. Das Setting unterliegt jedoch einer Ko-Produktion durch die Sexarbeiterin, die die Interaktion mit strukturiert. Damit ist gleichzeitig eine weitere übergreifende Lesart festzuhalten: Während über die normative Erwartung, wie mit einer Schwangerschaft umgegangen werden sollte, gesprochen wird, lässt sich die Sequenz auch dahingehend deuten, dass beide – sowohl Klara als auch Daniela – kein Interesse daran haben, über die Arbeit zu sprechen. Zumindest dahingehend besteht auf der kommunikativen Ebene eine Gemeinsamkeit, die sich mit Blick auf die Ko-Produktion des Settings bei Daniela körpersprachlich ausdrückt. Bis zum Moment der Ansprache der geplanten Ernährungspraktik des Kindes durch die Sozialarbeiterin äußert sie keine eindeutige Entrüstung, sondern verhält sich – mit auf der Theke ruhendem Kopf – zurückhaltend.

Die Verhandlung von „guter Mutterschaft“ im Kontext der in der Situation hervorgebrachten Stillideologie, mit der die Sozialarbeiterin das Wohl des Kindes in das Zentrum Ihrer Argumentation rückt, deutet *drittens* auf handlungspraktische Ambivalenzen innerhalb des Beratungsgespräches hin, das hier in eine Stillberatung mündet. Die vorgetragenen praktischen und normativen

Hinweise zum Stillen wie auch die Vermeidungsstrategie, Sachverhalte wie die Vereinbarkeit der Schwangerschaft, des Mutter-Werdens und der Ausübung der beruflichen Tätigkeit „Sexarbeit“ nicht anzusprechen, mögen für die Praktiken einer professionell Handelnden in der akzeptierenden aufsuchenden Sozialen Arbeit irritieren. Gleichzeitig wird gerade in dieser Irritation der situative Grenzgang deutlich, der professionelles Handeln als Balanceakt hervorbringt. Die Balance – die auch bedeutet, das Gespräch am Laufen zu halten – wird in der Situation durch die Sozialarbeiterin über das erfahrungsbezogene Sprechen als Großmutter wie auch Mutter gehalten. Es ist gerade jene biographische Erfahrung, die es der Sozialarbeiterin ermöglicht, die Schwangerschaft der Sexarbeiterin anzusprechen, auch wenn dadurch ihre Rolle als Fachkraft in den Hintergrund rückt. Die Einnahme dieser Rolle ließe sich als ein Akt der Solidarisierung deuten, mit dem in der Distanz Nähe aufgebaut wird und sie als professionelle Fachkraft in ihrem Handlungsfeld handlungsfähig bleibt. Zugleich wird durch die durchaus einseitige Aushandlung von normativen Vorstellungen von „guter Mutterschaft“ und „guter Familie“ eine von der Sexarbeiterin in der Situation gezogene Grenze überschritten. Die Verwirklichung der Entscheidung der Sexarbeiterin, nach der Geburt wieder erwerbstätig zu sein, wird mit allen Mitteln zu verhindern versucht. Vor diesem Hintergrund ließe sich die von der Sozialarbeiterin praktizierte Stillberatung auch als machtvolles Schutzmoment deuten: Der stillende Körper schütze die Sexarbeiterin vor der Ausübung ihres Berufes. Dadurch muss die praktizierte Stillberatung implizit zugleich als eine professionelle Beratung zum Ausstieg aus dem sexuellen Dienstleistungsgewerbe interpretiert werden.

10.5 Zwischenfazit: Die (De-)Thematisierung von Schwangerschaft und Sexarbeit als Grenzgang

Die diskursive Rahmung von Prostitution sowie die professionsethische Rahmung akzeptierender Ansätze aufsuchender Sozialer Arbeit macht ganz bestimmte Handlungs- und Thematisierungsweisen in Bezug auf den Zusammenhang von Schwangerschaft und Prostitution möglich, während andere verunmöglicht werden. Ziel der voranstehenden Analysen war es, aufzuzeigen, wie die Schwangerschaft von Sexarbeiterinnen in der aufsuchenden Sozialen Arbeit zum Thema gemacht wird bzw. welche Möglichkeiten der Thematisierung eröffnet und/oder eingeschränkt werden. Zudem war in diesem Kapitel die Frage leitend, inwiefern die Thematisierung von Schwangerschaft mit Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen einhergehen kann und welche Aussagen sich über situative Bedingungen der (Nicht-)Thematisierung treffen lassen.

In der Wahrnehmung des schwangeren Körpers von Sexarbeiterinnen wie auch in den situativen Deutungs- und Umgangsweisen mit ihm konstituieren

sich symbolische Grenzen, die mit situationsspezifischen Sagbarkeiten und Nicht-Sagbarkeiten, Sichtbarkeiten und Nicht-Sichtbarkeiten einhergehen (vgl. Burghard/Magyar-Haas/Mörge 2014, S. 119). Infolgedessen können die sozialen Besuchssituationen nicht nur aufgrund der Transformation in das temporäre Setting der sozialpädagogischen Arbeitsbeziehung als ein situatives Grenzgeschehen betrachtet werden; mit der Sichtbarkeit des schwangeren Körpers konstituieren sich vielmehr über jene Transformation hinaus symbolische Grenzen, die von den Sozialarbeiter*innen situativ bearbeitet werden. Entsprechend zieht die Sichtbarkeit des schwangeren Körpers nicht nur eine Grenze, sondern sie führt auch dazu, dass die akzeptanzorientierte, professionelle Haltung der Sozialarbeiterinnen zu einem situativen Grenzgang wird. Denn die Auffassung der Selbstkommerzialisierung des Körpers als legitime Tätigkeit, die keinen Angriff auf das körperliche Selbst der Sexarbeiterinnen darstelle – eine Auffassung, in der sich auch eine professionelle Parteilichkeit der Sozialarbeiter*innen ausdrücke (vgl. Ott 2017) –, wird zu einem professionellen, aber auch moralisch-ethischen Handlungsproblem. Der professionelle Grenzgang zeigt sich insbesondere dann, wenn situative Widersprüchlichkeiten spezifische Normalitätskonstruktionen wie die der autonom handelnden Sexarbeiterin herausfordern und in Frage stellen. Solche Unsicherheitsmomente entstehen etwa dann, wenn die Sexarbeiterinnen nicht mehr nur auf der Ebene der Berufsrolle, sondern auf der Ebene der Mutterrolle adressiert werden und damit Fragen tangiert werden, die sich insbesondere auf das Wohl des (ungeborenen) Kindes – als eine professionsethische Maxime (Pomey 2017) – beziehen. Durch die Verhandlung der Schwangerschaft, ihrer Bedeutung und ihrer möglichen Konsequenzen spannt sich in den konkreten Situationen ein Dilemma für die Sozialarbeiterinnen auf, das durch Praktiken des Vermeidens bearbeitet bzw. bearbeitbar wird und insofern Ausdruck der Prekarität und Fragilität des Settings ist: Entweder wird es vermieden, über die sichtbare Schwangerschaft zu sprechen, und der Fokus wird auf die konkrete Erwerbstätigkeit gelegt, oder aber es wird vermieden, über den Arbeitsalltag zu sprechen, und der Fokus wird auf die werdende Mutter gelegt. Das professionelle Problem, das in der Situation bearbeitet wird, ließe sich dahingehend (re)konstruieren, dass die Sexarbeiterinnen als Adressatinnen unter gesundheitsgefährdenden Bedingungen arbeiten, die durch die Schwangerschaft wiederum potenziert werden, so dass notwendigerweise (sexuelle) Gesundheitsprävention geleistet werden müsste. Das moralische Problem begründet sich für die Sozialarbeiterinnen in dem Schutz der Frau in ihrer Rolle als werdende Mutter sowie im Schutz des ungeborenen Kindes. Hierbei deuten die empirischen Rekonstruktionen an, dass die Sexarbeiterinnen dann nicht mehr als Adressatinnen des wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungsangebots adressiert werden.

Somit lässt sich das Paradigma der Akzeptanzorientierung im vorliegenden Kontext als ein Dilemma reformulieren, das die professionell Handelnden in

Bezug auf professionsethische, aber auch in Bezug auf die ganz eigenen moralischen Positionen herausfordert und zuweilen kulturell-normative Bilder wie auch Differenzsetzungen aufruft. Diese müssen jedoch in ihrer Ambivalenz betrachtet werden, da gerade durch die Vermeidung der Ansprache augenscheinlicher Themen mitunter Akzeptanz praktiziert wird. Akzeptanzorientierung kann dann bedeuten, nicht weiter auf die Schwangerschaft einzugehen und die schwangere Sexarbeiterin gerade nicht explizit als Adressatin anzusprechen. Gleichzeitig eröffnet die Figur der Mutter eine Kontrastfolie im Deutungshorizont der frei gewählten Berufstätigkeit. Dann erfolgt über die das Kindeswohl adressierenden Praktiken – sowohl in der Situation als auch auf der reflexiven Ebene des Über-etwas-Sprechens – nicht nur eine normative Formierung von Elternschaft, die Sexarbeiterinnen in ihrer Rolle als Mütter markiert, sondern es kommt auch die Erwartung ins Spiel, für den eigenen Körper Sorge zu tragen, was den Adressatinnen aufgrund ihrer Tätigkeit im Sexdienstleistungsgewerbe zuweilen abgesprochen wird.

Das bedeutet aber mit Blick auf die Thematisierungsweisen des Körpers der Sexarbeiterinnen auch, dass ein funktionalistisches Verständnis der von den Sexarbeiterinnen geleisteten Körperarbeit, dem zufolge „nur“ der Körper als Objekt, nicht aber die Person gekauft werde, in Momenten der professionellen Beziehungsarbeit mit schwangeren Frauen keine entlastende Funktion für die Sozialarbeiterinnen mehr hat, die mit einer akzeptanzorientierten Sozialen Arbeit in Einklang gebracht werden könnte. Zumindest ist bei Themen wie der Schwangerschaft diese Haltung (situations-)praktisch nicht rigide durchführbar. Der wahrgenommene schwangere Körper der Sexarbeiterin, der in der Schwangerschaft für sexuelle Bedürfnisse Anderer verfügbar gemacht wird, zieht hier eine Grenze für das professionelle Handeln der Sozialarbeiterinnen, die es ihnen zuweilen nicht mehr ermöglicht, auf einer akzeptanzorientierten Ebene zu kommunizieren und das Machtgefälle, das der Stillberatung inhärent ist, zugunsten des Zugestehens einer autonomen Lebensführung der Adressatin aufzulösen und sie im Sinne einer „advokatorischen Ethik“ (Brumlik 1992) zu unterstützen. Infolgedessen agieren die Sozialarbeiterinnen situativ „auf der Grenze“ zwischen einer akzeptanzorientierten und einer fürsorgend-kontrollierenden Praxis; ihr Handeln erweist sich als eine Balanceleistung. Dies lässt sich sodann als eine „professionelle Grenzbearbeitung“ (Kessl/Maurer 2010, S. 161) verstehen, mit der es die Sozialarbeiterinnen – bei aller kritischen Analyse – den Sexarbeiterinnen potentiell ermöglichen, situativ sowohl Sexarbeiterinnen als auch werdende Mütter zu sein. Denn das eine schließt das andere nicht aus.

Kapitel 11

In-Beziehung-Treten – Prozesse der Etablierung von Arbeits- und Beratungsbeziehungen unter Bedingungen von Prekarität

Ausgehend von einem Diskurs um Prostitution als soziales Problem, der mit normativen Implikationen für die als sozialstaatliche Unterstützungs- und Bearbeitungsinstanz agierende Soziale Arbeit verbunden ist, wurde in der vorliegenden Studie der Alltag von aufsuchenden Sozialarbeiter*innen im Kontext Prostitution in seiner situativen Dimension in den Mittelpunkt gestellt. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Fragen, wie Körper im Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution hervorgebracht wird und wie soziale Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen in ihrem körperleiblichen Vollzug praktisch hergestellt und ausgehandelt werden (vgl. Kap. 1). Mit dem Fokus auf die (performative) Herstellung und Aushandlung der sozialen Besuchssituationen von Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen rückt analytisch die Gestaltung der Arbeitsbeziehung als fortwährender Prozess der Aushandlung und der Adressierung in den Mittelpunkt. Hierfür erweist sich eine genuin ethnographische Perspektive als gewinnbringend, um situative Praktiken der Beziehungsgestaltung der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution detailliert zu beleuchten und herauszuarbeiten. Erziehungs- und sozialwissenschaftlich vielversprechend ist die Frage nach den sozialpädagogischen Bedingungen der sozialen Situationen wie auch die Frage nach den (professionellen) Verhandlungsweisen situativer Beziehungsarbeit. Die Rekonstruktion der Etablierungsprozesse der Arbeitsbeziehung als ein körperleibliches Vollzugsgeschehen wie auch die rekonstruierten Thematisierungsweisen von Körper(-arbeit) aus einer phänomenologisch-praxeologischen Perspektive stellen gleichsam ein Desiderat sowohl im sozialpädagogischen Diskurs als auch in der sozialwissenschaftlichen Prostitutionsforschung dar. Dies lässt sich zum einen mit einer mangelnden Berücksichtigung des Körpers als sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstand und zum anderen mit einem als prekär betrachteten Forschungskontext Prostitution erklären, dem die Forschung „eher mit offenen Fragen als mit Antworten gegenübersteht“ (Löw/Ruhne 2011, S. 194). Entsprechend leisten insbesondere die empirischen Analysen der vorliegenden Studie einen Beitrag zu einem bislang wenig beforschten Bereich.

Bei der Frage, *wie soziale Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen in ihrem körperlichen Vollzug praktisch hervorgebracht, hergestellt und ausgehandelt werden*, geht es vordergründig nicht darum zu rekonstruieren, wie Soziale Arbeit an den sozialen Konstruktions- und Positionierungsprozessen von Sexarbeiter*innen als hilfsbedürftigen und unterstützungswürdigen Adressat*innen auf Basis hegemonialen Wissens beteiligt und eingebunden ist (vgl. Mecheril/Melter 2010; Ott 2017). Die Konstruktion der Unterstützungs- und Hilfsbedürftigkeit von Sexarbeiter*innen als Adressat*innen ist als „unentbehrliche Voraussetzung“ (Mecheril/Melter 2010, S. 126) zu betrachten, die die Legitimation Sozialer Arbeit im Handlungsfeld Prostitution plausibilisiert (vgl. hierfür auch: Bitzan/Bolay 2017). Hierbei sind die Konstruktionsprozesse und Adressierungsmuster mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Normalisierungsprozessen verflochten, und Soziale Arbeit im Kontext Prostitution ist „*Ausdruck und Teil*“ (Kappeler 2000, S. 631, zit. nach Mecheril/Melter 2010, S. 127) eines (sozialwissenschaftlichen) Diskurses um Prostitution, in dem Normabweichungen als Phänomene angesehen werden, die es zu bearbeiten gelte: Soziale Arbeit ist auf Sexarbeiter*innen als Andere bezogen und bringt diese gleichzeitig – im Sinne gesellschaftlicher „Ordnungsformate“ (Heite 2010, S. 187) – machtvoll als Andere hervor. Vor diesem Hintergrund geht es in der vorliegenden Studie weniger darum, zu diskutieren, ob es sich bei den institutionellen Trägerinnen der aufsuchenden Sozialen Arbeit in diesem Feld um „paternalistische Hilfsorganisationen“ (kritisch hierzu: Ott 2017, S. 56) handelt oder ob die im Feld Prostitution agierenden Beratungsstellen „herrschaftskritisch“ (Schrader 2013, S. 412) genug agieren, um „Eigenverantwortung und Selbsthilfe im Sinne ihrer KlientInnen und nicht im Sinne der Mehrheitsgesellschaft“ (ebd.) umzusetzen, ohne sich dabei an der Reproduktion von gesellschaftlichen Marginalisierungen zu beteiligen (Augustín 2010, S. 5). Soziale Arbeit ist vielmehr auf ambivalente Weise in die (Re-)Produktion von (hegemonialem) Wissen über Prostitution und Sexarbeiter*innen als Adressat*innen eingebunden. Hierbei bewegen sich insbesondere Sozialarbeiter*innen in situ in einem fortwährenden Spannungsfeld von Ermöglichung und Normalisierung der Überschreitung einerseits, Stabilisierung von gesellschaftlichen Normalitäten (vgl. Maurer 2001, S. 137 ff.; Ott 2017, S. 398) andererseits, das den Ausgangspunkt für die vorliegende Studie darstellt. Die *situativen Praktiken* der aufsuchenden Sozialarbeiter*innen im Kontext Prostitution sind dabei immer *als sozial situiert* zu verstehen und vor dem Hintergrund gesellschaftlich bedingter Macht- und Spannungsverhältnisse zu reflektieren bzw. einzuordnen.

Im Folgenden werden nun die Ergebnisse der Studie nochmals gebündelt und vor dem Hintergrund der Fachdiskussion eingeordnet. Dabei wird zunächst rekapituliert, welchen Ertrag eine phänomenologisch-praxeologisch informierte Analyseperspektive einer am professionellen Handeln von Sozialarbeiter*innen interessierten Studie zur Etablierung von Arbeits- und Beratungsbeziehungen

unter Bedingungen von Prekarität bieten kann (vgl. Kap 11.1). Anschließend wird auf den Prozess relationaler Adressierungspraktiken von Sexarbeiter*innen als Adressat*innen und Sozialarbeiter*innen als „Agent*innen des Sozialstaates“ eingegangen (vgl. Kap. 11.2), bevor die Forschungsergebnisse hinsichtlich der Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen mit Bezug auf den Stand der Forschung diskutiert werden (vgl. Kap. 11.3). Abschließend wird aus den gewonnenen Erkenntnissen auf die Phänomene Gelingen und Scheitern als soziale Prozesse eingegangen und damit dargelegt, welche Anknüpfungspunkte sich für weitere sozialpädagogisch informierte und interessierte Forschungen ergeben können.

11.1 Situierte Leiblichkeit und der körperleibliche Vollzug sozialer Besuchssituationen: Reflexion der erkenntnistheoretischen Zugänge

Den konzeptionellen Ausgangspunkt für die vorliegende Studie bilden körpersoziologische Überlegungen, die im Anschluss an Merleau-Ponty (1966) leibphänomenologisch fundiert und mit Goffman (1994) um die Frage nach den sozialen Bedingungen sozialer Situationen erweitert wurden. Zudem wurde an praxeologische Überlegungen angeknüpft, die Praktiken als routinisierte Bewegungen und Aktivitäten des Körpers bestimmen. Die theoretischen Zugänge lassen sich hierbei nicht unmittelbar ineinander überführen, sondern weisen unterschiedliche Reichweiten auf, was einen verstehenden Zugang zu den sozialen Situationen der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution betrifft.¹¹¹ Vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse können daher Überlegungen zum Verhältnis der beiden theoretischen Zugänge formuliert werden. Im Verhältnis zur Empirie geht es hierbei darum, diese in ein „spannungsvolle[s] Verhältnis der gegenseitigen Anregung zu bringen“ (Bereswill/Rieker 2008, S. 415). In Bezug auf die Frage, *was* während der aufsuchenden Sozialen Arbeit passiert und *wie* sich soziale Besuchssituationen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen vollziehen, zeigen die empirischen Ergebnisse dieser Studie deutlich, dass sich die sozialen Situationen insbesondere nicht-sprachlich und damit auf der körperleiblich vermittelten Ebene einer non-verbalen Kommunikation sowie über Positionierungen der Körper im Raum vollziehen. Damit rückt die Frage nach der „aktiven“ Rolle des Körpers in der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution ins Zentrum und eröffnet den Blick dar-

111 Theoretische Überlegungen zum Verhältnis von Praxeologie und Phänomenologie liegen vor; vgl. insbesondere zum Verhältnis von Körper und Leib Bedorf 2015, zu Fragen der Wahrnehmung und Praktiken des Sehens Prinz 2014.

auf, *was* die jeweiligen Körper *wie* miteinander tun, um soziale Ordnung aufrechtzuerhalten, neu zu verhandeln und zu verändern.

Das Verhältnis von Körper und Leib in einer theoretisch-analytischen Trennung lässt sich als ein Spannungsverhältnis nicht einseitig auflösen und wäre in der rigiden Form einer deutenden und interpretativen Zuweisung für die empirischen Analysen der vorliegenden Studie nicht gewinnbringend. Mit Helmuth Plessner (1982) und Maurice Merleau-Ponty (1966) kann davon ausgegangen werden, dass sich das Leibempfinden in der Wahrnehmung des Körpers (der Anderen) zeigt, ohne diesen Ausdruck auf ein spezifisches (bloß subjektives) Leibempfinden zu reduzieren. Die empirischen Ergebnisse zeigen, dass die Personen vor dem Hintergrund eines körperleiblichen Ausdrucksverhaltens miteinander interagieren und kommunizieren. Aufgrund von Analysen dieser Interaktionen und Kommunikationen lassen sich empirische Aussagen über die Situationen und ihre Bedingungsstrukturen sowie das Verhältnis der Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen zu den Situationen treffen. Es lassen sich jedoch keine Aussagen über ihr subjektives Gefühl oder ihr Empfinden (in) der Situation (selbst) formulieren. Dies stellt insofern eine methodologische Herausforderung dar, als sich leibliches Empfinden und Erleben zum einen der direkten Beobachtbarkeit entzieht. Zum anderen zeigt sich aber leibliches Empfinden in der Form reflexiver Thematisierung des jeweiligen Phänomens durch die Personen selbst. Dies wird in der Studie insbesondere dann deutlich, wenn die Sozialarbeiter*innen in den ethnographischen Interviews das körperleibliche Erleben der Bewältigung des Zugangs als auch der Kontaktaufnahme sprachlich ironisieren. Mit Ulle Jäger (2014) lässt sich aber auch darauf aufmerksam machen, dass Situationen in ihrem subjektiven Empfinden und Erleben unklar sein können und „das, was bereits irgendwie spürbar ist, [...] noch nicht exakt in Worte gefasst werden“ (Jäger 2014, S. 243) kann.¹¹² Allerdings ermöglicht gerade der ethnographische Zugang, Gefühle oder Empfindungen nicht nur auf der Ebene subjektiver Erfahrungen zu verstehen, sondern diese als etwas zu betrachten, das sich situationsabhängig zwischen Personen und an Orten wie auch in Räumen vollzieht und zuweilen mit affektiven Wirkungen einhergehen kann (vgl. hierfür auch: Pfaller/Wiesse 2018). So wurden situative Irritationen der Ethnographin und Gefühle wie bspw. das „Entsetzen“ über die

112 In dem Nachwort zur zweiten Auflage ihres Buches „Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung“, das eine theoretisch-konzeptionelle Auseinandersetzung mit dem „Leib als Ort des Widerstandes und damit des Eigensinns des Leibes“ (Jäger 2014, S. 237) darstellt, fragt Ulle Jäger, wie das „leibliche Erleben in seiner Widerständigkeit und seiner Eigensinnigkeit empirisch beschrieben, in qualitativen Interviews zugänglich gemacht werden kann. Wie kann der Leib sozusagen zum Sprechen gebracht werden?“ (Ebd.) Im Anschluss an Eugene Gendlin stellt sie Überlegungen an, die für weiterführende Forschungen vielversprechend sein könnten.

Anwesenheit von schwangeren Sexarbeiterinnen (vgl. Kap. 10) systematisch in die empirischen Analysen miteinbezogen, da gerade diese emotionalen Wahrnehmungen Hinweise auf kulturelle Einschreibungen wie etwa gesellschaftliche Machtverhältnisse geben und damit ein besonderes Erkenntnispotential bieten (vgl. hierfür auch: Kap. 3; Nadig 1986; Bonz et al. 2017).

Im Fokus einer *praxeologischen Perspektive* stehen die Körper der Akteur*innen, die durch wechselseitige, aufeinander bezogene Praktiken, Gesten und Blicke die soziale Ordnung der jeweiligen Situationen performativ herstellen (vgl. Kap. 2). Nun wird in einer praxeologischen Perspektive weniger gefragt, wer welche Praktiken ausführt, sondern *wer* in die spezifische Praxis *wie* involviert ist. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als es aus praxeologischer Perspektive „[...] nicht Einzelsubjekte [sind], die individuelle Interessen durchsetzen, intersubjektive Zwecke verfolgen oder Regeln folgen und dadurch Sozialität erzeugen bzw. auf diese verwiesen werden, sondern in den Routinen, die von Techniken und Dingen geleitet werden, kommen Interessen, Zwecke und Normen ‚mit vor‘“ (Bedorf 2015, S. 132). Durch die körperliche Präsenz sind die Akteur*innen wichtige „Partizipanden“ *von* Praktiken und Körper werden damit zu „Partizipanden des Tuns“ (Hirschauer 2004). An dieser Stelle lässt sich jedoch sowohl mit der phänomenologischen Perspektive als auch mit den empirischen Ergebnissen das praxeologische Verhältnis von menschlichen Körpern und Praktiken in ihrer Materialität kritisch beleuchten: Denn die Körper der Sozialarbeiter*innen und der Sexarbeiter*innen verschwinden nicht in den Praktiken, sie werden nicht nur von „Techniken und Dingen“ geleitet. Es sind eben gerade ihre materiellen Körper, die situations- und kontextspezifisch die Praktiken vollziehen, und es sind nicht Praktiken, die sich „*an den* Körpern vollziehen“ (Bedorf 2015, S. 130). Daher hat sich die leibphänomenologische Perspektive für die vorliegende Studie als gewinnbringend erwiesen. Diese öffnet den Blick für die komplexe Ermöglichung von Praktiken gerade durch die Betonung ihrer leiblichen Dimension und des menschlichen Körpers als eines in seiner wechselseitigen Bezogenheit auf Andere handelnden Körpers und nimmt so die körperleibliche Involviertheit der Akteur*innen in soziale Situationen ernst. Die empirischen Ergebnisse machen deutlich, dass Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen in dem gemeinsamen Tun – also in der sozialen Praxis – sowohl einen Körper *haben* als auch Leib *sind* (vgl. Kap. 5; Bedorf 2015, S. 145). Das leibliche Zur-Welt-Sein der Sozialarbeiter*innen und der Sexarbeiter*innen ist die Bedingung der Möglichkeit des Vollzugs einer sozialen Situation. Die Akteur*innen bringen mit ihrem Körper und durch Körperbewegungen und -haltungen Macht, Nähe, Distanz, Annäherungen wie auch Abwendungen und damit soziale Beziehungen zum Ausdruck, die wesentlich zur Definition der jeweiligen sozialen Situationen beitragen. Hierbei sensibilisiert eine phänomenologische Perspektive für spezifische Formen der Adressierung und damit der Subjektivierung, in denen sich Praktiken und Subjekte

wechselseitig konstituieren (vgl. Alkemeyer 2013, S. 34; Bedorf 2015, S. 145). Vor dem Hintergrund einer situierten Leiblichkeit – wie sie ihren Ausdruck in nach unten gerichteten Blicken der Sexarbeiter*innen, dem Rauchen einer Zigarette als Bearbeitung von situativer Unsicherheit, dem körperlichen Ausschmaufen bei einem zurückgewiesenen Besuch oder dem hastigen Suchen nach dem Gesundheitsausweis der Sozialarbeiter*innen findet – ist es sodann auch möglich, Spielarten von Brüchigkeit, Fragilität und Prekarität als Bedingung der jeweiligen sozialen Situationen zu rekonstruieren.

Die vorliegende Studie zeigt, dass die jeweiligen sozialen Situationen keineswegs wohlgeordnet und routinisiert ablaufen, sondern dass sie je nach kontextuellen Bedingungen von Irritationen und Störungen durchzogen sind, die einer grundlegenden Aushandlung zwischen Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen bedürfen. Hierbei zeigt sich die Etablierung einer Arbeitsbeziehung als ein flüchtiges, episodisches und fragiles (körperleibliches) Vollzugsgeschehen. Der prozessuale Vollzug der sozialen Besuchssituationen sowie der alltäglichen Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit, der an je unterschiedlichen Orten mit je unterschiedlichen Personenkonstellationen stattfindet, kennzeichnet sich gerade *nicht* durch gemeinsam vollzogene Routinen, wohl aber durch jeweils individuelle, nur partiell routinisierte Praktiken der Bewältigung des Zugangs oder der Kontaktaufnahme. In den Momenten der Besuche wird ein praktisches Wissen um ein angebrachtes Verhalten und gewisse Normen in situ handlungsleitend. Es handelt sich eben gerade nicht nur um „skilled bodies“ (Schatzki 2001, S. 3) und „gekonnte Praktiken in einer „skillfull performance“ (Reckwitz 2008a, S. 114), die sich vor dem Hintergrund routinisierter Handlungen in den mit inkorporiertem Wissen ausgestatteten Körpern vollziehen. Vielmehr treten ebenso verschiedene Formen einer situativen Körperarbeit und einer situierten Leiblichkeit in Erscheinung, die notwendigerweise ein Scheitern und eine prinzipielle Fragilität, Spannung und Unabschließbarkeit von sozialen Praktiken mit sich bringen. Dies zeigt sich mit Blick auf die körperliche Verstrickung sehr deutlich in den jeweiligen Praktiken. Der Begriff der *situierter Leiblichkeit* soll hierbei deutlich machen, dass die Sozialarbeiter*innen und die Sexarbeiter*innen als Akteur*innen der sozialen Situationen und der ihnen inhärenten Praktiken nicht ursächlich, d.h. als souveräne Urheber*innen von Handlungen vorgestellt sind, sondern sie werden in ihrer wechselseitigen Bezo-genheit auf- und zueinander gefasst, so dass die Bedingungen für das Entstehen einer Arbeitsbeziehung vielschichtig und detailliert rekonstruiert werden können. Mit einem solchen Zugang können die Praktiken, die soziale Besuchssituationen konstituieren und den Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung begleiten, unter Einbezug der Sozialarbeiter*innen und der Sexarbeiter*innen, ihres praktischen Wissens, der Artefakte, der jeweiligen Räumlichkeiten und der zeitlichen Dimension als situativ und körperleiblich vollzogen betrachtet werden.

11.2 In-Beziehung-Treten: Soziale Praktiken des Angesprochenwerdens als relationaler Prozess

Prostitution als gesellschaftlich erzeugtes soziales Problem, das als solches „kollektiv interpretiert“ (Groenemeyer 2015, S. 1499) wird, konstituiert auf einer sozialpolitischen Ebene Sexarbeiter*innen als Adressat*innen und geht mit einer sozialen Positionierung von Sexarbeiter*innen im Horizont der „Adressantenfigur“ (Bitzan/Bolay 2017, S. 16) einher. Gleichzeitig kann anhand der empirischen Ergebnissen der Studie aufgezeigt werden, *wie* Sexarbeiter*innen zu Adressat*innen und Nutzer*innen bzw. Nicht-Nutzer*innen werden, wie sich also Prozesse des Adressat-Werdens und damit konkrete Praxen der Adressierung als relationale Prozesse vollziehen (Reh/Ricken 2012; Ricken 2013; Bitzan/Bolay 2017, S. 16). Denn das Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit stellt ein Terrain sozialer Praktiken dar, in dem die Konstitution und Konstruktion von Adressat*innen wohlfahrtsstaatlicher Unterstützungsleistungen als ein komplexer Prozess erfolgt, der – mit Bezug auf die vorliegende Studie – in Prozesse der Etablierung professioneller Arbeits- und Beratungsbeziehungen einzubinden ist. Mit Blick auf die Zugangspraktiken, die Kontaktaufnahme und die sich etablierende Arbeitsbeziehung kann herausgearbeitet werden, dass Adressierungspraktiken nicht nur ein spezifischer, sondern ein grundsätzlicher Teil der Aushandlungs- und Etablierungsprozesse von Arbeits- und Beratungsbeziehungen sind (vgl. u.a. Kap. 6; Kap. 7). Diesen Überlegungen liegt ein Verständnis von Adressierungspraktiken zugrunde, das davon ausgeht, dass wechselseitige Adressierungen im sozialen Handeln immer stattfinden (müssen) (vgl. Reh/Ricken 2012) und entsprechend auch in sozialen Praktiken performativ hergestellt werden. In wechselseitig verschränkten Adressierungspraktiken konstituieren sich die Subjekte, hier Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen, vor dem Hintergrund einer Fremd- und Selbstkonstitution als spezifische Subjekte, bspw. als Fachkräfte, als Frauen, als Adressat*innen und/oder als Nutzer*innen wohlfahrtsstaatlicher Unterstützungsangebote (vgl. ebd.; Ricken 2013, S. 78; Bitzan/Bolay 2017, S. 36).

Körpersoziologische Überlegungen, die auf Körper als Produkt *und* Produzenten kulturspezifischer sowie (im Falle der vorliegenden Untersuchung) situations- und kontextspezifischer Praktiken fokussieren, bieten fruchtbare Anregungen für eine Betrachtung von Adressierungspraktiken als relationalen Prozessen. Insofern der Körper der Sexarbeiter*innen in das Zentrum der analytische Betrachtung gesetzt wird, lassen sich die auf den Körper bezogenen Adressierungspraktiken wie folgt darlegen: Während der Körper der Sozialarbeiter*in durch ihre Rolle im Feld zu einem Arbeitskörper wird (vgl. Kap. 5), werden *die Körper der Sexarbeiter*innen* in den sozialen Besuchssituationen auf der Ebene der Körperrepräsentation *als Arbeitskörper adressiert*. So wird in situativen Momenten der Kurzberatung *mit* den Körpern der Sexarbeiter*innen

und Sozialarbeiter*innen an den Körpern der Sexarbeiter*innen als Objekten der sexuellen Gesundheitsprävention gearbeitet und werden die Praktiken der Gesundheitsprävention auf den normativ richtigen Gebrauch des Körpers der Sexarbeiter*innen ausgerichtet (vgl. Kap. 9). Es konnte hierbei aufgezeigt werden, dass die Akteur*innen weniger die körperbezogene oder körperlich geleistete (Sex-)Arbeit thematisieren; vielmehr wird der Körper der Sexarbeiter*innen in einem wechselseitigen Verhältnis der kontrollierenden, auf die Gesundheit bezogenen Fremd- und Selbstfürsorge adressiert: einerseits als potentiell gefährdeter und gefährdender Körper und damit als Objekt gesundheitsbezogener, sozialstaatlich kontrollierender Fürsorge, andererseits als Objekt der Professionalisierung von Sexarbeit als Beruf. Diese situativen Adressierungs- und Positionierungsweisen des gefährdeten/gefährdenden wie auch des sich professionalisierenden Körpers der Sexarbeiter*innen in Bezug auf die zu leistende körperliche Arbeit der sexuellen Dienstleistung werden u.a. über die körperpraktische Verwendung von Artefakten der sexuellen Gesundheitsprävention, wie das Femidom oder das Dental Dam, mit hervorgebracht (vgl. Kap. 9).

Der Prozess der Entstehung einer solchen Adressierungsweise geht dabei keineswegs einseitig von den Sozialarbeiter*innen aus, sondern vollzieht sich relational. Der Körper als Objekt der gesundheitsfördernden und professionalisierenden Fürsorge lässt sich als ein durch die (Körper-)Praktiken aller Akteur*innen performativ erzeugtes Phänomen begreifen, an dem eben auch die Sexarbeiter*innen beteiligt sind. So beziehen sich alle beteiligten Akteure situativ auf ein diskursives Wissen über den (weiblichen) Körper, das zum „Thema der Kommunikation“ (Knoblauch 2005, S. 110) gemacht werden kann, um damit die soziale Ordnung der Besuchssituation durch Vertreter*innen eines wohlfahrtsstaatlichen Unterstützungsangebotes aufrechterhalten zu können, in etwa dann, wenn Fragen der (Un-)Vereinbarkeit von (Sex-)Arbeit, Schwangerschaft und Elternschaft zum Thema werden (vgl. Kap. 10). Darüber hinaus deuten die Ergebnisse darauf hin, dass während des Settings der Gesundheitsberatung zwischen den Sozialarbeiter*innen und Sexarbeiter*innen eine auf die performativ-körperliche Inszenierung bezogene Vermittlung von Wissen über den Einsatz von sexuellen Verhütungsmitteln in der sexuellen Intimkommunikation zwischen Sexarbeiter*innen und Kund*innen erfolgt. Einseitig erfolgt diese Bezugnahme dahingehend, dass es der *weibliche Arbeitskörper* ist, der Sorge für den Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten zu tragen habe, womit auf gesundheitsgefährdende Praktiken durch die Kunden reagiert wird. Diese Herstellungsweise des für sich und andere Sorge tragenden sexuell arbeitenden Körpers ist jedoch nicht nur als eine sozialpädagogische „Aktion“ (Bourdieu 2005, S. 46) zu verstehen. Sie ist vielmehr einzubinden in eine symbolische Ordnung der „männlichen Herrschaft“ (ebd.), die situativ wirksam wird und auf die Persistenz einer heteronormativen Geschlechterordnung im Kontext Prostitution verweist. Hierbei konnte rekonstruiert werden, dass die Sexarbeiter*innen

in den Interaktionen gerade nicht zu Opfern stilisiert werden. Vielmehr wird durch die kommunikative Bezugnahme auf ein diskursives Wissen über den weiblichen Geschlechtskörper eine *Solidarisierung unter Frauen* in einer männlich dominierten Begehrensstruktur hervorgebracht (vgl. Kap. 9; Kap. 10). Vor dem Hintergrund, dass sich die gemeinsam vollzogenen Praktiken der Gesundheitsprävention innerhalb eines Geschlechterverhältnisses vollziehen, das als Herrschaftsverhältnis den weiblich codierten Körper insofern machtvoll adressiert, als sich die Praktiken auf den normativ ‚richtigen‘ Gebrauch des Körpers der Sexarbeiter*innen richten, machen die Ergebnisse allerdings auch deutlich, dass die hervorgebrachte Solidarisierung dazu führt, insbesondere den Sexarbeiter*innen die *Verantwortung für einen sorgsam Umgang mit sexueller Gesundheitsprävention* zu übertragen; sie müssen nicht nur sich selbst, sondern eben auch die Kund*innen schützen. Diese Ergebnisse können rückgebunden werden an einschlägige Überlegungen aus der Geschlechterforschung, die sich der fortwährenden Herstellung machtvoller Kategorisierungen, Zuschreibungen, aber auch Erwartungen in der Interaktion widmen; die hier beobachteten Prozesse sind Prozesse gegenseitiger Adressierung qua Geschlecht und damit soziale Fremd- wie auch Selbstpositionierungen als Frau (vgl. u. a. West/Fenstermaker 1995; Gildemeister 2008; für die Erziehungswissenschaft u. a.: Heite 2010; Diehm/Kuhn/Machold 2013; Kelle 2016; Riegel 2016). Soziale Differenzlinien, wie sie mit Bezug auf die vorliegende Studie über gesundheits- und geschlechtsbezogene Adressierungsweisen performativ hervorgebracht und situativ aktualisiert werden, werden als machtvolle Ordnungskategorie also nicht nur in der Aushandlung von Arbeitsbeziehungen wirksam. Vielmehr werden über die spezifischen vergeschlechtlichten Praktiken der Gesundheitsberatung einerseits Kund*innen implizit als männlich codiert und von der Zuständigkeit für einen verantwortungsvollen Umgangs mit dem eigenen wie auch fremden Körper in Bezug auf die Übertragung sexuell übertragbarer Geschlechtskrankheiten entlastet. Zudem entgehen mit diesen Adressierungspraktiken des weiblich codierten Körpers innerhalb des Settings der Gesundheitsberatung andere geschlechtliche Identitäten und nicht-heteronormative Praktiken der Wahrnehmung und Thematisierung.

Mit Blick auf die sich vollziehenden Zugangspraktiken und die damit verbundene Kontaktaufnahme können Praktiken des Ansprechens rekonstruiert werden, die von den Sexarbeiter*innen teilweise angenommen, mitunter aber auch zurückgewiesen werden. Das heißt, die Sexarbeiter*innen re-agieren auf die Ansprache und signalisieren ein „Sich-Angesprochen-Fühlen“ (Bitzan/Bolay 2017, S. 36) oder eben nicht. Während also das Beratungsangebot und das mit ihm verbundene Ziel der Unterstützung für die Sozialarbeiter*innen einen Wert an sich darstellt, den es kaum zu hinterfragen gilt (vgl. Kap. 7), positionieren sich die Sexarbeiter*innen *in situ* nicht alle als Adressat*innen und/oder Nutzer*innen des sozialpädagogischen Angebots. An dieser Stelle hat sich ins-

besondere die körpertheoretisch informierte Perspektive auf *Körper als Produzenten* als ertragreich erwiesen. So konnten Praktiken der Distanzierung und der Zurückweisung von Adressierungsweisen als körperleiblich vermittelte Praktiken rekonstruiert werden. Dergleichen geschieht etwa dann, wenn sich die Sexarbeiter*innen körperlich abwenden und Beratungssituationen verlassen oder wenn sie in Form des Schweigens oder der Beschäftigung mit Artefakten wie dem Smartphone der Beratungssituation zwar beiwohnen, sich aber gleichzeitig entziehen und eine Nicht-Ansprache leiblich unmittelbar ausdrücken. Aber nicht nur in der Zurückweisung bzw. im Ignorieren des von den Sozialarbeiter*innen unterbreiteten Unterstützungsangebotes zeigt sich eine Fragilität der Situationen. Vielmehr sind die Aushandlungsprozesse zwischen den Akteuren auf Seiten der Sexarbeiter*innen, auch wenn diese das Adressierungsangebot angenommen haben, mitunter – und fortlaufend – von Skepsis und Misstrauen den Sozialarbeiter*innen gegenüber begleitet, zumal diese zuweilen als „Agentinnen eines kontrollierenden Sozialstaates“ positioniert werden.

Durch die methodologische Ausrichtung der vorliegenden Studie konnte analytisch aufgeschlüsselt werden, wie die an dem Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung beteiligten Personen (Sexarbeiter*innen, Sozialarbeiter*innen, Schichtleiter*innen, Betreiber*innen) auf das körperleibliche Ausdrucksverhalten und die körperlichen Positionierungen im Raum der jeweils anderen Personen Bezug nehmen. Damit ermöglicht die Studie Erkenntnisse dazu, wie Sozialarbeiter*innen *und* Sexarbeiter*innen auf einen sich professionalisierenden und *gleichzeitig* gesundheitsgefährdeten und -gefährdenden Körper der Sexarbeiter*innen Bezug nehmen. Wie die Sexarbeiter*innen selbst das Beratungs- und Unterstützungsangebot wahrnehmen und ob sie sich selbst als Adressat*innen und/oder Nutzer*innen verstehen, konnte in situ nicht erfasst werden. Entsprechend stellt die Studie aufgrund der Forschungsanlage keine Erkenntnisse hinsichtlich der subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsweisen der Sexarbeiter*innen bereit: Es bleibt prinzipiell unsichtbar, wie sie selbst diejenigen (sozialen) Praktiken wahrnehmen und deuten, die sich auf ihren Körperleib richten oder auf die Körper der anderen Situationsakteur*innen und deren leibliches Ausdrucksverhalten. Deutlich wird jedoch, dass die sich wiederholenden Positionierungen der Sexarbeiter*innen als unterstützungs- und hilfsbedürftig und damit einhergehende Praktiken der Adressierung als gesundheitsgefährdend und gesundheitsgefährdet eine strukturelle Bedingung der aufsuchenden Sozialen Arbeit darstellen, die vor dem Hintergrund eines gesundheitspolitischen Präventionsauftrags wirksam wird und womöglich auch nur vor diesem Hintergrund einleuchtet. Ohne die negativen Klassifikationen (vgl. Neckel/Sutterlüty 2005) der Sexarbeiter*innen als Adressat*innen von (sexueller) Gesundheitsprävention, aus denen auch die situativen Positionierungen hervorgehen, würde Soziale Arbeit sich „selbst überflüssig machen“ (Thieme 2013, S. 201). Handlungspraktisch zeigt sich, dass, je nachdem wie diese situativen Positionierungen

erfolgen und ob die Sexarbeiter*innen sich selbst als Nutzer*innen verstehen, Kontaktaufnahme und Etablierungsprozess der Arbeitsbeziehung einen unterschiedlichen Verlauf nehmen: Der Zugang kann schon an der Tür scheitern, womit der Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung beendet ist, oder aber er unterliegt weiteren Aushandlungsprozessen. Damit unterstreichen die Ergebnisse den theoretisch vermuteten Sachverhalt der *Ko-Produktion* von Unterstützungs- und Hilfesettings (vgl. Müller 2015; Bitzan/Bolay 2017, S. 49) und verweisen darauf, dass professionelle Arbeits- und Beratungsbeziehungen nur dann „gelingen“ können, wenn die Sexarbeiter*innen sich selbst als Adressat*innen und zwangsläufig auch als Nutzer*innen positionieren.

11.3 In-Beziehung-Treten: Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen

Mit der zugrunde gelegten leibphänomenologisch-soziologischen und praxeologischen Perspektive wurden soziale Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen als organisierte Tätigkeitsmomente in ihrem körperleiblichen Vollzug fokussiert. Die empirischen Ergebnisse der Studie verdeutlichen, dass eine so ausgerichtete Perspektive es ermöglicht, die sozialen Besuchssituationen der Sozialarbeiter*innen als einen Prozess der Ko-Produktion in den Blick zu nehmen, in dem die Akteur*innen in ihren jeweiligen Rollen *als* Sozialarbeiter*innen und *als* Sexarbeiter*innen *körperleiblich* miteinander interagieren, einander adressieren und sich (und einander) sozial positionieren. Entsprechend werden mit der vorliegenden Studie Erkenntnisse generiert, die das Potential eines leibphänomenologisch-praxeologischen Zugangs für sozialpädagogische Forschung verdeutlichen.

Unter der Frage, *wie* sich die sozialen Besuchssituationen vollziehen, kann zunächst festgehalten werden, dass die Sozialarbeiter*innen mit dem Betreten der sexuellen Dienstleistungsorte wie Terminwohnungen und Kontaktbars den Etablierungsprozess einer Arbeitsbeziehung zwar *initiieren*. Diese Beziehung ist jedoch stets situativ neu auszuhandeln und daher fortwährend unsicher und prekär. Mit dem Begriff der Schwellenphasen wird ein analytisches Modell entwickelt, das die strukturelle Ablauforganisation der aufsuchenden Sozialen Arbeit und die sich darin etablierende Arbeitsbeziehung als ein Ko-Produkt geleisteter Beziehungsarbeit verstehen lässt (vgl. Kap. 4). Das Modell der Schwellenphasen schärft – über die konkreten empirischen Ergebnisse hinaus – die analytische Aufmerksamkeit für die Simultanität, Flüchtigkeit und Schnelligkeit der sozialen Situationen und damit auch für die temporär begrenzte sozialpädagogische Beziehungsarbeit, die konstitutiv für die Etablierung einer Arbeitsbeziehung ist. Die Arbeitsbeziehung ist eine prozessuale Angelegenheit, die sich durch eine situative Vorläufigkeit charakterisieren lässt und insbesondere den

Sozialarbeiter*innen „blitzschnelle Entscheidungen“ (Wolff/Meier 1995, S. 65) abverlangt (vgl. Kap. 7; Kap. 8).

Zunächst lässt sich das Feld der Prostitution durch eine hohe Mobilität der Sexarbeiter*innen kennzeichnen, die sowohl durch eine Binnenmigration innerhalb der Schweiz als auch eine transnationale Arbeitsmigration gekennzeichnet ist. Die damit gegebene Diskontinuität der Sexarbeiter*innen als Adressat*innen für aufsuchende Soziale Arbeit stellt in diesem Feld eine strukturelle Bedingung für die alltäglichen und wiederkehrenden Praktiken der Besuche in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen dar. Damit geht einher, dass der Status der Sozialarbeiter*innen als legitime Anwesende immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Entsprechend kann weder auf eine schon gefestigte Beziehungsstruktur zurückgegriffen noch von einem auf Langfristigkeit und Tragfähigkeit ausgerichteten Arbeitsbündnis ausgegangen werden, wie es im Anschluss an strukturtheoretische Professionsüberlegungen Oevermanns (1996) angenommen wird (vgl. Kap. 1; Kap. 8). Eine so ausgerichtete Betrachtungsweise führt unweigerlich dazu, die Beziehungsarbeit als einen unverbindlichen Informations- und materiellen Versorgungsvorlauf zu charakterisieren, der im besten Falle mit einer Überführung der Sexarbeiter*innen als aktive Nutzer*innen in das sozialstaatliche Unterstützungs- und Beratungsangebot einhergeht (Vorheyer/Nagel 2011). Mit den vorliegenden empirischen Ergebnissen können diese Erkenntnisse des Forschungsstandes jedoch justiert werden. Denn sowohl die Hilfs- und Unterstützungsbedürftigkeit, die Sexarbeiter*innen auf einer sozialpolitischen Ebene per se zugeschrieben wird, als auch die Arbeitsbeziehung zwischen den Akteur*innen und der daraus eventuell abzuleitende (potentielle) Arbeitsauftrag der Sozialarbeiter*innen unterliegen einem situativen Aushandlungsprozess, der sich gerade nicht als „Vorlauf“ (Vorheyer/Nagel 2011) für eine „tragfähige“ Beratungsbeziehung zeigt. Mit einem phänomenologisch ausgerichteten Erkenntnisinteresse an dem körperleiblichen Vollzug von Arbeitsbeziehungen kann eine Lesart angeboten werden, die das Phänomen „Tragfähigkeit“ weniger auf ihre temporale Dauer und Kontinuität bezieht als vielmehr auf die *Situativität* der Besuche der Sozialarbeiter*innen in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen. In diesen gilt es für die Sozialarbeiter*innen gemeinsam mit den Sexarbeiter*innen arbeitsfähig zu sein und jeweils verschiedene Arbeitsformen wie informelle Gespräche oder Kurzberatungen zur Gesundheitsprävention herzustellen.

Insofern sich sozialpädagogische Alltagspraxis für professionell Handelnde unter „mehrfachen Unsicherheitsbedingungen“ (Kuhn 2013, S. 299) vollzieht, wurde in dem spezifischen Kontext der aufsuchenden Sozialen Arbeit eine den sozialen Besuchssituationen vorgelagerte *Körperarbeit der Sozialarbeiter*innen* – von der auch die Ethnographin nicht frei war – rekonstruiert (vgl. Kap. 5). Den Körper, den die Sozialarbeiter*innen haben, gilt es als symbolisches Kapital (Bourdieu 2005) entlang körperorientierter Differenzkategorien wie Schön-

heit, Jugendlichkeit und Professionalität (vgl. Degele 2004) für die Etablierung von Arbeitsbeziehungen und damit für die Beziehungsarbeit einzusetzen. Über den Rekurs auf Weiblichkeitsvorstellungen und (männlich codierte) Professionalitätsvorstellungen, die als soziale Körperordnungen für die Sozialarbeiter*innen in ihren alltäglichen (Körper-)Praktiken wirksam werden, wird der Körper der Sozialarbeiter*innen zu einer sozialen Bedingung für das professionelle Selbstverständnis wie auch für die Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen. So umhüllt die Bekleidung nicht einfach nur den Körper, den die Sozialarbeiter*innen haben, sondern sie repräsentiert den Leib, der die Sozialarbeiter*innen mit ihrem ganzen Körper *sind* (vgl. Kap. 5.4). Indem der Körper zu einem professionell gekleideten Körper der Sozialarbeiter*innen wird, werden Ungewissheits- und Unsicherheitsmomente in der sozialpädagogischen Alltagspraxis bearbeitet. Insofern lässt sich die Körperarbeit als eine professionelle Praktik interpretieren. Während die performativ-körperliche Inszenierung der Sexarbeiter*innen Verunsicherungen über potentielle Authentizität und Täuschung (bei den Kund*innen) hervorbringe (Löw/Ruhne 2011, S. 99), kehrt sich dieser Zusammenhang in Bezug auf die Sozialarbeiter*innen folgenreich um: Insofern die Sozialarbeiter*innen eine sozialstaatliche Unterstützungs- und zugleich Kontrollinstanz für die in dem Feld der Prostitution tätigen Personen verkörpern, sind sie gefordert, professionelle Wertneutralität und eine akzeptierende Haltung mit ihrem Körper zu inszenieren. Die rekonstruierten Thematisierungsweisen des Körpers der Sozialarbeiter*innen werden damit auf der *Ebene der Selbstpräsentation* für die Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen bedeutsam.

Hierbei ist die räumlich-materielle Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen keineswegs eine Kontextvariable, sondern integraler Bestandteil der sich vollziehenden Praktiken der (professionellen) Kontaktaufnahme. Ausgehend von dem Phänomen der Schwelle (Waldenfels 2008) und einer raumtheoretisch ausgerichteten Perspektive (Löw 2001) konnte herausgearbeitet werden, dass den Orten sexueller Dienstleistungen ein räumlich-materielles Spannungsverhältnis inhärent ist. Wie in Kapitel 6 rekonstruiert wurde, können Orte der sexuellen Lustökonomie zu Wohn- und Ruheräumen der Sexarbeiter*innen werden, und mit Anwesenheit der Sozialarbeiter*innen werden sie zu Orten sozialpädagogischer Beziehungsarbeit und Gesundheitsprävention transformiert. Im Anschluss an sozialphänomenologische Überlegungen wie auch Michel Foucaults (2013) Überlegungen zu Heterotopien konnte dargelegt werden, dass scheinbar unvereinbare Räume – wie der Raum sexueller Dienstleistungen und der Raum sozialpädagogischer Beziehungsarbeit – durch praktizierte Übergangsrituale miteinander vereinbar gemacht werden. Darüber hinaus ist deutlich geworden, dass der Ein- und Zutritt zu den Orten sexueller Dienstleistung an spezifische Rituale geknüpft ist und zudem nicht ohne weiteres für jeden möglich ist. Der Zugang zu Sexarbeiter*innen als Adressat*innen ist für die Sozialarbeiter*innen

umkämpft und die materielle Schwelle nicht ohne weiteres überschreitbar. Damit ist die Verfügungsmacht der Sozialarbeiter*innen über den Raum der Adressat*innen, die gleichzeitig konstitutiv für weitere Hilfeerbringung wäre, beschränkt. Im Anschluss an Müller (2017) wurde daher mit Blick auf das Setting der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution die Lesart der „gekoppelten Produktionsstätte“ (ebd., S. 298) vorgeschlagen, um das relationale Raumverhältnis von Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen und temporärem Arbeitsort der Sozialarbeiter*innen zu fassen (vgl. Kap. 7.3). So kann die Ko-Produktion der situativen Etablierung sozialpädagogischer Arbeitsbeziehungen *in der Arbeitsumgebung* deutlich gemacht werden.

Über den praxistheoretisch informierten analytischen Einbezug von während der Etablierung von Arbeitsbeziehungen verwendeten Artefakten wie Informationsbroschüren, sogenannten „Geschenksäckli“, Schminke und dem Femdom konnte darüber hinaus die Bildung einer Wissensordnung rekonstruiert werden, die den Sexarbeiter*innen einen Hilfe- und Unterstützungsbedarf attestiert und sie als Adressat*innen positioniert (vgl. hierfür Kap. 7; Kap. 8.4; Kap. 9). In den Artefakten selbst wie in deren (körper-)praktischer Verwendung materialisiert sich nicht nur der sozialpolitische Auftrag einer Gesundheitsprävention, sondern den Sozialarbeiter*innen wird die Rolle der „kontrollierenden Gesundheitsfürsorgerin“ *und zugleich* der „unterstützenden und aufklärenden Sozialarbeiterin“ (Vorheyer 2010, S. 365) performativ zugewiesen. In Bezug auf die Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen fungieren die Artefakte als Grenzobjekte, die es den Akteur*innen ermöglichen, einen gemeinsamen Modus operandi zu finden (vgl. Kap. 9). Unter Bedingungen struktureller Unsicherheit, Unplanbarkeit und Zeitdruck kann ihnen eine soziale Vermittlungs- und Übersetzungsfunktion zugesprochen werden, die der Bearbeitung situativer Unsicherheitsmomente dient. Sie können aber auch prekäre Momente evozieren, die eine begrenzende Wirkung auf die zu etablierende Arbeitsbeziehung ausüben, wie in Bezug auf die Praktiken des Schenkens und Tauschens rekonstruiert wurde (vgl. Kap. 8.4). Denn in Form machtvoller Fokussierungs- und Aufmerksamkeitstechniken dienen die Artefakte einerseits dazu, sozialarbeiterisch tätig zu sein, und stellen andererseits situativ eine Wissensordnung über den gesundheitsgefährdeten und -gefährdenden sexuell arbeitenden Körper her.

Unter einer leibphänomenologischen Perspektive, die analytisch auf das zwischenleibliche Ausdrucksverhalten ausgerichtet ist, wie auch unter der ethnographischen Prämisse, sich an den Relevanzen des Feldes zu orientieren, kommen in den mehrsprachigen Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution Situationen in den Blick, in denen sprachliche Verstehensprozesse prekär werden (vgl. Kap. 8.1). Zwar zeigt sich die fehlende sprachliche Anschlussfähigkeit der Sozialarbeiter*innen an die Sexarbeiter*innen als „neuralgischer Punkt“ (Mayrhofer 2012, S. 175), da sie zuweilen nicht nur ein akzeptanzorientiertes professionelles Handeln erschwert, sondern auch dazu führt,

dass eine sprachlich vermittelte Kontaktaufnahme zu den Sexarbeiter*innen gar nicht vollzogen werden kann. Es wird deutlich, dass Situationen unter Umständen auf verbaler Ebene abbrechen, wenn keine gemeinsame Verständigung in einer Lingua franca möglich ist und keine dritten Personen zur Übersetzung und Vermittlung des Inhaltes und Angebotes der Sozialarbeiter*innen hinzugezogen werden können. Es konnte ferner gezeigt werden, dass die Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen maßgeblich davon abhängen, *welche* Begegnungsräume und -gelegenheiten *wie* in der Arbeitsumgebung der Sexarbeiter*innen hergestellt werden können und *wie* die Sozialarbeiter*innen mit den Sexarbeiter*innen ins Gespräch kommen (vgl. Kap. 8). Genau an dieser Stelle erweist sich ein leibphänomenologisch-soziologisches Verständnis sozialer Situationen und eine Auffassung von Sprache, die analytisch nicht nur die verbale Ebene erfasst, als weiterführend. Es wurde rekonstruiert, dass die symbolische Ebene des körperlichen Ausdrucksverhaltens konstitutiv für die sozialen Besuchssituationen ist: So ist etwa das Gesagte wie auch das Gezeigte ein genuin körperlich vollzogener Akt und wird nicht nur durch Körperbewegungen unterstützend begleitet. Hierbei kommt dem körperlichen Ausdrucksverhalten zwischen Sexarbeiter*innen und Sozialarbeiter*innen etwa dann eine besondere Bedeutung zu, wenn körperlich vermittelt eine Gesprächsbereitschaft oder -ablehnung signalisiert wird. Das körperliche Ausdrucksverhalten der jeweils anderen ist eine wesentliche Komponente der Kontaktaufnahme, des Beginns der Etablierung einer Arbeitsbeziehung, der Vermittlung des Inhaltes des Beratungs- und Unterstützungsangebotes oder des Erhalts eines Auftrages. Die sozialen Besuchssituationen lassen sich entsprechend durch eine praktizierte Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz in einem migrationsgesellschaftlich strukturierten Setting charakterisieren, zu der neben *gesprochenen Sprachen* auch der *sprechende Körper* gehört. *Denn Körperlichkeit kommt ohne verbale Äußerungen aus, Sprache aber nicht ohne Körperlichkeit.*

Am praktischen Umgang der Professionellen mit der Kontaktaufnahme als Zugang-Erhalten und Zugang-Herstellen (Kap. 7) wie auch an der Etablierung des Settings Kurzberatung (Kap. 8) konnte herausgearbeitet werden, wie sehr es von den Kontextbedingungen abhängt, ob die Sozialarbeiter*innen mit den Sexarbeiter*innen in Beziehung treten und gemeinsam arbeitsfähig werden können. Deutlich wurde, dass die Sozialarbeiter*innen hierbei gewissermaßen in einem Dilemma zwischen Integritätswahrung und machtvoller Ansprache potentiell heikler Themen, die mit einem Gesichtsverlust für die einzelnen beteiligten Akteure einhergehen kann, stehen. Feldspezifische Rahmenbedingungen wie eine feldinterne Öffentlichkeit durch die Anwesenheit von Betreiber*innen und Kund*innen, allgegenwärtige Techniken der Überwachung sowie soziale und ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse der Sexarbeiter*innen von Betreiber*innen und Schichtleiter*innen können zu einer Verunmöglichung der Ansprache spezifischer Themen führen (vgl. Kap. 8.3; 8.4). Themen wie prekäre

Aufenthalts- und Arbeitsbewilligungen oder der Zugang zum wohlfahrtsstaatlichen Sozialversicherungssystem verweisen auf die vulnerablen sozialen Positionen von manchen Sexarbeiter*innen, die so zumeist nicht zur Sprache kommen können. Zudem vollzieht sich das Setting der Kurzberatung in den seltensten Fällen in einer dyadischen Beratungskonstellation; viel häufiger ist eine *polyadische Beziehung* zwischen den Sozialarbeiter*innen und mehreren anwesenden Sexarbeiter*innen. Dies hat zur Konsequenz, dass die Thematisierung struktureller und zuweilen subjektiver Problemlagen von Vermeidungsstrategien geprägt ist, die durch die sozialen Akteur*innen performativ hervorgebracht werden. Genau hier werden die Sozialarbeiter*innen als kompetent agierende Akteur*innen und damit als professionell Handelnde erzeugt. In den situativen und praktischen Bearbeitungen dieser Themen zeigt sich die Fragilität und Brüchigkeit des Settings der aufsuchenden Sozialen Arbeit: Handlungspraktische Ambivalenzen können strukturell bedingt nicht einseitig aufgelöst werden. Sie sind als Möglichkeitsbedingung dafür zu berücksichtigen, dass nicht jede Form und jeder Inhalt von Beratung zwischen den Sexarbeiter*innen und Sozialarbeiter*innen möglich sind. Ein professioneller Umgang mit der Brüchigkeit wird zum einen darin deutlich, dass die Sozialarbeiter*innen situationsspezifisch versuchen, von der polyadischen in die dyadische Beziehungskonstellation zu gelangen. Zum anderen lässt sich die Nicht-Ansprache vulnerabilitätsbezogener und für die einzelnen Sexarbeiter*innen potentiell heikler Themen in Anwesenheit von Anderen in einem Feld wie Prostitution, das durch eine starke Konkurrenz und sozial-ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse geprägt ist, als Durchsetzung der professionellen Wahrung der jeweiligen Integrität vor den Anderen interpretieren.

Die Spannung zwischen der diskursiven Rahmung von Prostitution als sozialem Problem einerseits und Anerkennung von Sexarbeit als Beruf andererseits (wobei diese Anerkennung als eine feldspezifische Ausprägung der professionsethischen Auffassung von akzeptierender Sozialer Arbeit zu betrachten ist) geht mit einer *Sprachlosigkeit* der Sozialarbeiter*innen einher. *Sprachlos zu sein* bezieht sich hierbei gerade nicht auf die (Un-)Möglichkeit der sprachlichen Verständigung. Vielmehr lässt sich ein Ringen um Artikulation der Sozialarbeiter*innen dann rekonstruieren, wenn Fragen nach der Integrität des Leibes der Sexarbeiter*innen als Adressat*innen im Zentrum des Settings Kurzberatung stehen. Insofern die Kurzberatung auf potentielle berufliche Umschulungskurse und Fragen der Vereinbarkeit von (Sex-)Arbeit und Schwangerschaft ausgerichtet ist, ist deutlich geworden, dass nicht nur situativ die Etablierung von Arbeitsbeziehungen, sondern insgesamt die Haltung eines akzeptanzorientierten parteilichen Handelns in situ brüchig wird. In dieser Sprachlosigkeit drücken sich Ungewissheiten und Unsicherheiten aus, die von den Sozialarbeiter*innen bearbeitet werden *müssen*. Hierbei wird nur bedingt an die Interessen und Entscheidungen der Adressat*innen angeknüpft. Indem eine Responsibili-

sierung in Form der (Selbst-)Verantwortungsaktivierung der Sexarbeiter*innen praktiziert wird, wird vielmehr in gewisser Weise eine neoliberal geprägte Wertevermittlung erzeugt, die gleichzeitig eine Entlastungsfunktion für die Sozialarbeiter*innen erfüllt. Dass die Sexarbeiter*innen als autonome Subjekte und Unternehmer*innen ihrer Selbst adressiert und sozial positioniert werden, erzeugt eine Entlastungsfunktion für die Sozialarbeiter*innen, die mit einem akzeptanzorientierten Handeln in Einklang gebracht werden kann und in der sich die diskursive Position, Sexarbeit als Beruf anzuerkennen, materialisiert. Die Sozialarbeiter*innen agieren im Feld der aufsuchenden Sozialen Arbeit auf der Schwelle. Damit verbunden ist, dass sich in den Praktiken der Kontaktaufnahme, den Aushandlungsprozessen einer Arbeitsbeziehung und den mehrdeutigen Bezugnahmen auf den Körper der Sexarbeiter*innen als Objekt disziplinierend-fürsorgender wie auch professionalisierender Praktiken eine Fragilität und Brüchigkeit der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution zeigt. Denn professionelles Handeln zielt nicht *entweder* auf Förderung der autonomen Lebensführungsweise *oder* auf normierende Ausstiegsberatung, sondern zeigt sich in den sozialen Praktiken als ein *Zugleich* und ist situationsspezifisch zu verorten. Die empirischen Analysen machen darauf aufmerksam, dass es ein situierter Balanceakt ist, sich „herrschaftskritisch“ (Schrader 2013, S. 412) zu Prostitution als sozialem Phänomen zu verhalten und dabei akzeptanzorientiert zu agieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Etablierung einer Arbeitsbeziehung und die sich daraus ergebenden Beratungssituationen flüchtige, episodische und stets unsichere Ereignisse sind. Dabei ist das Setting der Beratung als Aushandlungsprozess zu betrachten, der durch die verschiedenen sozialen Rollen der Teilnehmenden (Sozialarbeiter*innen, Sexarbeiter*innen als Adressat*innen und/oder als Nutzer*innen des sozialstaatlichen Unterstützungs- und Beratungsangebotes) sowie durch situative Praktiken des „preparation work“ (Dausendschön-Gay/Krafft 2009) gekennzeichnet ist (vgl. Kap. 8). Dieser Aushandlungsprozess über die Bedingung gemeinsamen Arbeitens ist von einer situativ wie temporär begrenzten Dynamik der Praktiken geprägt. Mit der Realisierung einer körperleibtheoretisch informierten und genuin ethnographischen Untersuchung werden entsprechend Erkenntnisse zu professionellem Handeln im Kontext (aufsuchender) Sozialer Arbeit im Allgemeinen und Prostitution im Besonderen generiert, wobei die Frage, ob es sich um professionelles Handeln resp. Professionalität auf Seiten der Sozialarbeiter*innen handelt, analytisch vernachlässigt werden konnte. Professionalität kann, wie auch die Etablierung von Arbeitsbeziehungen, als ein durch die (Körper-)Praktiken der Akteur*innen gemeinsam hergestelltes Phänomen verstanden werden. Statt hierbei ausschließlich nach den Konstruktionsweisen von Körpern als „anderen“ Körpern oder von Sexarbeiter*innen als „passiven“ Adressat*innen zu fragen, hat sich eine analytische Verschiebung der Perspektive auf die alltäglichen sozialen (Kör-

per-)Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution als fruchtbar erwiesen. Diese veränderte Perspektive richtet sich nicht auf die Intentionalität der Situationen und auch nicht auf die Zentrierung des Handelns der Sozialarbeiter*innen *oder* der Sexarbeiter*innen aus, sondern auf die sich vollziehenden sozialen (Körper-)Praktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit als gemeinsam hergestellte Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse unter Bedingungen einer körperleiblichen Anwesenheit. Die empirischen Rekonstruktionen ermöglichen es, neben einer auf den Körper der Sexarbeiter*innen bezogenen und mit dem Körper der Sozialarbeiter*innen vollzogenen Vermittlung von Wert- und Normvorstellungen den Blick auf Momente situativer Unsicherheiten und Widersprüchlichkeiten von Normen, Praxen und Deutungen freizulegen und damit für spezifische Dynamiken des Untersuchungsfeldes zu sensibilisieren.

11.4 Auf der Schwelle von Gelingen und Scheitern: Abschließende Überlegungen

Unter der hier eingenommenen phänomenologisch-praxeologischen Perspektive auf Etablierungsprozesse (professioneller) Arbeits- und Beratungsbeziehungen, die diese als ein situatives körperleibliches Vollzugsgeschehen und damit als einen performativen Akt der Ko-Produktion der Akteur*innen versteht, konnte die professionstheoretisch durchaus relevante Frage nach der Qualität einer professionellen Arbeitsbeziehung analytisch vernachlässigt werden. Das Motiv und Phänomen der *Schwelle* ermöglichte es, ein Ordnungsdenken zu untergraben, das sich an einem „normativen Entweder-Oder“ (Waldenfels 2015, S. 210) in Bezug auf die Ausgestaltung von sozialpädagogischen Arbeitsbeziehungen orientiert – wie Gelingen *oder* Scheitern (vgl. u. a. Schäfter 2010), Vertrauen *oder* Misstrauen (vgl. u. a. Hansjürgens 2018). Indem die Studie eine prozessuale Betrachtungsweise der Etablierung von Arbeitsbeziehungen verfolgt, wird eben diese Etablierung von Arbeitsbeziehungen als ein relationaler Prozess sichtbar, der auf Reziprozität wie auch Sozialität beruht. Neben den charakteristischen Merkmalen einer professionellen Beratungsbeziehung wie der zeitlichen Begrenzung, der Zweckgebundenheit, der partiellen Freiwilligkeit, der Balance von Nähe und Distanz und der spezifischen Verteilung von Rollen (vgl. auch Schäfter 2010, S. 293) vermag die hier eingenommene körpertheoretische Perspektive gerade die Umgangsweisen der jeweiligen Akteure mit diesen Merkmalen zu rekonstruieren, da diese als strukturelle Bedingungen der Aushandlung einer professionellen Arbeitsbeziehung zu betrachten sind. Der spezifische erkenntnistheoretische Zuschnitt der vorliegenden Studie erlaubte es, auf die körperleiblichen Ausdrucksweisen in ihrer Wechselseitigkeit wie auch auf die aufeinander (nicht) abgestimmten (Körper-)Praktiken zu fokussieren. Damit ist

deutlich geworden, dass die Angemessenheit wie auch die Abstimmung der körperlichen Ausdrucksweisen die Etablierungsprozesse von Arbeitsbeziehungen voraussetzungsvoll begleiten und in bestimmter Weise auch als eine Voraussetzung für deren Gelingen oder Scheitern betrachtet werden können. Der Vorteil der hier eingenommenen phänomenologisch-praxeologisch informierten Perspektive auf den sozialpädagogischen Alltag aufsuchender Sozialer Arbeit im Kontext Prostitution liegt nun darin, dass es weniger um die professionell angemessene Deutung des nonverbalen Verhaltens der Sexarbeiter*innen geht, die zuweilen als Voraussetzung für eine „empathische, verständnisvolle BeraterInnenreaktion als Möglichkeit der Gestaltung der Beratungsbeziehung“ (Schäfer 2010, S. 292) betrachtet wird. Sie interessiert sich gerade nicht für die Motive, Einstellungen oder den Grad der Reflexivität der Fachkräfte, sondern vielmehr dafür, wie eine professionelle Arbeits- und Beratungsbeziehung ausgehandelt und hergestellt wird. Eine ethnographisch ausgerichtete Gegenstandskonstitution sensibilisiert dafür, dass Gelingen und Scheitern *soziale Prozesse* sind (vgl. hierfür auch Gassmann 2018, S. 100).

Vor dem Hintergrund der strukturellen, feldspezifischen Bedingungen lässt sich das potentielle Scheitern und der Umgang mit dem Scheitern auf Seiten der Sozialarbeiter*innen als konstituierendes Merkmal der Struktur professionellen Handelns der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution begründen, die durch Handlungsparadoxien und Dilemmata gekennzeichnet ist. Hierbei ist das potentielle Scheitern kein individuelles Fehlverhalten, sondern wird durch situative und situierte Bedingungen hervorgebracht. Scheitern und Nicht-Gelingen ist eine Normalität im wiederkehrenden Alltag der aufsuchenden Sozialen Arbeit und eine strukturell angelegte Möglichkeit, wobei die professionellen Umgangsweisen damit durchaus variieren. Eine professionelle Leistung auf Seiten der Sozialarbeiter*innen besteht darin, mit dem potentiellen und immer wiederkehrenden Scheitern und Nicht-Gelingen umzugehen, die Balance von professionellem Zögern und Abwarten, von Distanz und Nähe stets auszutariieren. Gleichzeitig deuten die empirischen Ergebnisse darauf hin, dass die Sozialarbeiter*innen situatives Scheitern durchaus paradoxal und einseitig auflösen: Indem den Sexarbeiter*innen zuweilen die Handlungsautonomie abgesprochen wird oder eine pauschale Übertragung von Selbstverantwortung erfolgt, werden die Sexarbeiter*innen entmachtet, was zugleich zu einer Ermächtigung des professionellen Handelns führt und eine situative Entlastung von Handlungszwängen bedeutet. Wird dies jedoch eingebunden in einen gesellschafts- und professionstheoretischen Zusammenhang, in dem die Erbringung von „guter“ professioneller Leistung und „gelingender Professionalität“ zählt und ein Scheitern oder Nicht-Gelingen nach außen nicht thematisierbar ist, weil es auch gesellschaftlich nicht anerkannt ist, ist nachvollziehbar, dass das Ringen um die professionellen Grenzen in Praktiken der Legitimierung des eigenen Handelns mündet. Ausgehend von einem normativen Diskurs, der pro-

professionelles Handeln im Kontext Prostitution in einem langfristig angelegten Arbeitsbündnis verortet, die sozialen Besuchssituationen als unverbindlichen Versorgungsvorlauf betrachtet und die Sexarbeiter*innen auf Basis negativer und homogenisierender Klassifizierungen zu Adressat*innen macht, sind die Sozialarbeiter*innen zwangsläufig dazu verurteilt, an Grenzen zu kommen und zu scheitern. Bezogen auf die Frage nach Ungewissheits- wie auch Gewissheitsverhältnissen, die sich im professionellen Handeln unter prekären Bedingungen als Grenzgang zeigen, bedeutet dies für die Akteur*innen, dass sie – insbesondere bezogen auf den Zugang zum Handlungsfeld – stets potentiell dem Scheitern ausgesetzt sind und sich auch stets mit ihren professionellen Praktiken der Bearbeitung von Unsicherheitssituationen bewähren müssen, was sich symbolisch als eine professionelle Annäherung bei gleichzeitigem Verweilen auf der Schwelle deuten ließe: dies gerade deshalb, weil nicht nur die Phase des Zugangs, sondern auch die Aushandlung einer Arbeitsbeziehung durch ein wiederholtes „Auf-der-Schwelle-Stehen“ charakterisierbar ist.

Das potentielle Scheitern professioneller Beziehungen als empirisches Phänomen, das sowohl als Person als auch in der professionellen Rolle erlebt werden kann, stellt derzeit für die sozialpädagogische Professionsforschung ein Forschungsdesiderat dar. Hinsichtlich der Phänomene Scheitern und Nicht-Gelingen ließe sich für die Sozialwissenschaften im Allgemeinen, für die Pädagogik und Sozialpädagogik im Besonderen eine Vernachlässigung skizzieren.¹¹³ Eben hier könnte es zukünftig für sozialpädagogische professionsbezogene Forschung auch darum gehen, Formen des Scheiterns und Nicht-Gelingens offen zu reflektieren, um professionelle Bearbeitungspraktiken nicht nur strukturell zu legitimieren, sondern ohne „Gesichtsverlust“ balancieren zu können. Es wäre qualitativ-empirisch weiter zu erforschen, wie Sozialarbeiter*innen mit Situationen umgehen, in denen sie meinen, sozialpädagogische Beziehungsarbeit für sich oder für die Institution unzulänglich geleistet zu haben, ihnen etwa der Zugang zu potentiellen Beratungssituationen verwehrt wird.

Die Sozialarbeiter*innen praktizieren in konkreten Situationen sowohl Hilfe als auch Kontrolle, agieren vor dem Hintergrund einer sozialstaatlichen und damit ordnungspolitischen Funktion und versuchen doch zugleich an der Verbesserung der Lebenssituationen der Sexarbeiter*innen zu arbeiten. Die Anerkennung der Entscheidung der Adressat*innen, im sexuellen Dienstleistungsgewerbe unter prekären Bedingungen zu arbeiten, und der parallele Vollzug von Praktiken der Normalisierung und Disziplinierung stellen eine professionelle Gratwanderung für die Sozialarbeiter*innen dar. Hierbei bewegen sich die Prak-

113 Eine Ausnahme bildet hierbei die Auseinandersetzung mit Scheitern und Fehlern im Kontext des Kinderschutzes (vgl. Biesel 2011); für die allgemeine Pädagogik vgl. Koller/Rieger-Ladich 2013, zur Thematisierung von Scheitern als Desiderat der Moderne in sozialwissenschaftlicher Hinsicht vgl. John/Langhoff 2014.

tiken in einem Kontinuum zwischen einer distanziert-akzeptierenden und einer „auf den Leib rückenden“ Umgangsweise mit Zurückweisungen des Unterstützungsangebotes, im Zuge derer die Sexarbeiter*Innen trotz signalisierter Ablehnung machtvoll als unterstützungsbedürftig positioniert werden. Die erfahrene Ablehnung und damit das potentielle „Misslingen“ der Adressierungsweisen der Sexarbeiter*innen, etwa weil sich die Adressat*innen als Nicht-Nutzer*innen des sozialpädagogischen Angebotes positionieren, wird von den Sozialarbeiter*innen mit Verweis auf feldspezifische Abhängigkeitsverhältnisse und zuweilen kulturalisierende Differenzsetzungen plausibilisiert. Die potentielle Unangemessenheit des institutionellen Beratungsangebotes, die möglicherweise nicht hinreichend an die Bedürfnisse der Sexarbeiter*innen anknüpft, wird hierbei nicht hinterfragt. Letzteres verweist darauf, dass das mitunter prekäre Verhältnis von Adressierungspraktiken nicht nur in der Situation, sondern bereits früher bei der Bestimmung des institutionellen Auftrags entsprechend ausbalanciert werden muss. Es verweist aber auch darauf, dass der Umgang mit Schwierigkeiten und Herausforderungen, mit fragilen, potentiell scheiternden und brüchigen Interaktionen zwischen Sozialarbeiter*innen und Adressat*innen konstitutiver Bestandteil der sozialpädagogischen Alltagswirklichkeit ist. Es stellt eine (professionelle) Herausforderung dar, den Balanceakt auf der Schwelle angemessen auszubalancieren und sich in dem Zwischen zu bewegen. In diesem Zwischen mit seinen situativen Zwängen und strukturellen Ungewissheiten erfolgt jedoch gerade die Aushandlung und Etablierung von Arbeitsbeziehungen, die zu gelingen als auch zu scheitern vermögen und in denen – zumindest für das Handlungsfeld der aufsuchenden Sozialen Arbeit – die Krise in den Momenten des In-Beziehung-Tretens zu einer professionellen Routine wird.

Bibliographie

- Abraham, Anke/Müller, Beatrice (Hrsg.) (2010): Körperhandeln und Körpererleben. Multi-disziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld. Bielefeld: transcript, S. 293–302.
- Ahlemeyer, Heinrich W. (1996): Prostitutive Intimkommunikation. Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution. Stuttgart: Enke.
- Albert, Martin (2015): Soziale Arbeit im Bereich Prostitution – Strukturelle Entwicklungstendenzen im Kontext von Organisation, Sozialraum und professioneller Rolle. In: Albert, Martin/Wege, Julia (Hrsg.): Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9–26.
- Albert, Martin/Wege, Julia (2015): Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag.
- Alexander, Priscilla (1998): Sex Work and Health: A Question of Safety in Work Place. In: JAMWA 53 (2): S. 76–82.
- Alkemeyer, Thomas (2013): Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik. In: Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hrsg.): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld: transcript, S. 33–68.
- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–52.
- Angelini, Rebecca/Stampfli, Theodora Leite/Jegher, Stella (2014): Diskussionspapier Sexarbeit: Fakten, Positionen und Visionen aus feministischer Perspektive. Online verfügbar unter: https://www.fiz-ifo.ch/images/content/Downloads_DE/Downloads_Sexarbeit/2014_Diskussionspapier_Sexarbeit_fiz_tdf_xenia_cfd_prokore.pdf (zuletzt am 01. 12. 2014).
- Arendt, Hannah (2015): Ich selbst, auch ich tanze. Die Gedichte. München/Berlin: Piper.
- Augustín, Laura M. (2010): Sex at the margins: migration, labour market and the rescue industry. London: Zed Books.
- Augustin, Linda (2005): New Research Direction: The Cultural Study of Commercial Sex. In: Sexualities, 2005/8; pg. 618–631.
- Austin, John L. (1979): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam.
- Bachmann, Cordula (2008): Kleidung und Geschlecht. Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis. Bielefeld: transcript.
- Becker-Lenz, Roland (2005): Das Arbeitsbündnis als Fundament professionellen Handelns. Aspekte des Strukturdilemmas von Hilfe und Kontrolle in der Sozialen Arbeit. In: Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Professionelles Handeln. Wiesbaden: VS Verlag, S. 87–104.
- Bedorf, Thomas (2015): Leibliche Praxis. Zum Körperbegriff der Praxistheorien. In: Alkemeyer, Thomas/Schürmann, Volker/Volbers, Jörg (Hrsg.): Praxis denken. Konzepte und Kritik. Wiesbaden: VS Verlag, S. 129–150.
- Bereswill, Mechthild/Rieker, Peter (2008): Irritation, Reflexion und soziologische Theoriebildung. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 399–431.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Bergmann, Jörg (1985): Die Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Bonss, Wolfgang/Hartmann, Heinz (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Göttingen: Otto Schwarz & Co, S. 299–300.
- Bergmann, Jörg (2000): Konversationsanalyse. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst v./Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt: S. 524–537.
- Bertschi, Susanne (2003): Sexarbeit tabuisiert – zum Nachteil der Frauen. Eine juristische Analyse von Straf- und AusländerInnenrecht zur Unterbringung von Frauenhandel. NFP 40. Bern.
- Biermann, Pieke (2014): „Wir sind Frauen, wie andere auch!“. Prostituierte und ihre Kämpfe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Biesel, Kay (2011): Wenn Jugendämter scheitern. Zum Umgang mit Fehlern im Kinderschutz. Bielefeld: transcript.
- Bilstein, Johannes/Brumlik, Micha (2013): Die Bildung des Körpers. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bitzan, Maria/Bolay Eberhard (2017): Soziale Arbeit – die Adressatinnen und Adressaten. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.
- Boettger, Till (2014): Schwellenräume: Übergänge in der Architektur. Analyse- und Entwurfswerkzeug. Basel: Birkhäuser.
- Bollig, Sabine (2010): „Ja, das ist jetzt mehr ein Praktikum oder was?“ Feldzugang als situatives Management von Differenzen. In: Heinzel, Frederike/Thole, Werner/Köngeter, Stefan (Hrsg.): „Auf unsicherem Terrain“. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS Verlag, S. 107–116.
- Bollig, Sabine/Neumann, Sascha (2011): Die Erfahrung des Außerordentlichen. Fremdheit/Vertrautheit als methodisches Differenzial einer Ethnographie pädagogischer Ordnungen. In: ZGF, 12. Jg, Heft 2/2011, S. 199–216.
- Bollnow, Otto Friedrich (2000): Mensch und Raum. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, 9. Auflage.
- Bonz, Jochen/Eisch-Angus, Katharina/Hamm, Marion/Sülzle, Almut (2017): Ethnografische Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Eine Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: VS Verlag, S. 1–26.
- Bourdieu, Pierre (1970): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bowker, Geoffrey C./Timmermanns, Stefan/Clarke, Adele E./Balka, Ellen (2015): *Boundary Objects and Beyond*. Cambridge/London: The MIT Press.
- Böhlich, Fritz/Wehrich, Margit (2010) (Hrsg.): *Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen*. Bielefeld: transcript.
- Brauchli, Simone (2017): *Sozialpädagogische Familienbegleitung in der Schweiz: Eine Gefährdung von Elternschaft?* In: Dies./Rieker, Peter (Hrsg.): *Verletzbare Elternschaft: Gefährdung einer Lebensform*. ZSE, Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 2017, Heft 2, S. 158–173.
- Braun, Christina von (2006): *Das Geld und die Prostitution*. In: Sabine Grenz und Martin Lücke (Hrsg.): *Verhandlungen im Zwielicht. Momente der Prostitution in Geschichte und Gegenwart*. Bielefeld: transcript, S. 23–42.
- Breidenstein, Georg (2006): *Teilnahme am Unterricht. Ethnographische Studien zum Schülerjob*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz und München: UTB.
- Brenner, Andreas (2007): *Über Körper und Leiber und deren Selbstkommerzialisierung*. In: Taupitz, Jochen (Hrsg.): *Kommerzialisierung des menschlichen Körpers*. Berlin: Springer, S. 153–160.
- Brinkmann, Malte (2016): *Körper, Leib, Reflexion – Leibliche Erfahrungen im „Modus des Könnens“*. Vortragsmanuskript der Jahrestagung der Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie „Verkörperung der Bildung – Körper und Leib in geschichtlichen und gesellschaftlichen Transformationen“, S. 1–25.
- Brinkmann, Malte (2017): *Leib, Wiederholung, Übung. Zur interkorporalen Performativität*. In: Thompson, Christiane/Schenk, Sabrina (Hrsg.): *Zwischenwelten der Pädagogik*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Bromwich, Rebecca/Dejong, Monique Marie (2015): *Mothers, Mothering and Sex Work*. Bradford: Demeter Press.
- Brumlik, Micha (1992): *Advokatorische Ethik. Zur Legitimation pädagogischer Eingriffe*. Bielefeld: KT-Verlag.
- Brückner, Margrit/Oppenheimer, Christa (2006): *Lebenssituation Prostitution. Sicherheit, Gesundheit und soziale Hilfen*. Königstein: Ulrike Helmer.
- Burghard, Anna-Bea/Magyar-Haas, Veronika/Mörgen, Rebecca (2014): *KörperLeibliche Dimensionen der Konstituierung von Grenzen*. In: *Soziale Passagen*, 2014, Heft 6, S. 107–133.
- Busch, Brigitta (2015): *Über das Kategorisieren von Sprachen und Sprecher_innen. Zur Dekonstruktion von Sprachstatistiken*. In Thoma, Nadja/Kappik, Magdalena (Hrsg.): *Sprache und Bildung in Migrationsgesellschaften. Machtkritische Perspektiven auf ein prekariertes Verhältnis*. Bielefeld: transcript, S. 45–68.
- Butler, Judith (1988): *Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory*. *Theatre Journal* 40(4): S. 519–531.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2010): *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Bührig, Kristin/Sager, Sven F. (2005) (Hrsg.): *Nonverbale Kommunikation im Gespräch*. Duisburg: OBST.
- Büschi, Eva (2011): *Sexarbeit und Gewalt. Geschäftsführende von Studios, Salons und Kontakt-Bars über Gewalt und Gewaltprävention im Sexgewerbe*. Marburg: Tectum.

- Bütow, Birgit/Kahl, Ramona/Stach, Anna (2013): Körper, Geschlecht, Affekt: Selbstinszenierungen und Bildungsprozesse in jugendlichen Sozialräumen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Clarke, Adele (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: VS Verlag.
- Clifford, James (1993): Über ethnographische Autorität. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 109–157.
- Cloos, Peter/Königeter, Stefan (2006): Eintritte ins Jugendhaus. Zur performativen Herstellung von Zugehörigkeit. In: Cloos, Peter/Thole, Werner (Hrsg.): Ethnografische Zugänge. Professions- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik. Wiesbaden: VS Verlag, S. 65–85.
- Cloos, Peter/Thole, Werner (2006): Pädagogische Forschung im Kontext von Ethnografie und Biografie. In: Dies. (Hrsg.): Ethnografische Zugänge. Professions- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9–18.
- Cloos, Peter (2008): Die Inszenierung von Gemeinsamkeit. Eine vergleichende Studie zu Biografie, Organisationskultur und beruflichem Habitus von Teams in der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim/München: Juventa.
- Cloos, Peter/Königeter, Stefan/Müller, Burkhard/Thole, Werner (2009): Die Pädagogik der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Cloos, Peter (2011): Zur performativen Herstellung der AdressatInnen – Konturen einer vergleichenden Jugendhilfeethnographie. In: Arbeitskreis ‚Jugendhilfe im Wandel‘ (Hrsg.): Jugendhilfeforschung. Kontroversen – Transformationen – Adressierungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 251–263.
- Coenen, Herman (1979): Leiblichkeit und Sozialität. Ein Grundproblem der phänomenologischen Soziologie. In: Philosophisches Jahrbuch 86, Freiburg/München, S. 239–261.
- Coray, Renate/Duchêne, Alexandre (2017): Mehrsprachigkeit und Arbeitswelt. Literaturübersicht. Bericht des wissenschaftlichen Kompetenzzentrums für Mehrsprachigkeit. Online verfügbar unter: www.institut-mehrsprachigkeit.ch/de/file/368/download?token=p6teMZWJ [zuletzt am 18.02.2018].
- Crossley, Nick (1995): Body Techniques, Agency and Intercorporeality: On Goffman's Relations in Public. In: *Sociology*, 29, S. 133–149.
- Crossley, Nick (2001): *The Social Body: Habit, Identity and Desire*. London: Sage.
- Crossley, Nick (2017): Phänomenologie. In: Gugutzer, Robert/Klein, Gabriele/Meuser, Michael (Hrsg.): *Handbuch Körpersoziologie*. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag, 315–334.
- Czarnecki, Dorothea/Engels, Henny/Kavemann, Barbara/Steffan, Elfriede/Schenk, Wiltrud/Türna, Dorothee (2014): *Prostitution in Deutschland*. Fachliche Betrachtung einer komplexen Herausforderung. Berlin. Online verfügbar unter: <http://www.spi-research.eu/wp-content/uploads/2014/11/ProstitutionFinal.pdf> [zuletzt am 29.03.2018].
- Dabhoiwala, Faramerz (2014): *Lust und Freiheit. Die Geschichte der ersten sexuellen Revolution*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dausendschön-Gay, Ulrich/Krafft, Ulrich (2009): Preparing Next Actions in Routine Activities. In: *Discourse Processes*, 46:2-3, S. 247–268.
- Davis, Natalie Zemon (2002): *Die schenkende Gesellschaft. Zur Kultur der französischen Renaissance*. München: C. H. Beck.
- De Certeau, Michel (1988): *Die Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.
- Degele, Nina (2004): *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS Verlag.

- Demmerling, Christoph/Landweir, Hilge (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: Metzler, S. 93–110.
- Diehm, Isabell/Kuhn, Melanie/Machold, Claudia (2013): Ethnometodologie und Ungleichheit? Methodologische Herausforderungen einer ethnographischen Differenzforschung. In: Budde, Jürgen (Hrsg.): Unschärfe Einsätze: (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld. Wiesbaden: VS Springer Verlag, S. 29–51
- Döring, Nicola (2014): Prostitution in Deutschland: Eckdaten und Veränderungen durch das Internet. Zeitschrift für Sexualforschung 27(2), S. 99–137.
- Dörr, Margret/Müller, Burkhard (2006): Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart: Klett Cotta.
- Duden, Barbara (1994): Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg: DTV.
- Duff, Putu/Shoveller, Jean/Chettiar, Jill/Feng, Cindy/Nicoletti, Rachel/Shannon, Kate (2015): Sex Work and Motherhood: Social and Structural Barriers to Health and Social Services for Pregnant and Parenting Street and Off-Street Sex Workers. In: Health Care for Women International, 36(9), S. 1039–1055.
- Dücker, Elisabeth von (2005): Sexarbeit. Prostitution – Lebenswelten und Mythen. Bremen: Edition Temmen.
- EJPD (2015): Prostitution und Menschenhandel zum Zweck der sexuellen Ausbeutung. Bericht des Bundesrates. Online verfügbar unter: <https://www.ksmm.admin.ch/dam/data/fedpol/kriminalitaet/menschenhandel/ber-br-prost-mh-d.pdf> [zuletzt am 17.04.2018].
- El-Nagashi, Faika A. (2010): „Weder Schuldige noch Opfer.“ Ermächtigungsstrategien im Kontext von Migration und Sexarbeit. In: L'homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft. 21. Jg., 1, Köln, S. 75–83.
- Elias, Norbert (1997): Über den Prozess der Zivilisation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ellis, Carolyn/Adams, Tony E./Bochner, Arthur P. (2010): Autoethnografie. In: Mey, Günther/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 345–357.
- Emerson, Robert M./Fretz, Rachel I./Shaw, Linda L. (1995): Writing ethnographic fieldnotes. Chicago: The University of Chicago Press.
- Federici, Silvia (2012): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Wien: Mandelbaum Kritik & Utopie.
- Fegter, Susann/Rose, Nadine (2013): Herstellung von Legitimität. Zum Rekurs auf Erfahrungen in der Lehre. In: Mecheril, Paul et al. (Hrsg.): Differenz unter Bedingungen von Differenz. Zu Spannungsverhältnissen universitärer Lehre. Wiesbaden: VS Verlag, S. 71–86.
- Fischer, Wolfram (2003): Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität. ZBBS Heft 1/2003, S. 9–31.
- Fischer-Lichte, Erika (2012): Performativität. Eine Einführung. Bielefeld: transcript.
- Flämig, Katja (2017): Freiwillig und unverbindlich. Ethnografische Studien zu „Angeboten“ in der Kindertageseinrichtung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe (2011): Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Foucault, Michel (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Macht. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Foucault, Michel (2005): Von anderen Räumen. In: Ders. (2005): Schriften in vier Reihen. Dits et Ecrits. Band IV 1980–1988. Hrsg. von Daniel Defert und Francois Ewald, S. 931–942.
- Foucault, Michel (2013): Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 8–22.
- Franzkowiak, Peter (2006): Präventive Soziale Arbeit im Gesundheitswesen. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- Friebertshäuser, Barbara (2003): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Friebertshäuser, Barbara/Pregel, Annedore (Hrsg.), Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa, S. 503–534.
- Friebertshäuser, Barbara/Kelle, Helga/Boller, Heike/Bollig, Sabine/Huf, Christina/Langer, Antje/Ott, Marion/Richter, Sophia (2012) (Hrsg.): Feld und Theorie. Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Fuchs, Thomas (2000): Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart: Klett Cotta.
- Galuske, Michael/Thole, Werner (1999): „Raus aus den Amtsstuben...“. Niedrigschwellige, aufsuchende und akzeptierende Handlungsansätze – Methoden mit Zukunft? In: Fatke, Reinhard et al. (Hrsg.): Erziehung und sozialer Wandel. Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 39. Weinheim/Basel: Beltz, S. 183–202.
- Galuske, Michael (2001): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Gassmann, Yvonne (2018): Gelingen in der Sozialpädagogik. Normative, prozessorientierte und visionäre sozialpädagogische Beziehungsperspektiven des Gelingens. In: Neue Praxis 2/2018, S. 89–107
- Gaugele, Elke (2002): Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion. Köln: Böhlau.
- Gebauer, Gunther (1997): Bewegung. In: Wulf, Christoph (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim/Basel: Beltz, S. 501–516.
- Geertz, Clifford (1988): Works and Lives. The Anthropologist as Author, Stanford. Deutsche Übersetzung: Ders.: Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. München/Wien: Hanser.
- Gehring, Petra (2007): Über die Körperkraft von Sprache. In: Herrmann, Steffen K./Krämer, Sybille/Kuch, Hannes (Hrsg.): Verletzende Worte: Die Grammatik sprachlicher Missachtung. Bielefeld: transcript, S. 211–228.
- Gennep, Arnold van (2005): Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt/New York: Campus.
- Gerheim, Udo (2012): Die Produktion des Freiers: Macht im Feld der Prostitution. Eine soziologische Studie. Bielefeld: transcript.
- Gerheim, Udo (2018): Zu Handlungs-, Körper- und Sexualitätsmustern heterosexueller Freier im Prozess der initialen Nachfrage nach käuflicher Sexualität. In: Mörgen, Rebecca/Schnitzer, Anna (Hrsg.): Körper, Sexualität und Soziale Arbeit im Prostitutionsfeld: Körperbilder und Körperpraktiken zwischen Normierung, Stigmatisierung und Normalisierung. Themenschwerpunkt der Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle (2) 2018, S. 133–150.
- Gerull, Susanne (2014): Hausbesuche in der Sozialen Arbeit. Eine arbeitsfeldübergreifende empirische Studie. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.

- Gildemeister, Regine (1992): Die soziale Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit. In: Ostner, Ilona/Lichtblau, Klaus (Hrsg.): *Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen*. Frankfurt/New York: Campus, S. 220–239.
- Gildemeister, Regine (2008): *Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung*. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 2. Erw. und akt. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 137–145
- Gillich, Stefan (2006): Formen und Grundsätze der Kontaktaufnahme in den Arbeitsfeldern Streetwork und Mobile Jugendarbeit. In: Ders. (Hrsg.): *Professionelles Handeln auf der Straße. Praxisbuch Streetwork und Mobile Jugendarbeit*. Gelnhausen: Triga.
- Goffman, Erving (1971a): *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Goffman, Erving (1971b): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderen Insassen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1975): *Stigma*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Goffman, Erving (1996a): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goffman, Erving (1996b): *Über Feldforschung*. In: Knoblauch, Hubert (Hrsg.): *Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer ‚geschwätzigen‘ Gesellschaft*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, S. 261–269.
- Goffman, Erving (2008): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 8. Auflage
- Goffman, Erving (2009): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Graf, Erich Otto (2010): *Forschen als sozialer Prozess. Zur Reflexion von Momenten der Forschung in sozialwissenschaftlicher Forschung*. Luzern: Verlag an der Reuss, 2. ergänzte Auflage.
- Gräfe, Robert/Witte, Matthias (2014): Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Körper und Bewegung in der Sozialen Arbeit*. Sozialmagazin 1-2, 2014, S. 7–12.
- Grenz, Sabine/Lücke, Martin (2006): *Momente der Prostitution. Eine Einführung*. In: Dies./Ders. (Hrsg.): *Verhandlungen im Zwielficht. Momente der Geschichte und Gegenwart*. Bielefeld: transcript, S. 9–22.
- Grenz, Sabine (2007): *(Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Grenz, Sabine (2009): *Überschneidungen von sexueller Freiheit und Konsum/Kommerz: Freier auf der Suche nach dem perfekten sexuellen Erlebnis*. In: Kavemann, Barbara/Rabe, Heike (Hrsg.): *Das Prostitutionsgesetz. Aktuelle Forschungsergebnisse. Umsetzung und Weiterentwicklung*. Opladen: Barbara Budrich, S. 203–218.
- Groenemeyer, Axel (2015): *Soziale Probleme*. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik*. München/Basel: Reinhardt Verlag, 5. erw. Aufl.
- Grosse, Martin (2014): „Heute so, morgen so“. Zur Leiblichkeitserfahrung im sozialpädagogischen Arbeitsbündnis. In: *Sozial Extra. Zeitschrift für Soziale Arbeit* (38), H. 1, S. 21–24.
- Großheim, Michael (2006): *Der Situationsbegriff in der Philosophie. Mit einem Ausblick auf seine Anwendung in der Psychiatrie*, in: Schmoll, Dirk/Kuhlmann, Andreas (Hrsg.): *Symptom und Phänomen*. Freiburg: Karl Alber, S. 114–149.

- Grube, Norbert (2012): Der Markenartikel als Erziehungsobjekt? Kleidernormen und Kleiderformen bei Schüler/innen und Lehrer/innen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Priem, Karin/König, Gudrun M./Casale, Rita (Hrsg.): Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte. Weinheim/Basel, S. 185–199 (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 58).
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gugutzer, Robert (Hrsg.) (2006): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Ders. (Hrsg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript, S. 9–56.
- Gugutzer, Robert (2012): Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2015): Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2017): Leib und Körper als Erkenntnissubjekte. In: Ders./Klein, Gabriele/Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band II: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden: VS Verlag, S. 381–394.
- Guiliani, Regula (1997): Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis – Thomas Laqueur und Barbara Duden. In: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hrsg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: Universitätsverlag, S. 148–165.
- Günthner, Susanne (1996): Zwischen Scherz und Schmerz – Frotzelaktivitäten in Alltagsinteraktionen. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 81–108.
- Haller, Monika (2017): Interkorporalität. In: Gugutzer, Robert/Klein, Gabriele/Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band II: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden: VS Verlag, S. 45–49.
- Hamp, Andrea (2017): Der praktische Sinn in wissenschaftlichen Diskussionen. Topoanalyse einer soziologischen Theoriedebatte. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hansjürgens, Ria (2018): In Kontakt kommen. Analyse der Entstehung einer Arbeitsbeziehung in Suchtberatungsstellen.
- Hardegger, Urs (2012): Die Akte der Luisa de Agostini. Eine Frau zwischen Wohlfahrt und Bevormundung. Zürich: NZZ Libro.
- Hasse, Jürgen (2015): Was Räume mit uns machen – und wir mit ihnen: Kritische Phänomenologie des Raumes. Freiburg/München: Karl Alber.
- Heimerl, Birgit (2014): Die Ultraschallsprechstunde. Eine Ethnografie pränataldiagnostischer Situationen. Bielefeld: transcript.
- Heinzel, Frederike/Thole, Werner/Köngeter, Stefan (2010): „Auf unsicherem Terrain“. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS Verlag.
- Heinz-Trossen, Alfons (1993): Prostitution und Gesundheitspolitik. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Heite, Catrin (2008): Soziale Arbeit im Kampf um Anerkennung. Weinheim/München: Juventa.
- Heite, Catrin (2010): Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In: Kessel, Fabian/Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 187–200

- Helfferich, Cornelia/Fischer, Claudia/Kavemann, Barbara/Leopold, Beate/Rabe, Heike (2007): Untersuchung „Auswirkung des Prostitutionsschutzgesetzes“. Abschlussbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Freiburg.
- Helsper, Werner (1999): Antinomien des Lehrerhandelns in modernisierten pädagogischen Kulturen. Paradoxe Verwendungsweisen von Autonomie und Selbstverantwortlichkeit. In: Combe, Arno/Ders. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 521–569.
- Helsper, Werner (2007): Pädagogisches Handeln in den Antinomien der Moderne. In: Krüger, Heinz-Hermann/Helsper, Werner (Hrsg.): Einführung in die Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 15–34.
- Hengst, Heinz/Kelle, Helga (2003): Kinder – Körper – Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxis und sozialen Wandel. Weinheim und München: Juventa.
- Herrle, Matthias (2013): Ermöglichung pädagogischer Interaktionen. Disponibilitätsmanagement in Veranstaltungen der Erwachsenen-/Weiterbildung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Heying, Mareen (2018): Konstruktion und Funktion des „anderen“ Körpers. Verdrängung, Gewalt und Kontrolle aus Sicht von deutschen und italienischen Prostituiertenbewegungen in den 1980er- und 1990er-Jahren. In: Mörgen, Rebecca/Schnitzer, Anna (Hrsg.): Körper, Sexualität und Soziale Arbeit im Prostitutionsfeld: Körperbilder und Körperpraktiken zwischen Normierung, Stigmatisierung und Normalisierung. Themenschwerpunkt der Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle (2) 2018, S. 99–115.
- Hillebrandt, Frank (2009): Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hirschauer, Stefan (2001): Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: Zeitschrift für Soziologie 30 (6), S. 429–451.
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript, S. 73–91.
- Hirschauer, Stefan (2010): Die Exotisierung des Eigenen. Kultursoziologie in ethnographischer Einstellung. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 207–227.
- Hirschauer, Stefan/Heimerl, Birgit/Hoffman, Anika/Hofman, Peter (2014): Soziologie der Schwangerschaft: Exploration pränataler Sozialität. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hitzler, Ronald (1999): Welten erkunden. In: Soziale Welt 50, S. 473–482.
- Hoffarth, Britta (2009): Performativität als medienpädagogische Perspektive. Wiederholung und Verschiebung von Macht und Widerstand. Bielefeld: transcript.
- Hoffarth, Britta (2015): Zur Mehrdeutigkeit der Körper. Perspektiven für die Soziale Arbeit. In: Soziale Passagen, 7, S. 235–249.
- Homfeldt, Hans Günther/Sting, Stephan (2006): Soziale Arbeit und Gesundheit. Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa.
- Honer, Anne (1993): Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel Heimwerker-Wissen. Leverkusen: Deutscher Universitätsverlag.
- Honer, Anne (2009): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 194–204.

- Howe, Christiane (2012): Struktureller Wandel in der Prostitution. Zwischen Hurenbewegung und Sozialer Arbeit. *Standpunkt Sozial*, (3), S. 35–47.
- Hörning, Karl-Heinz (2004): Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem. In: Hörning, Karl-Heinz/Reuter, Julia (Hrsg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 19–39.
- Hörster, Reinhard/Köngeter, Stefan/Müller, Burkhard (2013): Grenzbjekte und ihre Erfahrbarkeit in sozialen Welten. In: Dies. (Hrsg.): *Grenzbjekte. Soziale Welten und ihre Übergänge*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 11–38.
- Hubrich, Michael (2013): *Körperbegriff und Körperpraxis. Perspektiven für die soziologische Theorie*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hughes, Sherick A./Pennington, Julie L. (2016): *Autoethnography: Process, Product, and Possibility for Critical Social Research*. London: Sage.
- Hübler, Axel (2001): *Das Konzept „Körper“ in den Sprach- und Kommunikationswissenschaften*. Tübingen/Basel: UTB.
- Hünersdorf, Bettina (1999): Die Vernachlässigung des Körpers in der lebensweltorientierten Sozialpädagogik. In: Homfeldt, Hans Günther (Hrsg.): *„Sozialer Brennpunkt“ Körper. Körpertheoretische und -praktische Grundlagen der Sozialen Arbeit*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 97–103.
- Hünersdorf, Bettina (2011). Körper – Leib – Soziale Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): *Handbuch Soziale Arbeit*. München: Ernst Reinhardt, S. 816–822.
- Hünersdorf, Bettina (2014). Körper und Raum in der Sozialen Arbeit. Ein- und Ausschlussprozesse auf dem Spielplatz. In: *Sozial Extra*. (1), S. 25–28.
- Hürlimann, Brigitte (2004): *Prostitution. Ihre Regelung im schweizerischen Recht und die Frage der Sittenwidrigkeit*. Freiburg: Schulthess.
- Jäger, Ulle (2004): *Der Leib, der Körper und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Jäger, Ulle (2014): *Der Leib, der Körper und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer, 2. überarbeitete Auflage.
- Jäger, Ulle (2015): *Die Rede vom Menschen – die Rede vom Körper: Plessner und Bourdieu*. In: Gamm, Gerhard/Gutmann, Mathias/Manzei, Alexandra (Hrsg.): *Zwischen Anthropologie und Gesellschaftstheorie. Zur Renaissance Helmuth Plessners im Kontext der modernen Lebenswissenschaften*. Bielefeld: transcript, S. 99–122.
- Jenzer, Sabine (2014): *Die „Dirne“, der Bürger und der Staat. Private Erziehungsheime für junge Frauen und die Anfänge des Sozialstaates in der Deutschschweiz, 1870er bis 1930er Jahre*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- John, René/Langhof, Antonia (Hrsg.) (2014): *Scheitern – Ein Desiderat der Moderne?* Wiesbaden: VS Verlag.
- Kalthoff, Herbert (1997): *Fremdenrepräsentationen. Über ethnographisches Arbeiten in exklusiven Internatsschulen*. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 240–266.
- Kalthoff, Herbert (2001): *Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (1), S. 70–90.
- Kalthoff, Herbert (2006): *Beobachtung und Ethnographie*. In: Ayaß, Ruth (Hrsg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 146–172.
- Kalthoff, Herbert (2008): *Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung*. In: Ders./Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 8–34.

- Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (1982) (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kappeler, Manfred (1995): Verstrickung und Komplizenschaft – die Beteiligung von Jugendbehörden an der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik 1933–1945. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. Brandenburg: Landesjugendamt.
- Kelle, Helga (2002): Ethnographische Methodologie und Probleme der Triangulation. Am Beispiel der Peer Culture Forschung bei Kindern. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 21 (2), S. 192–208.
- Kelle, Helga (2003): Die Komplexität sozialer und kultureller Wirklichkeit als Problem qualitativer Forschung. In: Frieberthäuser, Barbara (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Studienausgabe. Weinheim/München: Juventa, S. 192–209.
- Kelle, Helga (2011): Ethnographie in Institutionen und Organisationen. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) 31 (3), S. 227–233.
- Kelle, Helga (2013): Theorie-Empirie-Verhältnis und methodische Standards in der qualitativen Forschung. In: Einsiedler, Wolfgang/Fölling-Albers, Maria/Kelle, Helga/Lohrmann, Katrin (Hrsg.): Standards und Forschungsstrategien in der empirischen Grundschulforschung. Eine Handreichung. Münster: Waxmann, S. 59–91.
- Kelle, Helga (2016): Herausforderungen ethnographischer Forschung zu Pädagogik und Geschlecht. Perspektiven auf Methodologien. In: Graff, Ulrike/Kolodzig, Katja/Johann, Niklas (Hrsg.): Ethnographie – Pädagogik – Geschlecht. Projekte und Perspektiven aus der Kindheits- und Jugendforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 3–16
- Kempl, Julia (2015): Der Berufseinstieg im Handlungsfeld der weiblichen Prostitution – Herausforderungen im Beratungskontext der Sozialen Arbeit. In: Albert, Martin/Wege, Julia (Hrsg.): Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag, S. 159–172.
- Kessl, Fabian/Otto, Hans-Uwe (2008): Soziale Arbeit. In: Albrecht, Günter/Groenemeyer, Axel (Hrsg.): Handbuch Soziale Probleme. Wiesbaden: VS Verlag, S. 1306–1331.
- Kessl, Fabian/Maurer, Susanne (2010): Praktiken der Differenzierung als Praktiken der Grenzbearbeitung. Überlegungen zur Bestimmung Sozialer Arbeit als Grenzbearbeiterin. In: Ders./Plößer, Melanie (2010) (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 154–169.
- Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (2010) (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kessl, Fabian/Polutta, Andreas/Ackeren, Isabell van/Dobiatsch, Rolf/Thole, Werner (Hrsg.) (2014): Prekarisierung der Pädagogik – Pädagogische Prekarisierung? Erziehungswissenschaftliche Vergewisserungen. Weinheim: Juventa.
- Kessl, Fabian (2017): Familienähnliche Hilfen zur Erziehung. Zur spezifischen Institutionalisierung des Privaten in pädagogischen Wohnräumen. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): Wohnräume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 171–194.
- Kessler, Suzanne J./McKenna, Wendy (1987): Gender. An Ethnomethodological Approach. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Klein, Alexandra (2009): Die Wiederentdeckung der Moralpanik – „Sexuelle Verwahrlosung“ und die „neue Unterschicht“. In: Soziale Passagen, Heft 1, Wiesbaden: VS Verlag, S. 23–24.
- Klein, Gabriele (2005): Das Theater des Körpers. Zur Performanz des Körperlichen. In: Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologie des Körpers, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 73–91.

- Klein, Gabriele (2010): Soziologie des Körpers. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden: VS Verlag, S. 457–474.
- Knoblauch, Hubert (2005): Kulturkörper. Die Bedeutung des Körpers in der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie. In: Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 92–113.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koller, Hans-Christoph/Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.) (2013): Vom Scheitern. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane III. Bielefeld: transcript.
- Kontos, Silvia (2009): Öffnung der Sperrbezirke. Zum Wandel von Theorie und Politik der Prostitution. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer.
- Köngeter, Stefan (2009): Relationale Professionalität. Eine empirische Studie zu Arbeitsbeziehungen mit Eltern in den Erziehungshilfen. Hohengehren: Schneider.
- Kuhn, Melanie/Magyar-Haas, Veronika (2011): Die Quadratur des Kreises? Formierungen von Gruppen und Machtverhältnissen in pädagogisch arrangierten Kreissituationen. In: neue praxis 41. Jg. Heft 1, 2011, S. 19–34.
- Kuhn, Melanie (2013): Professionalität im Kindergarten. Eine ethnographische Studie zur Elementarpädagogik in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kuhn, Melanie/Diehm, Isabell (2015): Sprechen über das Sprechen der Kinder. Thematisierungsweisen ‚ungesprochener‘ Mehrsprachigkeit im elementarpädagogischen Feld. In: Schnitzer, Anna/Mörge, Rebecca (Hrsg.): Mehrsprachigkeit und (Un-)Gesagtes. Sprache als soziale Praxis in der Migrationsgesellschaft. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 109–130.
- Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz, 5. Auflage.
- Langer, Antje (2003): Klandestine Welten. Mit Goffman auf dem Drogenstrich. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Langer, Antje (2008): Disziplinieren und entspannen. Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie. Bielefeld: transcript.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt am Main: Campus.
- Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Le Breton, Maritza (2011): Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität. Migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalterfahrungen und Handlungsoptionen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Leopold, Beate/Steffan, Elfriede/Paul, Nikola/Galen, Margarete von (1997): Dokumentation zur rechtlichen und sozialen Situation von Prostituierten in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer.
- Lindemann, Gesa (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Lindemann, Gesa (1995): Die Verschränkung von Körper und Leib als theoretische Grundlage einer Soziologie des Körpers und leiblicher Erfahrung. In: Friedrich, Jürgen/Westermann, Bernd (Hrsg.): Unter offenem Horizont. Anthropologie nach Helmuth Plessner. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 133–195.
- Lindemann, Gesa (1996): Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib. In: Barkhaus, Annette/Mayer, Mathias/Roughley, Neil/Thürna, Donatus (Hrsg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 146–175.
- Löffler, Marlen S. (2015): Gefährlich und gefährdet – zur sozialen Konstruktion männlich-homosexueller Sexarbeit als Risiko. In: Dollinger, Bernd/Groenemeyer, Axel/Rzepka, Do-

- rothea (Hrsg.): *Devianz als Risiko. Neue Perspektiven des Umgangs mit abweichendem Verhalten, Delinquenz und sozialer Auffälligkeit*. Weinheim/München: Beltz Juventa, S. 265–286.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina/Ruhne, Renate (2011): *Prostitution. Herstellungsweisen einer anderen Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004): *Narrative Identität und Positionierung*. In: *Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, Ausgabe 5, S. 166–183. Online verfügbar unter: www.gespraechsforschung-online.de/heft2004/ga-lucius.pdf [zuletzt am 07.02.2018].
- Luckmann, Thomas (2008): *Konstitution, Konstruktion: Phänomenologie, Sozialwissenschaft*. In: Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmaier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (Hrsg.): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 33–40.
- Magyar-Haas, Veronika (2012): *Beschämende Vorgänge. Verhältnisse von Scham, Macht und Normierung in Kontexten der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit*. In: Andresen, Sabine/Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): *Zerstörerische Vorgänge. Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen*. Weinheim/Juventa. S. 195–214.
- Magyar-Haas, Veronika (2013): *Körper*. In: Andresen, Sabine/Hunner-Kreisel, Christine/Fries, Stefan (Hrsg.): *Erziehung – ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 137–146.
- Magyar-Haas, Veronika (2014): *Körperleib-Verhältnisse in Räumen offener Jugendarbeit*. In: Gräfe, Robert/Witte, Matthias (Hrsg.): *Körper und Bewegung in der Sozialen Arbeit*. Sozialmagazin, 39. Jg/1-2, S. 22–29.
- Magyar-Haas, Veronika (2015): *Grenzverhältnisse. Spiel-Räume der Bildung und Verhandlung von Grenzen in pädagogischen Kontexten*. Dissertationsschrift an der Universität Bielefeld. Erscheint unter dem Titel: *Masken-Spiele. Zur Verhandlung von Grenzen in pädagogischen Räumen*. Reihe: *Materialitäten*, hrsg. von Gabriele Klein, Martina Löw und Michael Meuser. Bielefeld: transcript, 2020, i. E.
- Malinowski, Bronislaw (1973): *Magie, Wissenschaft und Religion, und andere Schriften*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Maurer, Susanne (2001): *Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik*. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hrsg.): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske & Budrich.
- Mauss, Marcel (1990[1924]): *Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayrhofer, Hemma (2012): *Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mecheril, Paul/Melter, Claus (2010): *Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge*. In: Kessel, Fabian/Plößer, Melanie (Hrsg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 117–131.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Merleau-Ponty, Maurice (2003): *Das Primat der Wahrnehmung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merleau-Ponty, Maurice (2003 [1984]): *Der Philosoph und sein Schatten*. In: Ders. (Hrsg.): *Das Auge und der Geist*. Hamburg: Felix Meiner, S. 243–274.

- Meuser, Michael (2002): Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers. In: Hahn, Kornelia/Meuser, Michael (Hrsg.): Körperrepräsentationen. Konstanz: UVK, S. 19–44.
- Meuser, Michael (2004): Zwischen ‚Leibvergessenheit‘ und ‚Körperboom‘. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft 1, S. 197–218.
- Meuser, Michael (2006): ‚Körper-Handeln‘. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.): body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: transcript, S. 95–116.
- Meuth, Miriam (2016): Wohnen lernen. Begleitete Übergänge. Erziehung, Dienstleistung und Räumlichkeit in Wohnangeboten für junge Erwachsene im internationalen Vergleich. Unveröffentlichte Dissertation, Frankfurt am Main, i. E.
- Meuth, Miriam (2017): Wohnen – Gegenstand pädagogischer Praktiken, erziehungswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung. In: Dies. (Hrsg.): Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 1–37.
- Meyer-Drawe, Käte (1984): Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität. München: Fink.
- Meyer-Drawe, Käte (2006): Bildung und Leiblichkeit. In: Rohbeck, Johannes/Steenblock, Volker (Hrsg.): Philosophische Bildung und Ausbildung. Dresden: Thelem, S. 75–91.
- Meyer-Drawe, Käte (2008): Diskurse des Lernens. München: Wilhelm Fink.
- Miltner, Wolfgang (1982): Street Work im Arbeiterviertel. Eine Praxisstudie zur Jugendberatung. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand.
- Molloy, Cora (1992): Hurenalltag: Sperrgebiet – Stigma – Selbsthilfe. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.
- Mörgen, Rebecca (2014): verkörperte Ungleichheiten und Soziale Arbeit. In: Nicole von Langsdorff (Hrsg.): Jugendhilfe und Intersektionalität. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 74–94.
- Mörgen, Rebecca/Schär, Clarissa (2018): Utopische Jugendkörper im Spiegel fotografischer Selbstdarstellungen. Digitale soziale Netzwerke als moderne Heterotopien? In: Spahn, Lea/Scholle, Jasmin/Wuttig, Bettina/Maurer, Susanne (Hrsg.): Verkörperte Heterotopien. Zur Materialität und [Un-]Ordnung ganz anderer Räume. Bielefeld: transcript, S. 113–124.
- Mörgen, Rebecca (2018a): In-Beziehung-Treten: Praktiken des Zugangs als Element sozialpädagogischer Beziehungsgestaltung im Feld Prostitution. In: Klein, Alexandra/Schweitzer, Jann (Hrsg.) (2018): Umkämpfte Sexualitäten – Die Bearbeitung des Sexuellen im Spannungsfeld von Emanzipation und Reaktion. Widersprüche, Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 38. Jahrgang, Heft 148, S. 77–91
- Mörgen, Rebecca (2018b): Mit Körpern am Schutz des Körpers arbeiten: Zeigepraktiken der aufsuchenden Sozialen Arbeit im Kontext Prostitution. In: Mörgen, Rebecca/Schnitzer, Anna (Hrsg.): Körper, Sexualität und Soziale Arbeit im Prostitutionsfeld: Körperbilder und Körperpraktiken zwischen Normierung, Stigmatisierung und Normalisierung. Themenschwerpunkt der Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle (2) 2018, S. 189–206.
- Müller, Burkhard/Schwabe, Mathias (2009): Pädagogik mit schwierigen Jugendlichen. Ethnografische Erkundungen zur Einführung in die Hilfen der Erziehung. Weinheim und München: Juventa.
- Müller, Burkhard (2013): Sozialpädagogik als Körperarbeit. Psychoanalytisch-pädagogische Impulse und sozialpädagogische Empirie. In: Bilstein, Johannes/Brumlik, Micha (Hrsg.): Die Bildung des Körpers. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 247–259.

- Müller, Falko (2015): Professionelles Handeln als organisierte und situierte Tätigkeit. Eine praxisanalytische Methodologie zur Untersuchung von Arbeitsbündnissen. In: *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, 45 (5), S. 469–487.
- Müller, Falko (2017): Die „häusliche Umgebung“ als Wohnraum und Setting. Konflikte um Raumsouveränität in der ambulanten-aufsuchenden Palliativversorgung. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 289–311.
- Nadai, Eva/Sommerfeld, Peter (2005): Professionelles Handeln in Organisationen. Inszenierungen Sozialer Arbeit. In: Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Professionelles Handeln*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 181–205.
- Nadai, Eva/Maeder, Christoph (2008): Negotiations at all Points? Interaction and Organization. In: *FQS* 9 (1), Art 32. Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801327> [zuletzt am 24.01.2018].
- Nadig, Maya (1986): *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Neckel, Sighard (1991): *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Neckel, Sighard/Sutterlüty, Ferdinand (2005): Negative Klassifikationen. Konflikte um symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Heitmeyer, Wilhelm/Imbusch, Peter (Hrsg.): *Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 409–428.
- Neumann, Sascha (2013): Die Leiblichkeit der Pädagogisierung. Zur Instrumentierung des Körpers in Kinderkrippen. In: Schäfer, Alfred/Thompson, Christiane (Hrsg.): *Pädagogisierung*. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität, S. 125–139.
- Niekrenz, Yvonne/Witte, Matthias (2011): *Jugend und Körper. Leibliche Erfahrungswelten*. Weinheim/München: Juventa.
- Nowotnick, Lucy (2008): Prostitution als Herausforderung für die Genderforschung. In: *Bulletin* 35 „Der involvierte Blick: Zwangsprostitution und ihre Repräsentation“ des Zentrums für Transdisziplinäre Geschlechterstudien, Nr. 35, S. 60–75.
- Nussbaum, Martha (1999): Mit Gründen oder aus Vorurteil. Käufliche Körper. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 6, S. 937–966.
- Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (2010): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse: Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Oelkers, Nina (2013): Responsibilisierung oder Verantwortungsaktivierung in der Sozialen Arbeit. In: Dies./Richter, Martina (Hrsg.): *Aktuelle Themen und Theoriediskurse in der Sozialen Arbeit*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 163–174.
- Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, Arne/Helsper, Werner (Hrsg.): *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 70–182.
- Oevermann, Ulrich (2002): *Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung*. Institut für hermeneutische Sozial- und Kulturforschung e.V. (IHSK). Online verfügbar unter: https://www.ihs.de/publikationen/Ulrich_Oevermann-Manifest_der_objektiv_hermeneutischen_Sozialforschung.pdf [zuletzt am 09.04.2018].
- Ott, Marion (2010): Ethnographische Zugänge zum Forschungsfeld – Machtverhältnisse in Forschungspraktiken. In: Schimpf, Elke/Stehr, Johannes (Hrsg.): *Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereiche – Kontextbedingungen – Positionierungen – Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 165–180.

- Ott, Veronika (2014). Prostitution und die Ordnung des Sexuellen. In: Grubner, Barbara/Dies.: Sexualität und Geschlecht. Feministische Annäherungen an ein unbehagliches Verhältnis. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer, S. 143–160.
- Ott, Veronika (2017): Soziale Arbeit – Sexarbeit – Menschenhandel: Ambivalenzen im Feld der Fachberatungsstellen. Hamburg: Marta Press.
- Pfaller, Larissa/Wiesse, Basil (2018) (Hrsg.): Stimmung und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen. Wiesbaden: VS Springer Verlag.
- Pfister, Andreas (2008): Sexarbeiter und HIV/AIDS. Karrierewege und HIV-Schutzverhalten im mann-männlichen Sexgewerbe. Marburg: Tectum.
- Planert, Ute (2000): Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften des Lebens. In: Geschichte und Gesellschaft 26 (4), S. 539–576.
- Plessner, Helmuth (1982): Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte Schriften. Band 7, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth (1983): Elemente menschlichen Verhaltens. In: Plessner, Helmuth (Hrsg.): *Conditio Humana*. Gesammelte Schriften. Band 8. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 218–234
- Plessner, Helmuth (2003 [1928]): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. In: Dux, Günther (Hrsg.): Helmuth Plessner: Gesammelte Schriften IV. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pomey, Marion (2017): Vulnerabilität und Fremdunterbringung. Eine Studie zur Entscheidungspraxis bei Kindeswohlgefährdung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Prange, Klaus (2005): Die Zeigestruktur der Erziehung. Grundriss der Operativen Pädagogik. Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh.
- Prinz, Sophie (2014): Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung. Bielefeld: transcript.
- Probst, Ursula (2015): Von käuflichem Sex, Opfern und Moral. Perspektiven von Sexarbeiterinnen auf Rechte, Sexualität und Professionalisierung im Arbeitsalltag in Berlin. Berlin: Weißensee.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2009). Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg.
- Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmaier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (2008): Phänomenologie und Soziologie. Grenzbestimmung eines Verhältnisses. In: Dies. (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 11–32.
- Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmaier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (Hrsg.) (2008): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1996): Professionalität und Geschlechterverhältnis, Oder: Was ist „semi“ an traditionellen Frauenberufen? In: Helsper, Werner/Combe, Arno (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 276–302.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2004): Die Reproduktion und Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In: Hörning, Karl-Heinz/Reuter, Julia (Hrsg.): *Doing Culture*. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript, S. 40–54.
- Reckwitz, Andreas (2008a): Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie. Bielefeld: transcript.

- Reckwitz, Andreas (2008b): Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, Herbert/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 188–209.
- Reckwitz, Andreas (2010): Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.): *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 179–206.
- Reh, Sabine/Ricken, Norbert (2012): Das Konzept der Adressierung. Zur Methodologie einer qualitativ-empirischen Erforschung von Subjektivität. In: Miethe, Ingrid/Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.): *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Opladen: Budrich, S. 35–56.
- Reh, Sabine/Rabenstein, Kerstin (2013): Die soziale Konstitution des Unterrichts in pädagogischen Praktiken und die Potentiale qualitativer Unterrichtsforschung. In: *ZfPäd*, 2013/59, Heft 3, S. 291–307.
- Reichertz, Jo (2013): „Auf einmal platzte ein Reifen.“ Oder: Kommunikatives Handeln und Situation. In: Ziemann, Andreas (Hrsg.): *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 155–182.
- Richter, Norbert Axel (2009): Die Machtverhältnisse überziehen das Körperäußere. Uniformierte Körper im Nationalsozialismus und im Liberalismus. In: *kursiv. Journal für politische Bildung* 2, S. 28–36.
- Ricken, Norbert (2009a): Über Anerkennung – Spuren einer anderen Subjektivität. In: Ders./Röhr, Henning/Ruhloff, Jörg/Schaller, Klaus (Hrsg.): *Umlernen. Festschrift für Käte Meyer-Drawe*. München: Wilhelm Fink, S. 75–92.
- Ricken, Norbert (2009b): Zeigen und Anerkennen. Anmerkungen zur Form pädagogischen Handelns. In: Berdelmann, Kathrin/Fuhr, Thomas (Hrsg.): *Operative Pädagogik. Grundlegung, Anschlüsse, Diskussion*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 111–134.
- Ricken, Norbert (2013): Anerkennung als Adressierung. In: Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunila/Freist, Dagmar (Hrsg.): *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: transcript, S. 65–95
- Riegel, Christine (2016): *Bildung, Intersektionalität, Othering. Studien zu pädagogischen Praxen der Reproduktion und Prozessen der Veränderung*. Bielefeld: transcript.
- Rose, Lotte/Schulz, Mark (2007): *Gender-Inszenierungen. Jugendliche im pädagogischen Alltag*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Rose, Lotte (2012): Fünfmal Obst und Gemüse am Tag! Gesundheitsprogramme und doing diversity – untersucht am Beispiel der Ernährungserziehung. In: Bütow, Birgit/Munsch, Chantal (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 212–228.
- Rosenthal, Gabriele (2011): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa, 3. aktualisierte und ergänzte Auflage.
- Rother, Regula (2015): Soziale Arbeit und Prostituierte in Zürich – dargestellt an den Erfahrungen der Beratungsstelle Isla Victoria. In: Albert, Martin/Wege, Julia (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 129–159.
- Rössler, Beate (2001): *Der Wert des Privaten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ruhne, Renate (2006): Körper unter Kontrolle: Prostitution als ‚soziales Problem‘ der Geschlechterordnung. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Unter Mitarbeit von Dana Giesecke und Thomas Dumke. Frankfurt/New York: Campus, S. 2520–2531.

- Ruhne, Renate (2008): Forschen im Feld der Prostitution. In: Soziale Probleme 19 (1), S. 72–89.
- Sardadvar, Karin (2010): „Wir lassen es jetzt drauf ankommen“. Deutungen von Empfängnisverhütung am Beispiel späten Kinderwunsches. In: SWS Rundschau, 50 (2), S. 228–248.
- Sartre, Jean-Paul (2012): Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Reinbek: Rowohlt.
- Sauer, Birgit (2006): Zweifelhafte Rationalität. Prostitutionspolitiken in Österreich und Slowenien. In: Grenz, Sabine/Lücke, Martin (Hrsg.): Verhandlungen im Zwielficht. Momente der Prostitution in Geschichte und Gegenwart. Bielefeld: Transcript, S. 77–94.
- Schatzki, Theodor (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie. Weilerswirs: Velbrück Wissenschaft.
- Schäfer, Cornelia (2010): Die Beratungsbeziehung in der Sozialen Arbeit. Eine theoretische und empirische Annäherung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schindler, Larissa (2011): Kampffertigkeit: Eine Soziologie praktischen Wissens. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Schindler, Larissa (2017): Beobachten. In: Gugutzer, Robert/Klein, Gabriele/Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge. Wiesbaden: VS Verlag, S. 395–405.
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmied, Gerhard (1996): Schenken. Über eine Form sozialen Handelns. Opladen: Leske & Budrich.
- Schmitz, Hermann (1965): System der Philosophie. Band 2/1: Der Leib. Bonn: Bouvier.
- Schnitzer, Anna (2017): Mehrsprachigkeit als soziale Praxis. (Re-)Konstruktionen von Differenz und Zugehörigkeit unter Jugendlichen im mehrsprachigen Kontext. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Schrader, Kerstin (2014): Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Bielefeld: transcript.
- Schroer, Markus (2005): Zur Soziologie des Körpers. In: Ders. (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–47.
- Schulte, Regina (1979): Sperrbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Schulz, Marc (2010): Performances: Jugendliche Bildungsbewegungen im pädagogischen Kontext. Eine ethnografische Studie. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schuster, Martina (2003): Kampf um Respekt. Eine ethnografische Studie über Sexarbeiterinnen. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Band 1. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als ‚bescheidene‘ Profession. In: Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske & Budrich, S. 132–170.
- Schütze, Fritz (1996): Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkungen auf die Paradoxien des professionellen Handelns. In: Combe, Arno/Helsper, Werner (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 70–182.

- Schütze, Fritz (2000): Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriss. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 1 (1), S. 49–96.
- Seele, Claudia (2016): ‚Doing Education‘ Between Monolingual Norms and Multilingual Realities. An Ethnography of Multilingualism in Early Childhood Education and Care. Painswick: E&E Publishing.
- Seichter, Sabine (2014): Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Sloss, Christine M./Harper, Gary W. (2004): When Street Sex Workers are Mothers. In: *Archives of Sexual Behavior*, 33(4), S. 329–341.
- Smith, Dorothy E. (2005): *Institutional ethnography. A Sociology for People*. Walnut Creek, CA: AltaMira Press.
- Socha, Elisabeth (2014): Sich-Kleiden als translokale Praxis. In: Scheer, Monique (Hrsg.): *Bindestrich-Deutsche? Mehrfachzugehörigkeit und Beheimatungspraktiken im Alltag*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 125–146.
- Sontag, Susan (2013): *Über Fotografie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Spradely, James P. (1979): *The ethnographic interview*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Stadelbacher, Stephanie (2016): *Die körperliche Konstruktion des Sozialen. Zum Verhältnis von Körper, Wissen und Interaktion*. Bielefeld: transcript.
- Stalder, Laurent (2009): Präliminarien. In: *Arch +*, Zeitschrift für Architektur und Städtebau (191/192): *Schwellenatlas. Von Abfallzerkleiner bis Zeitmaschine*, S. 24–25.
- Star, Susan Leigh (2010): This is not a Boundary Object: Reflections on the Origin of a Concept. In: *Science, Technology & Human Values*, 35(5), S. 601–617.
- Star, Susan Leigh (2017): *Grenzzobjekte und Medienforschung*. Bielefeld: transcript.
- Steffan, Elfriede/Rademacher, Marianne/Kraus, Michael (2002): *Gesundheitsämter im Wandel. Die Arbeit der Beratungsstellen für STDs und AIDS vor dem Hintergrund des neuen Infektionsschutzgesetzes (IfSG)*. Berlin: SPI Forschung.
- Steffan, Elfriede/Netzelmann, Tzvetina Arsova (2015): Aufsuchende Soziale Arbeit im Feld gesundheitlicher Angebote für Sexarbeiter_innen. In: Albert, Martin/Wege, Julia (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 99–110.
- Steinke, Ines (2008): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/Kardoff, von Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 319–331.
- Stenger, Ursula (2013): Der Leib als Erkenntnisorgan. In: Bilstein, Johannes/Brumlik, Micha (Hrsg.): *Die Bildung des Körpers*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 104–115.
- Stodulka, Thomas (2014): Feldforschung als Begegnung – Zur pragmatischen Dimension ethnographischer Daten. In: *Sociologus*, 64 (2), S. 179–206.
- Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (1997) (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Kiel: WUV Universitätsverlag.
- Stoller, Silvia (2010): *Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray & Butler*. München: Wilhelm Fink.
- Strauss, Anselm (1978a): A Social World Perspective. In: Denzin, Norman Kent (Hrsg.): *Studies in symbolic interaction*. Greenwich: Jai Press, S. 119–128.
- Strauss, Anselm (1978b): *Negotiations: varieties, contexts, processes, and social order*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Strauss, Anselm (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: UTB.

- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Strauss, Anselm L./Fagerhaugh, Shizuko/Suczek, Barbara/Wiener, Carolyn (1997): *Social Organization of Medical Work*. New Brunswick & London: Transaction Publishers.
- Streck, Rebekka/Unterkofler, Ursula/Reinecke-Teiner, Anja (2013): Das „Fremdwerden“ eigener Beobachtungsprotokolle – Rekonstruktionen von Schreibpraxen als methodische Reflexion. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung*, Volume 14, Nr. 1, Art. 16.
- Strübing, Jörg (2014): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens und der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Suter, Jacqueline/Muñoz, Melanie (2015): Sexarbeit und Soziale Arbeit – eine Gebrauchsanweisung. In: Albert, Martin/Wege, Julia (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 111–129.
- Terhart, Henrike (2014): *Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild*. Bielefeld: transcript.
- Thieme, Nina (2013): „Wir beschäftigen uns eigentlich nur mit nicht-idealen Adressaten...“: Eine sozialwissenschaftlich-hermeneutische Perspektive auf Konstruktionen von Kindern als Adressat/-innen der Kinder- und Jugendhilfe. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, Heft 2, Jg. 1, S. 191–204.
- Thimm, Caja/Augenstein, Susanne (1996): Lachen und Scherzen in einer Aushandlungssituation oder: Zwei Männer vereinbaren einen Termin. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Scherz-kommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung*. Opladen: Barbara Budrich, S. 221–254.
- Thole, Werner (2010): Ethnographie des Pädagogischen. Geschichte, konzeptionelle Kontur und Validität einer erziehungswissenschaftlichen Ethnographie. In: Heinzel, Frederike/Thole, Werner/Königter, Stefan/Cloos, Peter (Hrsg.): *„Auf unsicherem Terrain“*. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS Verlag, S. 17–38.
- Thompson, Christian (2011): Zeigen und Sprechen: Ironie und Unbestimmtheit in der Erziehung. In: Aßmann, Alex/Krüger, Jens Oliver (Hrsg.): *Ironie der Pädagogik. Theoretische und empirische Studien zur pädagogischen Bedeutsamkeit der Ironie*. Weinheim und München: Juventa, S. 67–84.
- Timmermanns, Stefan/Tuider, Elisabeth/Sielert, Uwe (2004): *Sexualpädagogik weiterdenken. Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Ordnungsversuche*. Weinheim: Juventa.
- Tuider, Elisabeth/Müller, Mario/Timmermanns, Stefan/Bruns-Bachmann, Petra/Koppermann, Carola (2012): *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Ulrich, Anita (1985): *Bordelle, Strassendirnen und bürgerliche Sittlichkeit in der Belle Epoque*. Zürich: Schulthess.
- Uzarewicz, Michael (2011): *Der Leib und die Grenzen der Gesellschaft. Eine neophänomenologische Soziologie des Transhumanen*. Stuttgart: Lucius&Lucius.
- Villa, Paula-Irene/Moebius, Stephan/Thiessen, Barbara (2011) (Hrsg.): *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Campus.
- Vorheyer, Claudia (2010): *Prostitution und Menschenhandel als Verwaltungsproblem. Eine qualitative Untersuchung über den beruflichen Habitus*. Bielefeld: transcript.
- Vorheyer, Claudia/Nägel, Ulrike (2011): Der habituelle Umgang mit den Paradoxien des professionellen Handelns: Soziale Arbeit in der Prostitutionsszene. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.): *Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 13–30.

- Vorheyer, Claudia (2018): Zum professionellen Habitus der Sozialarbeiter*innen im Prostitutionsfeld: Betrachtung der sozialen Problemkonstruktionen und Interventionen aus einer körpersensibilisierten Perspektive. In: Mörgen, Rebecca/Schnitzer, Anna (Hrsg.): Körper, Sexualität und Soziale Arbeit im Prostitutionsfeld: Körperbilder und Körperpraktiken zwischen Normierung, Stigmatisierung und Normalisierung. Themenschwerpunkt der Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle (2) 2018, S. 169–187.
- Wacquant, Loïc (2010): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: UVK.
- Waldenfels, Bernhard (1998): Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2015): Sozialität und Alterität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2016): Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Walter, Uta Maria (2011): Bitte recht freundlich – Neues und Altes vom „Friendly Visiting“ in den USA. In: Müller, Mathias/Bräutigam, Barbara (Hrsg.): Hilfe, sie kommen! Systemische Arbeitsweisen im aufsuchenden Kontext. Heidelberg: Carl Auer.
- Wege, Julia (2015): Soziale Arbeit im Kontext der Lebenswelt Prostitution – Professionelle Handlungsansätze im Spannungsfeld unterschiedlicher Systeme und Akteure. In: Albert, Martin/Wege, Julia (Hrsg.): Soziale Arbeit und Prostitution. Professionelle Handlungsansätze in Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag, S. 73–98.
- Weitzer, Ronald (2005): New Directions in Research on Prostitution. In: *Crime, Law & Social Change* 43, S. 211–235.
- Weitzer, Ronald (2009): *Sociology of Sex Work*. *Annual Review of Sociology* 35, S. 213–234.
- Wendler, Michael/Huster, Ernst-Ulrich (2015) (Hrsg.): *Der Körper als Ressource in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- West, Candace/Zimmermann, Don H. (1987): *Doing gender*. *Gender & Society*, 1, S. 125–151.
- West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): *Doing difference*. In: *Gender and Society* 9 (1), S. 8–37
- Wille, Christian/Bres, Julia de/Franziskus, Anne (2002): Interkulturelle Arbeitswelten in Luxemburg. Mehrsprachigkeit und kulturelle Vielfalt am Arbeitsplatz von Grenzgängern. In: *Interculture Journal* (2012), 11/17, S. 73–91. Online verfügbar unter: www.interculture-journal.com/index.php/icj/article/viewFile/156/263 [zuletzt am 18.02.2018].
- Winkler, Michael (2010): *Erziehung*. In: Krüger, Heinz-Hermann/Helsper, Werner (Hrsg.): *Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Barbara Budrich, S. 57–78.
- Wittgenstein, Ludwig (2001): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wolff, Stephan (1983): *Die Produktion von Fürsorglichkeit*. Bielefeld: AJZ-Druck + Verlag.
- Wolff, Stephan/Meier, Christoph (1995): *Das konversationsanalytische Mikroskop: Beobachtungen zur minimalen Redeannahmen und Fokussierungen im Verlauf eines Therapiegesprächs*. In: Buchholz, Michael M. (Hrsg.): *Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 49–92.
- Wolff, Stephan (2008): *Wege ins Feld und ihre Varianten*. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 334–349.

- Wrede, Birgitta (2000): Was ist Sexualität? Sexualität als Natur, als Kultur und als Diskursprodukt. In: Schmerl, Christiane/Soine, Stefanie/Stein-Hilbers, Marlene (Hrsg.): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Opladen: Leske& Budrich, S. 25–43.
- Wulf, Christoph (1997): Mimesis. In: Ders. (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim/Basel: Beltz, S. 1015–1029.
- Wulf, Christoph/Althans, Birgit/Audehm, Kathrin/Bausch, Konstanze/Göhlich, Michael/Sting, Stephahn/Tervooren, Anja/Wagner-Willi, Monika/Zirfas, Jörg (2001): Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen: Leske & Budrich.
- Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (2007): Performative Pädagogik und performative Bildungstheorien. Ein neuer Fokus erziehungswissenschaftlicher Forschung. In: Dies. (Hrsg.): Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven. Weinheim: Beltz, S. 7–41.
- Wulf, Christoph (2017): Rituale: Praktiken zur Regulierung von Nähe und Distanz. In: Pädagogische Rundschau, 71(6), S. 623–630.
- Ziegler, Beatrice (2007): Arbeit – Körper – Öffentlichkeit. Berner und Bieler Frauen zwischen Diskurs und Alltag (1919–1945). Zürich: Chronos.
- Ziemann, Andreas (2017): Das Bordell. Historische und soziologische Beobachtungen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Zinnecker, Jürgen (2000): Pädagogische Ethnographie. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaften, 3. Jg., Heft 33, S. 381–394.